A 603887

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

L(o)uiſe von François

Geſammelte Werke in fünf Bänden

Dritter Band

Stufenjahre eines Glücklichen

Von

Louise von François

Im Insel-Verlag zu Leipzig

838
F825
1918
v.3

G.L.
German
W. Funke
7.12.55
93321

Wiegenſegen

7-29-55 MFP

In der Pfarre von Werben hat man den letzten freien Ausblick in das Tal, das ſich von da ab zur Aue verflacht. Der Garten umzieht nach drei Seiten das Haus; gegen Mittag trennt es nur ein Fußpfad von dem rebenbepflanzten ſteilen Uferhange; raſch bewegt ſtrömt unten der Fluß; ſeine jenſeitigen Ränder ſteigen, mit Laubwald bedeckt, mählich empor hinter ſaftigen Wieſenflächen, die rings das untere Dorf nebſt dem Talgute umſchließen, während auf der nördlichen Hochfläche unüberſehbare Korngebreite ſich dehnen. Die Kirche, vom Friedhof umſchloſſen, wie auch weiterhin das Oberdorf, liegen eine Strecke rückwärts im freien Felde; das Schloßgut aber, mit ſeinen ſich zum Fluß abſenkenden Terraſſen, ſteht nur auf halber Uferhöhe und zieht die Auffahrt zu ihm ſich entlang einer Schlucht, deren beide Seiten von ärmlichen Frönerhütten eingefaßt ſind. Die alleräußerſte, die allerärmlichſte von ihnen, wie ein Neſt an den Felſen geklebt, iſt die des Gemeindehirten, das Hutmannshaus.

So hat man in der Pfarre den Blick weder zum Grunde hinab noch zum Himmel hinan beſchränkt; ſie bildet ein herzerquickendes Lug ins Land; ein Odem geſunder Friſche und Fülle umweht ſie von allen Seiten, und geſunde, herzerquickende Menſchen ſind es auch, die ſie bewohnen.

Es iſt Johannisnachmittag; ſieben Kornblumenkränze vor den Fenſtern deuten den Kinderſegen an, der dem Hauſe entſproſſen iſt; der Vater muſtert im kleinen Vorgarten ſeinen Roſenflor; Stock für Stock werden die vollreifen Blüten abgeſchnitten, auf daß die Knoſpen ſich zu entfalten Saft und Raum gewinnen und die geſammelten Blätter, in der Wäſchtruhe verduftend, mitten im Winter an die köſtlichſte Blumenzeit gemahnen.

In der Weinlaube, dicht neben der Haustür, ſitzt die

Frau Paſtorin; der Strickſtrumpf ruht in ihrem Schoß und der Blick auf dem jüngſten der Sieben, das vor ihr in der Korbwiege ſchlummert. Es zählt erſt vierzehn Lebenstage, und wäre heute nicht das Feſt des Täufers, an welchem jegliches Unternehmen zum Segen gedeiht, hätte es wohl noch ein Weilchen ſich in der verhüllten Wochenſtube gedulden müſſen. Es iſt ein unruhiges, ſpärliches Geſchöpfchen; nun aber hat die hohe, ſtille Juniſonne und hat die Würze der Rebenblüte es dem kleinen Unhold angetan; er ſchläft ſeit einer Stunde nach Wiegenkinder Art und Pflicht.

So zart und bläßlich das Kind, ſo rund und rotbäckig iſt die Mutter; und ſie iſt keine junge Mutter mehr. Sie könnte gut und gern ſchon Großmutter ſein, und daß ſie mit den Freuden und Sorgen einer Kinderſtube nicht kärglich bedacht worden iſt, bekunden die Johanniskränze an ihrem Haus. Dennoch hat ſie den kleinen Spätling ſieben Jahre lang mit Sehnſucht erwartet und ſich ſeiner Anmeldung wie der eines Erſtlings erfreut. Denn die ſechs Vorläufer ſind Mädchen, lauter Mädchen, und nun ſollte und mußte die Siebenzahl durch einen Knaben abgeſchloſſen werden.

Nicht um ihrer ſelbſt willen; Frau Hanna Blümel fühlte ſich von Grund aus eine Töchtermutter, meinte auch – es iſt ein Menſchenalter her, daß ſie alſo meinte, und die Meinungen ändern ſich in einem Menſchenalter –, dazumal aber meinte ſie, daß doppelt ſo viel Mädchen leichter zu erziehen und dereinſt leichter zu verſorgen ſeien als halb ſo viel Knaben. Nein, nicht ſich ſelbſt, aber ihrem Gatten hätte ſie doch ſo herzlich einen Sohn gewünſcht, mit dem er wiederum ſo jung werden konnte, wie ſie es zwiſchen ihren Töchtern geblieben war; wiederum jung werden, in-

dem er ihn durch die Reihen ſeiner geliebten alten Heiden und Chriſten führte. Und nun war es zum ſiebenten Mal ein Mädchen, das kein Vater durch alte Heiden- und Chriſtenreihen zu führen Verlangen trägt, und Frau Hanna Blümel fühlte ſich nahezu beſchämt, als hätte ſie ihren irdiſchen Beruf nur zur Hälfte erfüllt. Zwar hatte der fromme Herr ob der Enttäuſchung weder gemurrt, noch geklagt, noch auch nur geſeufzt. Er hatte einfach geſchwiegen. Es gibt aber ein ſehr beredſames Schweigen, und für Paſtor Blümel gab es ein ſpeziell beredſames.

Paſtor Blümel war Blumiſt; von allen Gottesgeſchöpfen liebte er keine zärtlicher als die, welche lautlos am Boden erblühen; – die, wenn auch mitunter etwas allzu lauten Menſchenblüten ſelbſtverſtändlich ausgenommen. „Zwiſchen Kindern und Blumen iſt Wohlſein," ſagte er gern. Nachdem er daher ſeine älteſte Tochter, die noch während der Leidenszeit der hehren Königin geboren ward, auf deren Namen und die beiden nächſtfolgenden auf die ihrer Großmütter getauft hatte, wußte er für die drei nachfolgenden, – da ſeine Hanna, häuslicher Verwechſlungen halber, auf eine Namensteilung verzichtete, – keine anſprechenderen zu wählen als einen von denen ſeiner Blumenkinder; die kluge Hausfrau aber ließ ſich neben dem Luischen, Lorchen und Dorchen eine Liane, Balſamine und Erika bereitwillig gefallen. Sie ſah ein Liebeszeichen in der Wahl, und das botaniſche Namenserbe für den Hausgebrauch gätlich in ein Linchen, Minchen und Riekchen umzuwandeln, war ja ſo leicht.

Nun aber hatte der Vater ſein Letztgeborenes noch nicht ein einziges Mal auf ſeine Blumenverwandtſchaft hin angeſchaut, ſich keine Blumenpatenſchaft für dasſelbe aus-

erkoren. Tauftag und Taufzeugen waren festgestellt. Die älteste Tochter sollte das Schwesterchen über das heiligende Wasser halten; der Amtsbruder Kurze in Bielitz und Frau Amtmann Mehlborn, die Gutspächterin, sollten ihr zur Seite stehen, und weil dieser guten Freundin Geburtstag heuer just auf den sechsten Sonntag nach Trinitatis, will sagen auf den Perikopentag von dem brüderlichen Versöhnungsopfer, Pastor Blümels Leibtext fiel, war es seiner Gattin leicht geworden, ihn zum Verschieben des Weiheaktes bis auf diesen Festtag zu bestimmen. Als sie nun aber auch den Namen des Täuflings in Erwägung stellte, da hatte der Vater lächelnd erwidert: „Wähle ihn nach deinem Gefallen, liebe Hanna!"

„Nach ihrem Gefallen!" deutlicher hätte er doch wahrhaftig seine Gleichgültigkeit nicht ausdrücken können! Und das inmitten des üppigsten Juniflors! Er hatte in seinem Treibbeet zum ersten Male eine neue Sommerpflanze zum Blühen gebracht; wäre es ihm beigekommen, sein Töchterchen nach ihr Gloxinia zu taufen, Frau Hanna würde kein Wort dagegen erhoben und für den Hausgebrauch dem Linchen und Minchen ein Sinchen angereiht haben. „Nach deinem Gefallen!" sie empfand die Kränkung ihres unschuldigen Lämmchens bis in den Muttergrund hinein, ja als sie heute, zum ersten Male seit zwei Wochen, den hartherzigen Töchtervater mit so viel Sorgfalt zwischen seinen Blumenkindern walten und dabei so achtlos an der kleinen Menschenblüte in der Wiege vorüberschlendern sah, da hätte sie vor Entrüstung Tränen vergießen mögen; und Frau Hanna Blümel hatte wohl schon manchmal Kummertränen und öfter noch Freudentränen geweint, eine Träne der Entrüstung aber hatte ihr noch nie die guten, klugen Augen getrübt. Sie beugte sich über die Wiege und küßte ihr

kleines Mädchen ſo ungeſtüm, als ob ſie es durch doppelte Zärtlichkeit für den Abbruch an Vaterfreude entſchädigen müſſe.

Aber die Liebe macht ſchlau und Mutterliebe am ſchlauſten. Als ſie den grauſamen Vater ſich wieder einmal der Laube nähern hörte, zog Frau Hanna das Geſicht haſtig unter dem Wiegenhimmel hervor, lehnte ſich auf der Bank zurück und ſetzte ihre Stricknadeln in Bewegung. In ihrem anſchlägigen Haupte war ein verwogenes Stratagem reif geworden; in heller Kampfesluſt hatten die Wangen ſich noch eine Schattierung höher als in Friedenszeiten gefärbt, und aus den blauen Augen blitzte ein lächelnder Trotz: „Dir ſoll und wird zu deinem Recht verholfen werden, du unſchuldige Kreatur!“

Die unſchuldige Kreatur unterſtützte die mütterliche Kriegsliſt durch verdrießliches Gemurr. Ob ſie der Schlummerruhe, die durchaus nicht in ihrem Temperament zu liegen ſchien, überdrüſſig, ob ſie durch den ungeſtümen Kuß vor der Zeit aus derſelben geweckt worden war: kurzum ſie murrte, und das Murren ſchlug in Greinen um, juſt als der Vater herantrat, ſeine Roſenernte darzubieten. Frau Hanna beachtete weder das Greinen noch die Ernte; die Stirn in krauſe Falten gezogen, ſtrickte ſie mit Vehemenz.

„Die Kleine verlangt nach dir, Hanna,“ mahnte der Vater. Fran Hanna nahm die fünfte Stricknadel zwiſchen die Lippen, zog die Brauen in die Höhe und zählte die Maſchen ihres Strumpfes.

Paſtor Blümel ſchob das ſchwarze Käppchen von der Stirn zurück, wiſchte die Brillengläſer mit dem Taſchentuche ab und blickte in hellem Wunder auf das befremdliche Gebaren. Er ſtand noch mehr wie ſeine Gattin in dem

Alter, wo Elternfreuden, selber bei einem Landpfarrer, Ausnahmen werden; er schaute auf eine mehr als zwanzigjährige Ehe zurück, aber noch nie hatte er sein frohgewilltes Weib ärgerlicher Laune gesehen, noch niemals seine Stirn gefurcht und die Lippen mißmutig herabgezogen wie heute. Und das umwogt von Balsamdüften und bei einem Anlaß, der das Mutterherz zu inbrünstigem Danke stimmen mußte!

Das Kind schrie jetzt jämmerlich; die Mutter schien über dem Klappern der Stricknadeln taub geworden zu sein.

„Die Kleine verlangt nach dir, Hanna!" wiederholte der Vater mit ängstlicher Miene.

Sie biß die Lippen übereinander und strickte, als ob es auf der Welt nichts so Wichtiges wie eine Strumpfhacke fertigzubringen gäbe. Der Vater setzte sich an ihre Seite und begann die Schaukel der Wiege zu treten; das Kind schrie und strampelte merklich mit den Beinchen.

„Die Kleine verlangt nach dir, Hanna!" sagte der Vater zum dritten Male, diesmal mit vorwurfsvollem Klang.

„So laß doch den Schreihals!" versetzte die Mutter, ohne aufzublicken. „Mädchen querelen allemal ärger als Knaben!"

Pastor Blümel schüttelte den Kopf und trat die Schaukel immer eifriger. Er beugte sich über die Wiege, versuchte die Bänder des Wickelbettchens zu lösen und betrachtete aufmerksam das kleine, vom Schreien kirschrote Gesicht. „Ein herziges Püppchen!" meinte er nach einer Weile. „Es sieht dir ähnlich, liebe Hanna."

„Mir?" widersprach sie. „Dir ists wie aus den Augen geschnitten, Konstantin."

Der Pastor schüttete seinen Rosenkorb über die Wiegen-

decke und kitzelte das kindliche Stumpfnäschen mit einer Zentifolie; die Kleine ward für einen Moment still, nieste dann und verzog die Lippen zu einem Lächeln, was bei Wickelkindern ein Zeichen des Unbehagens ist und einen demnächstigen Ausbruch gewärtigen läßt. Der Vater aber erwiderte das Lächeln, nickte seinem Töchterchen zu und sagte:

„Die Kleine spürt wahrlich schon den Rosenduft! Oder meinst du, Hannchen, daß sie auf dem Weiß der Decke die bunten Farben unterscheidet?"

„Sie wird eine Blumennärrin werden," spottete die Mutter. „Derlei unnütze Steckenpferde sind fast immer ein Tochtererbe. Wäre es ein Knabe — —"

„Würde er jetzt schon mit Stricknadeln spielen, gelt?" unterbrach sie lächelnd der Vater. „Wie vereitelte Wünsche dich doch betören, Hanna!"

„Dich etwa nicht, Konstantin?"

„Gott verhüte es! Nun ja, warum sollte ich es leugnen? Ich habe bei jeder Aussicht auf Elternfreuden, also siebenmal, einen Sohn erhofft. Hatte der Vater sein Genügen, so hätte der alte Pädagog doch gern mit einem Knaben seinen Plutarch noch einmal vorgenommen, der Diener im Amt sich gern einen Nachfolger herangezogen. Mir war mitunter, als ob ich vor der Zeit — wie soll ich nur sagen? — nun ja, zusammenschrumpfe, als ob bei der Bildung eines Sohnes, — ja lächle nur, Hannchen, — ich noch wachsen könne. Als aber der Herr für den Sohn, den er versagte, mir — —"

„Sieben nichtsnutzige Mädchen bescherte, die von alten Heiden den Kuckuck verstehen, menschliche Wesen zweiter Klasse, Mitteldinger zwischen Aff und Mann —"

„Frevle nicht, Weib!" rief der Pfarrer schier entsetzt.

„Versündige dich nicht! Wie wirst du eines Tages deinem Gott noch dafür danken, daß dieses Kind wiederum ein Mädchen war! Vota Diis exaudita malignis! Das heißt: Böswillige Götter erhören unsere Wünsche, sagten die alten Heiden, deren du soeben höhnend erwähntest, weil du sie nicht verstehst, liebe Hanna, nur weil du sie nicht verstehst, da sie in manchen Gebieten heute noch uns weit überlegen sind. Was uns aber himmelhoch über sie erhebt, ist, daß wir eines Vaters Weisheit verehren, wenn uns die natürlichsten Wünsche versagt, die teuersten Hoffnungen zunichte werden. Und darum, Hanna, werden wir unser kleines Mädchen lieben, nicht nur als unser Fleisch und Blut, sondern auch als einen besonderen Gottessegen. Es lag eine Absicht in dieser Gabe, die wir uns mühen wollen zu verstehen. Und dann, Hannchen," – setzte er nach einer kleinen Pause tröstend hinzu – vielleicht nur sie, vielleicht auch ein wenig sich selbst, – „Hannchen, es braucht ja just noch nicht die letzte Hoffnung zu sein."

„Hilft der Himmel – doch!" rief Mutter Hannchen mit dem hellsten Farbenklang der Aufrichtigkeit.

Das Kind hatte, wie sein Lächeln angedeutet, während des Vaters erbaulicher Rede seiner Schreilaune in wahrhaft erschrecklicher Weise die Zügel schießen lassen. Das Schaukeln verschlug nicht mehr; der Vater mußte es aus der Wiege heben und auf den Armen schwenkend es vor der Laube hin und wieder tragen, bis die roten Deckelchen sich von neuem über die Augen senkten. Die Mutter blickte mit verstohlener Rührung auf die absonderliche Gruppe; sie überlegte, ob ihr diplomatisches Kunststück schon im ersten Angriff gelungen sei, hielt es indessen für geraten, der Krise bis auf weiteres zuwartend ihren Lauf zu lassen. Sie strickte, aber gelassener, und begnügte sich, nachdem ihr

Konstantin die Kleine wieder in der Wiege untergebracht, derselben hinter seinem Rücken die Lage etwas behaglicher herzustellen.

Der Pfarrer hatte die Laube verlassen; in ernsten Gedanken ging er den Gartenweg auf und ab. Wie sollte er sich die naturwidrige Verfassung seiner Gattin erklären? Sie, bisher die verkörperte Mutterlust, am ersten Tage der Genesung, unter dem strahlenden Johannishimmel, umwogt vom Weihrauch der Sommerblüte, plötzlich die Seele voll Unmut, die Rede eitel Sarkasmen, Verdruß, ja Zorn gegen ein unschuldiges Kind! Und das lediglich aus dem Grunde, daß dieses Kind sich unter ihrem Herzen zu einem Wesen ihrer eigenen Gattung gestaltet hatte! Konstantin Blümel hatte in seiner persönlichen Konstitution, wie in der seiner Familie, Gott sei Dank! wenig Bekanntschaft gemacht mit den geheimnisvollen Zwischenträgern, die nur allzu häufig Hader auf Leben und Tod unter den gewaltigen Zweiherrn Leib und Seele anzustiften pflegen. In diesem außerordentlichen Falle konnte er indessen lediglich auf eine krankhafte Überreizung der Nerven infolge des Wochenbettes schließen, und so viel sah er ein, daß in gegenwärtigem Stadium es verlorene Mühe sein werde, mit christlicher und menschlicher Pflichtenlehre direkt gegen die Dämonen zu Felde zu ziehen. Um sich greifen durfte er, als Seelsorger und Vater, das Unheil indessen auch nicht lassen, und so gelangte er zu dem Beschluß, auf einem Umwege die Gedanken in die natürliche Bahn zurückzulenken, so wie etwa der Dichter eine zuträgliche Moral dem Volke im Gewand der Fabel zu Gemüte führt. Er kehrte in die Laube zurück und hob an, indem er sich an der Seite seiner Gemahlin niederließ:

„Ich habe dir, liebe Hanna, noch nicht von meinem

gestrigen Abendgange durch das Dorf erzählt. Du warst, als ich heimkehrte, ruhebedürftig, und ich war erregt wie immer, wenn ich mit dem Hutmannshause in Berührung komme. Der bloße Anblick schneidet mir in das Herz! Ein derartig menschenunwürdiges Obdach am Eingange zu einem wohlangesehenen Edelhofe, – ja fürwahr, kein feiner Ruhm würde es zu nennen sein, hätte unsere gnädige Herrschaft diesen ihren Erbsitz in der neuen Provinz jemals in Obacht genommen."

„Eine Sünde und eine Schande nenne ich es, Konstantin, ohne Wenn und Aber," entgegnete Frau Hanna.

Ihr Eheherr seufzte. „Was dem Auge fern ist, ist es dem Herzen auch," sagte er darauf. „Dazu, wir wissen es ja, die finanzielle Lage! Der leidige Kriegszustand hat schon manchen reichen Grundbesitzer zu einem Ärmling gemacht."

„Den von Werben mehr der Friedens- als der Kriegszustand, Konstantin."

Pastor Blümel tat, als hätte er den Widerspruch nicht gehört.

„Und was den Pächter betrifft," fuhr er fort, „so können Reparaturen aus eigenem Säckel dem Manne billigerweise doch auch nicht zugemutet werden."

„Ei, warum denn nicht, Konstantin?" wendete Frau Hanna ein in ihrem allernatürlichsten munteren Ton. Ob sie die Rolle der Rabenmutter vergessen hatte oder, siegessicher, sie fortan für überflüssig hielt – genug, sie lachte, und ihr feiner Seelsorger lächelte. „Ihn, den Pächter, haben weder Kriegs- noch Friedenszeiten zum Ärmling gemacht. Mittel sind da! ist des Großhansen Spruch, und woher stammen die Mittel als aus den Vorteilen der Pachtung, die von Vater auf Sohn den Mehlborns zugute gekommen sind?"

„Erweisbar doch aber nur geſetzlich geſtattete Mittel, Hanna!“

„Lehre mich meinen Harpax kennen, Konſtantin!“ eiferte Frau Hanna, worauf ihr gern entſchuldigender Konſtantin anführte, daß ohne eine ſtreng erhaltſame Ader ein Bauer, trotz aller Arbeit, es nicht zum Wohlſtand bringen werde, in bezug auf den Großhanſen indeſſen nicht umhin konnte zuzugeſtehen, daß dem Manne dieſer Wohlſtand ſamt der adligen Verſchwägerung einigermaßen zu Kopfe geſtiegen ſeien.

„Indeſſen,“ ſetzte er hinzu, „wem ſchadet er durch ſeinen Sparren als ſich allein? Bei aller Klugheit merkt er bis jetzt noch nicht, daß er die Zielſcheibe des Spottes geworden iſt. Eines Tages aber wird er es merken und – es tut mir immer weh, liebes Hannchen, wenn ich dich unter den Spöttern ſitzen ſehe.“

„Aber Konſtantin, wozu wären denn die Narren gut, wenn man nicht einmal über ſie lachen dürfte?“

„Es iſt ja eine ſo alltägliche Narretei, Hanna; in alten wie neuen Komödien bis auf die Grundneige ausgenutzt, langweilig oder traurig je – –“

„Im Gegenteil, Konſtantin; ein Sonntagsſparren iſt es, der kurzweilig wirkt durch den Kontraſt. Wie es Quartalstrinker gibt, die durch einen periodiſchen Rauſch ſich für die Alltagsnüchternheit entſchädigen, ſo ſticht auch unſeren Bauer nur in Pauſen eine nobele ſpaniſche Fliege, und in der Zwiſchenzeit iſt er ein Grobian und ein Filz der erſten Sorte. Man käme aus der Erboſung nicht heraus, wenn ſeine Narretei den Patron nicht dann und wann ein bißchen erträglicher machte.“

„Warum willſt du dich nicht aber lieber an die geſunden Kräfte halten, die allen Schäden und Schrullen zum Trotz

– Adams Erbteil, liebe Hanna, in irgendeiner Weise keinem seiner Kinder erspart! – sich in seiner Natur behauptet haben? An seine Tüchtigkeit, Mäßigkeit, Unermüdlichkeit und – ich will nicht das höchste Wort gebrauchen, aber ich bleibe dabei, daß ein schlechthin unredliches Geschäft dem Manne weder nachzuweisen, noch auch nur zuzutrauen wäre. Wie zum Magnaten ist er auch zum Schwindler, Gott sei Dank! allzu standfest ein Bauer."

„Das heißt ein Schlaukopf, der das Risiko eines Schwindels scheut!" rief Frau Hanna, welche jetzt unwiderstehlich aus der tragischen Rolle in ein lustiges Lieblingsthema verfallen war. „Aber warte nur, warte, du mein titulierter Herr Rittergutsbesitzer und Baron in spe! bei der ersten Lektion, welche die gräfliche Exgouvernante dir wieder in der höheren Tafelkunst erteilt – wir sind beim Gabelführen mit der linken Hand stehen geblieben, Konstantin! – bei der nächsten Quartalsschrulle soll das baufällige Hirtenhaus dir recht erbaulich zu Gemüte geführt werden, und für ein neues Schindeldach vor Winters, dafür mindestens, Konstantin, bin ich dir gut."

„Nun mache es nur gnädig mit deinem alten Zögling, Hannchen," versetzte der Pfarrherr lächelnd. „Glückt es dir aber mit dem Schindeldach, so freue dich, daß dasselbe noch den armen Freys, das heißt den Ärmsten der Gemeinde zugute kommen wird. Auf meine Vorstellung hat der Herr General ihnen das Wohnungsrecht in einem der Fröner-häuser wie bisher zugestanden, wenn auch weder die Gemeinde, noch der Amtmann zu bewegen war, den Klaus über den Johannistermin hinaus als Schäfer beizubehalten. Gestern hat er die Herde zum letzten Male ausgetrieben."

Der gütige Mann seufzte bei den Worten; seine Hanna dagegen erklärte die Gemeinde und in diesem speziellen

Falle ſogar den ſchnöden Amtmann für durchaus in ihrem Recht.

Wie hatte ſie, Frau Hanna nämlich, den Klaus ſeit Jahr und Tag gemahnt, gewarnt, geſcholten! Wer nicht hört, muß fühlen. Die vermaledeite Schenke lag dem Hutmann, ob er aus- oder eintrieb, allemal bei Wege. Die Herde wurde ſeinen wilden Buben, wenn nicht gar dem alten, lahmen, blinden Phylax überlaſſen, und die gutmütigen Schäfchen ſind lange nicht ſo dumm, wie ſie ausſehen: ſie wiſſen fette Wieſen einem abgeweideten Anger vorzuziehn. Der Ungehörigkeiten – gelinde ausgedrückt –, die bei der vorjährigen Schur vorgekommen ſind, noch gar nicht einmal zu gedenken.

Der Pfarrer konnte dieſen Bezichtigungen leider nicht widerſprechen, ſetzte aber milde hinzu: „Schuld geht faſt jedem Elend und Ungeſchick faſt jedem Mißgeſchick voran, liebe Hanna. Werden Elend und Mißgeſchick aber weniger erbarmenswert, oder etwa erbarmenswerter, weil ſie ſich erweislich, ſei es aus unſern Handlungen, ſei es aus unſern Unterlaſſungen entwickelt haben? Und wenn wir hier ein Gemeindeglied auf abſchüſſiger Bahn ſinken ſehen ſo tief, wie meiner Zeit noch keines geſunken iſt, vom anſäſſigen Bauer zum Schafhirten und von dieſem – –“

„Zum Tagedieb und Strolch!“

„Dieſes Äußerſte abzuwenden war der Zweck meines geſtrigen Weges, liebe Hanna. Helfen, das heißt dauernd Arbeit geben, kann allerdings nur der Amtmann; bis dieſer aber ſeinen Widerwillen gegen den Klaus überwunden haben, bis er, bei kaum vermeidlichen Rückfällen des Arbeitsſcheuen, zu chriſtlicher Langmut zu bewegen ſein wird, – was meinſt du, mein Hannchen, wenn wir den Klaus zunächſt unſere Spargelbeete umrajolen ließen?“

„Aber, Konſtantin, damit hat es ja noch Jahr und Tag Zeit!“

„Mit dem Spargelbeet allerdings, Hannchen, aber mit dem Klaus hat es Eile.“

„Eile mit Weile, Konſtantin! Die Ernte ſteht vor der Tür, und die Spargelbeete laufen nicht davon, bis einmal die Arbeit nicht haufenweis bei Wege liegt. Aber erzähle doch deinen Dorfgang zu Ende. Du warſt auf des Klauſen abſchüſſiger Bahn angelangt. Nun weiter!“

„Ja, weiter,“ ſeufzte der Pfarrer. „Der Mann iſt ſchuldig, unleugbar ſchuldig, Hanna. Aber ebenſo unleugbar iſt er zu entſchuldigen. Er iſt ein Bauernſohn, aber ihm fehlte nun einmal das Erbe jeglichen Bauernſinns und Schicks; daß ich ſo ſage eine Mehlbornſche Ader. Und an ſchlimmen Zufälligkeiten, wie wir törichterweiſe das Unberechnete, oder vielleicht Unberechenbare nennen, hat es wahrlich auch nicht gefehlt. Neun lebendige Kinder, und das zehnte vor der Tür! Könnte halbwegs ein Gotteslåſterer da nicht verſucht ſein auszurufen: Herr, halt ein mit deinem Segen! Schon das Aufbringen, welche Laſt und Qual! Und ſind ſie endlich ſo weit: wie die Vöglein, wenn ſie flügge geworden, fliegen ſie hinaus in die Welt, und hülflos, unfähig zur Hilfe, haben die Erzeuger das Nachſehen. Des Klauſen Weib, die arme Kreuzträgerin, iſt eine Mutter nach Gottes Herzen. Aber wußte ſie ein Wort davon, als ihr Erſtgeborener, der Gardiſt, im Lazarett mit dem Tode rang? Und hätte ſie darum gewußt, würde ſie zur Pflege an ſeine Bettſtatt haben eilen dürfen? Oder, was konnte ſie für ihren Zweitgeborenen, den blöden Friede tun, als er, kaum eine Stunde von ihr fern, vom Gänſejungen zum Kuhjungen und vom Kuhjungen zum Pferdejungen herangeprügelt wurde, bis auch ihn ſchließlich der

heilſame Korporalſtock unter ſeine Zucht genommen hat? Ein Glück, daß den jüngeren Sieben die gleiche Schule in Ausſicht ſteht. Neun Jungen! Prachtjungen! Wahre Enaksſöhne, geborene Flügelmänner, einer wie der andere! Der Stolz eines Vaterlandsfreundes und die Luſt eines wohlgerichteten Vaterherzens! Hanna, Hanna! Wer ermißt aber die ſonderbare Führung, welche dem einen das Heißerſehnte hartnäckig verſagt und dem anderen es bis zum Übermaß, bis zur Überlaſt verleiht?"

Frau Hanna zog bei dieſer unerwarteten Rückfälligkeit die glatte, roſige Stirn in die allerkrauſeſten Falten; ſie ließ das Kind, welches, weil es wiederum zu murren begonnen, ſie auf ihren Schoß zu nehmen im Begriffe war, ſo unſanft, als ſie es über das Herz brachte, in die Wiege zurückſinken und rief, indem ſie ihm eine Fauſt machte: „Da hörſt du's, unnütze Mädchenkreatur! die ärmſten Hirtenbuben wachſen ohne Zuck und Muck zu Flügelmännern und Vaterlandsverteidigern heran, während ihr, armſelige Jammerbaſen — —"

Der Vater hatte auf dem falſchen Wege, in den er ſich verirrt, erſchrocken innegehalten. Er trat wieder energiſch die Schaukel, fächelte das Geſichtchen mit ſeiner Zentifolie, bis die roten Augendeckel wieder zufielen, und lenkte, ohne ſeine Hanna ausreden zu laſſen, nach ſeinem eigentlichen Ziele zurück.

„Der Klaus ſaß auf einem Klotz ſeiner Tür gegenüber; er mochte das Valet von ſeiner Herde einem der Buben überlaſſen haben und eben erſt aus der Schenke heimgekehrt ſein, denn der Fuſeldunſt qualmte ihm gleichſam aus dem puterroten Schädel, und halb im Taumel – ganz in Taumel gerät er ſchon längſt nicht mehr – glotzte er in das Blaue

hinein. Der Schenkwirt ist auch schuldig, hauptschuldig, Hanna. Wozu er keinen Besseren hat, hat er den Frey, und der Frey ist ihm gewärtig – leider ihm allein – und wäre es mitten in der Nacht; denn jeder eilige Botenweg, jeder noch so gröbliche Dienst wird statt mit Brot oder Geld mit den eklen Branntweinneigen bezahlt, die kein Gast mehr mag. Mein Gang, ich sah es, war verfehlt; wozu hätte in dieser wüsten Verfassung mein Arbeitsvorschlag führen sollen? Ich stellte mich, als ob ich den Mann nicht bemerkte, indem ich den Kopf nach dem engen Hofraum drehte, auf dessen magerem Dunghaufen das junge Hirtenvolk sich mit ein paar Hühnern und Ferkeln herumjagte. Das liebe Vieh eitel Haut und Bein, die Menschenbrut pausbäckige Apfelgesichter! Das gedeiht wie durch Wunder bei allem Unflat und Hunger."

„Ich würde sagen, Konstantin," wendete die Pastorin ein, „das gedeiht, weil eine brave Mutter den Unflat alle Tage wieder abwäscht und kämmt und weil die Brosamen von unserer Amtmännin Tische so reichlich fallen, als die Batzen aus des sauberen Herrn Amtmanns Tasche knapp. Aber weiter, Konstantin. Du redetest den Klaus also nicht darauf an?"

„Ich nicht ihn, aber er mich, Hanna. – ‚Sie kundschaften wohl nach Ihrem Dezem, Herr Pastor,' fragte er mit schmunzelndem Hohn. – Du mußt wissen, Hanna, mit dem Dezem, da meinte er, landläufig, das Zinshuhn, das auf der armen Frönerhütte lastet, und das am Johannistermin regelmäßig in Erinnerung zu bringen der Kantor törichterweise noch immer für seine Schuldigkeit hält."

„Du solltest den Beyfuß darum loben, Konstantin. Ordnung muß sein, und Recht bleibt Recht. Der reichste Hof-

besitzer beruft sich schließlich auf den armen Fröner, dessen Zinshuhn eingeschlummert ist."

Pastor Blümel seufzte tief. „Hanna," sagte er darauf, „den Tag, an welchem die langgeplante Ablösung dieses widerwärtigen Opfers an Korn und Blut zu einer Wahrheit wird, den Tag wollen wir feiern wie ein zweites Hochzeitsfest."

„Insofern die Welt auch bei uns nicht ein bißchen auf den Kopf gestellt werden sollte, wird es mit dem Feste Weile haben, Konstantin," entgegnete Frau Hanna lachend. „Denn gehts ans Steuern, greift der Bauer immer noch eher in den Sack als in den Säckel. Aber weiter, Freund, was gabst du denn dem Kujon auf seine Unverschämtheit zurück?"

„Ich entgegnete ihm einfach, daß ich nicht um des Huhnes willen gekommen sei, wie selbiges ja auch bisher alljährlich von mir gestundet worden. Worauf der Spottvogel dann kichernd erwiderte:

„Weil mein Gezücht der Frau Pastorin in ihren Suppentopf nicht fett genug ist, gelt?"

„Ei, du Höllenbraten!" rief die Pastorin mit drohender Faust. „Aber warte nur, warte! Nun auf diesen Dank, Konstantin, hast du, will ich hoffen, deinem Beichtsohne doch gebührentlich gedient?"

„Gebührentlich, Hanna, ich schwieg. Leider indessen nicht beharrlich genug; denn als auf meine ablenkende Frage nach seiner Frau der Klaus mir gleichmütig erwiderte, daß sie seit Morgens auf der Gutswiese mit Heuwenden beschäftigt sei, da, ich gestehe es mit Scham, übermannte mich Wort um Wort der Zorn, welcher, wie gerecht auch immer der Anlaß, für einen in meinen Jahren und in meinem Amte doppelt sträflich ist, daher ich mich denn auch über

die herbe Lektion, die er mir eintrug, nicht beklagen darf. ‚Scheut Ihr Euch nicht der Sünde,‘ fuhr ich auf, ‚das Weib, das Euch neun Söhne geboren hat . . .‘

‚Ist es meine Schuld, Herr Pastor,‘ höhnte der Klaus, ‚daß kein Mädchen drunter ist, das mir derweile zu Hause eine Suppe kochen könnte?‘

‚Das Weib, das zum zehnten Male ihrer Stunde entgegensieht — —‘

‚Hätte ich was dawider, Herr Pastor, wenn sie ihr nicht entgegensähe?‘

‚Das arme, schwache Weib hetzt Ihr in dieser Johannisglut zu saurer Arbeit hinaus —‘

‚Hetz ich sie, Herr Pastor? Sie geht von alleine.‘

‚Während Ihr, baumstarker Mann, ein Simson von Gestalt und Kraft —‘

‚Schön Dank, Herr Pastor, für den frommen Vergleich.‘

‚Die paar Heller, welche die Arme im Schweiße ihres Angesichts erwirbt, in der Schenke verschlemmt —‘

‚Wohl bekomms dem Herrn Pastor, daß er seinen Durst im eigenen Keller löschen kann!‘

‚Und dann daheim, die Hände im Schoß, in giftigem Kraute verqualmt.‘

‚Kann ich mit Feuer dienen? Das Pfeifchen ist dem Herrn Pastor ausgegangen?‘

„Dieser letzte Spott, Hanna, traf mich wie ein Natterstich. Ich spürte eine Blutwoge vom Herzen zum Hirn und vom Hirn zurück zum Herzen treiben. Nun ja, ich hatte geraucht. Du weißt, Hanna, ich rauche niemals unter meinen Kindern und niemals unter meinen Blumen; das heißt niemals, wenn ich mich erhole. Aber ich rauche, wenn ich mich anstrenge, und ich strenge mich an auf meinen ein-

ſamen Abendgängen durch Dorf und Flur. Da ſuche ich Anknüpfungen für die Erbauungsſtunden im Gotteshauſe und für die Seelſorge in jedem Gemeindehauſe. Denn leider iſt es ja ſo, daß ich nach zehnjährigem Wirken denen, auf die ich wirken ſoll, noch immer nahezu ein Fremdling geblieben bin. Es fehlt ihnen zu mir der ſympathiſche Heimatszug, deſſen der Pfarrer mehr als jeder andere Lebensgenoſſe bedarf. Da möchte ich denn mein Gemüt recht weit auftun, daß ſie es verſtehen lernten bis auf den Grund, und ich möchte meine ſpürenden Sinne ſchärfen, daß das, was not tut, denen, die Gott mir gegeben hat, auch wohltue. Darum rauche ich, Hanna. Und wahr iſt es und bleibt es, es prickelt ein ſeltſamer Reiz in dieſem Kraut; aufräumend das Hirn, anregend Auge und Ohr, unſchätzbar für den Arbeiter im Geiſt. So ungefähr wird denn auch wohl die Vorhaltung gelautet haben, mit welcher ich mich vor dem Klaus gleichſam zu rechtfertigen ſuchte; möglich jedoch mit etwas ungebärdigeren Worten; denn der Menſch grinſte, während er Stahl und Stein aneinander ſchlug, recht hämiſch vor ſich hin, und auf jede meiner Theſen gab er gleichſam eine Antitheſe, die mir die Galle immer leidenſchaftlicher erregte.

„‚Alſo für Ihre Sonntagsepiſtel rauchen Sie, Herr Paſtor? Kurios! habe ich doch immer gedacht, die könnte einer ohne Tobak fertigbringen.‘

„Wie ich nun aber, als Folgerung meines Vorderſatzes, die geſundheitlich und wirtſchaftlich verderbensvollen Wirkungen des Tabaksgiftes auf die bloßen Handarbeiter, das heißt auf die ungeheure Mehrheit des Volkes hervorzuheben begann, da ſchlug der Menſch eine wilde Lache auf und ſagte, indem er mir den brennenden Schwamm hinüberreichte:

‚Na, laſſen Sie's gut ſein, und dampfen Sie, Herr Paſtor. Es iſt die alte Geſchichte. Tauſende ſollen ſich placken und ſchinden mit trocknem Speichel und wüſtem Hirn, auf daß ein einziger Tobak rauchen und ſeinen Kopf für eine Sonntagsrede aufräumen kann. Das wird ſo des lieben Herrgotts natürliche Ordnung genannt. Wenn aber einer von den Tauſenden auch einmal ſeinen Kopf aufräumt, um zum wenigſten in Gedanken eine Sonntagspredigt zu halten, da heißt er ein Rebeller gegen die göttliche Ordnung, und das hölliſche Feuer iſt nicht heiß genug für ihn.‘

„Auf dieſe Rede ſchwieg ich und ging. In mir wirbelte es und wogte es. Was hatte ich mir bieten laſſen müſſen und von dem elendeſten meiner Gemeindeglieder! Ich konnte nicht alſobald zurück unter die Stätten der Menſchen, auch nicht in meine eigene. Hinaus in die friedſame Natur. Ich ſchlug den Wieſenweg ein; anfangs mit ungeſtümen Schritten, allmählich gelaſſener. Die Sonne war geſunken, vom Abend her wogte ein goldener Flor über Himmel und Fluß; im Morgen ſtieg ſchon die Nacht empor, die ſtille, heilige Täufernacht. Ich ſog den ſüßen Heubrodem wie einen Balſam in die Bruſt; ihre Unruhe löſte ſich; jenes Etwas kam über mich, das wir Weihe nennen, jenes ſeltene Etwas im Weltverkehr. Mir war, als ob alle Schleier des Daſeins ſich ſenken, alle Klüfte des Menſchengeiſtes ſich füllen müßten, und wie durch Zauber ſtand plötzlich der trunkene Tagedieb Frey vor mir, ein anderer Mann, der vielleicht, zu welchem ſein Schöpfer ihn erſchaffen hatte. Lerne deinen Feind begreifen, und du wirſt ihn lieben lernen, nicht mit Menſchenliebe, aber mit Heilandsliebe. Und da ſagte ich mir denn und ſage es heute noch, Hanna: der Mann, in welchem der Schenkendunſt ſich zu ſo ätzendem

Geifer zersetzt, das ist kein Alltagskopf, Hanna; wahrlich, wahrlich, er ist es nicht. Dieser Mann war von Natur vielleicht ein Genie; ein Halbgenie will ich lieber sagen, denn ihm fehlte jenes Bruchteil von Kraft, das zum Vollbringen wie zum Entsagen unerläßlich ist und mit welchem auch er die Fesseln des Erdengeistes gesprengt haben würde.

„Dein Schicksal, Hanna, und meines stiegen neben dem seinen in meiner Erinnerung auf. Du, die brotlos gewordene Erzieherin, ich, der brotlos gewordene Erzieher, wir waren hundertmal ärmer als dieser Mann und sein Weib, als wir in bitterböser, vaterländischer Zeit, vertrauend auf Gott und unsere Liebe, die Hände ineinander legten. Aber wir waren von Haus aus richtig gestellt. Der Kandidat und seine Frau haben manchen Hungertag und manche Kummernacht durchringen müssen, aber sie arbeiteten mit ihren natürlichen Kräften in der Mädchenschule und im Jünglingsauditorium. Und dieses mühselige Tagewerk unterbrach die mannhafte Erhebung des Vaterlandes. Auch der arme Kandidat schied von Weib und Kind; hochgeschwellt die Brust, stürzte er sich in den befreienden Strom. Wiederum eine Tat des Geistes! Und der ewige Herr hat die Getrennten emporgehalten in dem Strudel von Blut und Not, hat sie liebend einander wieder zugeführt in dem erlösten Vaterlande, hat ihnen in der neuerworbenen gedeihlichen Provinz eine Heimstätte erschlossen, wo sie frohgemut ihr Tagewerk weiterführen in der göttlichen Forschung und der Reinigung der Herzen, den beiden Endpunkten, um welche jegliche Geistesarbeit sich bewegt. Würden sie, an ein Handwerkszeug gebannt, das nämliche Ziel erreicht haben?

„Siehe dahingegen diesen hohngeblähten Mann, dessen Geist im Schenkenqualm verdunstet; würde er ein Ärmling,

ein Trunkenbold und Strolch geworden sein, wenn ihm statt des Dreschflegels und des Pflugs, die er mißmutig regierte, die Leuchte der Wissenschaft, nach der er sich sehnte, in die Hand gegeben worden wäre? Die Alten der Gemeinde erzählen, daß es niemals einen eifrigeren Schüler unter ihnen gegeben habe als den Frey. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, auf den Advokaten zu studieren. Pfarramt und Anwaltsstube sind ja heute noch so ziemlich die einzigen Zielpunkte geistigen Strebens, die der Bauer kennt und anerkennt. Aber der Klaus war ein Erbsohn; der Vater hielt ihn mit Gewalt im Knechtsdienste fest auf dem Hofe, über welchen er eines Tages als Herr gebieten sollte. Voll Grimm und Groll entwich er und wurde Soldat. Er ist heute noch ein beherzter Mann. Du weißt, Hanna, wie er sich bei der Feuersbrunst in Bielitz hervorgetan hat. Es war schreiendes Unrecht, daß, um seines üblen Leumunds willen, der Landrat verweigerte, ihn zur Rettungsmedaille einzugeben. Die Anerkennung hätte ihm ein Sporn auf gute Wege werden können. Dazumal durchlebte er im Dienste der Fremdherrschaft die gleißende Niedertracht seiner vaterlandslosen Zeit und Zone, und als er nach Jahren heimkehrte, war die letzte Spur von Bauernemsigkeit und Zucht in ihm erloschen. So *seine* Konstellation. Würde er *mein* Ziel erreicht haben an meiner Statt?"

Der Pfarrherr schwieg, und seine Gattin schwieg auch. Sie hätte auf die wunderliche Frage nicht ja sagen können, und das Nein wollte ihr doch auch nicht flott über die Lippen; schon darum nicht, weil ihr Kleinglaube ihren Konstantin, ihren edlen, herrlichen Konstantin betrübt haben würde. Nach einer gedankenvollen Pause fuhr der Pfarrer fort:

„Sind es nicht aber gleichsam Stiefkinder der Natur, jene Ungezählten, die der allerhärtesten Tyrannei erliegen,

der eines aufgepfropften Geſchicks, das zu erfüllen oder zu bewältigen ſie nur halb die Erkenntnis und halb die Ausdauer haben? Hier die Laſt eines Zuviel, dort die Leere eines Zuwenig! Stiefkinder der Natur und doch Gotteskinder! Wer löſt den Widerſpruch? Aber milde ſoll es uns machen, milde und hülfreich, Hanna, wenn wir ſolch einen Halbbruder im Geiſt falſch geſtellt oder verirrt am Abgrunde taumeln ſehen. Nicht die Gerechtigkeit, die Verſöhnung iſt der Ankergrund der ſittlichen Welt."

Von neuem verſank der Pfarrer in ſeine Gedanken, und auch diesmal ſtörte ſeine Hanna ihn nicht. Er grübelte über den Halbbruder im Geiſt, und ob er letztlich nicht dennoch ſich zu einem Kinde Gottes emporziehen ließe? Sie grübelte über den Tagedieb Frey, und ob er letztlich nicht doch noch durch rechtſchaffene Arbeit vor dem Korrektionshauſe zu bewahren ſei? Im Grunde grübelten demnach beide brave Eheleute, die ſie waren, über ein und das nämliche.

„Deine Geſchichte iſt wohl zu Ende, Konſtantin?" fragte endlich die Frau. Sie hatte ihr Problem früher gelöſt als der Mann, und es prickelte ihr in Händen und Füßen, ihren Plan zur Tat werden zu laſſen.

„Noch nicht ganz, Hanna," verſetzte der Pfarrer, indem er nicht ohne Anſtrengung die urſprüngliche Pointe der Erzählung in ſein Gedächtnis zurückrief. „Am Kreuzwege zwiſchen Dorf und Stadt begegnete mir des Klauſen Frau. Himmliſcher Vater, wie abgehärmt und abgezehrt ſchlich ſie einher, als zählte ſie ſiebenzig Jahr! Und ſie iſt doch noch im blühendſten Alter, von deinem Jahrgang, Hannchen, und deinen Namen trägt ſie auch. Sie hatte bei Wege an den Rainen das Abendfutter für ihre Ziege abgeſichelt und ſchleppte nun ſchwer an der doppelten Laſt, denn ihre

Stunde ist nahe. Aber kein Klagelaut entschlüpfte ihren Lippen; kein Wort der Anklage gegen den schlimmen Mann, der sie so weit gebracht. Wahrlich, wahrlich, die Hanne Frey ist ein Weib nach Gottes Herzen! Ich mußte an unseres Pestalozzi herrliche Gertrud denken. Sie wünschte mir Glück zu der Geburt unseres Töchterchens und setzte mit einem Seufzer hinzu: ‚Ach, wenn doch nur einer von meinen Neunen ein Mädchen wäre, daß es mir beistände in der Wirtschaft und für mich einträte, wenns einmal vollends mit mir zum Ausspannen kommt. Sie werden sehen, Herr Pastor, diesmal übersteh ich die Kampagne nicht.‘

„Ich tröstete sie, so gut ich mit halbem Glauben es zu tun vermochte, meinte, daß ihr Verlangen nach einer Tochter ja wohl diesmal erfüllt werden könne und daß sie sich nach dem Wochenbett zu ihrer früheren Rüstigkeit erholen werde. Sie schüttelte traurig den Kopf. ‚Wie Gott will!‘ flüsterte sie nach einer langen Stille. ‚Er ist ja der Vater der Waisen.‘ Und dabei schlug sie die eingesunkenen Augen gen Himmel mit einem Blick, den ich bis in meine Sterbestunde empfinden werde. Und damit ist meine Geschichte zu Ende, liebe Hanna.“

Über Frau Hannas guten blauen Augen lag ein feuchter Flor. Sie hatte die Moral der Geschichte wohl gefaßt, wollte etwas sagen, schluckte, räusperte sich und lief dann, ohne es gesagt zu haben, dem Hause zu. Unter der Tür machte sie halt, trocknete sich die Augen und kehrte dann, lachend über das ganze Gesicht, in die Laube zurück. „Ich habs!“ rief sie schon von weitem, „Konstantin, ich habs! Ich gebe dem Amtmann alle Sonntage eine französische Stunde, und der Amtmann gibt dafür dem Frey Arbeit in seinem Schacht. Steinklopfen lohnt. Des Klausen Brustkasten ist heil und vom Schacht zur Schenke ein gehöriges

Ende. Du ſchüttelſt den Kopf, Konſtantin? Der Amtmann tuts nicht, meinſt du? Ei, er ſoll ſchon, Konſtantin. Der alte Narr mit dem urdeutſchen Namen brennt auf Fremdwörter, und jedes Fremdwort heißt ihm franzöſiſch. Wie lange quält er mich ſchon um die feine Konverſation. Eh bien, Monsieur Mehlborn, ſo oder ſo: keinen Klaus im Schacht — keine feine Konverſation!"

Paſtor Blümel lächelte und wünſchte gedeihlichen Erfolg, meinte jedoch, daß, da die Grammatik füglich erſt nach Tauffeier und Kirchgang aufgeklappt werden dürfe, zuvor mit dem Rajolen der Gartenbeete ein Anfang gemacht werden müſſe.

Frau Hanna erwiderte weder ja noch nein, ſie eilte zum zweiten Male dem Hauſe zu, kehrte indeſſen pflichtſchuldigſt wieder um, als ſie ihren Eheherrn freundlich ihren Namen rufen hörte.

„Ich werde einen Johannisſtrauß für die arme Gertrud — ich meine für die arme Hanne Frey ſchneiden," ſagte er. „Vielleicht daß du, liebe Hanna, aus deinen Schatzkammern dem Erfreulichen etwas Nützliches beizufügen hätteſt. Eine unſerer Töchter würde dann noch vor Abend die kleine Spende der guten Frau hinuntertragen."

Frau Hanna nickte einverſtanden; nachdem ſie in Gedanken blitzſchnell Muſterung unter ihren Vorräten gehalten, flog ſie zum dritten Male dem Hauſe zu, wurde aber zum zweiten Male von ihrem Konſtantin zurückgerufen. „Noch eins, Hannchen," ſagte er, indem er ihre Hand faßte. „Biſt du über den Namen, welchen unſere Kleine tragen ſoll, ſchlüſſig geworden?"

Der Mutter klopfte das Herz; es galt die Probe auf ihr Exempel. „Ich hatte an Konſtanze gedacht," antwortete ſie lauernd; „weil ſie dir doch ſo ähnlich ſieht, Konſtantin."

„Sie sieht dir ähnlich, Hannchen," versetzte der Vater. „Was meinst du, wenn wir sie Rose nennten?"

Pastor Blümel hatte mit dieser Wahl keineswegs eine ehemännische Galanterie bezweckt, und sie wurde auch keineswegs als solche aufgenommen. Dennoch erglänzte das Muttergesicht wie von inwendigem Sonnenleuchten. Stumm vor Glückseligkeit küßte Hanna ihrem Konstantin vielleicht zum erstenmal im Leben die Hand, riß das Kind aus der Wiege, preßte es an ihr Herz und flog mit ihm in das Haus. Die siebente Tochter, auf welche der Vater den Namen seiner stolzen Lieblingsblume übertragen hatte, die spärliche kleine Rose würde, die Mutter wußte es, der Liebling seines Herzens werden.

Pastor Blümel starrte dem Schatten von Mutter und Kind noch eine lange Weile, nachdem er im Hausflur verschwunden war, mit Wunderblicken nach. War es die einfache Erzählung von der unglücklichen Neunsöhnermutter, welche das verstimmte Seeleninstrument der glücklichen Siebentöchtermutter zurückgestimmt hatte auf seinen reinen Kammerton? Oder, oder — — wie Schuppen begann es von seinen Augen zu fallen, — sollte er, der das Studium des Menschenherzens zu seiner vornehmsten Aufgabe gemacht hatte, nach einer zwanzigjährigen Ehe in seinem nächsten Herzen zum erstenmal den alten Satz bestätigt finden, daß auch die aufrichtigste Frau zuzeiten eine Larve trägt? Eine häßliche Larve über einem lieben Gesicht; der Fall soll umgekehrt öfter vorkommen. Pastor Blümel wiegte nachdenklich sein ergrauendes Haupt, lächelte aber dabei sogar ein wenig schelmisch vor sich hin, klappte dann sein Taschenmesser auf und begann den Johannisstrauß für das arme Hirtenweib zu schneiden.

Wie er nun so wählend und bindend die Rabatten auf

und nieder ſchritt, hörte er durch die offnen Wohnſtubenfenſter die helle Stimme ſeiner Hanna, welche einer der Töchter den Auftrag gab, flink die gute Freundin, Frau Amtmann Mehlborn, zu einem Beſuche in die Pfarre zu entbieten, und leicht war ja zu ſchließen, um welches Anliegen es ſich bei dem Entbote handelte. Denn die Paſtorsfrau und die Pächtersfrau fügten ſich und griffen ineinander, wie es von guten Freundinnen nicht immer zu rühmen iſt. Die eine wußte zu leben, die andere hatte zu leben; die eine, von Haus aus gebildet, war ihrem Gatten zu Liebe und Hülfe der Bauernart in einem gewiſſen Sinne vertrauter geworden als der Gatte ſelbſt; die andere, von Haus aus eine Bäuerin, war in einem gewiſſen Sinne ſo gründlich aus der Bauernart geſchlagen, als ihr darüber hinausſtrebender Gemahl zäh darin wurzelte; die eine hatte ſieben Töchter, die ihr Freude machten; die andere nur eine einzige, die ihr Sorge machte; der einen war der Stammhalter verſagt, der anderen genommen; Frau Roſine verfügte über einen vollen Wirtſchaftsſäckel, Frau Hanna über einen knappen; beide halfen gern; die letztere mit ihrem offnen Kopf, die erſtere mit ihrer offnen Hand, und daß das Zuſammenwirken von Rat und Tat heute ſolche Eile hatte, dafür war von Paſtor Blümel ſelbſt ja juſt der Anſtoß gegeben worden: Klaus Frey, der ſchlimme Patron, ſollte ſchleunigſt in die Kur genommen werden.

Paſtor Blümel ſchüttelte daher von neuem und bedenklicher als vorhin das ergrauende Haupt, als er dem freundſchaftlichen Entbot einen unerwarteten Nachtrag folgen hörte. Im Fall – ſo hieß es – die Frau Amtmännin, der Heuernte halber, heute nicht abkömmlich ſei, ſolle Luischen ihr vorläufig mitteilen, daß der gute Vater die kleine Schweſter Röschen nennen wolle, weil die Frau

Amtmännin Roſine heiße und in ihrer Jugend doch auch Röschen genannt worden ſei. Die Frau Amtmännin werde ſich über die Aufmerkſamkeit freuen und ihr Patenkind darum deſto lieber haben.

Zum zweiten Male ſeit einer Viertelſtunde ertappte der treue Seelenhirt auf einem Schleichwege das Weib, welches er ein Vierteljahrhundert lang zu kennen geglaubt hatte, gründlicher als ſich ſelbſt – denn wer iſt ſchwerer gründlich auszukennen als einer ſelbſt? – Auf einem blumenbeſetzten Wege, es iſt wahr, im Pfadſuchen nach einem Herzen; aber doch auf einem berechneten, hinterhältigen, zweideutigen Wege! „Evas Töchter, Evas Töchter, die ihr alle ſeid!“ murmelte Konſtantin Blümel und war entſchloſſen, den Tag nicht vorübergehen zu laſſen, ohne ſeinem anderen Ich die fälſchliche Auslegung des Heilandswortes von der Schlangenklugheit klargemacht zu haben.

Sein Luischen huſchte nickend an ihm vorüber, den Weg zum Schloſſe entlang, die übrigen Kinder tummelten ſich im Obſtgarten, wo heute die erſten Kirſchen gepflückt worden waren; die litauiſche Lene, die ſämtlichen Blümelſchen Nachwuchs gewartet hatte und den Eltern aus der alten Heimat in die neue gefolgt war, hantierte auf dem Bleichplatze hinter dem Hauſe; darin war es ſeelenſtill.

Den Roſenſtrauß für die Hirtenfrau, würdig einer Prinzeſſin, in der Hand und eine Strafpredigt auf den Lippen, ſtieg der Pfarrer die Treppe hinan; die Tür der Kinderſtube ſtand nach dem Flur geöffnet; ſie war die räumlichſte des Hauſes, da ſie deſſen ganze Morgenſeite einnahm. Frau Hanna hatte in ihrem Eifer die leiſen Tritte überhört, ſie kauerte am Boden vor der Wäſchkommode und muſterte ihr Kinderzeug; ein Geſchäft, in welchem ein guter Hausvater nicht ſtören ſoll, zumal wenn

es die erſte Muſterung nach einer Wochenpauſe iſt. Wie leicht kann eine Nummer verzählt, ein Untätchen überſehen werden! Fach für Fach war ausgekramt, Stück für Stück gegen das Licht gehalten worden, um ſorgfältig zu drei Teilen abgeſondert zu werden. Sämtliche noch ungebrauchte Hemdchen, Windelchen und dergleichen, neuerdings eigenhändig geſponnen und gefertigt, kamen als Vorrat in das untere Fach zurück, vielleicht für den lange zögernden, immer noch denkbaren Sohn, vielleicht aber auch erſt für eine ſpätere Generation; denn eine Mutter von ſieben Töchtern rechnet auf Enkelfreuden und -ſorgen. Die zweite Abteilung, die zwar ſchon Spuren einer Geſchichte in der Kinderſtube trug, aber noch keine, die irgend unheil zu nennen waren, wurden zu jezeitigem Gebrauch in den oberen Fächern geordnet; wo aber fadenſcheinige Stellen im Flanell oder Stopfflecke im Linnen augenfällig geworden, da fanden die Stücke ihren Platz auf einem blaugewürfelten Federkiſſen, das abſeits am Boden lag, um ſchließlich durch eine Wickelſchnur zuſammengefaßt zu werden.

Der heimliche Lauſcher wartete das weitläufige Geſchäft nicht ab; er kannte ſeinen Zweck, und dieſer Zweck hatte Eile; leiſe legte er ſeinen Strauß auf das blaugewürfelte Federkiſſen und ſtieg hinab in ſein Studierzimmer, das am Ende des unteren Flurs gelegen war und in der Familie das geiſtliche Gemach genannt wurde.

Wo in einem ländlichen Pfarrhauſe für ein Häuflein Kinder auskömmlich geſorgt, auch der Gaſtfreundſchaft nach Neigung und Chriſtenpflicht Rechnung getragen werden ſoll, da erübrigt für das geiſtliche Gemach nur ein ſchmaler Raum. Und buchſtäblich ein ſchmaler Raum war es denn auch, in welchen Konſtantin Blümel ſich jetzt zu ſtiller Sammlung zurückzog, aber einer, der auch den fremdeſten

Gast vertraulich angeheimelt haben würde, denn nicht nur das Wesen des Bewohners spiegelte er wider, sondern auch seinen Lebensgang, so wie er ihn diesen Nachmittag sich selbst und seiner Gattin in das Gedächtnis zurückgerufen hatte: ein friedlich dahingleitender Bach, der nur ein einziges Mal, aber mit unvergänglich befruchtenden Spuren, im Sturmeswogen der Zeit sein Gelände übertreten hatte.

Das einzige Fenster war von außen grün umrankt; die ersten Sonnenstrahlen blinkten morgens durch das zarte Laub, vom Garten herauf grüßten die Blumenkinder. Längs der weißgetünchten Wände liefen Repositorien von rohem Holz; links auf ihnen mahnten die alten Heiden, rechts die alten Christen bis einschließlich Martin Luther an des geistlichen Herrn Schüler- und Lehrerzeit. Die jüngeren Christen waren verhältnismäßig schwach vertreten, da das Amt in der Gemeinde, der Familie und im Blumengarten weder Zeit noch Reiz zu neuen geistigen Bekanntschaften allzu häufig aufkommen ließ; indessen deutete dieses und jenes Exemplar schon durch sein Äußeres auf einen häufigen Verkehr und hatten die beiden großen Landsleute Kant und Herder sogar auf dem Schreibtische dauernd Platz gefunden, zu ihnen auch, als dritter, der treue Menschenfreund Pestalozzi sich gesellt.

Dieser Schreibtisch, nebst zwei Stühlen das einzige bewegliche Zimmergerät, füllte den Fensterbogen; von schlichtem Tannenholz, mit Wachstuch bezogen, bildeten die alte silbergekrampte Familienbibel und ein aus Elfenbein geschnitztes Kruzifix seinen einzigen Schmuck. Über dem Kruzifix aber hing, in Glas und Rahmen gefaßt, des Königs Aufruf „An mein Volk" und inmitten desselben des friedlichen Pfarrherrn tapfer erworbenes Eisernes Kreuz.

Und hier in ſeinem häuslichen Allerheiligſten, den beiden Kreuzen gegenüber, ſaß nun der friedliche Pfarrherr, und es wollte ihm lange nicht gelingen, die wechſelnden Eindrücke der letzten Stunden in ſeinem Innern glatt und gleich zu legen.

Wenn Konſtantin Blümel erregt war, vollzog ſich vor ſeinem geiſtigen Auge ein Prozeß des Wachſens und Wandelns, der ſonſt nur Kindern, Dichtern und ſchwärmeriſchen Liebhabern für eigentümlich gilt. Und doch iſt mehr als ein Menſchenalter verlaufen, ſeitdem Konſtantin Blümel ein Kind geheißen hat, und inſofern zu einem Dichter weſentlich gehört, daß er Gedichte macht, iſt er nichts weniger als ein Dichter, denn er hat ſich ſelbſt in der ſangquellenden Jünglingszeit zu keiner einzigen Liedesſtrophe gedrungen gefühlt; was aber den Liebhaber anbelangt, ſo hat er ſeine Hanna zwar geliebt und liebt ſie heute noch als ſein anderes Ich, juſt darum aber keineswegs als einen Engel. Sie, ſeine Hanna, nannte ihn einen Idealiſten und war gütig genug, ſich zu freuen, wenn ſeine optimiſtiſche Gabe ihm manche innerliche Trübung löſte, und geſchickt genug, ihm zu helfen, wenn ſie ihn nach außen hin in mancherlei Wirrnis verſtrickte.

Hatte dieſen Nachmittag nun ſein dürftiges Töchterchen ſich in eine blühende Roſe umgewandelt, ein braves, beladenes Hirtenweib ſich zu einem Dichtergebilde verklärt, des Weibes läſterlicher Geſpons wohl gar ſich ausgereckt zu einem revolutionären Advokatengenie, dem zu einem Danton oder Robespierre nichts als – Gott ſei Dank! – der Boden fehlte, auf dem es ſich entwickeln durfte, ſo blieben nach alledem Herz und Hirn doch immer noch von unlösbaren Problemen geſchwellt. Die ungeahnte Schlangen-

empfänglichkeit seiner Eva hatte er zwar vor der Hand auf dem blaugewürfelten Federkissen zur Ruhe gebracht, dafür aber plusterte sich in der behelligendsten Weise das dürre Dezemhuhn des Exhirten Klaus zu einem grausamen Raubvogel auf. Er vermochte sich von der Vorstellung dieser Ungebühr, zu deren Praxis er nicht nur berechtigt, sondern schlechthin verpflichtet war, nicht loszureißen, und die Blicke auf das Ehrenzeichen über dem Kruzifix gerichtet, verfiel er in schier rebellische Untersuchungen über die Vereinbarlichkeit derartiger „Gelübde und Opfer" mit einer Zeit, in welcher das Eiserne Kreuz gestiftet worden war, und über den Widerspruch der Pflichten, dem selbst im friedfertigsten bürgerlichen Berufe, dem des Priesters, das Gewissen des Christen und Menschen nicht zu entgehen vermag.

Wie er es in beunruhigenden Stimmungen zu halten pflegte, schlug er endlich seine Erbbibel auf und las im dritten Buch Mose das siebenundzwanzigste Kapitel, auf welches das Zehentopfer sich gründet, von A bis Z; las, obgleich er es von Jugend ab auswendig wußte, es zum zweiten Male, und als er endlich die Krampen wieder schloß, hatte er keine andere Lösung gefunden, als die ihm von jeher die natürliche gewesen war. „Du sollst deinen Weinberg nicht genau lesen und dem Armen und Fremdling etwas übriglassen," sagte er vor sich hin, indem er sich erhob mit dem Vorsatze, zugunsten des Exhirten Frey auf die Spargelernte einiger Jahrgänge zu verzichten.

Die Sonne hatte sich während seiner Betrachtung gesenkt, es dämmerte im geistlichen Gemach, die Stunde drängte zu dem gewohnten Vespergange durch das Dorf. Er griff nach Hut und Stock, er griff auch nach seiner Pfeife; aber nein; die Pfeife ließ er heute im Winkel stehen. Im Begriffe, nach der Tür zu gehen, hörte er vom Flur aus

harte Tritte und einen ungewohnten Lärm in ſeine Stille bringen.

Die nämlichen Tritte, den nämlichen Lärm hörte verwundert auch die Hausfrau, als ſie die Treppe herabkam, das blaugewürfelte Bündel, blumengekrönt, Tochter Lorchen zur ſchleunigen Beſorgung zu übergeben. Die Haustür war wuchtig aufgeriſſen worden, eine hünenhafte Geſtalt ſtapfte den Flur entlang, um im Dämmerlicht des geiſtlichen Gemaches zu verſchwinden; eine zweite folgte ihr, ſchattenhaft ſchwankend, unter Ächzen und Stöhnen.

„Was gibt es, Beyfuß?“ fragte die Paſtorin.

Keine Antwort.

Mit weitgeöffnetem Munde, nach Atem ringend, die Hände zuſammenſchlagend über dem ſchweißtriefenden Haupt, ſtürmt der Kantor dem Hünen nach. Die Hausfrau hinterdrein bis unter den Rahmen der Tür. Hier ſteht ſie ſtarr. Sie ſieht ihren Mann, der vor jachem Schreck auf ſeinen Stuhl zurückgetaumelt iſt, mit beiden Armen ein Bündel umſpannen, dem ähnlich, das ſie ſelber in der Hand hält, – aber nicht blumengekrönt! Es iſt ihm von der Tür aus zugeſchleudert worden, und noch ſteht der Hutmann Frey mit emporgehobener Fauſt auf ihrer Schwelle.

„Da habt Ihr Euren Dezem, das Weib iſt tot!“ brüllt er mit der Stimme eines Wütigen und ſtürmt, wie er gekommen, aus dem Hauſe.

Die drei im Zimmer ſtarren ihm nach, regungslos, ſprachlos eine lange Weile.

„Das Weib iſt tot!“ haucht kaum hörbar endlich der Pfarrer.

„Tot!“ ſchluchzt die Paſtorin.

„Tot!“ beſtätigt der Kantor mit Stentorſtimme.

Frau Hanna faßt ſich. Vor ihren Augen iſt es klar

geworden; sie nimmt das Bündel von ihres Gatten Schoß, um, dicht an das Fenster tretend, es zu enthüllen. In einen zerfetzten Frauenrock ist etwas Festes eingewickelt: Frau Hannas Hände zittern. Ein Kind! Ein Kind, nackt und bloß, wie es aus dem Mutterleibe gekommen, aus dem erstarrten Mutterleibe! Ein Knabe – der zehnte Sohn! Die Tränen eines Vaters und einer Mutter träufeln auf den Leib der Waise.

Während dieser Untersuchung hatte Kantor Beyfuß die Erläuterung des unerhörten Geschehnisses vorgebracht; weit ausholend, umständlich, so, als gäbe der einzige Augenzeuge eines kriminalistischen Falles den Tatbestand zu Protokoll. Freilich vor einem Gerichtshof mit tauben Ohren.

Der Kettenhund in der Schenke hat seit ein paar Tagen die Laune. Bei dieser Johannisglut die Laune! Da schwant dem Wirt nichts Gutes. Am besten ein Ende mit dem alten Vieh. Mein Klaus, nicht faul, würgt es ab. Der Wirt mag mit dem Salär nicht geknausert haben, denn des Klausen Schädel raucht sozusagen, als Kantor Beyfuß, der just in seiner Eigenschaft als Küster, das heißt Adlatus des Herrn Pastors, seinen Termingang hält, ihn vor sich her taumeln sieht. Nicht weit vom Hirtenhause holt er ihn ein und bringt das Dezemhuhn in Erinnerung. Der Klaus schlägt eine wiehernde Lache auf und rennt in das Haus. Der Kantor steht im Hofe auf der Lauer, denn ein Gewieher ist keine Replik, und Recht bleibt Recht. Kaum drei Minuten, und der Klaus stürzt wieder heraus, vergleichbar nicht einem Menschen, nicht einmal einem trunkenen Menschen, sondern einem rasenden Bullen. Die Wehmutter hinter ihm drein. Sie will ihm ein Pack entreißen, das er mit beiden Fäusten umklammert hält; sie ringt mit ihm; er macht sich los. „Das Kind, das Kind!“ schreit

die Wehmutter, „er wills erſäufen!“ Der Wüterich rennt voran, der Kantor hinterdrein; ein paar Nachbarn, die juſt vom Heuen kommen, ſind auch nicht faul. Keiner hält mit dem Rieſen Schritt. Immer vorwärts, das Paket im Arm: nach der Waſſerſeite etwa? Gott bewahre! Die Schlucht hinan, am Schloſſe vorbei, durch das Dorf, in die Pfarre und — „bums, da liegts!“

Lange bevor die Erzählung ihr Ende erreichte, hatte Frau Hanna das Neugeborene in ihre Kinderſtube getragen, es auf ihr Bett gelegt und Licht gezündet. Es war ein wohlgebildeter Knabe, ſo kräftig, wie zehnte Kinder wohl nur ſelten geboren werden. „Die letzten Blutstropfen deiner Mutter ſind dir zugute gekommen, mein armes Lamm,“ flüſterte Frau Hanna mit einem weheleidigen Blick auf ihr eigenes Lämmchen; dann aber faltete ſie die Hände zum Dank, daß dieſem ſchwächlichen Weſen die pflegende Mutterhand erhalten worden ſei, und was ſie in der Stille des Herzens ſich gelobte, das wird in der Geſchichte eines Glücklichen zu erleſen ſein. Ein ſonniges Lächeln breitete ſich über ihr gutes Geſicht; ſie badete den Kleinen in ihres Töchterchens Wanne, kleidete ihn — nicht aus dem Inhalt des blaugewürfelten Bündels —, ſondern aus ihres Töchterchens Garderobe, reichte ihm die erſte Nahrung aus ihrer Bruſt und bettete dann den zehnten Sohn zu der ſiebenten Tochter unter dem Wiegenhimmel. Sie lagen nebeneinander wie ein Zwillingspärchen und ſchlummerten unbekümmert um Lebens Leid und Luſt.

Währenddeſſen war der Pfarrer, die Hände auf dem Rücken, die Blicke am Boden, ohne einen Laut zu äußern, das geiſtliche Gemach auf und ab geſchritten. Tief im Herzgrunde lag das Problem gelöſt; aber welche ſchwere Gedankenrätſel hatte es aufgewirbelt! War es ein heimliches

Ahnen und Mahnen gewesen, das ihn zur Zeit der Katastrophe im Hirtenhause so unwiderstehlich in die Betrachtung des Zehentopfers bannte? War es ein unbewußtes Regen des Vaterherzens gewesen, das den trunkenen Mann im Rasen der Verzweiflung zu einer rettenden Liebestat entflammte? Der Pfarrer hatte in seinem Sinnen nicht ein Wort vernommen von den philosophischen Bemerkungen über die menschliche Niedertracht im allgemeinen und die des Klausen Frey im besonderen, welche sein Adlatus dem Bericht über die Vorgänge im Hirtenhause angereiht hatte. Als die Pastorin sich unbemerkt der Tür wieder näherte, hörte sie den Philosophen sagen:

„Ich stehe noch immer starr und steif, Herr Pastor. Ist so ein Malefiz auf dieser Erdenwelt schon dagewesen! Seinen leiblichen Wurm splinterfasernackig, wie ihn Gott geschaffen hat, aus dem Hause zu tragen, – ins Wasser etwa? Nun freilich, es wäre eine Mordtat gewesen, aber in der Rage – nach Gelegenheit – sozusagen verzeihlich. Ja, prosit die Mahlzeit! Hinauf in die Pfarre schleppt er ihn, sozusagen in Abrahams Schoß schleppt er ihn! Herr Pastor, Herr Pastor! dieses menschliche Individuum ist hundert Prozent boshaftiger, aber tausend Prozent weniger dumm, als es das Aussehn hat. Mich soll nur wundern, wie der Kujon die Leiche unter die Erde schwindeln wird."

Das Wort „Leiche" schlug an des Pfarrers Ohr wie der erste Hahnenschrei an das eines Träumenden. Gescheucht aus seinem metaphysischen Ideengange, gemahnt an seinen nüchternen Arbeitstag, richtete er den Kopf in die Höhe und sprach: „Beyfuß, ich halte der edlen Gertrud – ich meine der Hanne Frey – einen Sermon."

Der Kantor prallte drei Schritte zurück. „Einen Sermon,

Herr Paſtor? Einen Taler vier gute Groſchen, Herr Paſtor! Und ich habe mir im ſtillen ſchon den Kopf zerbrochen, wie ich nur den halben Gulden für den Segen auftreiben will!"

„Beyfuß," wiederholte der Pfarrer mit Nachdruck, „ich halte der Hanne Frey einen Sermon. War ſie darum weniger unſere Schweſter, weil ſie ein Lumpenkleid trug? Und kann ein Weib mehr für die menſchliche Familie tun, als wenn es ihrem Verbande zehn kräftige Glieder einreiht?"

„Liebliche Rangen!" murmelte der Kantor.

Aber ſein geiſtlicher Oberherr ließ ſich nicht dadurch beirren.

„Angenommen – die Statiſtik ſoll es leider lehren, und Sie ſind ein Rechenmeiſter, Beyfuß, angenommen alſo, daß von vier Kindern des Volks im Durchſchnitt eines leiblich oder ſittlich Schaden leidet, daß demnach von den zehnen der Hanne Frey ungefähr zwei – –"

„Zwei und ein halbes, Herr Paſtor!"

„Abzuzählen wären, ſo bleiben immer noch ihrer acht zum Segen der Welt. Und ſind wir nicht Staatsbürger, Beyfuß? Kann ein Weib mehr für das Vaterland tun, als wenn es zehn, oder ſagen wir nur acht kraftvollen Verteidigern das Leben gibt, ja das des jüngſten ſogar mit ihrem eigenen Leben erkauft? Das Wochenbett iſt das Schlachtfeld der Frauen! Zwei von ihren Söhnen tragen bereits des Königs Rock, die anderen werden ihn tragen – –"

„Jawohl, im Zuchthauſe, Herr Paſtor, wie ihr ſauberer Erzeuger, wenn er das Leben behält. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

„Klaus Frey war von Haus aus keine unedle Natur,

Beyfuß, und Söhne schlagen im Temperament gewöhnlich nach der Mutter. Diese Mutter aber war eine gottgefällige Frau in all ihrer tiefen Not. Sie hätte einen Lebenslauf am Altar und eine Predigt von der Kanzel verdient – –"

„Einen Taler fünfundzwanzig Silbergroschen, Herr Pastor!"

„Aber die Welt liegt im argen. Der Mann ist tiefer herabgekommen als jemals ein ansässiges Gemeindeglied; die Frau in ihren Lumpen und ihrem Plack hat sich nicht regelmäßig zum Gotteshause halten können; eine Andacht innerhalb der Kirche würde als unziemlich aufgenommen werden, darum – –"

„Stimme ich allenfalls für eine Rede im Hof, mit Ehren zu melden, eine Mistrede, für sechzehn gute Groschen, Herr Pastor!"

„Der beschränkte Raum verbietet sie hier, Beyfuß, und der letzte Segensakt ist allemal am weihevollsten dort, wo wir den geöffneten Erdenschoß unter uns und den ewigen Himmelsschoß über uns sehen. Es bleibt bei dem Grabsermon, alter Freund!"

„Und was soll aus dem armen, nackten Johannisküchlein werden, Konstantin?" fragte vortretend jetzt die Frau Pfarrerin.

„Ei nun, mein Hannchen," versetzte der Pfarrer lächelnd, „da es nun einmal als gebührender Dezem uns in das Haus getragen worden ist, wirst du es wohl bis auf weiteres in deinem Hühnerkorbe heranziehen müssen."

Frau Hanna lachte froh auf; ihr Freund Beyfuß jedoch blickte erbarmungsvoll zu ihr hinüber. „Ein zweites Wickelkind zu dem ersten. Eine schwere Last in Ihren Jahren, wertgeschätzte Frau Pastorin."

„Ein Splitter von unſeres Heilands Kreuz," entgegnete Konſtantin Blümel mit aller Würde der Liebe; „für den Seelenſchatz eine ſegenbringendere Reliquie, als die in irgendeinem Heiligenſchrein angebetet wird. Beyfuß, es bleibt bei dem Sermon!"

Frau Hanna küßte ihrem Konſtantin heute zum zweiten Male die Hand, und Kantor Beyfuß empfahl ſich mit dem Wunſche einer geruhſamen Nacht.

Sein Wunſch ging in Erfüllung; die Mutter hatte ſeit zwei Wochen die erſte ruhſame Nacht, denn ihr kleines Schreihälschen tat neben dem ſchlummernden Wiegenbruder nicht Zuck und Muck.

Am anderen Tage erhandelte die Paſtorin durch die Vermittlung Kantor Beyfußens, für gewiſſe Verrichtungen auch ihres Adlatus, von dem Witwer Frey die Ziege, für welche ſeine Frau das Futter abgeſichelt hatte mit ihrer letzten Kraft und Liebesſorge; denn ſie hegte ihre „Heppe" für das Kind, das ohne Mutterbruſt gedeihen ſollte. Und es war eine brave, erkenntliche Ziege; ſie tat ihre Schuldigkeit nicht nur an der Waiſe ihrer erſten Futterfrau, ſondern auch an dem Neſthäkchen der zweiten, dem ihr Überfluß zugute kam. Der murrende kleine Spärling rundete, rötete, beſchwichtigte ſich von Tag zu Tage. Ob die Johannisſonne das Gedeihen bewirkt hat, ob die Ziege, oder die Nachbarſchaft des ſtämmigen Wiegenbrüderchens —? Wer wills entſcheiden?

Wider alle Siebenſchläferregel lachte am Beſtattungsnachmittag der Hutmannsfrau der Himmel blau und goldig, wie beſtellt für einen Sermon am offenen Grabe. Das Gefolge war ſo beſcheiden wie die Frönerhütte, aus der es ſich bewegte; auch Kantor Beyfußens männliche Schuljugend, welche dem vorangetragenen Kreuze nachtrabte,

nur ſchwach vertreten. Auf dem Gottesacker jedoch drängte es ſich Kopf bei Kopf. Selber eine Armenleiche iſt ein Schauſpiel, das auf dem Lande ungern verſäumt wird; heute aber hatten die Ehren einer Mittelleiche, welche der elenden Tagelöhnerin erwieſen werden ſollten, auf die Beine gebracht, was ſich irgend von der Heuernte abzumüßigen vermochte; und niemals hatte Paſtor Blümel an einem offenen Grabe wärmer und, was die Hauptehre war, länger geſprochen. Hätte den ſchweizeriſchen Seelenfreund das Leidweſen getroffen, ſeiner Gertrud den letzten Nachruf halten zu müſſen, er würde nicht rühmlicher gelautet haben als der der armen Hanne Frey. Nein, weniger rühmlich! Denn auf das Helden- und Martertum von zehn der Welt geſchenkten Söhnen konnte, bei aller Trefflichkeit, das Weib des Lienhard vor Gott und Welt ſich doch nicht berufen.

Wie aber die Heldin des Lebenslaufs ſich nach dem Liebesmaße des Seelenfreundes gemodelt hatte, ſo war deſſen Schatzkäſtlein auch das Textwort entlehnt, das neben dem vom ſeligen Leidtragen dem Sermon zugrunde gelegt worden war:

„Die Freude über unſere Kinder iſt die herrlichſte Erdenfreude. Sie macht das Herz der Eltern fromm und gut; ſie hebt die Menſchheit empor zu ihrem Vater im Himmel. Darum ſegnet der Herr die Tränen ſolcher Freude und lohnt den Menſchen jede Vatertreue und jede Mutterſorge an ihren Kindern.“

In den mannigfaltigſten Modulationen, wie in einer fuga libera ſeines Bach, durchzog dieſe Melodie Paſtor Blümels oratoriſches Meiſterſtück.

Wenn Paſtor Blümel indeſſen die Hoffnung gehegt, durch dieſe Melodie die Vatertreue in dem Herzen des Witwers Frey aufzuwecken, ſo hatte er ſeine Rechnung

buchſtäblich ohne den Wirt gemacht. Klaus Frey war durch den Erlös ſeiner Ziege für ein paar Tage zum Krösus geworden und während dieſer Tage nicht ein einziges Mal in dem Hauſe eingekehrt, aus welchem die Gegenwart der Leiche den ſonſt ſo furchtloſen Mann mit ſpukhaftem Grauen ſcheuchte. Er hatte ſich von Schenke zu Schenke in der Gegend umhergetrieben, die Nächte in einem Totenſchlafe auf irgendeinem Heuſchober hingebracht und ſelber zu dem letzten Geleit von dem Wirte mit Gewalt getrieben werden müſſen. Nun heulte und ſchrie er freilich, zerraufte ſein Haar und würde in die offene Grube getaumelt ſein, hätte die Leichenfrau ihn nicht am Rockzipfel feſtgehalten. Aber es waren Schenkentränen, die er vergoß, und ein Schenkentaumel, der ſeine Füße ſchwanken machte; das beſeligende Leidtragen und die Vatertreue, die empor zum Himmel hebt, hatten an ſein Ohr geſchlagen als eitel Schall.

Auch die fünf, welche von den Söhnen am Grabe ſtanden, ſtarrten nur ſtumpf und dumpf auf das letzte ſchwarze Bretterbett der Mutter. Die beiden Soldaten wußten um ihre Verwaiſung noch nicht einmal, und die beiden halbwüchſigen, die auf ſie folgten, wußten wohl darum, denn ſie dienten auf Nachbardörfern, hatten aber des Heuens wegen nicht zur Leiche kommen können. So waren es nur die fünf jüngſten, welche der Mutter die letzte Ehre erwieſen, und dieſe fünf erfüllte das Behagen, von der gutmütigen Amtmannsfrau für die Trauerfeier gründlich ſatt gemacht und nach Möglichkeit herausſtaffiert worden zu ſein. Der kleine Chriſtel zupfte an dem ſchwarzen Flor, der an ſeiner Pudelmütze flatterte, und Hannes, der allerkleinſte, nagte an einem Wurſtzipfel, den er bei Wege in den Mund geſchoben hatte; die drei größeren aber hatten genug zu tun, die Leichenfrau beim Feſthalten des Vaters zu unterſtützen.

Das beſeligende Leidtragen ſchlug an das Ohr der Kinder, die nie etwas von heiliger Vaterfreude geſpürt, erſt recht als ein Schall.

Was nun aber die zuhörende Gemeinde anbelangt, ſo machte die erhebende Grabrede geradezu böſes Blut. Wenn ſolche Ehre dem Weibe eines Taugenichtſes widerfuhr, was blieb dann für die reputierlichen Leute, die Speſen und Dezem nicht hinter die Eſſe ſchreiben? Iſt es eine Tugend, zehn Kinder zu kriegen? Eine Sünde und eine Schande iſts, wenn ſie ſtatt des Zinshahns dem Paſtor in den Schoß geworfen werden müſſen, und wo der Mann zum Schelmen und Säufer wird, wird es mit der Frau auch allemal einen Haken haben. So und noch weit ärgerlicher gingen Gemunkel und Gemurmel von Mund zu Mund; inſonderheit die wohlgeſtellten Familienmütter fühlten ſich in ihren Ehrenrechten gekränkt. Doch auch die Väter ſchüttelten bedenklich die Köpfe. Gut meinte er es ja, ihr „neuer“ Paſtor; wer wollte etwas dawider haben? Aber dieſe preußiſchen Raupen!

„Landsmann bleibt Landsmann, Nachbar!“ ſagte der Schulze Thränhard zu dem alten Walde.

In *ein* Herz jedoch drang die Rede von der heiligendſten Erdenfreude wie ein Erlebnis, und aus zwei Augen rannen warme, beſeligende Muttertränen. Das waren die Augen und das Herz der guten Pfarrersfrau, die, auf dem einen Arm das eigene Kind und auf dem anderen das verwaiſte, unter der Pforte ſtand, welche aus ihrem Garten in den Friedhof führte. Die Johanniskränze auf den Gräbern waren noch nicht völlig abgewelkt, der Jasmin am Zaune blühte, es duftete wie Weihrauch in dem engen Gehege, und die hohe Juniſonne leuchtete gleich einem Gottesblick. Als aber der letzte Segen geſprochen war, Hand um Hand, und

dann Schaufel um Schaufel die harten Erdbrocken auf ein letztes Menschenbett rollten und die Pfarrersfrau in ihren Garten zurücktrat, da nickte sie dem fremden Kinde, das seine Augen aufgeschlagen hatte, zu und flüsterte: „Die Liebe einer Mutter kann ich dir freilich nicht ersetzen, du armes Lamm; aber einen guten Hirten hast du gegen den schlimmen, den du Vater nennen müßtest, eingetauscht, und darum bist du dennoch ein Segenskind, ein echtes, rechtes Johanniskind, mein kleiner Dezem." Und ihre Lippen lächelten bei den Worten, während in den Wimpern noch die Tropfen hingen.

Es war eine traurige Ernüchterung, welche heute, wie schon manches Mal vordem, der verklärenden Wärme des Pfarrherrn folgte. Solange sein Blick zwischen dem offenen Erdenschoß und dem ewigen Himmelsschoß geschwebt, da hatte er nur die Mutter aus dem Volk gesehen in ihrem Heldenkampfe für das Leben, das sie gab und nährte bis zu der Stunde ihres Sieges im Tode. Nach dem Amen aber, als der Blick auf der je mehr und mehr sich füllenden Grube ruhte und auf dem gleichgültigen Gedränge um sie her, da erkannte er, wie aus einem Traume erwachend, die Verworfenheit und Verwahrlosung, die Mißgunst und Herzenshärtigkeit, gegen welche er als Streiter in seinem Amt berufen war, und gegen welche sein Rüstzeug sich wieder einmal als falsch gewählt und stumpf erwiesen hatte. Seine Streiche waren in die Luft geführt worden. Er stand nicht als ein Hirt, aber als ein Fremdling unter seiner Herde. Wohl dann dem edlen Mann, daß er in solchen Stunden des Verzagens seine Blumen, seine Kinder und ein Weib wie seine Hanna hatte!

Als er von seinem leidvollen Gange heimkehrte, stand in der Laube der Kaffeetisch gedeckt; die beiden Neu-

geborenen schlummerten unter dem Wiegenhimmel, die drei, welche im Hause noch Kinder hießen, spielten zwischen ihren Blumenschwestern; Lorchen reichte dem Vater den herzaufmunternden Trank, Dorchen – heute ausnahmsweise zwischen Blumen und Kindern – das lange Rohr mit dem kopfaufräumenden Kraut; und dann krüllten sie die ersten Sommererbsen aus, die Luischen inzwischen gepflückt, plauderten, neckten sich, lachten nach glücklicher junger Mädchen Art. Der Vater aber blieb in sich gekehrt, und die Mutter, die schäfternd ab und zu ging, ließ ihn still sich austrauern.

Erst als gegen Abend das junge Volk samt Wiege und Kaffeezeug sich in das Haus verzogen hatte, setzte sie sich mit dem Vorsatze der Ausdauer an seine Seite. Es galt eine Abmachung zwischen ihnen, für welche, obgleich der Plan fix und fertig vor ihr lag, sie ihm klüglich das erste Wort vergönnte.

Da Vater Klaus neben allen übrigen Elternpflichten sich auch der ersten begeben zu haben schien, fiel die Sorge für die Aufnahme seines Sohnes in den heiligen Christenbund des Kindes Pflegern anheim. Die Vereinigung der Feier mit der des eigenen Töchterchens lag aus gemütlichen Gründen beiden Gatten nahe, empfahl sich aber auch aus praktischen Gründen. Der Mutter ersparte sie ein zweimaliges Kuchenbacken, dem Vater eine zweimalige Taufrede. Denn Stegreifsreden, frei aus dem Herzen heraus, hätte Pastor Blümel ohne Anstrengung wohl Tag für Tag halten mögen; für sakramentale Amtshandlungen arbeitete er aber die Vorträge gewissenhaft aus und memorierte sie bis auf das Tz; von allen Seelenkräften aber war Pastor Blümel, nächst dem Rechensinn, mit dem Gedächtnissinn am kürzesten gekommen. So wurde denn ohne Einwände

festgestellt, daß der zehnte Hirtensohn und das siebente Pfarrtöchterchen am Evangelientage von der brüderlichen Versöhnung gleichzeitig durch das Taufbad für ihr Erdenwallen zum Himmel gereinigt werden sollten.

Auch bei der Patenwahl stieß man nur auf einen einzigen Haken. Schwester Luischen würde selbstverständlich für zwei junge Christen noch viel lieber als für einen dem Teufel und seinen Werken entsagt haben; von dem Amtsbruder Kurze in Bielitz durfte man sich eines Gleichen versehen, zumal wenn für den Ärmling ausdrücklich auf das Eingebinde verzichtet wurde; auch die gute Freundin Mehlborn hätte zu der doppelten Pflichtenübernahme sicherlich lächelnd mit dem Kopfe genickt, wenn nur durch Kirchenordnung wie Sitte für einen Knaben nicht mindestens zwei männliche Zeugen geheischt worden wären. Wer sollte nun dieser zweite männliche Zeuge sein?

Der Amtmann wäre der nächste und beste, meinte die Pastorin.

Das gab der Pastor zu; aber der Amtmann stand nun einmal nur bei Honoratioren Gevatter. Das gab wiederum die Pastorin zu, um so mehr als sie mit der Schachtarbeit für den Frey vor der Hand leider ihren letzten Trumpf gegen den Hochmutsnarren ausgespielt hatte.

Nach einer nachdenklichen Pause hob sie, wie von einem Einfall durchzuckt, von neuem an: „Es ist nicht lange her, Konstantin, da rühmtest du mir als eine echte Königssitte, daß Seine Majestät die Patenschaft bei jedem siebenten Sohne, und wäre es der des ärmsten Schächers, übernähme."

„Übernahm, Hanna," versetzte Pastor Blümel, der seine kleinmütige Stimmung noch nicht überwunden hatte. „Übernahm, als unser Staat arm an Männern geworden war

und Kinderſegen für einen Landesſegen galt. Wohl möglich, daß nach unſerem Wachstum und einer Reihe gedeihlicher Friedensjahre eine veränderte volkswirtſchaftliche Anſchauung den patriarchaliſchen Brauch verdrängt hat. Sieben Kinder ſind heutzutage keine Seltenheit, Hannchen."

„Aber zehn Söhne ſind es, Konſtantin. Wags, bitte den König zu Gevatter, Freund."

Paſtor Blümel ſchüttelte den Kopf. „Kannſt du dir eine Vorſtellung machen, Hanna, in welchem Maße unſer gütiger, hoher Herr mit Bittſchriften jeglicher Gattung und nicht bloß aus niedrigem Stande behelligt wird?" fragte er; worauf ſeine Hanna lachend erwiderte:

„Ob ich mir eine Vorſtellung davon machen kann? Habe ich etwa nicht in vornehmen Häuſern konditioniert? Gnadengeſuche heißt bei denen, die es *nicht* bedürfen, was bei denen, die es bedürfen, Bettelbriefe heißt; juſt ſo wie den Armen kleine Notſchulden ſchänden, aber den Reichen große Luxusſchulden *nicht*. So ſteht es nun einmal geſchrieben im Kodex der großen Welt. Aber was haben wir damit zu ſchaffen, lieber Konſtantin? Bitteſt du denn für dich oder eines der Deinen?"

„Gott verhüte das Elend, das mich zu dieſem Äußerſten treiben könnte!"

„Als Diener des Amtes bitteſt du den hohen Patron deiner Kirche für die hülfloſeſte Waiſe deiner Gemeinde; als Ritter des Eiſernen Kreuzes rufſt du deines Kriegsherrn Protektorat an für den jüngſten Sproſſen eines Geſchlechtes, das bereits durch zwei kräftige Söhne unter des Königs Fahne vertreten iſt und dermaleinſt, wills Gott! durch noch acht ebenſo kräftige Söhne vertreten ſein wird. Wer weiß, ob du durch dieſen Patenbrief dem armen kleinen Jungen ſpäterhin nicht eine Stelle im Militärwaiſen-

hause erwirbst! Konstantin, Herzenskonstantin, glaube mir, es gelingt! Und selber, wenn infolge irgendeiner neumodischen Staatsmaxime die hohe Patenschaft abgelehnt werden sollte, für ein eigenhändiges Antwortschreiben Seiner Majestät an den freiwilligen Jäger von 1813 stehe ich dir ein, und diese Erinnerung an eine beabsichtigte Guttat würde dich bis an dein Lebensende erquicken."

Die Augen des freiwilligen Jägers leuchteten; er entwarf in Gedanken bereits den allerhöchsten Patenbrief. Seine Gattin fuhr in voreiliger Siegesfreude fort:

„Und du kannst ja auch einfließen lassen, Konstantin, daß es auf einen Geldbettel keineswegs abgesehen ist. Nur um die Ehre. Friedrich Wilhelm von Preußen deckt den Tagedieb Klaus Frey. Vor der Hand ist gesorgt. Wo sieben Kinder satt werden, wird es ein achtes auch. Und in einem Falle der Not muß der Amtmann dran. Ja, Konstantin, er muß! Ei, wäre es nicht um den Narren Mehlborn, wir würden unsern lieben, alten königlichen Herrn ja herzlich gern in Frieden lassen. Aber warte nur, warte, du mein zugeknöpfter hochwohlgeborener Herr Rittergutsbesitzer und Baron in spe: alle zehn Finger sollst du danach lecken, und schöne Batzen sollst du dafür zahlen, als Stellvertreter Seiner Majestät von Preußen am Tauftische des armen Hirtensohnes stehen zu dürfen."

Frau Hanna lachte vor Herzenslust hell auf, während ihr Konstantin, die Brauen bis unter die Haarwurzeln in die Höhe gezogen, ihr starr in die blitzenden blauen Augen blickte und mit drohend erhobenem Zeigefinger, so wie er es bei einer großen Gebotsmahnung von der Kanzel zu tun pflegte, sich also vernehmen ließ: „Mit einem über die Welt verbreiteten Schibboleth, Hanna, bezichtigen wir als ihre ärgsten Feinde die, welche für einen guten Zweck des

ungute Mittel nicht verwerflich finden, und nicht zum ersten Male, Hanna, entdecke ich dich auf so unchristlichen Schlangenwegen. Soll auch die Mutterliebe ihre Jesuiten haben? Mit einem Komödienspiel auf die Schwächen seiner Nebenmenschen spekulieren, durch Hochmut Großmut erwecken –"

„Mitleiden durch ein saures Gesicht," fiel Frau Hanna ein, indem sie ihm zärtlich die Wangen strich. „Ich will es nicht wieder tun, Konstantin; aber sage mir doch: hast du im großen Weltwesen wie im bescheidensten Einzelnleben jemals einen guten Zweck o h n e Jesuitenkünste, wie du es nennst, erreichen sehen?"

„Hast du mich jemals auf Schlangenwegen entdeckt?" fragte schier entrüstet ihr Konstantin dagegen.

„Niemals!" antwortete sie mit dem reinsten Klang der Aufrichtigkeit.

„Aber – aber" –, sie stockte, und nur in Gedanken setzte sie hinzu: „Wie häufig hast du auch, redliches Herz, deine besten Zwecke verfehlt!"

„Aber – warum stockst du, Hanna?" fragte der Pfarrer.

„Aber was sehen wir denn in der Natur, Konstantin, auf die du uns so oft als eine Lehrmeisterin verweist: Übles aus Gutem entstehen, oder Gutes aus dem Übel?"

„Beides," antwortete er, „beides, Hanna. Allein Moral und Natur decken sich nicht wie – wie –"

„Friedrich Wilhelm den Exhirten Klaus," ergänzte sie mit einem Lächeln; worauf ihr Konstantin dann fortfuhr: „Die Pflanze saugt erstickende Dünste ein und haucht Lebensluft aus; ein tödlicher Giftstoff wird zur heilsamen Arznei, – wir wollen diesen großen Gegenstand zu gelegener Stunde gründlich miteinander besprechen, Hanna," unter-

brach er ſich ſelbſt. Ihn drängte der Patenbrief an ſeinen königlichen Herrn.

Und an ſtiliſtiſchem wie kalligraphiſchem Schwung ein Meiſterſtück, würdig eines allerhöchſten Gevattersmannes, war es, welches in der Mitternachtsſtunde dieſes Siebenſchläfers Konſtantin Blümel, evangeliſcher Pfarrer zu Ober- und Unterwerben, freiwilliger Jäger von 1813, Ritter des Eiſernen Kreuzes zweiter Klaſſe, unterzeichnete, an Seine Majeſtät den König Friedrich Wilhelm III., zurzeit in Bad Teplitz, adreſſierte und, nachdem er den teuren Namen mit ſeinem Atem trocken gehaucht hatte, über Nacht zwiſchen den Blättern ſeiner Erbbibel verwahrte. Früh am andern Tage trug er das Schreiben perſönlich nach dem ſtädtiſchen Poſtbureau, empfahl es, wennſchon bereits „Rekommandiert" darauf ſtand, dem Beamten zu gewiſſenhafter Beförderung und verbrachte darauf ſechs Tage in einer patriotiſchen Spannung, wie er ſie, ſeitdem er in den Friedensſtand zurückgetreten war, nicht wieder empfunden hatte. Beide Gatten hatten ſich bis zur Entſcheidung unverbrüchliches Schweigen gelobt.

Und endlich, endlich am ſiebenten Tage, da traf es ein, das heißerſehnte blaue Kuvert, deſſen Inhalt ſogar Frau Hannas verwegenſte Hoffnungen überbot. Denn den eigenhändigen vier Zeilen, in welchen der „wohlaffektionierte König" die Taufzeugenſchaft bei dem zehnten Sohne des Klaus Tobias Frey in Oberwerben huldvollſt akzeptierte, war ein Patengeſchenk von zehn Zehntalerſcheinen beigefügt.

Die zehn Zehntalerſcheine hat die Frau Paſtorin bei ihrem nächſten Stadtgange als Heckepfennig für den armen Hutmannsſohn in die Kreisſparkaſſe getragen; das allerhöchſte Handſchreiben aber iſt von ihr, als Seitenſtück zu

dem Aufruf „An mein Volk", dem schwarzweißen Bande des Eisernen Kreuzes angeheftet worden. Und so hatte der Segen des Täufertages sich an der armen Mutterwaise schon im ersten Naturzustande, bevor sie noch ein Christ geworden war, in doppelter Art bewährt. Der zehnte Hirtensohn war ein Kapitalist geworden und hatte seinem Wohltäter eine unvergängliche Herzensfreude eingetragen.

Nachdem Pastor Blümel mit feuchten Augen und fliegender Hand sein alleruntertänigstes Dankesschreiben abgefaßt hatte, rüstete er sich zu dem Gange nach dem Pächterhause, um gleichzeitig die Frau Amtmännin Mehlborn als Zeugin für sein Töchterchen und den Herrn Amtmann Mehlborn als stellvertretenden Königszeugen bei dem Sohne des Exschäfers Frey zu Gevattern zu bitten.

Die Rittergüter unserer Gegend sind keine Latifundien und die Edelhöfe, wenngleich sie häufig Schlösser heißen, weder mittelalterliche Burgen, noch moderne Prachtpaläste; so war auch das Hauptgut von Werben nur mäßigen Umfangs und das Schloß mit seiner langgestreckten, glatten Fassade nur ein räumliches Wohnhaus, das – abgerechnet seine breiten, sich zum Flusse niedersenkenden Gartenterrassen – ebensogut in einer städtischen Straße hätte stehen können. Die Schäden des Krieges waren selbst von außen nur oberflächlich an ihm ausgeheilt, denn es blieb unbewohnt, seitdem es zu Anfang des Jahrhunderts aus den Händen der im Mannesstamme erloschenen, reichbegüterten sächsischen Familie der Werben als Tochtererbe in die der preußischen von Hartenstein übergegangen war.

Auch die Pächterwohnung, die mitten im Schloßhofe lag, war zwar umfänglicher, aber weniger ansehnlich als

manches Bauernhaus im Dorfe; das Dach mit Schindeln gedeckt, der Fußboden mit Eſtrich ausgegoſſen, das runde Fenſterglas in Blei gefaßt; das vorſpringende Deckengebälk hätte ein Mann vom Schlage des Schäfers Frey mit der Hand erreichen können. Der reiche Mehlborn aber fühlte ſich heimiſch in dieſem beſcheidenen Vaterhauſe und bewirtſchaftete von ihm aus das Gut, obgleich er es ebenſo leicht von dem beſſer erhaltenen Hofe Unterwerbens, urſprünglich einem großen Vorwerk und Filialdorfe des Hauptgutes, hätte tun können. Es war dieſes Talgut kurz nach dem Kriege käuflich auf ihn übergegangen; nicht das einzige, auf welchem in dieſen drangvollen Zeiten der Pächter zum Herrn des Edelhofes ward, auf welchem ſein Vater als Großknecht gedient hatte. Lieferungen und Laſten werden unerſchwinglich; der Bodenwert ſinkt, und der Hypothekenwert ſteigt; nach dem Frieden droht, unverſtanden oder mißverſtanden, das neue Ablöſungsgeſetz; das Inventarium eignet beſtenteils dem Pächter, der indeſſen auf fremdem Boden geerntet und ſein Heu ins trockene gebracht hat. So hier wie anderwärts. Ehren-Mehlborn, der überdies keinen verächtlichen Mahlſchatz erheiratet hatte, würde ſchon dazumal auch das heiß von ihm erſehnte Hauptgut haben an ſich bringen können, wenn die Generalin von Hartenſtein ſich zu der Entäußerung des Stammſitzes ihrer Familie hätte entſchließen können. Heute, das heißt zehn Jahre ſpäter, lag dieſe Entäußerung vor den Augen ihrer Erben als unvermeidliche Perſpektive.

Bis zu dem Erwerb des Talgutes hatte Johann Mehlborn ſich nicht mehr gefühlt als jeder andere emſige, zähe, reichgewordene Bauer. An dem Tage jedoch, wo Exzellenz von Hartenſtein als Sachwalter ſeiner Gemahlin die geſchäftliche Korreſpondenz ſtatt an den Pächter Mehlborn

Edelgeboren an den Rittergutsbesitzer Herrn Mehlborn Hochwohlgeboren richtete, stach ihn zum ersten Male die bewußte nobele spanische Fliege. Hatte er sich bisher mit dem Haben begnügt, nun warf er sich nebenbei auch auf das Werden und Sein. Zunächst das Werden und Sein eines titulierten Mannes.

„Denn siehst du, meine Röse," sagte er zu seiner Frau, „Rittersleute wären wir nun; richtiger Adel bis auf das kleine ‚von', das aber auch nicht ausbleiben wird, zum wenigsten für unsere Kinder. So weit hätten wirs mit Gottes Hülfe gebracht. Jedennoch mich auf den Kreistagen und im Kreisblättchen schlechtweg als Herr Mehlborn traktieren zu lassen und dich von den Nachbarn als bloße Madame, das geht mir wider den Strich. Mittel sind da: ich kaufe mir den Amtmann, Röse."

Frau Röse nickte zustimmend mit dem Kopfe, ihr Johann kaufte sich für so und so viel hundert Taler den Amtmann und fühlte sich, was seine eigene Person anbelangt, mit dieser Würde allenfalls zufriedengestellt. Für seine Kinder aber wollte er höher hinaus, „dem Throne um ein paar Stufen näher", und ein kluger Kopf, wie er war, faßte er das Ding auch beim richtigen Zipfel: er sparte für sie und ließ sie etwas lernen.

Sie wurden daher der Dorfkameradschaft in Kantor Beyfußens Schulstube entrückt. Die Tochter, ein ungewöhnlich befähigtes Kind, bereiteten die kürzlich aus der Fremde herbeigezogenen Freunde in der Pfarre so weit vor, daß sie, die erste Bauerntochter unserer Gegend, nach ihrer Konfirmation in ein vornehmes Institut der Hauptstadt aufgenommen werden konnte.

„Denn siehst du, Mutter," so sagte der Amtmann zu seiner Amtmännin, „siehst du, was für die Grafentöchter

in Bielitz drüben nicht zu gut iſt, das iſt für unſere Brigitte allenfalls gut genug. Sie erben von ihrem Alten einmal einen Sack voll Schulden, und unſere Brigitte erbt von mir zum allerwenigſten ein Rittergut. Aber unter einem Baron tue ich es einmal für ſie nicht."

Mutter Roſine hätte bei dieſer Schlußwendung freilich gern mit dem Kopfe geſchüttelt, ſie nickte aber doch, und ihr Amtmann brachte ſeine Brigitte zu den Gräfinnen in die „Inſtitution", bei dieſer Gelegenheit aber auch unter die Augen der gutsherrlichen Exzellenzen, die bisher perſönlich ihm unbekannt, durch gewiſſe Beziehungen zu ſeiner Taſche indeſſen erwünſchtermaßen vertraut geworden waren, und da in dem Worte „Erbe" ein anzügliches Medium liegt, tat durch dieſes perſönliche Bekanntwerden die Vertrautheit einen mächtigen Vorwärtsſchritt.

Oder wäre Hilmar von Hartenſtein, weil Geld und Gut ihm zu entſchlüpfen drohten, nicht ebenſo, wie Brigitte Mehlborn eine Erbin war, ein Erbe geweſen, ja mehr als ein Erbe, war er nicht im Genuß? Im Genuß eines alten, ſtolzen Namens, des Glanzes, welcher von einem ruhmwürdigen Vater auf den einzigen Sohn zurückſtrahlt, im Vollgenuß der traditionellen Stattlichkeit, Ritterlichkeit, Frohlebigkeit ſeines Geſchlechts, ein Hartenſtein par excellence? Sind dieſe Erben eines Temperaments, welches die Gabe des Reichwerdens und ſelber des Reichbleibens auszuſchließen ſcheint, nicht allemal auch die des Zaubers liebenswürdiger Unwiderſtehlichkeit? Und unchriſtliche, das heißt herzenshärtige Gottesgeſchöpfe ſind ſie beileibe ja auch keineswegs. Naturphiloſophinnen, wie Frau Hanna Blümel, wollen freilich behaupten, daß derlei kat'exochén liebenswerte Lebeleute den Gegenbeweis liefern zu dem Geſetz, welches aus dem Schlimmen häufig ein Gutes er-

wachsen läßt und daß durch ihre kavaliere Liebenswürdigkeit weit mehr Übel und Weh über die Welt verbreitet worden ist als durch die Langweiligkeit der sogenannten Philister samt und sonders; mögen auch erst nachfolgende Geschlechter die bittere Hefe des süßen Weines zu verwinden haben. Aber Brigitte Mehlborn war bei sechzehn Jahren noch keine Philosophin, wennschon sie starke Anlage hatte, es eines Tages zu werden. „Der und kein anderer!" sagte sie zu sich selbst, als sie den Tag vor ihrer Einführung in die residenzliche Kostschule an der Tafel der Exzellenzen dem schönen Gardereiterleutnant in seiner blitzenden Uniform zum ersten Male gegenübersaß.

Und: „Meinetwegen auch die!" sagte zwei Jahre später seufzend der schöne Gardereiterleutnant, vor die Alternative gestellt, sich aus einem hauptstädtischen Schuldensumpfe auf den soliden Boden eines provinzialen Infanterieregimentes zu retten und den letzten Anspruch an sein einstiges Muttererbe fallen zu lassen, oder diese Erbaussicht aus der Hand der Pächterstochter, um den Preis des Graziengürtels, zurückzuerhalten.

Der tapfere General überwand das Loch im Stammbaum, wie es einem Helden ziemt; seine Gemahlin kränkelte und dachte an eine selige Ewigkeit, in deren Angesicht man es hinsichtlich gewisser geistigen Gewöhnungen, Vorurteile genannt, glimpflicher als in gesunden Tagen zu nehmen pflegt. Mutter Mehlborn wurde nicht gefragt, würde aber, wenn gefragt, schwerlich mit dem Kopfe geschüttelt haben. Vater Mehlborn aber schrieb, unter Frau Hanna Blümels freundseelsorgerischer Korrektur, triumphierend Ja und Amen, und seine Brigitte kehrte als strahlende Braut in das Pächterhaus zurück.

In kurzem präsentierte sich auch der ritterliche Bräuti-

gam, wie es hieß, weniger strahlend als seine Braut, und leider, der Frühlingsparaden halber, nur für einen halben Tag, so daß den Freunden in der Pfarre der Vorzug seiner Bekanntschaft versagt blieb. Indessen soll vor dem Abschied die Verlobtenstimmung doch noch recht merklich zum Durchbruch gekommen sein, da ein gewisses heikles Geschäft, von Vater auf Sohn übertragen, sich über Erwarten glatt abgesponnen hatte.

Und warum hätte wohl auch Vater Mehlborn, selbst abgesehen von seinem edelmännischen Gelingen, die Schnüren seines Säckels allzu straff anziehen sollen? Der Bodenwert stieg, das Gut trug jetzt allenfalls eine Hypothek mehr; noch eins oder das andere von diesen gewissen heiklen Geschäften, und der Stammsitz der Werben war ungeteilt Mehlbornsches Erbe.

Schon im Sommer wurde die Hochzeit gefeiert, weder in Ober- noch Unterwerben, die beide zu exzellenzlichen Festivitäten nicht angetan waren; auch nicht in der Residenz, aus welcher vor kurzem General von Hartenstein zu einem Oberkommando in die östliche Provinz versetzt worden war, sondern möglichst still in einem kleinen märkischen Badeorte, in welchem die kranke Generalin sich zur Kur aufhielt. Amtmann Mehlborn war es zufrieden, sich als Brautvater mit einer Gasthofsrechnung abfinden zu dürfen, obschon dieselbe, der Rangstufe der Hochzeitssippe entsprechend, mit doppelter Kreide angeschrieben wurde. Auch daß die Brautmutter, der Ernte und anderer Unvermeidlichkeiten halber zu Hause geblieben war, konnte ihm nur zur Genugtuung gereichen. Er hatte, da er noch Ehren-Mehlborn hieß, seine Röse gern zu Kirmes- und Erntetanz unter lustige Festgenossen geführt; seitdem sie jedoch seine Gemahlin und eine gnädige Frau ohne kleines „von" geworden,

sah er sie nur gern innerhalb ihrer vier Pfähle. Sie war und blieb nun einmal unempfänglich für jede höhere Kulturbestrebung.

So das Schicksal der Tochter. Aber schon Jahr und Tag vor deren Einführung in das residenzliche Institut war auch der Sohn der Sphäre des Pachthofes entrückt worden und wäre es bei diesem Anlaß nahezu geschehen, daß Mutter Rosine zum ersten und einzigen Male energisch den Kopf geschüttelt hätte. Denn der Hannes war von ihrer eigenen stillen Art und beiden am wohlsten, wenn er ihr im Milchkeller und Hühnerhof am Schürzenzipfel hing. Er wuchs ihr daher auch weit dichter an das Herz als die nach dem Vater schlagende aufgeweckte Tochter, und sie hätte ihn dort großziehen mögen, wo er nach seiner wie ihrer Meinung, und sicherlich auch nach der der Natur, hingehörte: auf dem elterlichen Hofe. Wenn aber Vater Mehlborn sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, was konnten Mutter Rosine und ihr Hannes dann wohl dagegen tun? Und Vater Mehlborn hatte es sich in den Kopf gesetzt, seinen Stammhalter dem Throne um verschiedentliche Stufen näher rücken zu lassen.

„Hannes," hatte er gesagt, „Hannes, du studierst; ich schenke dir ein Rittergut; du wirst Landrat, heiratest eine Gräfin, meinethalben eine arme, und alles, was weiter hinaus liegt, findet sich von selber."

So wurde denn der arme stille Hannes mühsam durch das Gymnasium gedrillt, brachte es auch bis zur Universität, aber bis zum Landratsamte und allem, was weiter hinaus liegen sollte, brachte er es nicht, denn der arme Hannes fiel im Zweikampf mit einem Korpsbruder, der das kleine „von" vor seinem Namen ererbt und dem reichen Landsmann, welcher es erst erwerben sollte, den Spottnamen „Mehlwurm" angehängt hatte.

Zuverlässig: der arme Hannes war von Natur kein Raufbold, der sich durch einen unschuldigen Mehlwurm zu Mordgedanken hätte treiben lassen. Aber sie hetzten und stachelten ihn in Spott und Ernst, und der am eifrigsten hetzte und stachelte, ihn mit dem, was er der Ehre der Familie schuldig sei, ganz toll und töricht machte, das war der Mann, den er Bruder nannte, weil er der Gatte seiner Schwester geworden war. Und so kriegte der arme Hannes denn einen Stich in die Brust, lag ein paar Tage purpurrot in lodernd dem Fieber und Phantasien von dem heimischen Hof, und dann wurde er weiß und stiller denn je. „Ach, Mutterchen, wie kühl muß es in deinem Milchkeller sein!" war sein letztes Wort.

Die Leiche wurde nach dem Talgute gebracht und mit möglichstem Pomp in einem Gewölbe unter der dortigen Kirche beigesetzt, das auf diese Weise zur Erbgruft der Mehlborn eingeweiht wurde. Diese Feierlichkeit, samt ritterlicher Grufterrungenschaft, trug viel dazu bei, daß der Vater sich von dem Wetterschlage, so jach als er ihn niedergeworfen hatte, wieder emporrichtete. Denn kein Schmerz, der nicht eine Not in sich schließt, wandelt das Grundwesen eines Menschen um; und Vater Mehlborn hatte wohl den einzigen Sohn, aber nicht, was eine Not in sich geschlossen haben würde, den einzigen Blutserben verloren. Er schaffte in die Breite und baute in die Höhe wie zuvor; als ihm aber bald darauf von seiner Brigitte, die von jeher sein Liebling gewesen, der erste Enkel geboren ward, tröstete er sich, als hätte er nie einen Sohn besessen, in der Zuversicht, den freiherrlich Hartensteinschen Namen dem Namen Mehlborn verbunden zu sehen, sobald nur erst auch das Hauptgut Mehlbornsches Erbe geworden sein würde.

Für die Mutter dahingegen war der Tod des Sohnes

ein Schmerz der umwandelnden Not. Ein Stoß in den Herzgrund brachte, wie Pastor Blümel es ausdrückte, den Heilandstrieb zum Durchbruch, über welchem im gleichmäßigen Tageslauf sich eine Erdenschicht gebildet hatte. Und vielleicht hat nur der Mutterschmerz diese Gewalt. Rosine Mehlborn hatte bis in das Matronenalter still vor sich hin geschäfftert, keinem Menschen zuleide, aber auch keinem, außer ihren Allernächsten, zuliebe. Nun, da sie an ihrem tiefsten Bedürfen Mangel litt, wurde sie die leise Helferin bei jedem fremden Mangel, auf welchen ihr Blick gerichtet ward. Ihr Amtmann durfte es nicht merken, einer aber merkte es, der ihr nimmer aus den Augen wich. Im Morgendämmer und wenn der Mond in ihre Kammer schien, zwischen den Lämmerwölkchen, welche das blaue Himmelsfeld überziehen, vom ersten Stern des Abends und von dem letzten früh blickte ihres Hannes gutes Gesicht auf sie herab; und wenn der Mangel, den sie gewahrte, ein recht großer und ihre Hülfe ein Opfer war, da sah sie ihren Hannes lächeln, und sie lächelte auch, nickte ihm zu und sagte: „Mein Hannes, ich komme bald!"

An ihre Brigitte dachte sie wohl auch, sie war ja ihr liebes Kind; wenn sie aber nicht ihr liebes Kind gewesen wäre, würde sie an jeden Menschen eher als die Brigitte gedacht haben. Der Tochter Natur war ihr unverständlich und wurde es durch ihr Schicksal je mehr und mehr.

Die beiden Erbkinder von Werben waren erst wenige Monate ein Paar geworden, als der einzige Bruder, ein Opfer seiner unfreiwillig überkommenen Standespflichten, fiel: im Pächterhause brach schier ein Mutterherz; höher hinauf jedoch, „dem Throne näher", trat der beklagenswerte Ausgang hinter dem Spottreiz des Anlasses zurück; der Name Mehlborn erhielt einen belustigenden Klang,

den ſeine alten Träger, gottlob! nicht ahneten, der von dem chevalereſken Gatten der vormaligen Trägerin jedoch die Ehrenpflicht heiſchte, mit ſeinem beſten Kameraden ein paar Kugeln zu wechſeln. Ein Menſchenopfer war in dieſem zweiten Kampfe um den Mehlwurm nicht zu beklagen, der Wurm ſelbſt aber um ſo weniger zur Ruhe gebracht worden. Hilmar von Hartenſtein verſtand daher einen gnädigen Wink von oben herab und vertauſchte bis auf weiteres die blitzende Gardeuniform mit einer ſchlichten der Linie unter ſeines Vaters Kommando und in deſſen wenig vergnüglicher Garniſon. Wehe aber der liebenden Frau, welcher ein ſolches Opfer unter Zähneknirſchen gebracht worden iſt!

Vier Jahre waren ſeitdem verfloſſen, die alte Frau von Hartenſtein war geſtorben, die junge Frau von Hartenſtein ein einziges Mal in der Heimat geweſen, um den Eltern die beiden Enkel vorzuführen, auf welchen ihre irdiſche Zukunftshoffnung beruhte; bei dieſer rührſamen Gelegenheit aber auch gegen Vater Mehlborn ein Geſchäft der allerheikelſten Art – weil ohne die Entäußerung des Stammgutes – durchzuſetzen. Unbegreiflicherweiſe für Vater Mehlborn ſträubte ſich gegen dieſe Entäußerung mehr als der Erbe der Mutter die Mutter der einſtigen Erben. Brigitte von Hartenſtein wollte die Lebensſtellung ihrer Kinder nicht ausſchließlich auf den Reichtum ihres Vaters gegründet ſehen.

Die Entwicklung, welche die vormalige Schülerin ſeit ihrer Verheiratung in Weſen und Willen genommen hatte, gab den Freunden in der Pfarre mancherlei zu denken und vertraulich zu beſprechen. Brigitte von Hartenſtein war auf beſtem Wege, zu werden, was ungefähr von ihrer Zeit ab eine „bedeutende“ Frau genannt worden iſt; eine

Spezies, die man in früheren Tagen wohl auch dann und wann gefunden, allein anders betitelt hat. Kein Landmann würde in ihr den ländlichen Ursprung vermutet, aber auch kein Edelmann sich ihr als seinesgleichen vertraulich genähert haben; sie hätte für eine Gelehrtentochter gelten können, so nach dem Grunde hin hatte sie sich mit zäher Ausdauer vertieft und so geflissentlich vermied sie den Schliff der Kreise, in welche sie sich einem Einzigen zuliebe gestellt. Sie hatte unter diesen Menschen seit dem Tode ihres Bruders, aber nicht durch diesen allein, bitterlich gelitten; sie verachtete, ja, sie haßte diese Menschen. Jenen Einzigen aber liebte sie noch immer mit der hartnäckigen Ausschließlichkeit einer nüchternen Verstandesnatur. Sie nannte diese Liebe ihre Pflicht und forderte ausschließliche Gegenliebe als ihr Recht. Daß sie ihren schönen, charakterlosen Gatten liebte, lediglich weil er ihr heute wie in der ersten Stunde gefiel, gestand die charaktervolle Frau sich nicht ein. Daß sie, um von ihm geliebt zu werden, erst lernen mußte, ihm zu gefallen, würde sie unter ihrer Würde gehalten haben.

„Hanna," sagte Pastor Blümel zu seiner Gattin nach einem langen Spaziergange mit seiner einstigen Schülerin, „Hanna, diese noch minorenne Frau hat die Kritik der reinen Vernunft gelesen und merkwürdigerweise verstanden."

„Würde sie nicht besser daran sein, Konstantin, wenn sie dieselbe n i c h t verstanden hätte?" entgegnete Frau Hanna.

Seit diesem Besuche hatten die Amtleute kein Mitglied ihrer angefreiten Sippe wiedergesehen. Pünktlich am ersten jedes Monats traf ein Brief der Tochter ein, ein braver, kluger Brief, ein Musterbrief, „man könnte ihn drucken lassen", sagte der Vater; die Mutter aber weinte allemal den ganzen Tag, nachdem ihr Amtmann ihn vorgelesen, und

ſehnte ſich mehr denn je nach ihrem Hannes, deſſen Briefe nicht wie gedruckte geklungen hatten, aber „wie mit Lettern“ in ihrem Herzen geſchrieben ſtanden.

Und ſo war es bis auf die heutige Stunde geblieben. Die Amtmännin hatte ihr Trauerkleid nicht abgelegt, der Amtmann trug den Kopf höher denn je. Frau Hanna Blümel, die mitunter das Gras wachſen hörte, wollte ihm indeſſen doch anſpüren, er hätte den bisher höchſten Schritt auf ſeiner Jakobsleiter ebenſo gern oder wohl gar lieber unterlaſſen.

Paſtor Blümel war feſtlich angetan in kurzem Beinkleid, langen ſchwarzen Strümpfen und Schuhen, über dem Leibrock ein ſchmales Chormäntelchen am Rücken niederhängend. Er hatte, als er in die Gegend verſetzt wurde, dieſe Art halbamtlicher Interimstracht als eine übliche vorgefunden und, vielleicht noch der einzige in der Ephorie, ſie beibehalten bei einem Kranken- und Troſtbeſuch, oder, wie heute, als Gevatterbitter. Eben griff er nach dem Hute, den er bei derlei Gängen aber nicht über das Käppchen ſetzte, ſondern, dem Brauche nach, in der Hand trug, als gegen alle Familienordnung die kleine Balſamine — häuslich Minchen — in das geiſtliche Gemach ſtürmte, um einen Beſucher anzumelden, der ſich der Mutter in der Laube „Herr von Hartenſtein“ genannt habe.

Herr von Hartenſtein! ein Landsmann aus der alten Heimat, ein Held aus ſeiner großen Zeit, ſein Patron, nach deſſen Bekanntſchaft er ſich ſeit zehn Jahren geſehnt hatte! Welche neue, frohe Überraſchung an dieſem Tage froheſter Überraſchungen! Oder ſollte es der Sohn des Erſehnten ſein, ſeiner Schülerin Gatte, vielleicht ſein künftiger Patron? Ei nun, dieſer oder jener, jedenfalls ein teurer, hochwillkommener Gaſt.

Nun gab es aber noch einen dritten Hartenstein; einen, den Konstantin Blümel persönlich gekannt hatte zu einer Zeit, wo er eine nähere Beziehung zu jener Familie sich nicht träumen ließ, ja dem er diese Beziehung recht eigentlich dankte; einen Kameraden vom Yorckschen Korps und – seltsamste Wandlung bei einem Hartenstein! – einen geistlichen Amtsbruder, dessen Name, neuerdings laut in die Öffentlichkeit dringend, des alten Waffenbruders Erinnerung lebhaft angefacht hatte; einen, dessen Wiedersehen er noch inniger als die Bekanntschaft der beiden anderen ersehnt – und just auf die Vermutung dieses dritten kam Konstantin Blümel nicht. Ja, als der Gemeldete jetzt, von der Hausfrau geleitet, die Schwelle überschritt, selber da schwankte er noch zwischen der Annahme von Vater und Sohn. Erst als der Fremde sich mit den Worten einführte: „Sie scheinen mich nicht wiederzuerkennen, Herr Prediger: ich bin der Doktor Joachim von Hartenstein," erst da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; allein – wunderbar! eine steife Verbeugung war alles, was ihm zum Willkomm des Ersehnten gelang.

Während er nun aber, stumm vor Überraschung, dem bleichen, ergrauten, bürgerlich gekleideten Manne gegenüberstand, den er zuletzt mit kampfgeröteten Wangen, in der blauen Litewka, das Eiserne Kreuz auf der Brust, gesehen hatte, während er in plötzlicher Scheu kaum die Fingerspitzen des Amtsbruders zu berühren wagte, wo er so gern die Hand des Kameraden geschüttelt hätte, da entschleierte sich mit der Gedankenschnelle, für die es keinen Maßstab gibt, vor Konstantin Blümels Seelenauge die Wechselwirkung von Natur und Schicksal, die diesen lange verehrten Mann ihm plötzlich zu einem Fremden machte. Es war der Kämpfer, welcher dem Versöhner gegenüberstand.

„So ſchön und ſo tapfer wie ein Hartenſtein" galt als Sprichwort unter dem preußiſchen Soldatenadel, und von fünf Söhnen eines alten tapferen Oberſten aus der friderizianiſchen Schule war der jüngſte, Joachim, der ſchönſte und feurigſte, „den Hektor der Armee" hatte ein hoher Frauenmund ihn genannt. Sämtlich waren ſie Militärs, und ſämtlich folgten ſie dem Vater in den Feldzug von 1806. Der unſelige 14. Oktober zertrümmerte Ehre und Glück auch dieſes heldenmütigen Geſchlechts. Das vaterländiſche Heer lag am Boden, einer Leiche gleich, an der die Würmer zu nagen begannen. Auch gegen den Oberſten tauchten aus einem unentdeckbaren Winkel Bezichtigungen auf, welche bei Freund wie Feind ein höhnendes Echo weckten. Wer unterſcheidet in ſo trüben Tagen ſcharf die Linie, auf welcher Unglück und Unglimpf ſich ſcheiden? Wo ſo viele unrein werden, äßt das geblendete Auge ein reiner Punkt. Erſt beruhigten Zeiten liegt die Klärung ob.

Als nach dem Frieden die militäriſche Unterſuchungskommiſſion ihr Werk begann, war der jammervolle Greis ſeiner Pein erlegen; von oberſter Stelle iſt der Flecken auf ſeinem Ehrenſchilde nicht beſtätigt worden; in den Herzen ſeiner Söhne lebte er fort als ein Held. Vier von ihnen umſtanden ſeine Bahre; der fünfte moderte in den Gruben an der Saale. Die Armee war aufgelöſt, der Brüder Zukunft eine Frage. Dort auf das tote Haupt des Vaters leiſtete einer nach dem anderen den Schwur, die verdunkelte Ehre rein zu waſchen, dereinſt im Kampfe gegen den Überwältiger des Vaterlandes, zunächſt in dem gegen den Verleumder des Vaters.

Es war ein Kamerad, ein Freund, ja, ein Blutsfreund, von welchem die Schmähung wenn nicht ausgegangen, ſo doch erweislich nachgeſprochen worden war. Die Brüder

ſtritten ſich um den Vorzug der rächenden Hand; ſie loſten, ein jeder mit dem heimlichen Vorbehalt, für den Rächer einzutreten, wenn er unterliegen ſollte.

Die blutige Reihenfolge wurde ihnen erſpart; der das Los zog, war Joachim, noch ein Jüngling; doch hielt er ſein Mannesrecht feſt gegen den Widerſpruch der Männer und führte es durch als ein Mann.

Der Beleidiger fiel; aber auch dem Rächer war eine Kugel in die Bruſt gedrungen, die er nach langen Jahren mit in das Grab genommen hat. Als er von ſeinem ſchweren Krankenlager erſtand, war die Hartenſteinſche Blüte auf ſeinem Antlitz einer Marmorbläſſe gewichen, und durch ſein blondes Lockenhaar zogen ſich weiße Silberfäden; ein Leidensmerkmal, aber ein adelndes; ein Merkmal der Wandlung, die auch in der Seele des Jünglings ſich vollzogen hatte und die, wie tief Erinnerung und Gegenwart drücken mochten, bei einem Hartenſtein eine ſonderbare genannt werden mußte.

Nur der älteſte der Brüder, der gegenwärtige General, blieb im Dienſt der reorganiſierten vaterländiſchen Armee. Die beiden mittleren ſuchten in der Fremde einen Platz, auf welchem ſie ſich früher als jene mit dem Überwältiger meſſen durften. Joachim ging nach Königsberg und ſtudierte Theologie; unter den Armen der Ärmſte, unter den Eifrigen der Eifrigſte. Er war noch nicht großjährig, als er, anhebend mit den Wunden und der Schmach des Vaterlandes, die lange Reihe jener Erdenmächte hatte kennen lernen, mit denen im Ringkampf der Menſch zum Gottesleugner oder zum Heilandsjünger wird.

Er hatte ſeine geiſtlichen Prüfungen eben zurückgelegt, als in ſeiner unmittelbaren Umgebung die bahnbrechende Erhebung ihren Ausgang nahm. Auch Joachim griff wieder

zu dem Schwert. Seine beiden Brüder waren in Öſterreich und Spanien gefallen; nur der älteſte und jüngſte der Söhne des unglücklichen Oberſten von 1806 erlebten den Tag der Befreiung, beide mit den höchſten Zeichen der Tapferkeit auf der Bruſt.

Als Kameraden im Yorckſchen Korps hatte der Rittmeiſter von Hartenſtein den freiwilligen Jäger Blümel wiedergefunden, dem er ſchon während ſeiner Studienzeit in Königsberg flüchtig begegnet war; und da nach dem Frieden die Pfarrſtelle in Werben neu zu beſetzen ſtand, machte er deren Patron, ſeinen Bruder, auf dieſen treupreußiſchen Mann als den geeignetſten Seelſorger in der jüngſterworbenen, noch zweifelhaften Provinz aufmerkſam.

Auch er ſelbſt kehrte von der Fahne zur Kanzel zurück; ſein Sinn war aber nicht derart gerichtet, um ſich in einer ſtillen Landpfarre, wenn auch warm und behaglich einzuniſten; und bald genug fand er denn auch den Wirkungskreis, in welchem ſein Name, ſeine bedeutende Erſcheinung, eine ungemeine Rednergabe und vor allem ſein Temperament und Wille zur völligen Geltung kommen durften. Als Oberdomprediger und Propſt in einer provinziellen Hauptſtadt, als Doktor der Theologie, deſſen Ehrendiplom die Univerſität jener Stadt ihm verliehen hatte, als ein Magnat der Kanzelberedſamkeit, würde die höchſte Würde ſeines Standes, die eines Generalſuperintendenten oder proteſtantiſchen Biſchofs, ihm nicht entgangen ſein, wenn nicht auf neuem Gebiet die alte kampfesmutige Ader ſeines Geſchlechtes in ihm entzündet worden wäre. Er hatte auf das lutheriſche Bekenntnis geſchworen und ſein Verſöhnung ſuchender reformierter König durch Einführung der Union ein Scharmützel der Geiſter heraufbeſchworen, als eine von deſſen Haupttriebfedern der Propſt von Hartenſtein ſich

erwies. Er war der Erste und Oberste von denen, welche sich der neuen Ordnung widersetzten. Seine Hartnäckigkeit kostete ihm die glänzendste Perspektive. Was fragte er danach? Sie konnte, ja, sie mußte ihm sein gegenwärtiges Amt kosten. Was verschlug es ihm? Er wäre Reiseprediger, Agitator geworden, ein zum Märtyrer berufener Streiter für seines Gottes Ehr.

Der eigenartig strenge Zauber seiner Persönlichkeit und Begabung hatte ihm in weiten Kreisen Anhang erworben; selbstverständlich auch Gegner und Spötter. „Viel Feind, viel Ehr," sagte Joachim von Hartenstein und sagten seine Getreuen. Die Frauen zumal schwärmten für ihn wie für einen neuen Propheten. Der dreifältige Ritter der Geburt, des Schwertes und des heiligen Worts würde nicht vergebens die Hand nach den glänzendsten Erbtöchtern seiner Provinz haben ausstrecken dürfen, und er hatte in frühreifer Jugend als stark empfänglich für Frauenhuld gegolten.

Dennoch dachte er an eine Verheiratung erst nach dem Tode seiner Mutter, die er als treuester Sohn unter seinen Schutz genommen hatte; und wenn bei seiner Wahl die Stimme des Herzens sich auch mit weltlicher Zweckmäßigkeit verband, für den Entschluß gaben den Ausschlag das Pflichtgebot eines lutherischen Bekenners und der starke Hartensteinsche Stammessinn, da in Hilmar, seinem einzigen Neffen, das alte Geschlecht voraussichtlich nicht in ruhmwürdiger Weise seinen Abschluß gefunden haben würde.

Die Erkorene war ein blutjunges Fräulein, Schwestertochter seiner Schwägerin, in deren Hause sie, frühverwaist, heranwuchs. Der General und seine Gattin sollen sich mit der Hoffnung getragen haben, durch Ottiliens liebliche Sanftmut dem unbotmäßigen Sinne ihres Sohnes einen

Zügel angelegt, gleichzeitig aber auch das Stammgut des gemeinschaftlichen Großvaters von Werben durch das Erbteil der Waise der Familie erhalten zu sehen. Ebenso ging die Rede, daß der Vetter dem Bäschen überaus hold, das Bäschen dem Vetter mindestens nicht abhold gewesen sei, bis des Oheims unerwartete Werbung dem kindlichen Gemüte plötzlich eine veränderte Richtung gab. Die Waise blickte zu dem edlen Manne empor nicht nur wie zu einem Vater, sondern wie zu einem Helden, einem Helden auf dem Gebiete, in welchem sie selbst einen Platz, wenn auch den demütigsten, einnahm; sie fühlte sich durch seine Wahl in ihren eigenen Augen gehoben und würde ja haben sagen müssen, selbst wenn im heimlichsten Grunde eine Stimme nein geflüstert hätte.

So sagte sie denn ja und wurde in ehrfürchtiger Hingebung das Weib des Mannes, der ihr Vater sein konnte. Hilmar von Hartenstein aber sagte, eingeklemmt zwischen Trotz und Not: „Meintwegen auch die!" und heiratete Brigitte Mehlborn.

Das Resultat der weltlichen Ehe lag zurzeit selbst vor Freundesblicken noch im Nebel; die geistliche Ehe dahingegen leuchtete bis in weite Ferne als eine jener „wohlgeratenen", welche der große Meister Luther „die allersüßeste Gottesgabe" nennt; der Familie aber, zu der sie sich je mehr und mehr erweiterte, gaben des Vaters unbedingte Autorität, seine kirchliche Ausnahmestellung und angeborene adlige Sitte ein Gepräge, das sie vor profanen Berührungen fast klösterlich abschied.

So halb Prälat und halb Patriarch, mit einem merklichen Überguß vom Militär und Kavalier: so war der Mann, oder so erschien er mindestens Konstantin Blümel, nachdem dieser ein hochwertes Bild aus seiner Er-

innerungsmappe mit dem gegenwärtigen Original verglichen und für dieses Original in der Galerie seiner Phantasiegestalten vergeblich nach einem Seitenstück gesucht hatte.

Eine hohe, schmächtige Gestalt, das frische Kolorit und die tiefe Augenbläue aller Hartenstein bläßlich abgedämpft, der dunkle Reiseanzug von weltmännischer Einfachheit, nichts was an den Pietisten, aber auch nichts, was an die Eitelkeit der Gesellschaft erinnerte, vornehm vom Scheitel zur Zehe, herzenskühl und doch eiferartig: so sah Frau Hanna ihres Gatten vielbesprochenen einstigen Gönner, sah ihn ihrer Vorstellung gemäß, und weil sie ihren Konstantin kannte, begriff sie dessen stumme Verwirrung und war beflissen, den Pflichten landpfarrlicher Gastfreundschaft an seiner Statt gerecht zu werden. Sie nötigte Hochwürden in das behaglichere Wohnzimmer. Zu welchem Zweck? der Raum genügte ja, meinten Hochwürden. Sie bot Erfrischungen an; Hochwürden dankten dafür. Sie erlaubte sich die Hoffnung, Hochwürden ein Nachtlager in ihrem Hause annehmen zu sehen. Hochwürden erklärten, daß sie ihren Wagen nach dem Pächterhause vorausgeschickt und sich frische Postpferde dorthin bestellt hätten, da die Universitätsstadt noch vor Nacht erreicht werden sollte und an der neuen Verwandtschaft doch nicht ohne Gruß vorübergegangen werden dürfe.

Der Propst – er selber nannte sich, analog seinem großen Vorbilde, den Doktor von Hartenstein – begleitete die letzten Worte mit einem Lächeln, welches die heitere Pfarrfrau nicht zum Mitlächeln reizte, hinterdrein jedoch einen lachenden Eifer in ihr entzündete. Sie sah, daß ihre Gegenwart im geistlichen Gemach von Überfluß sei, und zog sich mit der Verneigung einer alten, gräflichen Gouvernante zurück.

„Geht mir doch," so hatte sie bei einem ähnlichen Anlasse gesagt, „geht mir doch mit den Freunden, die sich vermessen, für uns durch Feuer und Wasser zu laufen! Wann gerät denn ein Mensch in Feuers- und Wassersgefahr? Und gerät er einmal hinein, ist es unter hundert Fällen neunundneunzig Mal nicht der Freund, sondern der erste Beste, der, rasch bei der Hand, die Hülfe bringt. Sein Alltagspäckchen sollen wir dem Freunde tragen helfen, vor den kleinen Scherereien, die der Fremde übersieht oder verlacht, nicht die Nase rümpfen und nicht erst Handschuhe anziehen, wenn es gilt, seinen Karren aus dem Sumpfe zu ziehen: nicht mehr, nicht weniger heißt das, was in der vierten Bitte unserm täglichen Brote zugezählt wird."

Dieser ihrer Auslegung vom täglichen Brote, das Frau Hanna selber „hausbackenes" nannte, gemäß, brach sie heute – drei Tage vor dem Danksagungsgottesdienst und dem heiligen Taufakt! – die Klausur der Wochenstube, um ihrer guten Freundin in einer nie erlebten Verlegenheit mit den Erfahrungen einer in angesehenen Familien konditioniert gewesenen Hauswirtin unter die Arme zu greifen. Sie lachte hellauf, wenn sie sich den Wirrwarr im Pächterhause vorstellte, nachdem der fremde Diener den Besuch des vornehmen Herrn Vetters angemeldet hatte. Und just in der ersten Juliwoche, wo alle dienstbaren Hände bei der Ernte beschäftigt waren!

Schade, daß die kluge Pfarrfrau nicht auch im geistlichen Gemach die Mittlerrolle übernehmen durfte!

Sobald die beiden Amtsbrüder sich allein gegenüberstanden, der eine den anderen um Kopfeshöhe überragend und darum auch unwillkürlich auf ihn niederblickend, sagte der Fremde:

„Sie werden in gegenwärtigen Zeitläuften nicht voraus-

ſetzen, Herr Prediger, daß ich auf einer Vergnügungs- oder Vetternreiſe hier haltgemacht. Mein Kommen gilt ausdrücklich Ihnen, das heißt dem Pfarrer."

Paſtor Blümel verbeugte ſich ſchweigend. Der andere fuhr fort:

„Da mein Standpunkt ſattſam bekannt iſt, darf ich mir Präliminarien erſparen."

Wiederum eine ſtumme Verbeugung von ſeiten des Pfarrers.

„Wohlan denn, Herr Prediger. Wie ſtellt ſich das Paſtorat Ihrer Ephorie zu der neuen Agende und der Durchführung der Union?"

Paſtor Blümel wußte ſeit dem erſten Wort, worauf die Glocke ausgehoben. Er hatte ſich zum Widerſtande gefaßt und antwortete ruhig:

„Man hat ſie, ſoviel mir bekannt, einmütig als einen königlichen Akt verſöhnender Chriſtenliebe aufgenommen."

„Auch Sie?"

„Ich unbedingt."

„Und das Patronat?"

„Hat in Stadt wie Land keinen Widerſpruch erhoben."

„Auch mein Bruder?"

„Seine Exzellenz ſchrieben mir auf meine Anfrage: die Heilsordnung, die meinem König genügt, wird auch mir genügen. Ich gedenke das nächſte Abendmahl innerhalb einer unierten Gemeinde zu genießen."

„Es ſieht ihm ähnlich!"

„Das freut mich, Hochwürden."

„Aber die Gemeinden?"

„Werden, ſoweit ſie die Unterſcheidung begreifen, ſie

nicht als eine Beeinträchtigung ihres proteſtantiſchen Bekenntniſſes auffaſſen."

„Warum auch nicht? Es ſind ja Sachſen! Landsleute der großen Aufklärer von Leibniz an bis Leſſing und – –"

„Und vor dieſen Martin Luthers!"

„Gewiß. Vor allen Luthers!"

„Ich fürchte, Hochwürden nicht mehr zu verſtehen."

„Und iſt doch ſo verſtändlich. Jede Zone kann einen Helden zeugen, aber in jeder Zone wird der Held verſchieden wirken. In keinem anderen deutſchen Gau würde eine kirchliche Neuerung ſo raſch Wurzel ſchlagen und ſich ſo behaglich haben ausbreiten können wie in dieſem."

„Hochwürden ſcheinen das zu beklagen."

„Sie irren, Herr Prediger. Ich bin Lutheraner. Ich kann und will nichts anderes ſein; ebenſowenig wie ich als Preuße wieder ein Reichsdeutſcher – und damit meine ich das Reich *vor* ſeinem kläglichſten Verfall, das heißt *vor* der Reformation und lange bevor es einen preußiſchen Staat gegeben hat – werden könnte. Aber eben weil ich nichts anderes ſein kann, will ich das, was ich bin, *ganz* ſein und werde mich bäumen bis zum Äußerſten, ehe ich mir und den Meinen Luthers Heldentat verpfuſchen laſſe."

„Ich nenne es ſie vollenden, Hochwürden, ſo wie der Meiſter ſelbſt ſie vollendet haben würde, wenn – –"

„Er, er?" rief der Propſt mit durchbrechender Leidenſchaft. „Er, welcher der Satansverſuchung ſo urkräftig widerſtand, daß er lieber ‚dem ſtärkſten Puff, den er dem Papſttum verſetzen konnte,' – ſeine eigenen Worte! – entſagte, als daß er das Sakrament vom Fleiſch und Blut in ein Abendmahl von Brot und Wein verhunzen ließ."

„Mehr als zehn Menſchengeſchlechter ſind ſeit dieſen Erſtlingskämpfen für eine erneuerte Norm abgeſtorben,"

entgegnete, nunmehr gleichfalls warm werdend, Konstantin Blümel. „Sollen der Wahn und die Wut des sechzehnten Jahrhunderts nicht in dem weiten Grabe des siebenzehnten verschüttet worden sein? Sollen sie heute, im neunzehnten, zu einem Scheinleben wieder aufgerüttelt werden?"

„Und was hat diesen Wahn und diese Wut, wie Sie es nennen, Herr Prediger, in den Menschengeistern abgelöst? Goldmacher, Forscher nach dem Stein der Weisen; Betrüger und Betrogene auf den Thronen und zu Füßen derselben; der nüchternste Vernunftsdienst, ein künstlich aufgewärmtes Heidentum, Atheisten und Sanskülotten auch unter uns; dünkt Ihnen deren brütendes Wühlen menschenwürdiger als jener Leben und Sterben für ein untrügliches Wort, für eine ewige Idee?"

„Die ewige Idee beharrt, Hochwürden, aber die Ideen, die sie gebiert, wechseln und wandeln in den Menschenseelen. Auch wir haben zu leben und zu sterben gewußt für eine Idee, und unsere Kinder und Enkel werden es für die ihre wieder wissen. Sie haben, verehrter Herr, noch eben sich mit Wärme auf den jungen Staat berufen, den Sie und ich mit gleicher Liebe unser Vaterland nennen. Nun wohl, dieser Staat hat jüngst einen Zuwachs von Millionen römisch-katholischer Christen erhalten: sollte das nicht eine Mahnung sein für alle protestantischen Gruppen, das, was sie trennt, zu vergessen, um als geschlossene Phalanx unseren Widersachern gegenüberzustehen?"

„Als lose, wehrlose Banden, wollen Sie sagen, Herr Prediger, gegenüber einer Armee in Reih und Glied! Wird diese unselige Neuerung vollendete Tatsache, so gibt es in einem halben Jahrhundert nur noch griechische oder römische Christen und deutsche Heiden. Jede Kirche heischt für ihren

Beſtand ein unumſtößliches Dogma. Wir haben die Tradition, die Glorie der Heiligen, das Erbteil Sankt Peters, den Mariadienſt, das Meßopfer und noch vier der Sakramente über Bord geworfen, verſchleudern wir auch noch die Lehre von der Ubiquität, das heißt den Wortlaut der Schrift — —"

„Wir verſchleudern ſie nicht, Hochwürden — —"

„Ihr verwäſſert ſie nur. Das Phlegma ſetzt ſich zu Boden, was von der Eſſenz ſich nicht verflüchtigt hat, ſammelt ſich in einer ſpiritualiſtiſch ſtark anziehenden Zone. Mit anderen Worten: die Böcke ſcheiden aus in das freigeiſtige Lager, die Schafe in die römiſche Herde. Halten wir aber zuſammen wie ein Mann, Ihr zumal in dieſer neuerworbenen Provinz, deren Stimmung geſchont werden muß, und die ſo ungemiſcht wie keine zweite der lutheriſchen Lehre angehört, ſo wird man die heilloſe Zumutung fallen laſſen, und das undeutbare Gotteswort wird der Wall bleiben, an welchem die ſtolzen, römiſchen Wellen, ſo hoch ich ſie vorahnend ſteigen ſehe, ſich brechen werden."

Es war dem Pfarrer von Werben eine neue Erfahrung, ſolch einem eiferartigen Kämpen auf religiöſem Gebiete Widerpart zu halten. Auf dem bewegten Schauplatz ſeiner Jugendjahre tummelten ſich die Geiſter in einer anderen Richtung, und in ſeinem ſpäteren Stilleben war es die Sitte mehr als der Glaube, die ihn zu reinigender Fehde herausforderte. Aber in dieſem Widerſtande lag ein Reiz, welcher die Schüchternheit überwand. Seine Blicke hafteten leuchtend an den beiden Kreuzen, welche für ihn, ſo gut wie für ſeinen Gegner, die Regulatoren des Lebens und Wirkens waren, und ein warmer Strom entquoll der bewegten Seele. Er ſchilderte ſein Traumbild einer auf dem evangeliſchen Urgrund geeinigten und gereinigten Kirche

als einer Anstalt menschlicher Liebe zur Verkündung der göttlichen, als der idealsten Macht für das unter den harten Forderungen der Materie sich abringende Menschengeschlecht, als der höchsten Instanz für alle dunklen, strittigen Lebensfragen. „Dieser hehre Tempelbau," so schloß er seine Rede, „er leuchtet mir vor wie den Wüstenpilgern das Gelobte Land. Mit Augen schauen werde ich ihn nicht. Aber schon das ist hohe Freude, zwischen Unglauben und Aberglauben, zwischen Willkür und Knechtung ein Sandkorn zu seinem Untergrunde beizutragen. Und das meine ich zu tun, indem ich unbeirrt in die Fußspuren eines ersten Schrittes versöhnender Weisheit und Bruderliebe trete."

Herr von Hartenstein hatte ihm mit merklicher Ungeduld zugehört. Nach den letzten Worten ergriff er rasch seinen Hut und erwiderte: „Ich bin zu positiv gerichtet, zu nüchtern, wenn Sie so wollen, um Ihnen in dieses Phantasienreich – ‚Schlaraffenland' würde unser kerniger Meister es vielleicht genannt haben – folgen zu können. Überdies drängt die Zeit. Und so habe ich nachträglich nur zu sagen: Verzeihung, daß ich Sie aufgehalten habe, Herr Prediger. Sie waren im Begriff, in Amtsgeschäften auszugehen."

„Nur in einer privaten Angelegenheit zu Amtmann Mehlborn, Hochwürden," versetzte der Pfarrer.

„Dann freut es mich, daß unser Weg der gleiche ist," sagte Herr von Hartenstein, und sie brachen auf.

Sie schritten an der Kirche vorüber, deren Tür von Sonnenauf- bis Untergang offen stand; eine Neuerung des Blümelschen Regiments, von welcher leider seltener als er gehofft ein stiller Einkehrer Segen zog. Ohne weitere Erklärung trat der Propst ein, und der Pfarrer folgte ihm.

Des Erbaulichen an Konstruktion wie gottesdienstlichem Gerät war hier so wenig wie an allen anderen ländlichen

Bethäuſern unſerer Gegend wahrzunehmen. Wände und Deckengebälk weiß getüncht, ein roter Ziegelboden, Kanzel, Altartiſch und Bänke, ohne Schnitzwerk, von dunkel gebeiztem Holz. Eine Falltür, aus rohen Bohlen gezimmert, führte hinab in die von der Werbenſche Gruft, die vorausſichtlich keinen erdenmüden oder noch erdenfrohen Pilger mehr aufnehmen ſollte. Der Propſt äußerte kein Verlangen, der abgelebten Sippe ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, dahingegen er einer geiſtlichen Geſchlechtsfolge, auf die er unerwartet ſtieß, einen bemerkbaren Anteil zuwendete. Es waren die Bildniſſe ſämtlicher Gemeindepfarrer ſeit dem erſten lutheriſchen Bekenner, die den ſchmalen Altarplatz in doppelter Reihe umzogen. Der damalige Patron hatte ein Legat zu dieſer Stiftung ausgeſetzt und der Kunſtwert nach dem Maße des Geldwerts unverkennbar abgenommen. In gleicher Größe und gleichem ſchwarzen Talar und Barett ſtanden die würdigen Herrn, einer neben und einer über dem anderen in Reih und Glied. Kein geiſtlicher Nachfahre würde ſich durch den Aufblick zu ihnen erbaut oder phyſiognomiſch belehrt, kein leiblicher Nachfahre ſich *alſo* einen werten Ahnherrn geträumt oder gewünſcht haben. Die Gemeinde aber hing mit Liebe an ihrem einzigen Ornament und, bis auf die kürzlich erlebte Franzoſenzeit, ihrer einzigen hiſtoriſchen Erinnerung. Die Namen ſelber der älteſten der alten Seelenhirten hatten ſich fortgeerbt von Geſchlecht zu Geſchlecht; von dieſem ein Erlebnis, von jenem ein Charakterzug, von den beliebteſten ein Schwank; und man würde ſich williger irgendwelche Veränderung der alten Agende, ja ſogar ein neues Geſangbuch haben gefallen laſſen, als eines der kaum noch erkennbar nachgedunkelten alten Paſtorbilder gemißt.

Die Altarwände waren bis auf einen einzigen Platz ge-

füllt. „Soll die Reihe dieſer treuen Männer geſchloſſen werden mit einem, der von ihrem Glauben abgefallen iſt?“ ſagte, auf die leere Stelle deutend, der Propſt mit einem Ton, der halb wie Spott und halb wie eine Beſchwörung klang.

Paſtor Blümel unterdrückte die Antwort. Die Kirche, *ſeine* Kirche, würde ihm der letzte Ort zu polemiſcher Widerrede geweſen ſein. Er hatte im ſtillen längſt auf den letzten Platz in der geiſtlichen Galerie verzichtet. Seine Werbenſchen Beichtkinder, er wußte es, würden ihn keineswegs als einen Abtrünnigen verketzern, weil er auf des preußiſchen Königs Befehl zwei neue Worte, von denen eines obendrein der Herr Jeſus war, in die alte Spendeformel aufnahm; die Werbenſchen Leute waren ja überhaupt beileibe keine widerborſtigen Untertanen. Daß aber ihre geiſtliche Galerie an Reliquienwert für ſie eingebüßt haben würde, wenn ſie mit einem neuen Preußen anſtatt mit einem alten Landsmann ihren Abſchluß fand, das wußte Paſtor Blümel auch, und Paſtor Blümel, obgleich oder weil Unioniſt, verſtand Reliquienwert zu ſchätzen.

Paſtor Blümel „herbergete gern“ nach chriſtlicher Vorſchrift, wie ſeine Hanna es tat nach natürlicher Neigung; wenn Paſtor Blümel aber die Gaſtlichkeit eine germaniſche Erbtugend nannte, ſo nannte Frau Hanna ihren Konſtantin einen deutſchen Schwärmer. Und zu leugnen iſt allerdings nicht, daß Konſtantin Blümel zu den Schwärmern gehörte, die ihr Volk – ſelbſtredend en bloc! – in jeglicher Völkertugend leuchten ſahen mit alleiniger Unterſchätzung derjenigen, in welcher es allezeit geleuchtet hat und wills Gott auch fernerhin leuchten wird, denn die Beſcheidenheit iſt die Tugend des Würdigen.

Verwies dann der Gatte die Gattin auf ſeines armen Volkes notgedrungene Arbeitſamkeit, welche den gaſtfreien Naturtrieb in Zügel halte, ſo verwies die Gattin den Gatten aus der Völkerkunde auf die weit größere Armut juſt der gaſtfreieſten Stämme und aus ſeiner perſönlichen Erfahrung auf das Inſtitut der Schenke, für deſſen Pflege es dem deutſchen Mann niemals an Muße und Batzen gebreche.

„Die Schenke," ſagte ſie, „ja die Schenke, Konſtantin, iſt eine urteutoniſche Einrichtung; und wenn dein alter Heide ihrer nicht gebührentlich Erwähnung getan haben ſollte, bewieſe es, daß er der blondgelockten Germania nicht bis in den Herzgrund gedrungen iſt. Der Schenkenzug aber bläſt naturgemäß das gaſtliche Herdfeuer aus. Leben wir denn in einer Wüſtenei? Sind wir nicht eine ziviliſierte Nation? Vivat fürs Geld! jeder für ſich und die Schenke für alle! vivat die Schenke! Und dann die deutſche Humanität, Konſtantin! Die armen Gaſtwirte müßten ja bankrott werden, wenn jeder Hauswirt ſeinen Anhang in ſeinen eigenen vier Pfählen beherbergen wollte! Iſt einer ein wohlhäbiger Mann und hat er bedürftige Anverwandte, denen ſeine deutſche Gemütlichkeit die Gaſthofsrechnung erſparen, oder einen guten Freund, mit dem er ſich einmal vertraulich ausſprechen möchte, ei nun, da findet ſich allenfalls oben zwiſchen den Rumpelkammern des Bodens ein Plätzchen, wo man ihn unterſteckt; für die Hauswirte ſelbſt würden dieſe hohen Regionen im Sommer zu heiß, im Winter zu friſch und keinenfalls behaglich gefunden werden; für einen auswärtigen Beſuch dahingegen ſind ſie hinlänglich temperiert und von genügendem Behagen."

Frau Hanna erzählte dann recht kurzweilig ihre gaſtfreundlichen Erlebniſſe bei dem ſtädtiſchen deutſchen Bieder-

mann und bei dem ländlichen ungefähr desgleichen. Will sagen, wenn der ländliche kein Bauer ist, denn richtige Bauern besuchen sich nicht. Bewirten und bewirtet werden ist ein Spaß für Leute, die nichts zu tun haben: für Pastoren und Adel.

Zwei oder drei Tage jedoch, hierzulande in der Zeit, wo das Kirchenjahr auf die Neige geht, da ist unser Bauer in der Tat ein ideal germanischer gastfreier Mann, da kracht seine Tafel von Speisen und Tränken, die er sich zwölf Monate lang am Munde abgezwackt hat, da wird auch der Ungeladene nicht ungesättigt entlassen, die Brosamen fallen in des Armen Schoß, und die auswärtige Freundschaft nächtigt in den dicksten Federbetten. Prosit die splendide Kirmeszeit!

Und in dieser splendiden Weise war die heilige Kirchweih auch von Johann Mehlborn gefeiert worden, solange er sich nur noch als reicher Bauer fühlte; seitdem er sich aber als titulierter Erb-, Lehn- und Gerichtsherr fühlte, wurde noch zehnmal mehr gebrodelt, gebackt und gezapft, nur, versteht sich, für eine erlesenere Gesellschaftsschicht als die bäuerliche Bekanntschaft und Freundschaft der Pflege. Es kamen benachbarte Kantoren und Pastoren, Amtsleute und Gutsbesitzer, unter letzteren bis jetzt freilich nur noch die ohne kleines „von"; es kam der städtische Anhang, der für den Hof arbeitete, vom Schornsteinfegermeister bis zum Schuhmachermeister hinab; die willkommensten Gäste aber waren jene anderweitigen Kunden, die als Müller, Fleischermeister, Bäckermeister und so weiter die Produkte des Hofes bezogen. Wäre der gnädige Herr Propst zur novemberlichen Kirmeszeit in den Hof geschneit, er hätte vor der christlichen Herbergslust seiner neuen Sippe Respekt bekommen müssen.

Nun aber fuhr er in das Haus wie ein Blitz zu hoher

Sommerszeit; in der Natur der reichſten, in der Wirtſchaft der kahlſten und für die Gaſtfreundſchaft der ungelegenſten des ganzen Jahres. Kleeernte, Heuernte, Rapsernte noch nicht vollſtändig eingebracht und die Kornernte vor der Tür! Für einen ſtädtiſchen Kurierdienſt kein Pferd im Stall, kein Knecht, keine Magd auf dem Hof, kein Kuchen gebacken, kein Braten im Vorrat, die Gardinen ungewaſchen, nicht einmal die gute Stube friſch geſcheuert!

Und dieſe unwirtliche Blöße, dieſer ſozuſagen Naturzuſtand ſtieg mit grauſamer Helligkeit jach vor Johann Mehlborns Seele auf, als er, in Hemdsärmeln und Leinenhoſen zum höchſteigenhändigen Abbanſen auf einem Heuwagen ſtehend, zum erſten Male im Leben eine Equipage mit ſilbernen Wappenſchildern an den Schlägen in den Hof fahren, einen Livreediener mit ſilbernen Wappenknöpfen vom Bocke ſpringen ſah und von unten herauf ihm, Johann Mehlborn, den bevorſtehenden Beſuch des Herrn Propſtes von Hartenſtein ankündigen hörte. Der feine Bediente hatte ihm demnach, trotz Hemdärmeln und Leinenhoſen, die freiherrliche Verwandtſchaft an der Naſe angeſehen; er konnte, weiß Gott! ſich doch nicht ſelbſt verleugnen, wie der Portier im exzellenzlichen Hauſe bei ungelegenen Beſuchen ſeine Herrſchaft verleugnete. Er hätte aus der Haut fahren oder in ein Mäuſeloch kriechen mögen.

Wenn aber gaſtlicher Sinn eine zweifelhafte Volkstugend iſt, eine ritterliche Tugend iſt ſie ſonder Zweifel. Ein einziger ſchwacher Moment, und Ritter Mehlborn iſt tapfer gefaßt und gewillt, dieſer Tugend Raum zu geben. Vom Wagen herunter, ins Haus hinein!

„Röſe, Röſe, den Schlüſſel zur guten Stube! Einen Beſen, Sägeſpäne, Röſe! Weißen Sand, ein Wiſchtuch, eine Bürſte, Röſe!“

Selbſt iſt der Mann! gefegt, gewiſcht, gebürſtet mit eigener ritterlicher Hand; der geſchickteſten Jungemagd zum Muſter. Der Sofabezug von klatſchroſenrotem Moiré leuchtet, als hätte noch niemals ein Kirmesgaſt darauf Platz genommen; das Holzwerk von ſtrohgelber Birkenmaſer blitzt und blinkt wie pures Gold. Aber das Blankwichſen der geſchnitzten, ſchwarzen Delphine, welche den Fuß des Sofatiſches zieren, das koſtet noch Schweiß! Iſt die gute Stube des Amtmannshauſes Stolz, ſo ſind die geſchnitzten Delphine der Stolz der guten Stube. Die Tiſche der Nachbarſchaft ſamt und ſonders haben noch vier dünne glatte Beine; Amtmann Mehlborns Sofatiſch hat einen dicken Fuß mit drei geſchnitzten „Philadelphias“!

„Aber, Mutter, ſo rühre dich doch, du ſtehſt ja wie im Traume!“

Die unſchuldige Mutter Röſe, ſie im Traume! Als ob in ſolcher Hatz einem Menſchen der Frieden käme, wo er ſeinen Liebling zwiſchen den Abendwolken lächeln ſieht! Hatte ſie denn nicht erſt dem abtrabenden Poſtillion ein Kümmelchen reichen müſſen und dem feinen Bedienten ein Schmalzbrot dazu ſchmieren? Und puſtete ſie denn jetzt nicht nach Lungenkräften die Fliegenleichen aus den goldenen Taſſen auf der guten Kommode? die armen, hochmütig verirrten Fliegen, die in der guten Stube einem grauſamen Hungertode erlegen waren, da ſie in der beſcheidenen Wohnſtube drüben ſich behaglich bis in den Winter hinein hätten mäſten können!

„Aber, Mutter, iſt denn heute Zeit für die Fliegen? Wer guckt denn auch gleich in die Oberköpfchen!“

Mutter Roſine ſtellte das Puſten ein und machte ſich an das Putzen der Fenſterſcheiben, denen durch die abgelebten Inſekten erbärmlich mitgeſpielt worden war.

So, nur noch ein paar Hände voll Sand auf die gefegten Dielen geſtreut, und die gute Stube iſt in Stand. Bleiben der Herr Vetter über Nacht, wird ein Bett darin aufgeſchlagen. An Federbetten iſt kein Mangel und an Überzügen auch nicht; ſogar ein paar weiße ſind für erhofften vornehmen Beſuch angeſchafft worden, und bis zum Beziehen iſt auch die Jungemagd wieder auf dem Hof.

„Jetzund ans Decken!“

Amtmann Mehlborn iſt ein Fünfziger, aber noch bei Jünglingskräften. Ein Spiel für ihn, die ſchwere eichene Tafel aus der Leuteſtube in die gute zu rücken, die beiden Enden herauszuziehen und, während die Amtmännin Weißzeug und Geſchirr auflegt, die Vorräte herbeizuſchleppen, welche Rauchkammer und Keller in Julitagen bieten. Treppauf, treppab, wie ein Wetter! Beim Heuladen in der Mittagsglut würde dem beleibten Herrn der Kopf nicht ſo ſchmählich geraucht haben wie bei dieſen gaſtfreundlichen Ritterdienſten. Zweien Schinken und einem Dutzend diverſer Würſte werden Holzzeichen und Bindfäden abgeſchnitten, das letzte Sauergurkenfaß geöffnet, ganze Batterien von Weinflaſchen des edelſten – Werbenſchen – Gewächſes aufgepflanzt; was der Tafel an Mannigfaltigkeit gebrach, erſetzte die Maſſe. Eine Schwadron hätte ſich beim Herbſtmanöver an ihrer Fülle ſättigen und in undiſziplinariſchen Taumel zechen können. Aber immer hatte der Hausherr ſeiner Gaſtlichkeit noch nicht genug getan; – das liebe Gut, blieb etwas übrig, kam ja nicht um! – immer hatte er noch etwas zu fordern, etwas auszuſetzen.

„Aber, Mutter, hausmachenden Drell! fix, ein blumiges Tiſchtuch!“

„Röſe, der Teller hat einen Sprung!“

„Aber Frau, haſt du denn gar kein Augenmaß? Dort

hinunter noch eine Wurst; die Geometrie muß doch rauskommen, Röse."

Die arme Mutter Röse wußte nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Das Weinen war ihr näher als das Lachen. „Ach, daß die gute Frau Pastorin auch gerade in Wochen liegen muß!" seufzte sie.

„Ja," brummte ihr Amtmann, „wenn man die Leute nicht braucht, hat man sie das ganze Jahr, und braucht man sie endlich einmal — —"

„Hat man sie auch!" ergänzte eine lachende Stimme, und Holland war aus seiner Not.

Numero eins brachte die gute Freundin heimlichen Trost: Hochwürden blieben nicht über Nacht, es brauchte kein Bett aufgeschlagen zu werden. Numero zwei: verurteilte sie die Strategie der Massen: zu einer Abendmahlzeit war die Stunde viel zu früh. Hurtig die Tafel wieder hinaus! Dort auf den Sofatisch eine leichte Kollation, eine Schale Milch, ein Körbchen Erdbeeren, frisch von den Kindern im Pfarrgarten gepflückt und fürsorglich mitgenommen; das genügte.

Dem gastlichen Rittersmann kam es hart an, sein geometrisches Kunstwerk eigenhändig wieder zu zerstören, Brote, Butter, Käse, Schinken, Würste, saure Gurken und sämtliche Weinflaschen bis auf zwei, eine rote und eine blanke, die sich absolut nicht abdringen ließen, bis auf gelegenere Zeit nebenan in die Schlafkammer zu tragen. Gottserbärmlich kam ihm die „Kollision" über den „Philadelphias" vor! Aber die Frau Pastorin war Gouvernante in einem Grafenhause gewesen, sie mußte sich auf den Appetit vornehmer Leute in der Vesperstunde verstehen.

„Wenn der gnädige Herr nun aber bis in den Abend hinein bleibt?" fragte Mutter Rosine schüchtern.

„Dann machen wir Tee, Frau Amtmännin.“

„Tee? Iſt der arme Herr denn krank?“

„Gottlob! nein. Aber ſeinesgleichen trinken, auch wenn ſie geſund ſind, abends Tee.“

„Was Sie ſagen, Frau Paſtorin! Kamillen oder Flieder?“

„Aber Mutter, Mutter, wie dumm!“ fuhr der Amtmann dazwiſchen. „Amerikaniſchen Tee, Tee aus Chinarinde natürlich.“

„Ich ſchicke durch Luischen ſchon die rechte Sorte, und ſie beſorgt das übrige, wenn er bleibt. Aber Sie werden ſehen, er bleibt nicht.“

„Deſto beſſer,“ dachte der Amtmann; laut jedoch ſagte er: „Das täte mir leid.“

„Nun aber fix an die Toilette. Dein ſeidenes Abendmahlskleid, Mutter! Und Handſchuhe, hörſt du, Handſchuhe! Und noch eins: Rufe mich nicht ‚Jôhann‘, ſo heißen bei den Vornehmen alle Kutſcher, und wenn du von mir redeſt, ſage nicht ‚mein Amtmann‘, wie gegen die Bauern und das Geſinde. Nenne mich — —“

„Ich werde dich gar nicht nennen, Jôhann,“ verſprach Frau Roſine, und ihr Amtmann gab ſich damit zufrieden. Sie hätte „mein Gemahl“ oder „lieber Johannes“, wie es dieſem geiſtlichen Vetter am eindrucksvollſten geklungen haben würde, doch im Leben nicht über die Lippen gebracht.

„Sie iſt und bleibt Hentſchler-Röſe!“

Mit dieſem Stoßſeufzer ſprang der korpulente Herr, leichtfüßig wie ein Hirſch, die Treppe zum Boden hinan, wo in dunkler Kammer, zwiſchen Pfeffer und Mottenkraut eingepackt, das Kleid des Hochzeitsvaters ruhte, das, um ſchweres Geld vom königlichen Hofſchneider geliefert, binnen fünf Jahren ſelbſt nicht zum Genuß des heiligen Mahles aus der Lade genommen worden war.

Unten in der Wohnstube aber blickten und nickten die beiden guten Freundinnen sich lächelnd zu. Das Gottestischkleid blieb ruhig im Schranke hängen; nur eine frische Haube wurde aufgesetzt und statt der leinenen eine schwarze Taffetschürze über den Alltagsoberrock gebunden, der seit des armen Hannes Tode ein Trauerrock geblieben war. Die Amtmannsfrau sah häuslich nett aus, recht wie die liebe stille Seele, die sie ja war. Und dann saßen die beiden guten Freundinnen nebeneinander und plauderten, nicht von dem fremden vornehmen Besuch, sondern von dem Wiegenpärchen in der Pfarre und der geplanten sonntägigen Doppeltaufe. Frau Hanna vertraute Frau Rosinen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, – bis es jedenfalls heute noch von ihrem Konstantin gelöst werden würde, – das Geheimnis von dem königlichen Mitgevatter und seinem Stellvertreter. Frau Rosine hatte sich darauf gefreut, auch die arme Hutmannswaise ihr Patchen nennen zu dürfen; sie erkannte es aber doch dankbarlichst an, daß ein so hoher Ehrenposten, für den der Herr Landrat sich nicht zu groß geachtet haben würde, ihrem Amtmann zugedacht worden war. Das Eingebinde, versicherte sie, werde sie sich indessen nicht nehmen lassen, so als ob sie die richtige Gevatterin wäre, und was in späteren Tagen Patenpflicht sei, darauf könne die Frau Pastorin sich von ihr Rechnung machen.

Während dieses gemütlichen Zwiegesprächs unten in der Wohnstube machte oben in der Bodenkammer der germanische Hauswirt recht ungemütlich die Erfahrung, was es bedeuten will, daß Hoffart Zwang zu leiden hat. In seinem Alltagsrock hatte er es kaum bemerkt, wie umfänglich die hohen Bestrebungen auch seinem Leibe angeschlagen waren. Der blaue Frack würde geplatzt sein, wenn er die gelben Knöpfe hätte schließen wollen, die Arme staken wie

in einer Zwangsjacke in den Ärmeln, die ſteife, hohe, weiße Krawatte ging hinten nicht mehr zu, und die noch höheren weißen, ſteifen Vatermörder reichten nur noch bis hinter die Ohren; die feinen Lackſtiefeln aber preßten, daß der arme Geſtiefelte laut aufſtöhnen mußte. Iſt es indeſſen nicht ein Merkmal des Wohlſtandes, wenn der Menſch in die Breite auslegt? und gewöhnt er mit einiger Geduld ſich ſchließlich nicht an alles, ſelbſt an preſſende Stiefel? beides wahr! allein, – ach, daß unſer heißeſtes Verlangen doch faſt immer zu früh oder zu ſpät in Erfüllung geht! ſeit acht Tagen hat der ſtädtiſche Meiſter den Bartwuchs nicht geſchoren, den üppigen Haarwuchs ſeit vier Wochen nicht geſtutzt! Freund Beyfuß würde willig ſeine Hand zur Aushilfe geboten haben, aber wo in dieſer Haſt den Allerweltsmann Beyfuß auftreiben?

Ei nun, was einmal nicht geht, das geht nicht, und ein kluger Kopf wird aus jeder Not eine Tugend zu machen wiſſen! Die feinſten Paſtores fangen alleweile an, ihre Haare lang zu tragen, der Propſt von Hartenſtein tuts am Ende auch; warum Amtmann Mehlborn alſo nicht, da er, wenn auch nicht ſelbſt ein Paſtor, doch halb und halb der Patron des Paſtors iſt und die Quatember zu zählen ſind, wo er es ganz und gar ſein wird? Was aber die Stoppeln im Geſicht anbelangt, ſo wird Amtmann Mehlborn es gelegentlich einfließen laſſen, daß er ſich nicht nur zwei zivile Backenbärte, ſondern auch einen ritterlichen Schnurrbart ſtehen läßt, und das wird keine leere Ausflucht ſein; Ritters-mann Mehlborn begreift ſich ſelber nicht, daß er des kenn-zeichnenden Schmuckes ſo lange entraten konnte! Mit außer-ordentlicher Genugtuung ſteckt er den Siegelring an, deſſen Karneolſtein mit einem verſchlungenen J. M. und einer Krone, aber leider noch ohne Perlen darüber, das Mittel-

glied des Zeigefingers erreicht; wer hätte dieses Juwel bemerkt, wenn die weißen Hochzeitshandschuhe noch an die Hand zu bringen gewesen wären? Der Herr Amtmann wird sie in der Hand tragen, vornehm wedelnd, nach Art eines Kavaliers. Es ist ein befriedigtes Lächeln, mit welchem der Herr Amtmann einen letzten Blick in seinen kleinen Handspiegel wirft. Die dicke goldene Erbskette an der silbernen Uhr macht einen nobelen Effekt, das dicke Berlockebündel hüpft und blitzt, daß es eine Lust ist, über der schwarz verhüllten rundlichen Leibesfülle. – Er langt nach seinem Hut und – läßt ihn fallen, ein Stich ist ihm jählings durch das Mark gefahren!

„Fix, Jôhann, fix! Sie sind schon da!" hört er von unten herauf das unverbesserliche Weib rufen, das er noch eben im Geiste „seine Gemahlin" angeredet hat.

In seinem Aufruhr, seiner Hast und der pressenden Fußbekleidung wäre er um ein Haar die steile Bodenstiege hinabgestürzt, und was er unten im Flur zu sehen und zu hören bekommt, ist wahrlich nicht dazu angetan, ihm die Kontenance zurückzugeben. Im Hintergrunde entschlüpft die geistliche Beraterin verstohlen durch die Hoftür – in diesem entscheidungsvollen Moment! O, daß ihr guter Freund im nämlichen Moment ihr nicht Schur um Schur vergelten konnte! – Im Vordergrunde steht seine Gemahlin im kattunenen Alltagsoberrocke, sonder Reverenz noch Handschuhe ihrem Pastor und erst nach diesem dem hohen Gastfreunde die schwielige Hand zum Gruße reichend und ihn in den reinsten Werbenschen Naturlauten willkommen heißend.

„Zum Katholischwerden ists!" sagte Johann Mehlborn; das heißt, er dachte es nur; denn dieser bedeutende Mann wußte, was er seinem Stande, den Ehestand eingeschlossen, schuldig war. Wer verlangt von dem häuslichen Weibe

die Bildung des Mannes? Wie das hochzeitliche Gewand den kattunenen Oberrock, wie den etikettewidrigen Händedruck die Reverenz, zu welcher, ſo tief als in ſotanem knappen Gewande tunlich, der ſtattlich breite Rücken abwärts gezogen wird, ſo deckt der Wohllaut der männlichen Rede die „kalligraphiſchen" Schnitzer der Frau. Noch niemals hatte Johann Mehlborn Gelegenheit gehabt, ſich ſo im Zuſammenhange vor einer Standesperſon auszuſprechen. Inſtändigſt war ſein Bedauern, dem hochwürdigen Herrn Propſt in dieſem beſcheidenen Amtshauſe, das er, nämlich Johann Mehlborn, nur ihrem beiderſeitigen Herrn Bruder, Exzellenz, zu Gefallen und Vorteil noch nicht geräumt habe, keinen ſolenneren Empfang bereiten zu können; zuverläſſig war ſeine Beteuerung, daß der hochwürdige Herr Propſt mit aller Standesgemäßheit aufgenommen werden würde, wenn er ihm, nämlich Johann Mehlborn, künftighin auf deſſen eigenem Rittergute die Ehre ſeines Beſuches vergönnen werde. Wie Honigſeim floß der „franzöſiſch" gewürzte Vortrag über Johann Mehlborns rote Lippen, wie Muſik klang ſie in ſein eigenes Ohr; in ſeinem ſtolzen Haupte reifte während desſelben der Entſchluß, als Bewerber um den Platz eines ritterſchaftlichen Abgeordneten im Provinziallandtage aufzutreten und durch ſeine leider erſt ſo ſpät erprobte redneriſche Gabe die große, lange ſchwebende Frage der zu verbreiternden Wagenſpur zum endlichen Austrag zu bringen. Als aber von ſeiten des ſo ſtandesgemäß Gefeierten der Vortrag nur mit einer ſtummen Verbeugung gefeiert ward – es ſchien heute der Tag ſtummer Verbeugungen –, da wird es jedem natürlichen Menſchen einleuchten, daß Johann Mehlborn an der ſo laut gerühmten oratoriſchen Kraft des geiſtlichen Hartenſtein bedenklich irre ward.

Und auch im Punkte der feinen Lebensart schien es schwächer mit ihm bestellt, als es von einem Freiherrlich von Hartensteinschen Familienliede zu erwarten gewesen wäre. Denn was sollte man dazu sagen, daß er, in die gute Stube und auf den Ehrenplatz des klatschrosenroten Kanapees genötigt, auch von dieser Höflichkeit keine Notiz nahm, sondern wie der ordinärste Bauer sich einen Rohrstuhl aus der Ecke holte und sich nicht einmal darauf setzte, nein, nur die Hände auf die Lehne gestützt, stumm wie ein Ölgötze hinter demselben stehen blieb?

Ei nun, mochte er stehen, der kuriose Menschensohn! Ein gebildeter Hauswirt muß Langmut üben. Was er sich aber nunmehr herausnahm, wird der langmütigste Hauswirt sich von dem kuriosesten Menschensohne schwerlich gefallen lassen. Erquickte er sich wohl durch einen Tropfen an der Kollision, die über den Philadelphias aufgetragen stand? Armselig genug war sie; was wahr ist, muß wahr bleiben. Jedoch wer trug die Schuld als die superhelle Pastorsfrau, die eines Mehlborn Gastfreundschaft nach ihrer eigenen Pauvreté taxierte! Gut. Aber durfte von der doch gewiß reputierlichen Mahlzeit, die in der Schlafkammer bereitstand, wohl ein Bissen hereingebracht werden? Bewahre! Als ob man es an Aufzählen, Anpreisen, Nötigen hätte fehlen lassen! Und mir nichts dir nichts, ohne alle Fasson schlug er eines wie das andere ab, schüttelte den Kopf und bat – um ein Glas Wasser. Ein Glas Wasser! nicht der miserabelste Landstreicher hätte in des reichen Johann Mehlborn Hause mit einem Glas Wasser fürliebgenommen, und dieser nobele Anverwandte – –!

„Dieser nobele Anverwandte kann mir gestohlen werden!“ dachte der reiche Johann Mehlborn, tat nun auch nicht mehr

dergleichen, warf ſich in einen Stuhl und hielt ſeinen Mund. Ein Engel, ach nein, kein Engel, ein höchſt unfriedſamer Geiſt flog durch die gute Stube.

Aber ſo ungemütlich ihm ſelbſt zumute war, ein friedſamer Geiſt gab dem guten Paſtor Blümel ein, was allenfalls noch geeignet ſchien, der überhandnehmenden üblen Laune zu ſteuern. Er ſetzte ſich auf den Ehrenplatz, ließ ſich ein Glas Wein einſchenken, ſtieß mit dem Herrn Amtmann an auf ſein Wohl, trank es aus ohne allen Appetit und ſann – mit dem ſtärkſten Verlangen nach ſeiner Pfeife – auf einen ablenkenden Unterhaltungsſtoff, zu welchem er ſein perſönliches Anliegen nicht geeignet erachtete.

Noch hatte er denſelben indeſſen nicht gefunden, als die Hausfrau in die ſtille gute Stube zurückkehrte, ihrem Gaſte das gewünſchte Glas Waſſer reichend, das ſie friſch am Brunnen geſchöpft hatte. Er dankte und trank; ſie bat ihn, ihr die Ruhe nicht mitzunehmen. Er ließ ſich an ihrer Seite nieder, und nun brach ſie das Eis, indem ſie, in ihrer ſo arg- wie harmloſen Weiſe, ſich nach dem Befinden der gnädigen Frau und der lieben kleinen Familie erkundigte.

Die gute Frau ſchien den Schlüſſel zu ihres ſchweigſamen Gaſtes Herz und Lippen gefunden zu haben; denn er gab freundlich den Beſcheid, daß es ſeiner Ottilie recht wohl gehe und daß Gott ſein Haus mit drei Kindern geſegnet habe, einem Sohn, Martin, –"

„Wie unſer Herr Doktor Luther!" fiel Frau Roſine ein.

„Nach ihm, Frau Amtmann, wie es einem lutheriſchen Pfarrer für ſeinen Erſtgeborenen ziemt. Die beiden jüngeren ſind Töchter."

„Wie heißen denn die lieben kleinen Fräulein, gnädiger Herr?"

„Lydia und Priscilla, Frau Amtmann."

„Die Namen habe ich aber noch niemals gehört. Wohl Freundschaftsnamen, gnädiger Herr?"

„Evangelische Namen, treue Bekennerinnennamen," erklärte der Propst, und sein ungetreuer Amtsbruder hörte, mit Recht oder Unrecht, zum zweiten Male eine Anzüglichkeit aus der Erklärung heraus.

„Mein seliger Sohn hatte auch einen schönen frommen Namen. Er hieß Johannes, gnädiger Herr," flüsterte die arme Mutter, und ihre stillen Augen blickten tränengefüllt gen Himmel.

Auch Joachim von Hartenstein schlug die Augen groß in die Höhe, sein bleiches Gesicht wurde noch einen Schatten bleicher; er stemmte die Hand gegen die Brust, und seine Lippen zuckten wie von verbissenem Schmerz. Zum zweiten Male flog ein Engel durch die gute Stube, wenn es nicht der Geist alter, blutiger Stunden gewesen ist.

Pastor Blümel räusperte sich, was seine Freundin an ein Wort des Dankes, das sie ihm schuldig sei, gemahnte.

„Ich freue mich recht auf den Sonntag," sagte sie, indem sie ihm über den Tisch hinüber die Hand reichte. „Wie ein Kind freue ich mich, mein lieber Herr Pastor. Und daß das kleine Herzchen halbwegs nach mir heißen soll, und daß — —"

Der Pastor Blümel drückte bedeutungsvoll ihre Hand, gab auch mit den Augen einen Wink, nicht fortzufahren; die ehrliche Seele hatte jedoch in seiner Hanna Schlangenschule allzu geringe Fortschritte gemacht, um diese Warnungszeichen zu verstehen. „Und daß," setzte sie hinzu, „daß auch mein Jôh — — mein guter Mann, wollte ich sagen, die Ehre haben soll." —

Der gute Mann war froh, bei schicklicher Gelegenheit das vornehme Schweigen brechen zu dürfen. „Was für

eine Ehre?" fragte er. „Bin ich auch mit gebeten, als Fr——, als Speisegevatter, meine ich, he? Schön Dank, Pastorchen. Ich bin dabei. Schön Dank!"

„Behüte, Vater," entgegnete die Amtmännin, ihr Pastor mochte blinken, soviel er wollte. „Behüte, nicht bloß so nebenher. Stehen sollst du, selber stehen bei dem armen kleinen Frey."

„Sollte mir fehlen!" brummt der Amtmann, dem der alte Mehlborn bedenklich in den ritterlichen Nacken zu schlagen begann. „Komm mir doch nicht mit deiner alten Litanei. Der Herr Pastor weiß es ja, ich stehe nicht, ein für allemal nicht bei — —"

„Aber, Jöhann, bei dieser ehrenvollen Gelegenheit — —"

„Schöne Gelegenheit! Schöne Ehre, den zehnten Jungen von einem Bruder Saufaus übers Wasser zu halten! Schönes Exempel, für zehn Kinder Bettelpatenbriefe an honette Leute auszutragen! Und tuts einer beim zehnten, muß ers beim neunten auch tun, und dann beim achten, beim siebenten, am Ende wird ein Observatorium draus, und der herzallerliebste Allerweltspate kann selber Bettelpatenbriefe austragen gehen."

Es wäre jetzt dringend Zeit gewesen, mit der Eröffnung vom Königsgevatter einzuschreiten. Aber die gute Freundin hatte sich besonnen, daß sie ihrem Pastor damit nicht vorgreifen dürfe, und dem Pastor widerstand sie jetzt erst recht. Er war sich kaum deutlich bewußt, aus welchem ersten oder letzten Grunde. Witterte er erneuten Streit mit dem geistlichen Zeugen? War es die Entrüstung über seines Beichtsohnes erbarmungsloses Gebaren, heute doppelt empfindlich vor diesem streng richtenden Zeugen? In der Stille entschlossen, die Ehre der königlichen Stellvertretung einem Würdigeren als diesem hartherzigen reichen Manne zuzu-

wenden, begnügte er sich, ihm zu sagen, daß er die geziemende Erwiderung auf eine schicklichere Stunde verschiebe.

Leider jedoch ließen Rede und Gegenrede sich nicht mehr aufhalten. Herr von Hartenstein war auf den beregten Fall aufmerksam geworden und seine Nachbarin in vollem Zuge, ihm die gewünschte Aufklärung zu geben. Mit einer Geläufigkeit, welche bei der stillen Seele nur erklärt werden kann durch die Freude, mit der ein guter Mensch des anderen Loblied singt, Tränen der Rührung und des Freundesstolzes in den Augen, erzählte sie von dem Trauerfall im Hirtenhause, von des Herrn Pastors erbaulichem Grabsermon und der Wohltat der lieben Frau Pastorin. Wie sie das verwaiste Kind an das Mutterherz und sogar an die Mutterbrust genommen habe, wie der zehnte Sohn und die siebente Tochter in der Wiege nebeneinanderlägen, als wären sie ein Zwillingspärchen, und wie sie, die schon jetzt in aller Unschuld, nicht anders denn zwei Engelchen, miteinander in der Badewanne säßen, sie gleicherweise auch nächsten Sonntag miteinander im Bade der heiligen Taufe zu Christen geweiht werden sollten.

Der Gastfreund hatte ihr zugehört mit gefälligerem Anteil als der Ehegatte, der irgend etwas Unverständliches in seinen Bart brummte. Jetzt richtete der erstere an den letzteren die Frage:

„Verstehe ich Sie recht, Herr Amtmann, so entziehen Sie sich einer der wesentlichsten Christenpflichten aus dem Grunde, daß in Ihrer Gemeinde wie in etlichen anderen mir bekannten die Unsitte waltet, die Taufzeugen an Stelle der Eltern das Kirchenopfer tragen zu lassen?"

„Na, das fehlte gerade noch!" rief der alte Mehlborn und lachte dabei mit so gröblichem Spott, daß sein vornehmer Widerpart schier entsetzt zusammenzuckte. „Auch

noch die Speſen den Gevattern auf den Hals gewälzt! Daß das Stehen egal ein Muß würde, notabene bloß für den, der was zu ſpeſen hat, und daß zu guter Letzt der rückſtändige Herr Taufzeuge in den Turm ſpazieren müßte, derweile der Mosjö Lump von Vater ſein Fleiſch und Blut anſtatt des Zinshahnes in die Pfarre trüge. Quod non, Herr Hochwürden, ſo dumm iſt die Werbener Gemeinde nicht. Verlangts nun einmal die Humorität, daß dem Kinderſegen Tor und Tür geöffnet und dahero, wie unſer Herr Paſtor es beliebt, die Taufgebühr erlaſſen wird — —"

„Die Taufgebühr darf auch den ärmſten Eltern nun und nimmer erlaſſen werden," unterbrach ihn der Propſt mit einem ſtrengen Seitenblick auf ſeinen Amtsbruder. „Die Chriſtenliebe mag der Menſchennot auf anderen Wegen entgegenwirken. Jedwede unſerer Gebühren iſt ein Opferzoll, welchen der große Reformator aus der alten Kirche in die neue gerettet hat."

„Ein gemein Almoſen, das man williglich gäbe und austeilete unter die Armen nach dem Exempel Sankt Pauli," zitierte Paſtor Blümel mit ruhiger Würde, und der ſtandfeſte Lutheraner mochte das Zitat wohl gültig finden, da er kein anderes dagegen anführte. Aus ſeiner perſönlichen Amtspraxis war bekannt, daß er die Stolgebühren ſeiner reichen Gemeinde zwar nicht bloß als ein freiwilliges Almoſen in Empfang nehme, daß er aber das, was er mit der rechten Hand gefaßt, alſobald mit der linken in ſeine Armenbörſe lege und daß dieſe Börſe loſe Schnüre habe.

„Wenn demnach," ſo wendete er ſich von dem geiſtlichen Widerpart zu dem weltlichen zurück, „das Gottesopfer es nicht iſt, das Ihnen widerſteht, und ich nicht annehmen kann, daß der heilige Akt an ſich es iſt, da Sie ja in höher

gestellten Kreisen sich demselben nicht zu entziehen scheinen, so ist mir unerfindlich, was — —"

„Was mir bei Betteltaufen widersteht?" unterbrach ihn nicht der Ritter, sondern der Bauer Johann Mehlborn im allertrautesten Werbenschen Deutsch. „Na, sehen Sie, Herr Hochwürden, das Menschenopfer ist es, das, was man ein Beutelmassakrieren nennt, um mich noch christlich auszudrücken. Höher hinauf, ei freilich, Geldkosten machts da auch; ganz gehörige Kosten: Gevatterkutsche, Gevatterbukett, Gevatterhandschuhe, ein feiner Präsentierteller für die Frau Gevatterin, die schweren Douceurs noch gar nicht in Anschlag gebracht. Aber es bleibt unter der Freundschaft, man hat seine Ehre und seinen Spaß davon, dem Amen folgt ein Traktament, und damit hat die Geschichte ein Ende. Konträr bei solcher Lumpenbagage, da fängt die Drangsalei nach dem Amen erst an. Als da ist: Eingebinde, niemalen schwer genug; soundso viel ins Becken für den Küster, soundso viel der Hebamme in die Hand. Was geht mir, Johann Mehlborn, die Hebamme an? Anjetzo: die Suppen für die Gevattermutter, sechs Wochen lang, und die Altgevattern desgleichen; den Topf gehaufte voll, daß die ganze wertgeschätzte Familie während des Wochenbettes hübsch satt wird. Anjetzo: Patenpräsent am ersten Geburtstag und an jedem kommenden von neuem bis in Methusalems Alter hinein; Weihnachtens ein Wecken; Auslösung am Kindeltage; was Blankes für den Neujahrskarmen; Kleidasche zum ersten Abendmahl; Geschenk zur Hochzeit, zur Großpatenschaft; kurz und gut: eine Schraube ohne Ende, eine quasi vom hohen Herrgott eingesetzte Sakrierere. Du hast was, heißts, und ich habe nichts; du bist mein Herr Pate, folglich mußt du mich füttern, mich anziehen, mich was lernen lassen; mußt für mich gut-

ſagen, mir borgen, mir helfen und immer wieder helfen. Sela."

Der erzürnte Bauer ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Tiſch, daß Gläſer und Flaſchen aneinanderklirrten; Mutter Roſine wimmerte, Paſtor Blümel blickte ernſt vor ſich hin, Herr von Hartenſtein zog die Lippen, ob es nun Ekel bedeutete oder bloß ein Lächeln, ſo tief hinab, als Lippen ſich ziehen laſſen. Dann aber äußerte er mit ſtrengem Ton: derlei weltliche Verquickung ſchädige die Würde des Sakramentes und müſſe ihr von berufener Seite durch Lehre und Beiſpiel geſteuert werden. Der Taufzeuge ſei bewußter Bürge für des Täuflings unbewußtes Chriſtengelübde; er habe darauf zu halten, daß auch kein Jota desſelben in ſeiner geiſtigen Zucht verkümmert werde. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Die leibliche Fürſorge, das weltliche Fortkommen ſei Sache der Familie, eventuell der Gemeinde, welcher es, inſofern ſie wohl geführet werde, an gutgewillten Chriſtenbrüdern mit offenem Herzen und offener Hand nicht fehlen werde; wobei jedoch in erſter Ordnung darauf zu achten ſei, daß der Pflegling auf ſeinem natürlichen Grund und Boden erwachſe, damit die Wohltat ſich nicht in eine Wehetat verwandele.

„Man ſoll eines Kindes Wiege nicht verrücken," fuhr er darauf, ausſchließlich zu dem Pfarrer gewendet, fort. „Das aber um ſo weniger, wenn, wie im gegenwärtigen Falle, außer dem urväterlichen Sündenerbe, aus deſſen Joche uns alle nur die Gnade erlöſet, außer dem Erbe elementarer Not, unter deſſen Joche, nach göttlicher Ordnung, die ungeheuere Mehrzahl der Menſchheit im Schweiße ihres Angeſichts ſeufzt und ſeufzen wird bis an das Ende der Tage, auch noch ein beſonderes Erbteil böſen Blutes einem Kinde eingeimpft iſt und je mehr und mehr zu wuchern droht. Die

Sünde der Väter soll heimgesucht werden bis in das dritte und vierte Glied; oder, falls Ihnen dieser Wortlaut antiquiert dünken sollte, Herr Prediger: auch das Laster entwickelt sich von Geschlecht zu Geschlecht, wie die Tugend, wie die Sitte, wie alle sogenannte Kultur. Der Großvater dieses Knaben war vielleicht nur ein Bärenhäuter; der Vater ward zum Trunkenbold. Der Sohn, im Taumel gezeugt, der elementaren Arbeitsstufe, in die er hineingeboren ward, entrückt, für die höhere, auf welcher er erwächst, unzulänglich beanlagt, ein heimliches Gift in seinen Adern, wird als Tor und kann als Verbrecher enden. Gefährlicher als Sünde tun, wirkt Sünde gutheißen, und der vor allen, welcher einer Gemeinschaft als Hüter göttlicher Zucht und Ordnung vorzustehen berufen ist, soll es unterlassen, das warnende Beispiel der Sündenfolge zu vertuschen. Ich nehme den Einwand, den Sie mir machen wollen, Herr Prediger, von Ihren Lippen. Jawohl, im Reiche Gottes, da sind wir Gleiche. In ihm, und nur in ihm, da gibt es wohl Stufen, aber keine Schranken; da konnte der niedrigste Sprosse des niedersten Volkes, konnte selber der sündige Zöllner noch zum Apostel werden. Und solch ein Apostel, von Gottes Gnadenfinger berührt, solch ein Erwählter war auch der arme Bergmannssohn, auf dessen Namen wir geweiht sind. Die abgelebte Schule des Klosters, in der er selbst gebildet worden war, zu sprengen, die Christenheit in ihre natürliche Ordnung zurückzuführen, die verweltlichte Kirche zu einem sichtbaren Gottesreiche wieder aufzurichten, das war der hehre Plan, dessen Bau die Nachfahren in Trümmer schlagen, und von dem es wie ein scharfer Splitter in das Auge eines Getreuen dringt, wenn er das erste Sakrament gleich einem Markttrödel abschätzen sieht."

Im Hofe ſchmetterte ein Poſthorn. Der Propſt erhob ſich; der Pfarrer auch. Seltſame Widerſprüche rangen in des friedlichen Mannes Bruſt: die Liebe, die ihm Glaube war, und Zorn, ja Feindſeligkeit gegen zwei Menſchen, welche er ſeit Jahren im gemeinen wie im erhabenen Sinne Freunde genannt hatte, drängten ihn zum Proteſt gegen des einen ſchnöde, des anderen grauſame Konſequenzen. Hatte er bis zur Stunde einen mutterloſen Säugling zu zeitweiſer Obhut in ſein Haus genommen, in dieſen Minuten der Leidenſchaft nahm er ihn an ſein Herz als eines jener Stiefkinder der Natur, an welchem er den Beweis adelnder Menſchenliebe zu führen habe. Und ſo ſagte er denn mit gehobenem Haupt und der Klangfarbe der Ironie, die wahrlich in ſeinem Gemüte ein Fremdling war, und trotzdem Wort um Wort ſich bis zur heimlichen Schadenfreude ſteigerte:

„Sie würden mich wohl kaum ſo ſträflicher Fahrläſſigkeit in meinem Amt, ſo ſchwerer Irrtümer in meinem Glauben und Handeln vor Zeugenohren bezichtigt haben, Hochwürden, wenn Sie nicht mindeſtens den Verſuch einer Rechtfertigung meinerſeits erwartet hätten, wäre es auch nur, um Ihrer mächtigen Logik mit meiner ſchwächlichen neue Beweismittel zuzuführen. Wohlan, ich wage den Verſuch: vor dieſen Zeugenohren ſelbſtverſtändlich auf beregten Einzelnfall beſchränkt. Iſt es ein Irrtum, das Erbteil, welches uns der Erlöſer mit ſeinem Leben und Sterben erworben hat, für wirkſamer zu halten als das, welches uns im Blute des erſten und vielleicht des letzten Vaters überkommen iſt, ſo bin ich dieſes Irrtums ſchuldig, indem ich mich vermeſſe, einen Erben väterlicher Sündhaftigkeit aus ſeinem Wurzellande in das meine zu verpflanzen und unter der Zucht meines Hauſes, wenn auch nur zu elementarer

Arbeit und Not, aber, so Gott will, zu einem Erben seines Reiches heranzubilden. Und fernerhin: ist es Schädigung eines sakramentalen Weiheaktes, wenn brüderliche Liebeswerke aus ihm gefolgert werden, so bin ich in hohem Maße dieser Schädigung schuldig, denn ich habe meiner Gemeinde bei jedem amtlichen Anlaß das Steuern und Stillen menschlicher Not als christliche Tugend und Sitte an das Herz gelegt; ja, ich war noch in dieser Stunde gewillt, einem Gliede meiner Gemeinde das Gemüt für jenes Erbteil der Barmherzigkeit zu erwecken und seinen rückwirkenden Segen ihm zuzuwenden. In letzterem Betracht und durchaus ohne Vorbehalt bekenne ich mich endlich schuldig einer Irrung, deren Konsequenz auch mir, Hochwürden, und mir zumeist, wie ein scharfer Splitter in das Auge gesprungen ist; eines sträflichen Mangels von Gott gebotener Klugheit in der Berechnung des Herzens, das ich für jene Zuwendung empfänglich und darum ihrer würdig achtete. Aus diesem Grunde, Herr Amtmann, ziehe ich mein Gesuch an Sie zurück, noch bevor ich es gestellt. Es fehlt – Gott Preis! – in meiner Gemeinde weder an gläubigen Christen noch an gutwilligen Menschenfreunden, welche für die Waise des armen Hirtenweibes das weihende Gelübde mit allen barmherzigen Folgerungen nicht scheuen und daher ein Anrecht haben, es im Namen des ersten Gottes- und Menschenfreundes in unserem Vaterlande auszusprechen. Unser teuerer König hat sich selbst geehrt, indem er den zehnten Sohn eines der ärmsten seiner Untertanen mit seiner Patenschaft beehrte."

Der Redner schwieg, und seine drei Hörer schwiegen auch; der eine starr mit offnem Munde, die andere schluchzend mit vor die Augen gehaltener Schürze; der dritte lächelnd. Aber es wär nahezu ein amtsbrüderliches Lächeln, mit

welchem der ſtandfeſte Lutheraner ſich von dem biegſamen Unioniſten in der Stille verabſchiedete. Der eiferartige Widerſpruch ſchien ihn prieſterlicher angemutet zu haben als vorhin das ideale Schlaraffenland.

„Aber Mann – Blümel – Paſtor – Freund!“ ſtieß endlich Johann Mehlborn hervor, indem er ſeinen Seelenhirten mit beiden Armen ſchüttelte, als wäre er ein Apfelbaum. „Im Namen Seiner Majeſtät! Königlicher Prokuriſt! Allerhöchſter Mitgevatter! Und das ſagen Sie erſt zu guter Letzt?“

„Hätten Sie Ihrem irdiſchen Lehnsherrn zu Gefallen tun ſollen, Herr Amtmann, was Sie dem himmliſchen verweigerten!“ entgegnete Paſtor Blümel, drückte Frau Roſinen die Hand und folgte Herrn von Hartenſtein, der ſich mit leichtem Gruße empfohlen hatte.

Mit haſtigen Schritten ſchlug Konſtantin Blümel den Heimweg ein. So hoch hatte er ſein Haupt nicht getragen, ſo ſtolz ſeine Bruſt ſich nicht geſchwellt, ſeitdem ſein Kommandeur das Eiſerne Kreuz an dieſelbe geheftet. Ja, ſolch eine Kampfesſtunde macht friſches Blut!

Und doch, warum ging er mit Siegerſchritten? Daß er ein verworfenes Stiefkind der Natur als das ſeine angenommen – war das ein Triumph? Vor zwei Stunden würde er das gleiche getan, würde, hätte er es durchzuführen vermocht, ſämtliche Waiſen ſeiner Gemeinde angenommen haben – ohne jeglichen Tugendſtolz. Daß er einen betörten Mann vor Zeugenohren mit einer Hohnrede gegeißelt? Hatte er den alten Mehlborn nicht gekannt? Hatte er nicht ſchlechthin gelogen mit der Entſchuldigung, daß er das Herz ihm zu öffnen gehofft? Ja, hatte er nicht geradezu mit Schlangenklugheit auf ſeine Torheit ſpekuliert? Daß er

einem tapferen geiſtlichen Oberſten tapfer Widerpart gehalten? – Das alſo war es, – allein das!

Unwillkürlich mäßigte er ſeinen Schritt. Was ſchied ihn plötzlich von dem Manne, den er viele Jahre freudig und dankbar verehrt hatte? Was machte ihn zu ſeinem Gegner? Hatte jener eine Tat getan, ein Wort geredet, das der reformatoriſche Held, auf welchen ſie beide geſchworen, verleugnet haben würde? Widerſprach Konſtantin Blümels eigene Satzung der von den durch Gott geſetzten Erdenſchranken, von dem Erbe der Sünde in unſerem Blut, von dem kaum merkbaren Fortſchritt der ſittlichen Kultur? Wie oft hatte er denn das Wagnis, eines Kindes Wiege zu verrücken, gelingen ſehen?

Vor der offenen Kirchtür hielt er ſtill. Die letzten Sonnenſtrahlen fielen auf die ſchwarzen Prieſterbilder am Altar; die leere weiße Stelle glänzte wie eine Silberſcheibe. Wäre er in Wahrheit nicht mehr würdig, dieſe Stelle einzunehmen? Wäre er in Wahrheit ein Abtrünniger, weil – –

Haſtende Schritte, ein gekeuchtes „Halt, halt!“ unterbrachen die Prüfung. Der arme Quartalsritter! Wie der Schweiß von ſeiner Stirn tropfte, wie er puſtete im knappen, goldknopfigen Hochzeitsfrack! Wie er Lippen und Augen zuſammenkniff, ſooft die zierlichen Lackſtiefel auf ein Steinchen ſtießen!

„Aber, Paſtor, Paſtor!“ ſchrie er ſchon von weitem. „So nehmt doch nur Räſon an, alter Freund! Kann denn einem Menſchen nicht einmal was Menſchliches paſſieren? Ich war in der Bosheit, Paſtor. Hol der Henker dieſen hochmütigen Narren mit ſeiner verrückten Wiege und ſeinen Schranken und Stufen! Der pure Tuſch! Auf mich gings, Blümel, egal auf mich. Na, drei Kreuze hinter dem Patron! Ich ſtehe, Paſtor! Ich ſtehe aus gutem Herzen, und bleibt

Ihr trotzig, ſo ſtehe ich mit Gewalt. Aber, ſo wahr ich Johann Mehlborn heiße: ich ſtehe!"

Paſtor Blümel war kein hartköpfiger Chriſt; er pflegte dem reuigen Sünder die Hand entgegenzuſtrecken, und Neinſagen iſt ihm keiner Zeit eine leichte Sache geweſen. Dennoch würde er in dieſem außerordentlichen Falle ſchwerlich nachgegeben haben, hätte er ſein eigenes Gewiſſen völlig rein gefühlt, – und wäre nicht ſeine Hanna von der Gartenpforte aus des Sturmes und Abpralls Zeugin geweſen und herbeigeeilt, die Mittlerſchaft zu übernehmen. Mit dem Handgelübde, auch ohne franzöſiſche Stunde, den Exhirten Frey gegen braven Lohn in ſeinem Schacht arbeiten zu laſſen; mit dem fernerweitigen Handgelübde, in Zukunft, wenn gewünſcht, der Patenpflicht ſamt Pertinenzien bei jedem Werbener Frönerkinde gerecht zu werden, erkaufte der Rittergutsbeſitzer Mehlborn die Ehre, kommenden Sonntag am Tauftiſch der Werbener Kirche und für ewige Zeiten in deren Taufregiſter als Stellvertreter Seiner Majeſtät von Preußen zu paradieren. Die Verſicherung: „Wen Johann Mehlborn über das Taufwaſſer gehalten hat, den wird er auch bei gemeinen Gelegenheiten über Waſſer halten," gab er in ſeiner Herzensfreude ungefordert noch drauf und drein.

Ach, er ahnete nicht, der wohlgemute Ritter, daß er mit dieſer Ehre die höchſte Stufe zum Throne erklommen haben ſollte und daß er ſeiner Magnatenlaune zum letzten Male volles Genügen getan; aus welchem Grunde denn auch dieſem Tage ein ausführliches Kapitel in der Geſchichte ſeines Stiefpaten bewilligt werden mußte. Denn mit dem Beſuche des geiſtlichen Hartenſtein war in ſeine ſtolze Bruſt ein Keimkorn mißtrauiſcher Abneigung gegen eine Familie, um deren Gunſt er bis dahin ſo eifrig geworben hatte,

eingesenkt worden. Und das Korn sproßte und bestockte sich. Als seine Brigitte das nächste Mal ein Schuldenregister ihres flottlebigen Gatten, ohne gleichzeitigen Kontrakt für den Verkauf des Gutes, einreichte, schlug er die Tilgung rundweg ab.

In Konstantin Blümels Seele dahingegen hatten nach einer schlummerlosen Nacht die stolzen Wellen sich gelegt, und Joachim von Hartenstein nahm als Mensch, als Patriot und Priester fast uneingeschränkt den bisherigen Raum in seinem Herzen wieder ein. In seinem Tageskalender, welcher diesen Aufzeichnungen vielfach zur Vorlage dient, steht unter jenem Datum geschrieben:

„Alles Unheil ist werdendes Heil. Ein absoluter Trieb nach Erhaltung wirkt daher unheilvoll, weil er sich feindlich gegen das Werdende verhält. Mit Recht ist in verwandtem Sinne behauptet worden, ‚daß sogar ein absoluter Trieb nach Vollkommenheit eine Krankheit sei.‘ Hätten vollkommene Menschengeschlechter eines Heilands bedurft? Und bedürfte seiner ein vollkommener Mensch – wenn es einen gäbe? Bei alledem: welch ein Zauber liegt doch in der Macht eines Glaubens, auch wenn wir ihn nicht verstehen und selbst wenn er zum Fanatismus wird, den wir auf jedem anderen Gebiet als dem göttlichen hassen.“

Bei dem Verrücken der Wiege und der Liebesprobe an einem Stiefkinde der Natur blieb es selbstverständlich, und bei dem gemeinsamen Tauffest blieb es auch. Nur das Programm für dieses erlitt eine kleine Abänderung insofern, daß auch die Täuflingin einen Vizepaten erhielt und der Täufling ihrer sogar zwei. Es hatte sich nämlich der werte Amtsbruder Kurze in Bielitz am Tage zuvor den Knöchel verstaucht und schickte als Stellvertreter seinen Sohn. Der Feierlichkeit tat dieser Wechsel indessen keinen Eintrag, und

der darauffolgenden Fröhlichkeit kam er nur zugute, da der ehrwürdige alte Herr Amtsbruder als Gevatter für Gevatterin Luischen lange nicht ſo gepaßt haben würde wie der junge, muntere Herr Kandidat. Das wunderbare Waſſer wirkte in den jugendlichen Herzen einen bis dahin ſchlummernden ſympathiſchen Zug, und das obligate Gevatterküßchen zauberte auf die jugendlichen Wangen einen Roſenflor, welcher das Herz der Taufmutter verheißungsfroh klopfen ließ.

Frau Hanna Blümels Taufkuchen war noch niemals ſo hoch aufgegangen wie bei dieſem Doppelfeſte, und die Erdbeerbowle, welche ſie aus den Gewächſen ihres Gartens und Weinbergs gebraut, war noch keinem ihrer Herrn Gevattern ſo angenehm prickelnd wie heute Amtmann Mehlborn zu Kopfe geſtiegen.

Als majeſtätiſcher „Prokuriſt" trug er, ſelbſtredend, den goldknopfigen Frack, dem ein ſtädtiſcher Meiſter unter den Armen ein Stück bequemlich eingeſetzt hatte. Ebenſo ſelbſtredend würde für einen bloßen Prokuriſten das Eingebinde eitel Verſchwendung geweſen ſein. Aber die Geſundheit der Täuflinge ſtand ihm zu und wurde glorreich von ihm ausgebracht, nach dem das erſte Glas vom Taufvater auf das Wohl des Allerhöchſten Gevattersmannes geleert worden war. Als ſpät am Abend der Vizegevatter der Taufmutter zum Abſchied die Hand drückte, rief er in ſeinem kräftigſten Baß: „Ich will nicht Johann Mehlborn heißen, wenn dieſer Königspate es nicht einmal bis zum Verwalter auf einem von Johann Mehlborns Rittergütern bringt!"

So großartig war die Perſpektive des zehnten Hutmannsſohnes ſchon an dem Tage, da er einen Namen erhalten hatte!

Dieſer Name war ein gebotenes Paten- und zwiefältiges

Muttererbe. Da der Freyſche Nachwuchs jedoch bereits durch einen Friede und durch einen Hannes vertreten war, mußte dem „Friedrich Hans“ ein Rufname beigefügt werden, und entſchied ſich Paſtor Blümel für den einigermaßen ſonderbar, aber kennzeichnend lautenden Dezimus, der auch in der Gemeinde, da er an das ſchmählich ausgetauſchte Dezemhuhn erinnerte, lange nicht ſo „preußiſch“ gefunden wurde wie der der Septima, welche, geſchwiſterlicher Analogie halber, der Roſe Konſtantia angehängt ward. Kantor Beyfuß äußerte ſogar bedenklich: „Wenns nur nicht eine böſe Sieben bedeutet!“

Und ſo ſchlummerten und ſtrampelten denn Roſe und Dezimus als junge Chriſten nebeneinander unter dem Wiegenhimmel, und weil ſie mit ihrem Koſenamen Ma und Mus hießen, waren die erſten Laute, die ſie lallen lernten, Mus und Ma.

Knabenstern

Noch bevor das Korn geſchnitten worden, war der kleine Mus auch von Vaterſeite eine Waiſe; und hatte der Hutmann Frey des Gerechten ſanftes Schlummerkiſſen auch leider verwirkt, ſo iſt es – Gott ſei heute noch Dank dafür! – doch kein Sünderende, das er etwa im Taumel oder in der Verzweiflung genommen hat. Er ſtarb im Gegenteil einen Opfertod, wennſchon unbewußt und ohne daß einer von denen, welchen er ſchweres Unheil abgewendet, es ihm gedankt hätte.

Ein wildes Gebaren ging dem Sterben voran; keiner in der Gemeinde hatte Ähnliches erlebt, daher denn auch in ihr der alte heidniſche Erbfeind, Kobold geheißen, ſeit der Kriegsdrangſal nicht dermaßen ſeinen Spuk getrieben. Selber der aufgeklärte Kantor Beyfuß konnte nicht leugnen, daß er, ſpät am Abend von einem Beſuch in der Weidenmühle heimkehrend, einen bärengroßen ſchwarzen Kater mit Gluhaugen, gleich illuminierten Fenſterſcheiben, das Hirtenhaus habe umſchleichen ſehen. Der noch aufgeklärtere Amtmann Mehlborn lachte freilich ſeinen Freund Beyfuß aus und nannte des Klauſen Zuſtand ſchlechtweg Säuferrappel; der Kreisphyſikus, den Paſtor Blümel zu Hilfe rufen ließ, nannte ihn dahingegen Waſſerſcheu. Der verdächtige Wirtshund, welchen er in der Geburtsſtunde ſeines Sohnes erdroſſelt, hatte den Klaus in die Hand gebiſſen. Wer achtete darauf? Der Klaus am wenigſten. Es war ein Tollhundsbiß.

Da ſeit dem Siebenſchläfer keine Leiche im Dorfe beſtattet worden war, fand Klaus Frey ſein Reihengrab an der Seite ſeiner Frau. Paſtor Blümel ſprach den Segen darüber, und im Frühling ſproßte der Raſen auf dem Hügel des läſterlichen Mannes ſo grün wie auf dem des tugendlichen Weibes; aber nur auf letzterem lag Jahr für Jahr ein Johanniskranz.

Die Waisen, welche seit der Mutter Tode ein Vagabondenleben geführt hatten, wurden nunmehr in die Welt verstreut. Zweien von ihnen erwirkte der Pfarrer ein Unterkommen in provinziellen Versorgungsanstalten; dem dritten, durch seines Patrons Vermittlung, sogar eine Stelle im königlichen Militärwaisenhause. Die älteren Brüder wurden auf Bauernhöfen zu Knechten herangezogen; keiner jedoch in der heimischen Gemeinde, wo seit des Vaters nach wie vor nicht geheuerem Ende der Widerwille gegen die Hirtenbrut ein unüberwindlicher geworden war und die Ehre, welche dem jüngsten Sproß als Pastorziehkind angetan ward, das böse Blut obendrein ätzte.

Die gute Amtmannsfrau hätte wohl gern das Beispiel in der Pfarre nachgeahmt und den kleinen blondlockigen Hannes als Sohn in ihr Haus genommen. Aber welchen Kampf mit ihrem Amtmann würde das gekostet haben! Und die gute Amtmannsfrau fühlte sich von Tage zu Tage weniger eine Kämpferin. Ihre Kräfte gingen auf die Neige; bald, so getröstete sie sich, würde sie mit ihrem rechten Hannes im rechten Vaterhause vereinigt sein. Sie begnügte sich daher, in die Hand ihrer Pfarrfreundin eine kleine Summe niederzulegen, die für das Kostgeld zweier der Waisen, solange sie zum Dienen noch nicht herangewachsen waren, eben zureichte. Darüber hinaus klapperte sie aber auch oftmals – den Ohren beider Freundinnen recht tröstlich und wohlgefällig – mit dem Inhalt einer Sparbüchse, die sie die Gevatterbüchse nannte und in die sie wohl jeden Tag ein Münzstück für ihre Zwillingspaten steckte.

So stand das Hirtenhaus denn leer; der Rest seines Gerätes, Bett und Lumpen, waren der Tollwut halber verbrannt worden; das Schindeldach blieb unausgebessert,

denn lange Zeit fand sich – gottlob! – in der Gemeinde keine Familie, die arm genug gewesen wäre, zwischen den kahlen Lehmwänden ein Obdach zu suchen.

Die nächsten Jahre brachten böse Seuchen über das Land; bei uns die alten Blattern, weiterwärts die neue Cholera. Die Hälfte des jungen Freyschen Enaksgeschlechtes war dahingerafft, bevor der jüngste desselben ahnete, was Bruder-sein heißt. Man hat ihm späterhin seine Abstammung nicht verheimlicht; er kannte aber keine Familie außer der, welche ihn aus dem kalten Mutterleibe warm an ihr Herz und fest an ihre Hand genommen hatte; und fürwahr, er würde denen seines Blutes nicht mit gleicher Innigkeit angehangen haben, denn das zärtliche Neigen des Kindes stützte die tiefe Dankbarkeit der Waise.

In der töchterreichen Pfarre aber wurde das fremde, männliche kleine Anwesen von keinem als Überlast oder unnützer Brotesser angeschaut, sondern wie der Zugehörigste gehätschelt und gehegt. Alle Welt hatte ihre Freude, wenn sie den Mus und die Ma nebeneinander auf der Mutter Schoße sitzen oder späterhin sie Hand in Hand laufen und spielen sah. Sie waren unzertrennlich wie Zwillingskinder, dabei aber so verschieden geartet, wie leibliche Geschwister es selten sind. Ma: zart, zierlich, behende, ein schwarz-lockiges Strudelköpfchen, zu Lust und Verdruß nervös erregt. Mus schon dazumal, wie er lebenslang geblieben ist: groß, stämmig, weiß und rot, niemals krank und niemals ungebärdig. Blinkende Sternchen nannten die Schwestern die Augen der kleinen Ma; die des Bruders Mus hätten sie Vollmondsaugen nennen müssen, so groß und rund waren sie, so hell und still. Aber nicht wie der liebe Mond, oder hinter ihrem dichten Wimperschleier die Sternchen der Ma, blickten sie stetig hinunter zu den Käferchen und Blümchen

im Grunde, sondern unverwendet und ungeblendet aufwärts zu den Himmelslichtern, wenn sie durch die Scheiben oder durch die Laubenblätter drangen.

„Das Mädchen sieht, wie sie kriechen, der Junge, wie sie fliegen," sagte Kantor Beyfuß; mit welchem Sprichwort er freilich dem einstigen Verwalter ein bedenkliches Prognostikon stellte. Die Mutter aber verteidigte ihren Mus; erklärte, daß er die Augen nicht von dem Schwesterchen verwende, sooft sie ihn allein mit ihr in der Kinderstube oder auf dem Rasenplatze lasse; daß er den Quirlequitsch hüte wie einen anvertrauten Schatz und ihr den Ärger mit einer Kindsmagd erspare.

Überhaupt wußte die Mutter sich etwas mit ihrem Mus; und zwar nicht etwa, wie es mancher anderen Mutter beigekommen sein würde, um der Wohltat willen, die sie ihm erwies, sondern, was schwerlich einer anderen beigekommen sein würde, um eines geheimnisvollen Segens willen, der mit dem Mus unter ihrem Dache eingezogen sei. Frau Hanna Blümel war gegen gute wie böse zauberische Einbildungen in der Gemeinde ihrem Konstantin bisher eine rüstige Hilfsstreiterin gewesen; nun mußte sie sich um ihres Johannisglaubens willen manchmal von ihm strafen lassen.

So glatt und gleich, so ohne jegliche Krankheitsnot und Fährlichkeit war es noch nie in ihrer Kinderstube abgelaufen. Auch in der Wirtschaft glückte alles; alles gedieh; die Familie breitete sich aus über Hoffen und Erflehen. Seitdem am doppelten Tauffeste aus dem Gevatterküßchen ein Verlobungskuß geworden war, hörten die Bräute in der Pfarre von Werben nicht auf. Sooft nach dem Hochzeitsschmaus der Brautkranz ausgetanzt wurde, spielte das blinde Glück der nächstfolgenden Schwester das ahnungsvolle Symbol auf das Haupt, und kaum ein Jahr verging,

daß aus der Krone nicht eine Haube geworden wäre. Es zählte kein Nabob und kein Pair zu der Freierschar; aber wer in der Pfarre von Werben hatte sich auch Rechnung auf einen Nabob oder Pair gemacht? Das junge Paar baute seinen Herd, und das Elternpaar sah ihn bauen auf seinem eignen bescheidenen Grund; das junge Paar zog aus, und das Elternpaar sah es ziehen oftmals in weite Ferne; wenn aber die Wehmutstränen gegen die Freudentränen hätten abgezählt werden sollen, würden die letzteren überwogen haben. An dem Tage, wo Balsamine – das Minchen des Hauses – mit einem amerikanischen Schulmanne, vielleicht auf Nimmerwiederkehr, zu Schiffe ging, da sagte Pastor Blümel zu der bewegten Mutter, indem er dem Liebling zu seinen Füßen die dunklen Löckchen streichelte:

„Erkennst du jetzt, Hanna, die väterliche Liebe, die uns statt des ersehnten Benjamin dieses Röschen gab? Denn ein Haus ohne Töchter kommt mir vor wie ein Garten ohne seinen holdesten Schmuck, die Blumen."

„Und einen Baum, der unserem Alter Frucht und Schatten geben soll, hat eine gütige Hand ja auch zwischen die Blumenkinder eingepflanzt," versetzte Frau Hanna und sah ihren Dezem mit echten Mutteraugen an.

Aber das ist weit vorgegriffen. Als bei der jüngsten Pfarrhochzeit, in Ermangelung anderweitiger Bewerber, Schwester Rosen der Brautkranz und Bruder Dezimus der Bräutigamsstrauß gereicht wurden, da feierten Rose und Dezimus ihren dreizehnten Johannistag. Zurzeit jedoch stehen sie erst im Beginn ihres zweiten Stufenjahres, das heißt, sie sind vom Mus und der Ma zum Dezem und Röschen vorgeschritten und traben selbander in Kantor Beyfußens Schulstube.

Und da muß denn leider bekannt werden, daß im flüssigen

Lesen und zierlichen Schreiben der große Dezem von dem kleinen Röschen auf eine für den Helden einer Geschichte bedenkliche Weise überholt worden ist; ja, wäre zwischen menschlichen Hirnschalen nicht eine unsichtbare Zahlenwelt aufgetaucht – nach dem Sprachlaut vielleicht das erste Mysterium, welches den urwilden Jäger von dem urwilden Jagdtier unterschied –, da müßte dem Biographen für seines Helden Schülerehre bange werden. Die Arithmetik rettet sie. Schwester Röschen hat es im Leben nicht über das dritte der Spezies hinausgebracht; aber mit Addieren und Multiplizieren hat das klügste Frauenköpfchen ja auch für seine Lebenszeit mehr als genug getan, während, wenn möglich, noch ein Dutzend weitere Spezies erfunden werden müßte, um diesem oder jenem männlichen Schädel sein Gnügen zu tun. Und hinreichend dick für derlei Spezies-appetit war Held Dezems Schädel schon in seinem ersten Stufenjahr. Kantor Beyfuß, der sich als einen zweiten Adam Riese schätzte, erklärte den Pfarrdezem für ein Quatermillionengenie, wie es ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen sei. Die heidenmäßige Fertigkeit müsse dem Täufling mit dem heidenmäßigen Namen eingebunden worden sein, äußerte er vertraulich gegen Frau Julchen, seine Hausehre. In einem städtischen Kaufmannsgeschäfte, da könne der Junge es einmal zu etwas bringen; was aber ein Verwalter auf Amtmann Mehlborns Wirtschafts-hofe mit solcher Quatermillionenkunst anfangen solle, das war dem Kantor Beyfuß ein Rätsel.

Und dem Pastor Blümel war es um so mehr ein Rätsel, als er sich niemals für einen Nebenbuhler Adam Riesens gehalten und es niemals beklagt hat, daß von allen idealen Gebieten das sogenannte unumstößliche ihm das verhüllteste gewesen, ja nahezu ein grauenerregendes geworden ist, als

er in der Schülerzeit einen Zipfel seines Schleiers zu lüften gezwungen ward. Wie sollte er, des Knaben vor Gott und Menschen verantwortlicher Führer, die ihm selbst so fremdartige Gabe entwickeln, wie sie in seiner bescheidenen Lebenssphäre dereinst verwerten?

Dieser erst durch die Schule geweckte Sinn wurde indessen noch bedenklicher, wenn der Vater ihn mit einem zweiten in Verbindung brachte, der sich schon früher, ohne durch Lehrwort oder Beispiel erregt worden zu sein, in dem Knaben offenbart hatte, bis dahin aber von den Eltern als eine Kinderlaune belächelt worden war: der nämlich für das Licht und die Lichter des Himmels.

„Es ist der dem Menschen eingeborene Trieb des Suchens," sagte der Vater, „des Suchens ohne bestimmten Zweck. Das Kind sucht mühsam Steinchen und Blümchen und wirft sie, hat es sie gefunden, wieder fort. Ich alter Knabe sogar, bücke ich, wenn ich mich im Walde ergehe, nicht hundertmal meinen steifen Rücken, um mich mit Pilzen zu beladen, deren Wohlgeschmack mir unerfindlich ist, die du, Hannchen, der Giftgefahr halber, nicht auf den Tisch zu bringen wagst und die ich wieder fortwerfe, wie die Kinder ihre Steine und Blumen, wenn mir nicht eine alte Kräuterfrau begegnet, der ich mit meinem Funde einen Gefallen erweise."

„Aber was sucht denn unser Dezem zwischen Wolken und Sternen, Konstantin?" fragte nach dieser Erklärung Mutter Hanna.

Ja, was suchte der Dezem, wenn er im Sommer stundenlang auf dem Hünengrabe hinter dem Pfarrgarten saß und – unverwendet wie ungeblendet – der Sonne nachstarrte, ohne etwas anderes zu sagen als: „Nun steht sie über dem Turm," oder: „Nun ist sie am Zornberg, – über den Fluß

weg, – in der Stadt"? Was suchte er, wenn er an langen Winterabenden oder in stiller Morgenfrühe den aufgehenden Mond erwartete, sich verwunderte über seine wechselnde Gestalt und, ohne den Namen eines einzigen zu wissen, sämtliche größere Sternbilder kannte, die er am Horizonte auf und nieder steigen sah? Ehe er noch einen Blick in einen gedruckten Kalender getan, hatte er sich auf eigene Hand einen Familienkalender gebildet, hatte herausgebracht, um welche Stunde zu Vaters Geburtstag, im Dezember, die Sonne aus ihrem Nebelbette stieg, und um welche sie sich zu Mutters Geburtstag, im August, in ihr Flußbett niederlegte. Wie vor Jahrtausenden vielleicht auch schon ein Hirtensohn, sah er in den Sternen des Himmelswagens eine Freundesgruppe und taufte sie, der Größe nach, auf die Namen seiner sieben Schwestern; seinen Liebling aber, Winters den letzten im Morgendämmer, also den ersten, welchen er beim Erwachen gewahr ward, den nannte er noch ganz apart seinen Röschenstern.

Dem ruhigen, kräftigen Knaben durfte frühzeitig mancher Botenweg in Stadt und Umgegend anvertraut werden. Als er eines Tages mit seinem gefüllten Henkelkorbe von einem solchen außer Atem zurückkehrte, schalt ihn die Mutter ob seiner Hast. Er aber sprach, und seine runden, stillen Augen sprühten dabei von heller Lust:

„Ich bin mit der Sonne um die Wette gelaufen, Mutter, und früher angekommen als sie."

„Die Sonne läuft nicht, Mus," versetzte die Mutter lächelnd, „unsere Erde ist es, die mit den lieben Sternchen ringelrund um sie tanzt wie ihr Kinder um eure alte Mama."

Das war das erste Problem in Dezimus Freys kindlichem Hirn, und es erregte in ihm einen Aufruhr wie kaum ein

zweites in späteren Tagen. Die Sonne, die er laufen sah, sollte stillestehen, und die Erde, die er feststehend unter seinen Füßen fühlte, sollte sich drehen, hatte die kluge Mutter gesagt, war also wahr.

Die kluge Mutter bereute ihre Übereilung; sie wußte, daß ihr Konstantin derlei vorzeitige Aufklärung nicht billigte, und sie war eine gehorsame Ehefrau, wenn sie auch dann und wann auf schlängelnden Wegen das Ziel zu erreichen suchte, das sie ihn auf geradem Wege verfehlen sah. Wer aber A sagt, muß B sagen, und so half sie sich am Abend aus der Verlegenheit mit einem Kunststückchen, dessen sie sich aus ihrer Gouvernantenzeit erinnerte. Sie steckte eine Stricknadel durch ihr Wollknäuel und drehte es als Mutter Erde im Kreise um sich selbst und gleichzeitig auf halbschiefer Bahn um die leuchtende Astrallampe, die als Großmutter Sonne präsentiert worden war, während Schwester Riekchen mit einem Zwirnsknäuel, Enkelchen Mond genannt, eine ähnliche Bahn um die Erdenmutter beschreiben mußte.

Die lustige Ma lachte hellauf, nicht über das Experiment, nach welchem sie gar nicht geguckt hatte, sondern über ihren dummen Mus, der mit gläsernen Augen und offnem Munde, starr wie ein Götzenbild, den Wunderbeweis anstarrte. Der Mutter aber war es, als ob sie das Herz des Versteinerten hämmern hörte. Er saß die ganze Nacht aufrecht in seinem Bett, die Blicke an den Vollmondshimmel geheftet, am anderen Tage aß und trank er kaum, schlich gleich einem Nachtwandler achtlos auf seine Umgebungen umher; nach Sonnenuntergang aber kam er jubelnd vom Hünengrabe gesprungen, fiel der Mutter um den Hals und rief: „Jetzt hab ichs weg!"

Ähnliche Probleme folgten sich: nach einem starken Ge-

witter ein Doppelregenbogen, ein Sternschnuppenfall und noch mehrere; alle aber waren weniger packend oder leichter zu lösen als jenes erste und ihre mähliche Enträtselung im Herzen dieses glücklichen Kindes vielleicht das am stärksten empfundene Glück; ein Glück, wie es so rein und freudig ja immer nur in der Kindheit, die nicht nach dem Zusammenhange forscht, empfunden werden kann.

Die Mutter half ihm in seinem kindlichen Ringen nicht weiter. Im Herzensinnersten aber weidete sie sich an ihres Knaben sonderbarer Doppelgabe, deren eine sie sein Dezemsteil, die andere seinen Johannissegen nannte. Sie baute Luftschlösser auf ihren Grund, wie jede rechte Mutter sie für ihren Liebling baut, mag der besonnene Vater sie auch unerbittlich wieder niederreißen. Und Vater Blümel riß die ihren unerbittlich nieder.

Konstantin Blümel gehörte nicht zu den eifrigen Glaubenshelden, welche dem urewigen Menschendrange aus dem Dunkel zum Licht das zürnende „Eritis sicut deus" entgegenhalten. Gewißlich nicht. In der Tiefe seines Gemütes hatte er den Punkt gefunden, auf welchem Glauben und Wissen, Denken und Dichten sich decken, und ehrte er darum jegliche Forschung, welche den Menschen dem Menschen näher bringt, dem vergangenen, dem gegenwärtigen, dem zukünftigen, ob sie nun Kenntnis wirke, Nutzen, Sitte oder auch nur Freude. In der Himmelskunde aber sah er einen Größendrang, welcher den Menschen von dem Menschen abzieht und den er dem Erklimmen unwirtlicher Gletschergipfel verglich. Es war Konstantin Blümel nicht gegeben, den Begleitstern eines Fixsterns zu entdecken oder seine Bahnelemente auch nur hypothetisch festzustellen. Wäre es ihm aber gegeben gewesen, würde er höchstwahrscheinlich die Mühe der Entdeckung und selber

der Hypothese sich erspart und während der Zeit seine alten Heiden und neuen Christen auf den Gehalt der Bergpredigt hin geprüft oder seine Rosenstöcke okuliert haben.

Wie aber der Größenwahn in der Himmelsforschung ihm widerstand, so wies er als einen Liebeswahn auch im eigenen Herzen die Versuchung zurück, sich auf einer jener fernen Welten eines leibhaftigen Wiedersehens seiner Vorangegangenen zu getrösten. Denn unsere Heimkehr ist in Gott und Gott ein Geist, der wohl seinen Willen, aber nicht sein Wesen zu offenbaren uns Menschen fähig und würdig erachtet hat.

In Schauern der Unendlichkeit sich entzücken beim Aufblick zum nächtlichen Sternenhimmel; lieben, auch als Symbol, die wärmende Leuchte, die aus dem Erdenstaube neues Leben weckt, das und nicht mehr hieß ihm menschliches Teilhaben an jenen unerreichbaren Weltenräumen, und mit vorlauter Neugier, mit plumpem Werkzeug sich in ihre Bahnen drängen, hieß ihm den Adel ihrer Poesie, den Zauber ihrer Heimlichkeit entweihen.

Darum waren es auch nur vorübergehende Bedenken, welche ihm bei seines Pfleglings eigenmächtigem Kalendarium oder seinem Vorsprung in den vier Spezies auf Kantor Beyfußens Schulbank aufstießen, und ferne lag es ihm, aus ihnen den Schluß auf eine Dissonanz für seine Zukunft zu ziehen. Nicht zu einem Arbeiter im Geist, zu einem verständnisvollen, gesitteten Arbeiter in Feld und Flur ihn heranzubilden, hatte er den Knaben an seine Hand genommen, und der ruhig starke Pulsschlag, den er in dem jungen Herzen spürte, galt ihm als Bürge, daß es sich von seinem natürlichen Grunde nicht verirren werde. Weise aber war es, mütterlichen Hirngespinsten, die sich gar leicht dem Kindergemüte einnisten, von vornherein zu

ſteuern; weiſe, auch nach außenhin, den Knaben ſeinem Urſprung und ſeiner Beſtimmung gemäß heranzuziehen; und wenn der Hirtenſohn ſeinem geiſtlichen Vater eine Wohltat mehr als die andere gedankt hat, ſo iſt es die Pflege des ſchlichten Sinnes, der ſein mütterliches Erbteil war und der dem Durchbruch ſeines Weſens aus dem Dunkel zum Licht Raum und Freiheit wahrte.

Mutter Hanna verſtand und liebte es, ihre Töchter – und das hübſche Neſthäkchen zumal – zierlich zu kleiden. Sie hätte fürs Leben gern auch mit ihrem Sohne ein bißchen Staat gemacht. Wie ſchicklich ließen ſich aus Konſtantins abgelegtem Zeug Pumphöschen und Wämschen für den Mus zurechtſtutzen! Aber der Mus trug noch als Dezem, und ſogar Sonntags, einen blauen Leinenkittel, reinlicher, aber nicht zierlicher wie der ärmſte Frönerſohn; er ſchlief, ſchon da er noch Mus hieß, allein in einer kalten Bodenkammer, und wenn Schweſter Ma, die ein Leckermäulchen war, ihre Semmel nicht dick genug mit Butter geſtrichen und womöglich noch Honig darauf haben wollte, ſo tunkte Bruder Mus ein Stück Schwarzbrot in ſeine Morgen- und Abendmilch, ohne nach Butter und Honig zu lechzen. Bis zu Tränen hat es ihn aber oftmals gerührt, wenn er ſeine Paſtormutter, um nichts vor ihrem lieben Jungen vorauszuhaben, auch nur ein Stück Schwarzbrot tunken ſah. Er wußte, er war ein armes Waiſenkind, und wenn er groß war, diente er als Knecht auf einem Bauernhofe. Seine ſtolzen Patenausſichten waren gleich luftigen Schemen verflogen.

Denn während unter einem liebreichen Walten im Pfarrhauſe alles Gute zum Beſſeren ſich entwickelt hatte, war im befreundeten Amtshauſe die Skala des Friedens und der

Freude tief unter Null geſunken, ſeitdem Mutter Roſine zu ihrem winkenden Hannes in den Himmel gegangen. Pate Mus ſpürte den ſchlimmen Wandel zum erſten Male, als er an der Hand ſeiner Paſtormutter der Leiche folgte und ſein Herr Vizegevatter, der ihm bisher allezeit lachend einen Klaps auf die Backe gegeben und „Mosjö Verwalter" genannt hatte, heute, als Hauptleidtragender, ihn mit einem grimmigen Blick beiſeiteſtieß und „Zudringlicher Bengel!" zwiſchen den Zähnen murmelte. Die ſchlimme Wandlung hatte indeſſen eine Vorgeſchichte, die faſt ſo alt wie Pate Mus ſelber war.

Seit bei dem Beſuche des geiſtlichen Hartenſtein ein erſter undeutlicher Schatten in Johann Mehlborns ſtolzes Gemüt gefallen war, ſah er die Ehe ſeiner Tochter in einem getrübten Lichte, das bei den geringfügigſten Anläſſen nachdunkelte. Der ſpekulative Bauer hatte die exzellenzliche Spekulation auf ein von Schulden befreites Erbgut klar genug durchſchaut und ſie nicht minder berechtigt erachtet wie ſeine eigene väterliche Spekulation auf ein freiherrliches Wappenſchild. Aber, wohlgemerkt! feſt in der Hand, gleich einer Goldbarre, mußte das Beſitztum gehalten werden, nicht flüſſig wie Queckſilber zwiſchen den Fingern zerrinnen. Darum hatte er wohl eine Zeitlang die Wechſel des Generals, der Univerſalerbe ſeiner Gemahlin war, honoriert, ſein Darlehn auf das Gut eintragen laſſen und die Zinſen vom Pachtſchilling abgezogen. Als ſein Guthaben jedoch ſo hoch angeſchwollen war, daß die Zinſen den Pachtſchilling überſtiegen, proteſtierte er die Wechſel und öffnete ſeine väterliche Hand nur noch zu der im Heiratskontrakt bedingten äußerſt mäßigen Rente; ein, wie er meinte, unfehlbares Mittel, das Gut, das er buchſtäblich in der Taſche hatte, auch dem Namen nach an ſich zu bringen. Daß das

Werbenſche Erbe, welches die Hartenſtein verſchleudert hatten, aus Mehlbornſcher Hand auf beider Enkel übergehe, das war nun einmal eine von den fixen Ideen, deren vielleicht nur ein ſo harter Bauernſchädel wie Johann Mehlborns fähig iſt.

Wohlgemerkt aber auch zum zweiten: der Blutsfreundſchaft ſeiner Tochter mußte die Ehre angetan werden, welche den faktiſchen Beſitzern zweier Rittergüter und eines Geldkaſtens, der leichtlich noch ein drittes in ſich ſchloß, gebührte. Hieß das aber, – um nur den Anlaß aufzuführen, der ſozuſagen dem Faſſe den Boden ausſchlug, – hieß das aber den faktiſchen Beſitzern beider Werben die ſchuldige Ehre antun, wenn die Tochter mit den beiden Enkeln herbeieilt, den letzten Segen der verlöſchenden Mutter zu empfangen, der Herr Eidam jedoch bleibt ſeelenruhig zu Hauſe, als ginge ihm die Sache keinen Pfifferling an, entſchuldigt ſich nicht einmal wie in früheren Zeiten mit Manövern und Paraden, erſcheint auch nicht beim feierlichen Begängnis und ſchenkt ſich ſogar, ſo gut wie ſein Herr Vater Exzellenz, die ſchriftliche Kondolenz, an welcher doch ſelber die gräflichen Nachbarn auf Bielitz es nicht fehlen laſſen!

Nun aber war die Frau mit dem guten Herzen tot. Es fehlten hier ihre ſänftigenden Tränen, dort die heimlich nachhelfende Hand. Hier wie dort ſteigerte wechſelſeitig Urſache die Wirkung, Wirkung die Urſache der Abneigung bis zur Erbitterung, bis zur Verwilderung und ſchließlich bis zum Bruch. Als der junge Herr ſchuldenhalber den Dienſt quittieren mußte, lachte er über die Zumutung, auf dem Gute, deſſen Erbherr er nominell noch war, abhängig von ſeinem widerwärtigen Schwiegervater und unter deſſen Augen ein knappes Bauernleben zu beginnen. Bei Nacht und Nebel war er ſeinen Gläubigern

und unleidlichen Familienbanden entwichen; es ging die Rede, daß durch Vermittlung seines Vaters ihm in russischen Diensten eine förderliche Stellung erwirkt worden sei. Die Ehe wurde gerichtlich geschieden.

Seine Gattin hatte diesem Schritte, zu welchem ihr Vater seit Jahren gedrängt, bis zum Äußersten widerstanden. Nicht, daß der Zauber, der ihr junges Herz berückt, auf die Dauer sich gegen Gleichgültigkeit und Zügellosigkeit behauptet hätte: Brigitte Mehlborn war keine Romanheldin. Nicht, als ob sie sich über die Gründe getäuscht hätte, welche nach bürgerlichem und selbst nach christlichem Recht eine Scheidung gestatteten: Brigitte Mehlborn hatte ein scharfes Auge, Ungehöriges an Menschen und Zuständen zu sehen und zu sichten. Aber Brigitte Mehlborn gehörte zu den spröden Naturen, welche den einmal erwählten Standpunkt behaupten gegen Freund und Feind. Eben weil sie nicht mehr liebte, wurde es ihr leichter, Liebloſigkeit zu ertragen als sich über sie zu beschweren; eben weil sie ihre Klageberechtigung kannte, scheute sie deren demütigendes Eingeständnis; und so geschah es, daß, während der schuldige Gatte nach einer vollgültigen Befreiung, die er nicht beanspruchen durfte, drängte, die schuldlose Gattin in eine solche erst dann willigte, als es galt, ihr mütterliches Alleinrecht gegen jedweden Anspruch zu wahren. Nicht dem Vater, der kein Verlangen danach trug, dem Vater des Vaters, der Verlangen danach trug, entzog sie durch eine gerichtliche Scheidung die Obervormundschaft über die Kinder, die nur auf diese Weise ihr ausschließliches Eigentum werden konnten.

Aus dem gleichen Grunde entzog sie diese Bevormundung aber auch ihrem eigenen Vater, über dessen Sphäre sie sich erhoben hatte nicht erst durch ihre Ehe, sondern durch einen

eingeborenen Bildungstrieb, den späterhin ein stark herausgeforderter Widerstandssinn nur stachelte. Vater und Tochter hatten jetzt die nämlichen Feinde; sie konnten aber nicht mehr die nämlichen Freunde haben.

Johann Mehlborn war, in jachem Rücklauf der spät entwickelten Magnatenschrulle, über deren Ursprung hinweg zum alten zähen Bauerntrotz zurückgekehrt. Er würde, hätte er die Macht dazu besessen, aus republikanischer Tugend niemals einen Königsthron gestürzt, und kommunistische Weltverbesserer, die zurzeit auch im deutschen Vaterlande einen stillen Anhang fanden, würde er, mochten sie Professoren oder Schneider heißen, ohne Gnade zu Galgen und Rad verurteilt haben. Aber alles, was Edelmann hieß, das haßte Johann Mehlborn trotz einem Robespierre. Ehre und Macht der Gesellschaft gipfelten für ihn, wie einst für die Helden des Bundschuhs, wenn auch aus anderen Gründen, in dem Stande, der die Scholle bebaut und sein Geld in Eisentöpfen vergräbt. Er aß nicht mehr mit der linken Hand, sondern aus der Faust, wie sein Vater, der Großknecht, es getan, trug Schmierstiefeln und im Winter einen Schafspelz, bediente sich „französischer" Redensarten nur, wenn ihm im ehrlichen Werbener Deutsch keine volkstümlich genug klingenden einfielen, und würde sich des „Amtmanns" mit Freuden entäußert haben, wenn ihm die Regierung das schöne Geld, das er ihm gekostet, zurückerstattete. Hätte er es durchzusetzen vermocht, würde seine Brigitte den Namen Hartenstein oder mindestens das schnöde Adelszeichen vor ihm abgelegt und als ländliche Wirtin auf ihrem Erbhofe gewaltet haben; ihre Kinder würden als Bauernenkel erzogen worden sein, und das leichte Patrizierblut würde sich zu dauerhaftem Arbeiterblut verdichtet haben.

Aber er vermochte es nicht durchzusetzen. Seine Brigitte war die Erbin seines harten Kopfes; sie beharrte bei Namen und Titel und übersiedelte als Wirtschafterin auf ihres Vaters Hof so wenig, wie sie als Dame des Hauses in den Palast ihres Schwiegervaters übersiedelt war, sondern zog in die den Familiengütern benachbarte Universitätsstadt der Provinz. Wie Vater Mehlborn keine tragfähige Krume seines Ackers unbebaut ließ, so hätte sie jede geistige Faser in ihren Kindern entwickeln mögen, und hier fand sie ausgiebige Bildungsmittel für sie. Für ihre eigene Person aber fand sie hier einen Boden, in welchem sich leichter Wurzel schlagen ließ als in dem kalten, schweren des Nordens; fand die Ansprüche an das äußere Leben so bescheiden, wie sie sie finden mußte, wenn sie auch nach außen hin sich Geltung verschaffen wollte. Da sie Erziehungsgelder von ihrem Schwiegervater nicht annahm, ihr erbitterter Vater aber jegliche Unterstützung verweigerte, sah sie sich auf ihr mütterliches Erbteil beschränkt und trug kein Bedenken, das Kapital anzugreifen, weil die Zinsen für ihre Zwecke nicht ausreichten. Es wurde ihr leicht, sich in schicklicher Mitte von Hartensteinschem Übermaß und Mehlbornschem Untermaß zu halten; ein alter Name, eine reiche Erbausſicht woben einen gewissen Nimbus um ihre Person und ihr Haus; im Kreise ihrer neuen Lebensgenossen wurde Brigitte von Hartenstein unbestritten gefeiert als eine „bedeutende" Frau, die einzige Eitelkeit, für die sie empfänglich war.

Sie hat es wahrscheinlich niemals erfahren, daß ihr alter Freund in der Pfarre es gewesen, dem sie das aus der Not helfende mütterliche Erbteil zu danken, und daß er um dieses Erbteils willen die Gunst seines Patrons in spe verwirkt, auch manches kleine Scharmützel mit seiner

Hanna zu bestehen hatte. Auch Dezimus ist hinter das Geheimnis erst gekommen, lange nachdem er es als einen Segen erkannt, die Schutzherrschaft seines Vizepaten wider Wissen und Willen verscherzt zu haben. Die Sache hatte sich aber also zugetragen:

Als Mutter Rosine das ersehnte letzte Stündlein nahen fühlte, ließ sie an einem Tage, wo sie ihren Amtmann fernab auf einem großen Viehmarkte wußte, den treuen Seelsorger an ihr Lager entbieten, um, nachdem sie das heilige Abendmahl aus seiner Hand empfangen hatte, die Bitte an sein Herz zu legen, daß er ihren letzten Willen aufsetze und denselben hinter ihres Amtmanns Rücken gerichtlich dingfest mache. Zwar wolle sie ihrem Amtmann, da er nun einmal seinen Kopf daraufgesetzt, nicht zuwider sein und ihr Eingebrachtes ihm ganz allein verschreiben, so wie die selige Frau Exzellenz mit ihrem Gute es an den Herrn Exzellenz getan. Ihre liebe Brigitte sei ja ihres Johann einziges bißchen Fleisch und Blut, was könne ihr durch die Verschreibung entgehen? Heiraten wolle ihr Amtmann nicht wieder, weil das schöne Werbensche Anwesen nicht zerkleinert werden solle, und in der Hand ihres lieben Schwiegersohnes würden die paar Tausend Mütterliches seiner Frau ja doch verdunsten wie Wasser auf einem heißen Stein. Mit dem Eingebrachten sollte ihr Amtmann also seinen Willen haben; von ihrem Ersparten aber habe sie, Mutter Rosine, diesem und jenem eine kleine Zuwendung zugedacht, um welche die gute Frau Pastorin wisse, ihr Amtmann aber nicht früher wissen solle, bis sie, Mutter Rosine, unter der Erde sei. Und dazu gehöre eine Verschreibung, welche sie allein nicht fertigbringe.

Pastor Blümel lehnte nicht nur dieses Ansinnen ab, sondern redete ihr auch das Testamentsvorhaben aus. Der

Großteil ihres Vermögens gebühre dem Gesetze nach der Tochter, und gesetzlichen Ordnungen entgegen zu verfügen, mache selbst unter den nächsten Angehörigen fast allemal böses Blut. Amtmann Mehlborn sei reich, weit reicher, als seine Gattin mutmaße; auf etliche Tausend Taler mehr oder weniger könne es ihm nicht ankommen, während sie unter Umständen der Tochter zu einer Wohltat zu werden vermöchten; sie habe einen klugen Kopf, und bis zu ihrer Großjährigkeit in Jahr und Tag bleibe das Vermögen ja ohnehin in des Vaters Hand. Die Mutter solle der gesetzlichen Ordnung daher ihren Lauf lassen, etwaige besondere Wünsche ihrem Manne anvertrauen und sich auf deren redliche Erfüllung verlassen.

In der Hauptsache leuchtete dieser Freundesrat der guten Frau ein. Sie hatte zu der Verschreibung sich überhaupt ja bloß, um Ruhe zu haben, entschlossen; nur gegen die letzte Versicherung schien sie Bedenken zu hegen, nickte indessen auch hierzu schließlich mit dem Kopfe, richtete sich im Bett in die Höhe und kramte tief aus dem Stroh eine tönerne Sparbüchse hervor, in deren Spalt sie hastig noch einen Papierschein, den sie unter ihrer Jacke verborgen gehalten hatte, klemmte. Die Büchse wollte sie dem Pastor absolut aufnötigen; seine liebe Frau wisse schon, was sie zu bedeuten habe.

Und der Mann der lieben Frau wußte es auch. Es war ja die Gevatterbüchse, mit welcher die Frau Patin manches Mal vor den Ohren ihrer guten Freundin geklappert hatte, um ihr den wachsenden Inhalt bemerkbar zu machen; auch manches Mal, wenn sie vor ihren Augen wiederum einen Taler hineinsteckte, den Taler „einen Heckepfennig für ihre Patenkinder" genannt. Denn Mutter Rosine ließ es sich nun einmal nicht nehmen, daß sie, obgleich nur für

einen der Täuflinge in das Kirchenbuch geschrieben, für beide das Christengelübde ausgesprochen habe, wie sie ihre Patenpflichten denn auch allezeit für beide in der herkömmlichen Weise betätigt hatte.

Selbstverständlich, daß Pastor Blümel die Annahme des heimlichen Patengeschenkes noch viel entschiedener ablehnte als die Abfassung eines heimlichen Testamentes. Das Hin- und Widerreden hatte die Kranke merklich erschöpft; die Tochter, welche der alte Freund schon vor einigen Tagen herbeigerufen, langte nur noch rechtzeitig an, der Mutter die Augen zuzudrücken. Der Amtmann aber hatte über einem, allerdings vorteilhaften Ochsenhandel den letzten geeigneten Moment für die Verschreibung verpaßt; er mußte das gesetzliche Kindesteil auszahlen, will sagen sich des Schraubstockes begeben, durch welchen er die Scheidung der freiherrlichen Ehe, einschließlich des Gutsverkaufs, erpreßt haben würde. Von mündlich vorgebrachten letzten Erdenwünschen und Auslieferung der Patenbüchse war keine Rede. Die geheime Unterredung mußte dem Amtmann aber doch zu Ohren gekommen sei, denn er hatte seitdem auf die Freunde in der Pfarre einen argen Zahn.

Frau Hanna empfand und verstand vollkommen, daß ihr Konstantin nicht anders, als er gehandelt, hatte handeln können. Sie war eine ehrenhafte Ehefrau. Sie hatte aber auch ein Mutterherz, und darum zwickte sie heimlich, ja dann und wann auch wohl vernehmlich, der Unwille über den entschlüpften Heckepfennig. Die Patenbüchse hatte gar zu getröstlich vor ihren Ohren geklappert. Nicht um ihres Röschens willen; der Inhalt würde ungeteilt dem Dezem zugute gekommen sein. Erlebte sie es denn nicht Jahr für Jahr, wie ohne Kopfzerbrechen sich Töchter versorgen? Aber ein Sohn, der das Brot erwerben lernen soll, welches

Frauen nur zu backen und zu verzehren brauchen! Ihr braver Junge! Der reiche Mann hatte die arme Waiſe ihres Notpfennigs ſchnöde beraubt. Dabei blieb ſie, und wenn Vater Blümel dagegen einwendete, der Tod ſei der Kranken zuvorgekommen, ehe die Wünſche ausgeſprochen wurden, dann rief ſeine Hanna aufgebracht:

„Konſtantin, Konſtantin! die Menſchheit kennſt du, aber den Menſchen kennſt du nicht. Warum geht der Amtmann dir aus dem Wege, ſucht, ſtatt wie ſonſt bei uns, Rat und Tat bei allerlei fremdem Volk? Warum ſchneidet er unſerem guten Jungen ein Geſicht, ſchimpft ihn einen zudringlichen Bengel und gibt ihm einen Rippenſtoß? Verſündige dich nur einmal an einem Unſchuldigen, und du wirſt ganz gewiß ſein Feind geworden ſein, – das heißt, wenn du ein Mehlborn biſt," ſetzte ſie lachend hinzu, und ihr Konſtantin konnte in der Stille des Herzens ihr nicht gänzlich unrecht geben.

Die Tochter war übrigens nicht beſſer als die einſtigen Freunde mit dem Amtmann daran, obgleich ihr kein Unrecht durch ihn widerfahren und obgleich ſie notgedrungen die Scheidung endlich beantragt hatte. Sie hatte nachher den Vater nur für ſo lange Zeit wiedergeſehen, als erforderlich war, ihm ihre getroffenen Einrichtungen auseinanderzuſetzen und das mütterliche Erbteil in Empfang zu nehmen. Sein Zorn, ſeine Drohungen prallten an ihr ab, wie ihre Vernunftsgründe an ihm; er aber erboſte ſich über ſie, und ſie erboſte ſich nicht. Ärger lag ſo wenig wie Nachgiebigkeit in ihrer Natur. Sie tat, wie ſie überzeugt war, ihre Pflicht. Sie würde ihn öfter beſucht haben, aber er lud ſie nicht ein; er betrat niemals ihr Haus, ſelbſt wenn er in ihrem Wohnorte Geſchäfte hatte. Sie ſchrieb ihm lange Briefe, aber es war zweifelhaft, ob er ſie nur las;

jedenfalls beantwortete er sie nicht. Nach allem Vorhergegangenen, – und dazu gehörte, daß durch einen Zufall der schmähliche Anlaß von seines Sohnes Tod dem Vater erst nach Jahren kund geworden, da die Tochter ihn doch von Haus aus gekannt und schweigend hingenommen, – hatte sie es gründlich bei ihm verschüttet, weil sie während der Scheidungsverhandlungen nicht die Abtretung des Gutes von ihrem Schwiegervater durchgesetzt; eine Forderung, die bei einiger Nachgiebigkeit ihrerseits schwerlich auf Widerstand gestoßen wäre.

Aber warum ihre intimste Angelegenheit mit der eigennützigen ihres Vaters verquicken? Was verschlug ihr der Besitz von soundso viel hundert Morgen altheimischen Landes? Sie hatte auf dem elterlichen Hofe sich niemals zu Hause gefühlt; sie dachte an nichts weniger, als ihre Kinder zu Landwirten zu erziehen, und kaum hätte etwas ihr unverständlicher sein können, als daß der alte Bauer, ihr Vater, jetzt mehr denn je nach dem Besitztitel als nach einem Racheakt an dem verhaßten Geschlechte trachtete. Sie, Brigitte, hegte keine Rachegedanken und keinen Haß gegen eine Familie, mit welcher sie ein für allemal abgeschlossen hatte, nachdem sie ihre mütterliche Freiheit gegen jener Ansprüche durchgesetzt. Im Guten wie im Schlimmen dachten Vater und Tochter nur an sich selbst; eine Einigung war daher nicht abzusehen.

Der Pachtkontrakt von Hochwerben lief in diesem Jahre zu Ende, und keine der beiden Parteien hatte bis in den Sommer hinein einen Schritt zu seiner Erneuerung oder Kündigung getan. Der General offenbar nicht, weil er die erstere für unvermeidlich erachtete. Er hätte heute ja leichtlich die doppelte Pachtsumme erzielen können; aber das Inventar eignete dem Amtmann, und die Schuldenlast

war nicht abzuschütteln. Wohl oder übel, es mußte alles beim alten bleiben. Der Amtmann dahingegen war entschlossen, endlich kurzen Prozeß zu machen. Zu Michaelis kündigte er die Hypothek. Voraussichtlich hatte er dadurch gewonnen Spiel; trotzte aber sein Widerpart, kam es zur öffentlichen Versteigerung, nun so erstand es Johann Mehlborn; freilich mit schwerem Verlust; denn den Spottpreis der Pachtung und die hohen Prozente konnte die beste eigene Bewirtschaftung nicht ersetzen. Aber er hatte seinen Willen und hatte seine Rache, und Wille und Rache sind schon das Risiko eines Geldopfers wert, zumal wenn das Opfer ein so unwahrscheinliches ist wie in gegenwärtigem Falle.

Seitdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, betrachtete Johann Mehlborn das Werbensche Hauptgut als sein unbedingtes Eigentum, war aber seltsamerweise der Aufenthalt daselbst ihm verleidet. Er wandelte, vorläufig nur in Gedanken, die Säle des Schlosses zu Kornböden, das Pächterhaus samt guter Stube zu Gesindekammern um und übersiedelte in Wirklichkeit schon vor der Ernte mit seiner Wirtschaft auf das Talgut. Das dortige Wohnhaus hieß nicht ein Schloß; kein Edelmann hatte jemals in ihm gefaulenzt und gepraßt; unter der dortigen Kirche ruhten keine ritterlichen Gebeine, nur die seiner Rosine und ihres Hannes, an welchen letzteren er Tag und Nacht mit wurmendem Grimme zurückdachte, nicht mehr als an einen seiner Standesehre sich opfernden Kavalier, sondern als an einen von einem Junker gemordeten redlichen Bauernsohn. Ja, um den Preis des eigenen Lebens hätte er den zurückgesetzten Erben wieder lebendig machen mögen, seitdem die vorgezogene Erbin sich in schnödem Hochmut von dem Vater abgewendet hatte. Und wahrlich ein hoher Preis wäre es nicht gewesen, den er für die Erweckung des

guten Jungen gezahlt haben würde. Johann Mehlborn hatte keine Freude am Leben mehr als höchstens die, anderer Lebensfreude zu verkümmern und vergällen. Sobald er nur erst Herr beider Werben hieß, würde er sich willig in die Gruft zu seiner Rosine und ihren Hannes haben tragen lassen.

Es war in der Morgenfrühe nach einem gestrigen Unwetter, dem der erwähnte Regenbogen folgte, nicht der erste, welcher vor Dezems Augen, aber der erste, welcher vor seiner Seele sich als neues Himmelswunder aufbaute.

„Was ist das?" hatte er staunend gefragt, als er, nachdem gegen Abend die Sonne sich durch das chaotische Gewölk gerungen, eine bunte Brücke, über den Fluß hinweg, sich vom Zornberge bis zum Hünengrabe spannen sah.

Der Vater, welcher, bis die herrliche Erscheinung sich verzogen, schweigend mit gefaltenen Händen am Fenster gestanden hatte, schlug die Heilige Schrift auf und las das Kapitel von der Sündflut und dem Friedensbunde Gottes mit der geretteten Menschheit.

„Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, soll man meinen Bogen sehen über den Wolken." Das war die Antwort auf des Dezem Frage.

Und gewiß eine herzbewegliche Antwort! Der närrische Dezem hätte nun aber gern auch noch gewußt, wie der liebe Vater im Himmel es anfange, seinen Friedensbogen zwischen den schwarzen Wolken in aller Geschwindigkeit so schön bunt anzumalen und in ebensolcher Geschwindigkeit ohne Farbenspur wieder auszulöschen? Und auf diese Fragen blieb Vater Blümel die Antwort schuldig. Als er aber nach dem Abendsegen sich an das Klavier setzte – Vater Blümel war bis an sein Lebensende ein eifriger Musikant – und

des alten Gellert Lied von der Ehre Gottes in der Natur zum Vortrag brachte, da geschah es zum ersten Male, daß der arme Dezem an aller Menschenweisheit irre ward. Denn nun sah er die Sonne, die nach der Mutter Sagen sich nicht rühren sollte, in des Vaters Sang aus ihrem Zelte geführt werden und ihren Weg laufen gleich als ein Held. Daß dem Hirtenjungen von Werben für eine Sonne solch ein Heldenlauf weit schicklicher als das Stillestehen dünkte, wird jedes Kind begreiflich finden.

Er hatte wiederum eine ruheloſe Nacht, und da der andere Tag ein Sonntag, also keine Schule war, der Himmel aber so rein, als hätte niemals ein schwarzes Wolkenheer auf ihm gelagert, rannte er, den letzten Bissen des Morgenbrotes noch im Munde, hinaus auf das Hünengrab.

Das Hünengrab, hart an der Pfarrgartenmauer, wurde ein Erdaufwurf genannt, wie die Gegend unter gleichem Titel verschiedentliche aufzuweisen hat. Ob wirklich Heldengebeine darunter eingescharrt waren, hatte bis dato niemand untersucht. Unmöglich wäre es just nicht, da diese Landschaft seit grauer Vorzeit der Tummelplatz wilder Entscheidungen gewesen ist. Pastor Blümel achtete indessen dafür, daß lediglich alte Steinbruchreste auf diesen Punkten zusammengehäuft worden seien. Weil das Hünengrab aber in die nördliche Ebene hinein eine noch weitere Aussicht als selbst das Pfarrhaus bot, hatte der Pastor seinen schmalen Gipfel geebnet, ein paar Ebereschenbäume darauf gepflanzt und eine Ruhebank unter ihnen angebracht, auf welcher jeder, der fremd des Weges kam, gern eine Umschau hielt.

Auf diesem Hügel, der ihm gestern wie ein Pfeiler der wundersamen Wolkenbrücke vorgekommen war, dachte der arme Dezem nun allen Ernstes irgendein geheimnisvolles

Überbleibsel aus Gottvaters Bau- oder Malkasten aufzufinden; da jedoch ringsumher nichts zu entdecken war als allbekanntes Himmelblau und Erdengrün, setzte er sich auf die Bank, mit dem löblichen Entschluß, auf seiner Schiefertafel, die er zu diesem Zwecke mitgebracht, Kantor Beyfußens Exempel für die nächste Rechenstunde zu lösen. Wie manchem bedeutenden Helden, im Widerstreit von Stimmung und Pflicht, geschah es nun aber auch dem bescheidenen dieser Geschichte, daß der Stimmung der Obsieg blieb. Für die Exempel war immer noch Zeit. Zuvörderst galt es auf der leeren Tafelseite das Phänomen, das ihm so gewaltig im Kopfe rumorte, sich durch eine Illustration zu vergegenwärtigen und zu verdeutlichen. Das aber machte er so:

Quer über die Tafel zog er einen doppelten Strich, auf denselben schrieb er „Fluß"; zwischen krausen Schnörkeln über dem Flusse stand zu lesen: „Wolken". Hart am Fluß, in dessen Mitte, trug ein Haus die Inschrift „Pfarre" und in einem ihrer Fenster ein dicker Punkt das Wörtchen „Ich". Am äußersten Tafelende war der städtische Kirchturm nicht zu verkennen; ob aber das Gesicht, welches mit einer Strahlenglorie umstrichelt, Gottvater oder Mutter Sonne zu benennen sei, darüber grübelte der Künstler eine Weile und entschied sich endlich, die Frage offen zu lassen, wie er demgemäß auch auf die Brücke, welche am entgegengesetzten Ende hoch oben den Fluß überspannte, mit lateinischen Lettern malte: „Regenbogen oder Friedensbogen". Trotz dieses Entweder-Oders, so viel hatte er über seiner Arbeit doch glücklich ausgeklügelt, daß das zweideutige Strahlenantlitz über dem Turm das Farbengebilde hervorgezaubert haben müsse und daß dieses mit der Glorie jener Strahlen erloschen sei. Und das war für den Anfang genug.

„Was iſt das?“ fragte er, ſelber ſtrahlend vor Freude, indem er ſeinem Röschen, das im roſa kattunenen Sonntagskleide einhergetänzelt kam, ſein ſtolzes Kunſtwerk vor die Augen hielt.

„Dummes Zeug!“ antwortete Röschen lachend und beachtete das Nachbild ſo wenig, wie ſie geſtern das Vorbild beachtet hatte.

Sie trug im Schürzchen einen Haufen Blumen, die ihr Papa zu einem Kranze geſchnitten hatte: denn Kränzebinden war Röschens Luſt weit mehr als ſelber „Puppens ſpielen“, geſchweige denn Stricken oder am Kinderrädchen ſpinnen. Kein Tag, ſolange es Blüten gab, verging, daß ſie nicht ein Prachſtück der Gärtnerkunſt geliefert und eines der alten Großvater- oder Großmutterbilder in der Wohnſtube damit geſchmückt hätte. Im Winter aber half ſie ſich mit Efeublättern, welche ihr Mus auf der Gartenmauer pflücken mußte, und mit Blumen, welche die geſchickten Fingerchen aus farbigen Papierſtreifen zuſammenkniffen. Wo das Röschen waltete, ging es bunt und luſtig zu; am luſtigſten aber in ihres Dezem Herzen. Er war aus einem Hüter des Schweſterchens Handlanger geworden, allezeit willig in Arbeit und Spiel. Mutter Hanna ſagte manchmal ärgerlich: „Der Junge wird dem Prinzeßchen noch einmal die Strümpfe ſtopfen müſſen!“ Dazu kam es indeſſen nicht. Mutter Hanna ſtopfte Prinzeßchens Strümpfe lieber ſelbſt.

Auch heute ließ der Dezem auf Röschens Geheiß ſeine Schilderei im Stich, um ſich neben ſie auf einen Stein am Fuße des Hügels zu hocken. Er pflückte ihr Zweige vom Zaun, reichte ihr die Blumen zu und erwies ſich wieder einmal als der klägliche Stümper, welcher er in der Botanik geblieben war, trotz der täglichen Übungen auf dem Gartenbeet und beim Kränzebinden. „Mus, eine Nelke!“ Und

er reichte ein Löwenmaul. „Dummer Mus, eine lila Levkoie neben den blauen Ritterſporn! das ſchändet ſich ja! Mus, fix! hole dort die Gänſeblümchen! Und drüben am Rain die Kornblume! Fix, Mus, fix!“

Und Mus ließ ſich ſchelten und rannte und pflückte und tat alles, was das Strudelköpfchen ihm hieß, mit ſo viel Vergnügen, daß er ſämtliche Himmelsprobleme darüber vergaß.

Der Kranz war eben fertig geworden, als die Glocken zum erſten Male läuteten. In einer Stunde hieß es zur Kirche gehen. Die Kinder hatten in ihrem Eifer und über dem Geläut nicht bemerkt, daß auf dem Feldwege, der von der Landſtraße zum Dorfe führte, eine herrſchaftliche Equipage ſich genähert hatte, daß ſeine Inſaſſen ausgeſtiegen und von der entgegengeſetzten Seite auf das Hünengrab geſtiegen waren, während der leere Wagen weiter nach dem Dorfe fuhr. „Gefällt es dir hier, Lydia?“ hörten Mus und Ma jetzt eine kräftige Männerſtimme fragen.

Sie fuhren auf und ſchauten in die Höhe. Da oben ſtand ein mächtig großer Herr mit ſchneeweißem kurzem Lockenhaar und einem ſchneeweißen Schnurrbart, deſſen Spitzen faſt die Ohrläppchen berührten. Ein weißes, achtzackiges Kreuz war auf den blauen Zivilüberrock geheftet; den hohen, runden Hut hatte er abgenommen, denn erhitzt, wie er von dem Aufſtieg ſchien, trocknete er ſich mit ſeinem Taſchentuche die Stirn, die glatt und roſig wie die eines Kindes glänzte.

Und neben dem alten Herrn ſtand ein Mädchen – nein, wohl ſchon ein Fräulein – in der Größe zwiſchen Röschen und Dezem, aber von ſo ruhig ernſthafter Haltung, daß es wohl ein paar Jahr mehr zählen mochte als die beiden. Unter dem breitrandigen Strohhut hing das mattblonde

Haar, in zwei dicke Zöpfe geflochten, bis zu den Knien hinab; nicht nach Kinderart und auch nicht nach der Mode der Zeit reichte dahingegen das weiße Kleid weit über die Knöchel. Als sie den langen weißen Schleier zurückschlug, blickte Dezimus in ein Gesicht so schneeig, wie er noch kein Menschenantlitz gesehen hatte. Die lichte Gestalt auf der Höhe, wo er im Geiste noch immer den Friedensbogen eingesenkt sah, kam ihm schier vor wie ein Engelsbild.

Sie hatte bei der Frage des alten Herrn still den Kopf geneigt und richtete nun die großen Augen, dunkel wie Hyazinthenblüten, aufmerksam das Tal entlang, während ihr Begleiter aus ihrer Hand einen Gegenstand nahm, fast so lang wie ein Spazierstock, aber bei weitem dicker. Dezem dachte an die Posaunen, auf welchen in des Vaters großer Erbbibel die himmlischen Heerscharen Halleluja blasen; Röschen dachte an die Blaserohre, mit welchen die Dorfjungen nach den Spatzen schossen; da der alte Herr aber die Posaune oder das Blaserohr statt an den Mund vor das rechte Auge führte und also bewaffnet gleichfalls die Gegend nach allen Seiten musterte, da Dezimus überdies am Ende des Instruments eine Glasscheibe blinken sah, war er schlau genug, auf eine Art von Riesenbrille zu schließen, mit deren Hilfe irgend etwas Außerordentliches zu erspähen sei. Vermochte sein Pastorvater doch die feine Schrift, welche mit bloßen Augen er selber bei Tage nicht unterschied, durch seine Brille die halbe Nacht hindurch ohne Anstrengung zu lesen, und gehörte seines Pastorvaters Brille doch auch zu den Weltwundern, über welche der Hirtensohn sich stille Gedanken machte. Er hatte mehrmals durchzuschauen versucht, aber nichts als grauen Nebel wahrgenommen. Nun brannte er vor Begierde, es mit dem großen Rohr zu versuchen.

„Du, Mus," flüsterte Röschen ihm in das Ohr, indem sie ihn an den Haaren zupfte, „du, Mus, der Herr da oben, das ist unser General!"

Und alsobald hüpfte sie, flink wie ein Eichkätzchen, den Hügel hinan, machte höflich, wie alle Pastorkinder von Papa und Mama erzogen wurden, vor dem alten Herrn einen tiefen Knix, reichte ihm den Kranz und sagte dreist: „Da, Herr General!"

Der Herr nahm das Rohr vom Auge und legte es hinter sich auf die Bank. „Woher kennst du denn den General, kleine Maus?" fragte er mit einem freundlichen Blick auf das hübsche, muntere Kind.

„Am Bart und am Stern, Herr General!"

So gut verstand das kleine Pfarrröschen sich auf die Menschen schon zu Anfang ihres zweiten Stufenjahres. Wo hätte ihr großer Wiegenbruder wohl so viel Witz und so viel Mut hergenommen? Er drückte sich verstohlen um den Hügel herum und erreichte die Höhe von der entgegengesetzten Seite, den Herrschaften im Rücken.

Der alte Herr lachte belustigt, hob die Kleine unter den Armen in die Höhe und küßte sie herzhaft ab, was sie sich ohne Sträuben gefallen ließ, trotz des gewaltigen Barts. „Sag mal, Kind, ist das Haus dort zwischen den Bäumen das Gut?" fragte er darauf.

„Nein, unsere Pfarre, Herr General," antwortete Röschen.

„So bist du wohl gar ein Pfarrtöchterchen, Kleine?"

„Freilich; das siebente, Herr General."

„Das siebente? Potz tausend! Ist dein Papa zu Haus?"

„Alleweile noch, ja, Herr General. Wenns aber zum drittenmal läutet, muß er in die Kirche und ich auch."

„So wollen wir während des Gottesdienstes einen

Spaziergang machen, Lydia, und erſt danach unſeren Pfarrbeſuch abſtatten," ſagte der Herr zu ſeiner Begleiterin, die ſtill beiſeiteſtand. Als er ſich nach dem Pfarrtöchterchen umſah, flog es wie ein Schmetterling den Abhang hinunter und der Gartenpforte zu.

Sonntags wurde der Betſtunde um ein Uhr halber bald nach der Frühkirche zu Mittag gegeſſen, der angekündigte Beſuch fiel daher juſt in die Tiſchzeit. Papa würde die vornehmen Gäſte natürlich zur Tafel laden, ein vorbereitender Wink Mama natürlich von Wichtigkeit ſein: ſo hatte Schweſter Röschen, die noch nicht einmal das kleine Einmaleins konnte, während jener Rede blitzſchnell kalkuliert. Wie wäre Bruder Rechenmeiſter auf ſolchen Schluß verfallen?

Der alte Herr wendete ſich rückwärts, um ſeinen Dollond wieder aufzunehmen, und da lachte er denn noch beluſtigter als vorhin, indem er hinter der Bank einen Bauernjungen auf den Knien liegen und ohne es anzurühren durch das Fernrohr gucken ſah, aber wie es eben lag, von der verkehrten Seite.

Der arme Dezem fuhr in die Höhe und ſchlug die Augen nieder wie ein ertappter Dieb.

„Biſt du auch ein Pfarrkind?" fragte der Herr.

Dezem ſchüttelte.

„Aber doch aus dem Dorf?"

Dezem nickte.

„Du möchteſt wohl gern durch mein Glas gucken, gelt?"

„Ja, ja!" ſtotterte Dezem mit freudiger Haſt.

„Nun, ſo guck! Wohin ſoll ich es richten?"

„In die Sonne, gnädiger Herr."

„In die Sonne? Ei, was willſt du denn in der auskundſchaften, Junge?"

„Ob sie läuft," antwortete Dezimus jetzt ganz dreist.

„Nun, probiers, kleiner Kopernikus!" sagte lachend der alte Herr.

Er richtete das Glas nach der Sonne, und Dezimus starrte hinein, bis ihm die Augen übergingen; aber entdecken von dem, was da oben getrieben wurde, konnte er nichts außer einer Lerche, die mit bloßen Augen sich wie ein Schmetterling ausgenommen hatte und durch das Glas in ihrer natürlichen Größe erschien. Ein Wunder blieb freilich auch das, und nachdenklich legte er den Tubus in die Hand des weißen Fräuleins, das ihn sorgfältig zusammenschob.

Die Zeit mußte hingebracht werden. Der alte Herr setzte sich auf die Bank und nahm die Tafel, welche Dezimus darauf niedergelegt hatte, zur Hand. Für das illustrierte Phänomen auf der Rückseite schien der würdigende Sinn ihm zu gebrechen; die Exempel dahingegen mochten ihn an alte Bakelzeiten erinnern; er betrachtete sie und versuchte sogar eines von ihnen auszurechnen.

„Wahrhaftig, Lydia, ich kann nicht mehr multiplizieren," sagte er nach einer Weile, indem er lachend den Kopf schüttelte. „Ist leider von jeher meine schwache Seite gewesen," setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Sind es deine Aufgaben, mein Junge?"

Dezimus nickte wieder stumm.

„Rechne mal hier das, was ich Alter nicht herausbringe."

Der Quatermillionenheld wurde rasch damit fertig, machte darauf die Probe der Division, und als dieselbe ohne Fehl zutraf, schmunzelte der alte Herr: „Sieh! sieh!"

Er musterte den Jungen vom Kopf zur Zeh, so wie er einen Rekruten gemustert haben würde. Der Dezem war ein strammer Bursche, und – ohne Heldenschmeichelei! –

wenigstens ein ehrliches Gesicht ihm nicht abzusprechen. Der schneeweiße Hemdskragen, die blanken Stiefeln, – vom Helden eigenhändig gewichst! – machten auch einen guten Effekt. Der alte Herr schüttelte wohlgefällig das schöne, weißgelockte Haupt. „Wie heißt du, mein Junge?“ fragte er.

„Dezimus Frey, gnädiger Herr.“

„Dezimus! ein kurioser Name, nicht wahr, Lydia?“

„Weil ich der zehnte Sohn bin, gnädiger Herr.“

„Der zehnte Sohn! Potztausend, das nenn ich Segen! Aber halt! halt! wie ist mir denn? Am Ende gar der arme Schäferjunge, für welchen der Werbener Pfarrer den König zu Gevatter bat, als ich das letztemal mit ihm in Teplitz war. Wie lange ist es doch her? Weiß Gott schon acht Jahr. Auch dein Vater, Lydia, hat mir dazumal – wie einem derlei alte Geschichten doch plötzlich wieder auftauchen! – über die tolle Dezemswirtschaft unter meinem Patronat gründlich die Leviten gelesen. Ich habe herzlich über die Geschichte gelacht. Bist du der Königspate, Junge?“

Dezimus sagte: „Ja.“ Zum ersten Male war er stolz auch auf die zeitliche Ehre, die ihm in der heiligen Taufe angetan worden war. Ja, so stolz, daß er auf das weiße Fräulein, das ihm bisher unnahbar feierlich gegenübergestanden hatte, nahezu verwegen seine Augen richtete.

„Prächtig, prächtig!“ rief der alte Herr, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Wie das unsere alte Majestät amüsieren wird! und welchen stattlichen Gardisten kann ich ihm in Aussicht stellen! Flügelmann im ersten Garderegiment, Feldwebel, schließlich Zahlmeister mit Leutnantskompetenz – was sagst du zu der Karrière, Königspate?“

Der Königspate sagte nichts dazu; er ahnete nicht im

entfernteſten, was dieſe Würden zu bedeuten haben. Da aber ein ſo hoher Gönner ſie in Vorſchlag brachte, mußte der Erſatz für den Verwalter ein unermeßlicher ſein; und das freute ihn in die Seele ſeiner Paſtormutter, die dieſen mißglückten Poſten noch immer nicht verwinden konnte. Aufgetaut, wie er einmal war, ſchwoll ihm das Herz von ſtolzem Glück. Noch nie hatte ein Menſch ihn gefragt: Wie iſt dirs ergangen? Wie haſt dus getrieben in deinen langen acht Lebensjahren? Noch nie hatte er einem Menſchen die Wohltäter rühmen können, die ihm der Inbegriff alles Würdigen waren; der alte Herr lächelte über die treuherzige Weitſchweifigkeit des kleinen Schwätzers, und ſelber das ſtille weiße Fräulein belebte ſich bei der Vorführung von Paſtorvater und Paſtormutter, von den ſechs großen Schweſtern und der kleinen ſiebenten, die eigentlich ſein Zwilling ſei. Auch Kantor Beyfußens und der litauiſchen Lene wurde gebührentlich Erwähnung getan, und nur erſt, als der alte Herr ihn mit der Frage unterbrach: ob er den alten Mehlborn kenne? da ſtockte der Redefluß einen Augenblick, dann jedoch wurde wahrheitsgemäß erwidert, der Dezem kenne den Herrn Amtmann freilich ganz genau, da ſelbiger ja auch ſein Herr Pate ſei und es früherhin ſo gut mit ihm gemeint habe, daß er ihn ſogar zu ſeinem Inſpektor machen wollen. Seit dem Tode der Frau Amtmännin könne der Herr Amtmann den Dezem aber nicht mehr leiden, und ſeitdem der Herr Amtmann hinunter auf das Talgut gezogen ſei — —“

Der alte Herr fuhr von der Bank in die Höhe. „Wie, was?“ brauſte er auf, „der Mehlborn wohnt nicht mehr im Schloß? Aber zum Henker! das verdirbt mir ja das halbe Gaudium! Wann iſt er denn — — —“ Er hatte nicht Zeit, die Frage zu vollenden; denn: „Dort kommt der Herr

Prediger, lieber Onkel!" rief das weiße Fräulein; und wirklich bog Pastor Blümel, bereits im Ornat, hastigen Schrittes um die Gartenhecke. Röschen flatterte wieder vor ihm her wie ein Schmetterling.

Der fremde Herr ging ihm mit ausgestreckten beiden Händen entgegen.

„Ihr liebes Töchterchen hat unser Inkognito zu Ihnen ungelegener Stunde aufgehoben, Herr Pfarrer," sagte er. „Richtig gespürt hat indessen das kleine Ding. Ich bin in der Tat der General von Hartenstein, und diese hier ist meine Nichte, die Tochter des Propstes, den Sie ja kennen."

Pastor Blümel freute sich – und wie von Herzen! – des ersehnten Bekanntwerdens, bedauerte, durch sein Amt für ein paar Stunden in Anspruch genommen zu sein; rechnete aber, wie sein Liebling wiederum richtig vorausgespürt, auf das Glück, Onkel und Nichte als Mittagsgäste in seinem Hause zu begrüßen.

Der General nahm ohne Umstände an. „Es ist ein leidiger Anlaß," sagte er darauf, „der mich zum ersten und voraussichtlich zum letzten Male in meine Besitzung führt. Davon indessen später. Leider höre ich, daß mein Pächter seine Residenz verlegt hat. Besucht er Ihre Kirche regelmäßig?"

„Nur noch die seines eigenen Gutes, das mein Filial ist, Exzellenz."

„Bon!" versetzte heiter die Exzellenz. „So möchte ich heute seinen Kirchenplatz einnehmen. Denn vor der Eröffnung, die ich ihm zu machen habe, und auf die ich mich bei aller Kläglichkeit des Anlasses freue wie ein Schneekönig, item vor dieser Eröffnung an seiner Seite Ihren Segen, Herr Pfarrer, zu empfangen, würde mich einigermaßen gotteslästerlich angemutet haben."

Die beiden Herren schlugen den Kirchpfad längs der Gartenmauer ein. Röschen flatterte wieder voran, Mama den zusagenden Bescheid zu hinterbringen. Dezimus ging mit dem weißen Fräulein hinterdrein. Beide schwiegen eine Weile still. Der Bauernjunge im blauen Leinenkittel wußte nichts, womit er das vornehme weiße Fräulein privatim hätte unterhalten können, und das vornehme weiße Fräulein mochte von dem Bauernjungen bereits zur Gnüge unterhalten worden sein. Endlich fragte sie aber doch:

„Du hast wohl noch niemals durch ein Fernglas gesehen?"

Er antwortete: „Nein"; weil er jedoch allemal beherzt wurde, wenn auf seine Wunder die Rede kam, setzte er hinzu: „Ich möchte aber alle Tage durch solche Gläser sehen können."

„Hast du schwache Augen?"

„Nein, Falkenaugen, sagt die Mutter."

„Wozu brauchst du dann ein Glas?"

„Weil ich in den Himmel blicken möchte."

„An den Himmel meinst du wohl, Dezimus. In den Himmel blicken wir hienieden nicht. Wenn du größer wirst, mußt du einmal auf eine Sternwarte gehen."

Dezimus fragte, was eine Sternwarte sei, und das weiße Fräulein belehrte ihn, soweit als ein zehnjähriges, frühreifes Kind über ein derartiges Institut, dessen forschende Insassen und deren Werkzeuge zu belehren vermag. Sie erzählte auch, daß sie mit ihrem älteren Bruder von dessen Hofmeister auf das Observatorium ihrer Vaterstadt geführt worden sei und daß sie durch ein mächtiges Fernrohr die Berge auf dem Monde deutlich gesehen habe und eine Menge Sterne, die sie mit bloßen Augen gar nicht wahrgenommen, deutlich wie die leuchtendsten am Himmel.

„Iſt Ihre Vaterſtadt weit?“ fragte Dezimus mit fliegendem Atem. Ihm ſchwindelte das Hirn.

„Sehr weit,“ antwortete das weiße Fräulein. „Ich glaube aber, eine Sternwarte gehört zu jeder Univerſität, und ihr habt ja mehrere Univerſitätsſtädte in der Nähe. Geſtern haben wir in einer übernachtet, und heute wollen wir in einer anderen übernachten. Da kannſt du ja leicht einmal hinkommen, Dezimus.“

Wieviele Menſchen ſind ſich wohl bewußt, in welchem Momente die Sterne, welche ihr Leben regieren ſollten, zum erſten Male an ihrem Horizont gedämmert haben? Dem Hirtenſohne von Werben dämmerte der ſeine in den Minuten, wo das ſchöne weiße Fräulein ihm verkündete, daß die großen und kleinen Lichter am Himmel Welten ſeien, wie unſere Erde eine iſt, und daß es kluge Männer gäbe, die ihre Bahnen zu berechnen wiſſen.

Unter der Kirchtür trafen ſie mit den beiden Herren und Röschen zuſammen; die älteren Schweſtern waren ſchon vorausgegangen; Frau Hanna geſtattete ſich, an dieſem Ausnahmsfeſte Herrendienſt vor Gottesdienſt gehen zu laſſen. Da der Prediger ſeinen Eingang durch die Sakriſtei zu nehmen hatte, wurde Dezimus mit der Ehre betraut, die Herrſchaft in den Patronatsſtuhl zu geleiten. Lydia erklärte indeſſen, daß ſie des Oheims Rückkunft auf dem Gottesacker erwarten werde.

„Du kleine Betſchweſter willſt die Sabbatfeier ſchwänzen?“ fragte Herr von Hartenſtein lachend.

„Der Vater würde es nicht erlauben,“ verſetzte Lydia ſehr leiſe, aber beſtimmt.

Der General ſtampfte mit dem Fuße. „Narretei und kein Ende!“ rief er unwillig. „Allons, voran!“

Pastor Blümel aber sprach nach einem langen Blick in das bleiche, ernste Kindergesicht: „Ihre Nichte handelt recht, Exzellenz!“ Und seit diesem ersten Blick hat er nicht minder wie sein Dezem Lydia von Hartenstein wie eine Idealgestalt in seiner Seele gehegt.

So blieb das weiße Fräulein denn zurück, und das Pfarrröschen wurde ihr zur Gesellschaft vom Kirchenbesuche dispensiert. Sie klatschte vor Vergnügen in die Hände, während die andere sich still auf einen alten Pastorgrabstein neben der Kirchtür niederließ.

Dezimus dagegen schritt als Majordomus dem Gutsherrn voran zu dem Erbstuhl der Werben und nahm, auf des Herrn Befehl, auch an seiner Seite Platz, welche Auszeichnung halb eingeschlummerte böse Erinnerungen an das Hutmannshaus in der frommen Zuhörerschaft aufstörte. Denn so klug wie sein Röschen war Pastor Blümels Gemeinde auch: männiglich erkannte den General an Bart und Stern. „Die Exzellenz!“ raunte man sich von Ohr zu Ohr. Solch denkwürdigen Gottesdienst hatte man in beiden Werben nicht erlebt, seit Anno 17 die Luthereiche gepflanzt worden war. Nicht das älteste Mütterchen nickte ein; alle Augen hingen an dem stattlichen Herrn, dessen mächtiger Baß Orgel und Chor übertönte. Dezimus hielt ihm gewissenhaft das Gesangbuch unter das Gesicht; weil der alte Herr aber vorzog, ohne Brille sich in der Kirche umzusehen statt mit der Brille in das Buch, sang er aus dem Kopfe, und wollte der Kirchenvogt, als er den Klingelbeutel herumtrug, erhorcht haben, daß der Herr der Melodie des Morgenliedes „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ den Text des Reiterliedes „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ untergeschoben habe. Der Kirchenvogt meinte indessen, einer Exzellenz, die statt eines

Pfennigs einen Taler in den Klingelbeutel stecke, einer solchen Exzellenz werde ein Text nach ihrem Gusto wohl zu gestatten sein.

Nun aber die Predigt. Sie klang vom ersten Gruß bis zum letzten Amen wie eine Ruhmeshymne nicht nur in den Ohren der friedfertigen Gemeinde, sondern auch in denen des tapferen Waffenbruders, zu dessen Ehren der sorgfältig ausgearbeitete Perikopentext für den nächsten Jahrgang beiseitegelegt und dem heroischen Priestergeschlecht der Makkabäer ein heroisches königlich preußisches Soldatengeschlecht an die Seite gestellt worden war. Niemals hatte Konstantin Blümel schwungvoller extemporiert, niemals waren ihm seine großen Erinnerungen so freudig aus der Seele geströmt. Er schilderte den Lebenslauf eines vaterländischen Helden vom ersten Erwachen noch unter des einzigen Friedrich wehender Siegesfahne, durch Drangsal und Erlösung bis zu den abschließenden drei Salven über dem frisch gefüllten Hügel. Dem närrischen Dezem fiel über der Rede das gestrige Abendlied ein, und Mutter Sonne wurde ihm zu einem hohen General. „Er kommt und leuchtet und strahlt uns von ferne und läuft den Weg gleich als ein Held."

In der Gemeinde hatte die Predigt einen gewaltigen Eindruck gemacht und der „neue" Pastor samt seinem Preußentum binnen achtzehn Jahren den ersten festen Schritt in die Gemüter getan. Seit heute wußte man, was man an dem Manne und an dem Vaterlande, welches das unsere geworden war, besaß. „Sprit haben sie, diese Preußen," sagte am Abend in der Schenke der Schulze Thränhard zu dem Hoferben des alten Walde. „Und Kurage haben sie auch, das muß man ihnen lassen. Aber, aber, wenns mit den drei Salven nur nicht vorgespukt hat, Nachbar!"

Auch der gefeierte Held sagte auf dem Heimwege zu dem Prediger: „Wolle der Himmel, Freund, daß die Grabrede, die ich einmal nicht hören werde, so rühmlich lautet wie die, mit welcher Sie mich heute a priori erbaut haben.“ Und der alte Herr lachte bei den Worten, doch mit einer Träne in der Wimper; Pastor Blümel aber hätte die drei Salven lieber ungelöst gelassen.

Weit unbefriedigender war der Erfolg, welchen das Pfarrröschen mit seiner Gespielin erzielte. Sie hatte das kindesmögliche vorgeschlagen, das närrische Mädchen von dem alten Pastorstein fortzulocken: Blumen pflücken, Kränze winden, im Garten Beeren suchen, zu Mama in das Haus gehen, Kochens spielen und wer weiß was noch. Das närrische Mädchen hatte zu einem wie dem anderen schweigend den Kopf geschüttelt, während des Gesanges und der Liturgie unbeweglich mit gefaltenen Händen gesessen und, als sie drinnen die Predigt beginnen hörte, aus einem Täschchen, das ihr am Gürtel hing, ein kleines Neues Testament hervorgezogen, in welchem sie die Kapitel des Evangeliums und der Epistel des Tages andächtig las. Röschen war währenddessen in das Haus gelaufen und rasch zurückgekehrt, in einem Arme ihre Wickelpuppe, in der anderen ihre Tirolerin, die sie mit Stolz präsentierte. Da das närrische Mädchen aber nur abwehrend mit der Hand winkte, hatte Röschen ein Mäulchen gezogen, dann aber hellauf gelacht und, ohne sich weiter um ihren Gast zu kümmern, begonnen, sich auf eigene Hand zu unterhalten. Sie pflückte zwischen den Gräbern Wegebreitblätter und kleine Blüten, heftete sie mit Dornen zu zierlichen Puppenhütchen zusammen und legte sie auf einem Leichenstein wie in einem Putzladen aus, dem die Tirolerin als Ladenmamsell präsidierte. Röschen hätte bei ihrem Geschäft

gern ein Liedchen gesungen mit den Lerchen hoch oben im blauen Himmel um die Wette; aber das schickte sich dicht an der Kirchtür, während Papa predigte, am Ende doch wohl nicht; Röschen sang ihr Liedchen nur im Herzen.

So saßen die beiden Kinder, jedes nach seiner Art beschäftigt, auf den alten Pastorsteinen sich still gegenüber, bis die Leute aus der Kirche kamen und nun auch Dezimus sich zu ihnen gesellte.

„Du hast zu Hause wohl viel schönere Puppen als meine?" fragte Röschen, während sie selbander nach der Pfarre gingen.

„Ich habe gar keine Puppen," antwortete Lydia; „aber die, mit welchen meine Schwestern spielen, sind nicht so schön gekleidet wie diese."

„Mit was spielst du denn aber, wenn du keine Puppen magst?"

„Ich habe sonst mit meinem kleinen Bruder gespielt, und jetzt spiele ich mit meinem Schwesterchen."

„Wie alt ist denn dein Schwesterchen?"

„Sechs Wochen."

„Aber mit einem Wickelkinde kann man doch nicht spielen."

„Doch! Besser wie du mit deiner toten Wickelpuppe."

„Ich spiele mit meiner Wickelpuppe aber auch nur, wenn mein Mus nicht da ist. Sonst spiele ich immer mit meinem Mus." Und dabei zupfte sie ihren Mus neckisch an den Haaren und flüsterte ihm in das Ohr: „Du, Mus, dies fremde Mädchen ist noch weit närrischer wie du mit deinen Sternen."

In der Weinlaube vor dem Hause empfing Frau Hanna ihre Gäste. Da an diesem außerordentlichen Tage das Abhalten der Betstunde dem Adlatus Beyfuß übertragen, das Diner demnach zu einer späteren Stunde als der, in

welcher Exzellenzen ihr Frühstück zu nehmen pflegen, angesetzt worden war, hatte die kluge Hausfrau für einen Imbiß gesorgt, einen Ohnmachtsbissen, wie sie lachend sagte, weil Kirchenluft zu zehren pflege. Die Exzellenz lobte ihre Fürsorge und tat ihr Ehre an; alle anderen aber auch; sogar das weiße Fräulein, von welchem Dezimus es doch weit natürlicher gefunden haben würde, wenn es sich bloß von Mondenschein und Sonnenstrahlen genährt hätte.

Nach dem Ohnmachtsbissen verfügten die beiden Herren, um durchaus ungestört zu sein, sich in das geistliche Gemach; auf besonderen Wunsch der Exzellenz folgte ihnen die Hausfrau, nachdem sie ihre wirtlichen Obliegenheiten mit den exaktesten Vorschriften den beiden erwachsenen Töchtern, die noch im Hause waren, übertragen hatte; die Kinder tummelten sich im Garten.

Der General von Hartenstein gehörte von Natur nicht zu der Spezies, die aus ihrem Herzen eine Mördergrube macht. Heute aber war ihm erst unter dem Heldenlauf im Gotteshause und dann unter den fröhlichen Menschengesichtern in der Gartenlaube die Seele absonderlich flott geworden, und sprudelte er nun ohne Bedenken aus, was bis zur Stunde schwer auf ihr gelastet hatte.

„Habe ich", so hob er an, „jemals eine Kreatur gehaßt, so ist es diesen Mehlborn. Denn einen Feind, den er bewundert, wie den Napoleon etwa, den haßt kein Soldat, so was mir hassen heißt. Er ringt mit ihm Mann wider Mann, und gibt Gott die Ehre, hat er ihn abgetan. Aber diese bäurische Kanaille – zertreten möchte ich sie wie ein widriges Reptil!"

Pastor Blümel schreckte mit einer Gebärde des Entsetzens zusammen. Sein Gast reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand und sagte mit seinem Hartensteinschen kordialen

Lachen: „Beruhigen Sie sich, frommer Herr. Ich erfreue mich, Gott seis geklagt! nicht des nervus rerum, mit dessen Hülfe einem Mehlborn der Garaus gemacht wird; nur auf einen, — nun wie sage ich doch gleich? — nun, auf einen Schabernack ist es abgesehen, und dieses Gaudium denke ich mir heute nachmittag zu bereiten, indem ich zu dem Patron sage: ‚Unser Kontrakt läuft mit diesem Jahre ab. Die Pachtung ist anderweitig vergeben. Mein Justitiarius wird Ihr Darlehn tilgen samt Zins und Afterzins. Salve, auf Nimmerwiedersehen!‘ Der Scherz ist mir zur Hälfte vereitelt, da ich den Schächer nicht mehr aus dem Tempel jagen kann. Den kleinen Rachereſt sollen Sie mir aber gönnen, Freund. Denn, Hand aufs Herz: wie würde Ihnen zumute sein, wenn Sie, ein alter, lendenlahmer Wicht wie ich, Ihren Sohn, Ihr einziges Kind, am Rande eines Abgrundes taumeln sahen, und der Nächststehende, der, welcher allein ihn retten konnte, zog seine Hand zurück und ließ ihn sinken?“

„Exzellenz — —“

„Still, Freund, still! Ich weiß, was Sie mir vorhalten dürfen. Die Stirnlocke hat sich mir weit über die ziemlichen Jahre hinaus gebleicht, und ich ziehe kein Jota von meiner Torheit ab. Auch meinen armen Jungen kann und will ich nicht rein waschen. Aber was wollen Sie? Er wuchs heran in einer tatenreichen Zeit und ward zum Mann in diesen faulen Schlendertagen. Seitdem wir Hartensteine von Ahnen wissen, rumort in unseren Adern Soldatenblut. Nehmen Sie meinen Bruder an, den Propst, zu welchen Windmühlenkämpfen die Hartensteinsche Ader ihn hetzt. Sie werden ihn einen Don Quixote nennen — —“

„Gott sei dafür, Exzellenz!“ unterbrach ihn der Pastor mit Wärme. „Es ist als Diener im Amt mein bitterster Schmerz

gewesen, die Toleranz zur Tyrannei werden zu sehen, und es ist nur natürlich, daß die Treue den Trotz gebiert."

„Nun, wie Sie wollen, Pastor," entgegnete der General. „Um so eher werden Sie zugestehen, daß es ein Kunststück ist, wenn solch ein prickelndes junges Soldatenblut am häuslichen Herdfeuer ausdauert, ohne überzuschäumen oder einzusickern. Eine zärtliche Huldin wie meine Schwägerin Ottilie, so ein Weib in Gottes Namen, die hätte das Kunststück allenfalls fertiggebracht, aber diese bäurische Marzibille — —"

„Verzeihen Sie, Exzellenz," fiel bei dieser Wendung Frau Hanna dem aufgebrachten Herrn in das Wort. „Verzeihen Sie, wenn ich Ihr Urteil über die Mutter Ihrer Enkel zu berichtigen wage. Frau Brigitte von Hartenstein ist nicht nur eine charaktervolle, sie ist auch — trotzdem sie meine Schülerin war, fragen sie nur Konstantin — eine gediegen gebildete Frau."

„Aber wer bestreitet denn das, Verehrteste?" erwiderte der General. „Gediegen wie eine Barre. Mit ein wenig unsoliderem Zusatz legiert, würde sie handlicher geworden sein. Sie lächeln, werte Frau? Ei nun, so zu lächeln hätten Sie Ihre Schülerin lehren sollen. Aber solch eine Gangart, wie auf hoch gespanntem Seil, Schritt für Schritt, die Balancierstange in der Hand und zwischen den Lippen einen scharf geschliffenen Stahl, — — still davon! Es ist überstanden. Was übersteht einer nicht? Mein armer Junge, — helf ihm Gott! Der Kaukasus ist eine Schule. Zum äußersten ein Tscherkessenblei! — Den Vater, der schon in der Rheinkampagne gefochten, trifft's, ist der Himmel gnädig, nicht mehr mit. Still davon!"

Der alte Herr machte eine Pause. Es ging kein Atemzug durch das geistliche Gemach.

„Was ich aber niemals überwinden kann und will," so fuhr der General, nachdem er sich gefaßt hatte, fort, „was mich stacheln wird, solange meine Augen offen stehen, ist, daß ich auf mein Fleisch und Blut den geringfügigsten Einfluß, ja den natürlichsten Anteil an ihm verwirkt haben soll, daß ich, ohne es hindern zu können, erleben muß, wie der alte, tapfere, lebensfrohe Pulsschlag meines Geschlechtes entartet dort unter der Geißel eines Schwärmers, hier unter dem Dreschflegel in einer Bauernfaust."

Pastor Blümel saß still in sich versunken; er durchlebte im Geiste die Peripetien eines Vaterherzens, das sich in derlei wunderlichen Sprüngen des Leides und der Laune offenbarte, und überließ auch diesmal seiner Hanna, das beschwichtigende Wort an seiner Statt auszusprechen.

„Wer, der selber Kinder hat, empfände diesen Stachel Ihnen nicht nach, Exzellenz," sagte sie seufzend, setzte darauf aber mit ihrem wirksamen Lächeln hinzu: „Wenn indessen der Verdruß eines Widersachers ein Trost ist, so halten Sie sich an den, daß der mütterliche Großvater Ihrer Enkel den nämlichen Pfahl in seinem Fleische fühlt, da die Tochter auch ihm den geringfügigsten Einfluß auf ihre Kinder verwehrt und dieselben seinem Zürnen zum Trotz in gebildeten Lebenskreisen erzieht."

„Wirklich! wirklich!" rief der alte Herr, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Ei nun, ähnlich sieht ihr diese kindliche Gemütlichkeit, und Sie haben recht: ein Trost bleibt es immer, wenn auch nur ein halber. Jetzt aber steht es fest: morgen dringe ich bei ihr ein, mag sie ein Gesicht schneiden, so sauer sie es fertig bringt. Ich will und muß mich überzeugen, was sie aus den Kindern macht, ich will und muß meine Enkel wiedersehen – vielleicht zum letzten Male sehen. Und nun zur Hauptsache: wie, glauben Sie,

wird Brigitte die Überraschung aufnehmen, daß ich Hochwerben verkauft habe?"

„Verkauft – und nicht an den Amtmann?"

„Würde es dann für Brigitte eine Überraschung sein? Nein, an meine Schwägerin."

„Die Gemahlin des Propstes?"

„Leider nicht an sie. Auch diese liebe Seele ist eine Hartenstein geworden, das heißt, sie hat ihre Geldtasche nicht fest genug gehalten, um einen alten Familiensitz gegen einen Mehlborn zu behaupten. Just ihr indessen wird der Handel wie jetzt, so hoffentlich dereinst zugute kommen. Die Käuferin ist ihre Tante, Schwester ihrer Mutter und meiner seligen Frau; ein lediges Fräulein in meinen eigenen blühenden Jahren, die Letzte der Werben."

Hätten in dem bescheidenen Pfarrhause schöngeistige Zeitblätter Eingang gefunden, so würde für dessen Insassen die neue Patronin keine Unbekannte gewesen sein. Denn da erschien wohl selten eine Korrespondenz aus „Elbflorenz", ohne Thusneldas von Werben als einer Polyhymnia oder mindestens Mäzena zu gedenken. Ihr Geist, ihre Originalität, ihr Harfenspiel, die schönsten Frauenarme – noch im siebenzigsten Jahr! – wurden gerühmt und sogar besungen; aufrichtig besungen, denn Ironie zählte nicht stark zu der Ästhetik ihrer Zeit und Zone. Das gastliche Werbensche Haus in der Ostraallee, als dessen Spezialität es galt, daß neben ausgesuchten künstlerischen Genüssen diejenigen, welche Leib und Seele zusammenhalten, nicht verabsäumt wurden, war ein Zielpunkt der einheimischen wie durchziehenden Hautevolee; auch der des Geistes, und letztere revanchierte sich für obenerwähnte Genüsse durch obenerwähnte Huldigungen.

Aber Pastor Blümel und seine Hanna gehörten zu keiner

Art von Hautevolee, leider ja nicht einmal zu der des Kirchentums; sie waren in der neuen Provinz niemals über ihre beiden kleinen Nachbarstädte hinausgekommen, hatten niemals ein Exemplar der Abendzeitung oder Eleganten Welt in der Hand gehalten, und da weder die preußische Staatszeitung noch ein theologisches Fachblatt der Harfenkönigin Thusnelda von Werben jemals Erwähnung getan, gutsherrliche Traditionen aber seit einem Menschenalter in der Gemeinde erloschen waren, war nicht bloß die Bedeutung, sondern sogar die Existenz einer noch lebenden Werbenschen Schwester neben den beiden verblichenen dem Pfarrerpaar eine absolute Neuigkeit; um so lebhafter aber auch das Interesse an dem, was der bisherige Patron mit bravem Reiterhumor von der gegenwärtigen Patronin berichtete.

Eingängliches war es just nicht, und eine Besserung der Patronatszustände deutete es leider auch nicht an. Ein geistreiches Weltkind, das in der Jugend, wenngleich reich und schön, den Dienst der Musen dem der Laren vorgezogen, nach dem Verlust einer trefflichen Singstimme es im Harfenspiel zu ungewöhnlicher Virtuosität gebracht und den Mittelpunkt eines großen geselligen Kreises gebildet hatte, darauf beschränkte sich ungefähr, was der Schwager von der Schwägerin wußte oder mitzuteilen beliebte. Die Dame war überdies – keineswegs aus religiösem Drang, sondern lediglich weil das Vaterland ihren gesteigerten ästhetischen Bedürfnissen Genügendes nicht mehr bot – in alten Tagen noch gen Rom gepilgert, mit der noch kürzlich ausgesprochenen Absicht, bei Lebzeiten nicht in die Heimat zurückzukehren, dahingegen dereinst ihre Gebeine, statt unter der Pyramide des Cestius, in der Werbenschen Erbgruft eine Ruhestatt finden zu lassen. „Ein Indizium," so meinte

der alte Herr, „daß auch in der verdrehteſten aller ſchön-geiſtigen und freigeiſtigen Schrauben eine patriarchaliſche Erbader nicht zu verwüſten iſt.“

„Meiner Perſon“, ſo erklärte er weiterhin, „war die Harfeniſtin, wie man ſo ſagt, ſpinnefeind. Nicht ſowohl aus königlich ſächſiſchem Patriotismus, denn die Muſen und ihre Jünger ſollen ja Kosmopoliten ſein; vielmehr aus Verdruß, weil ihr Vater meiner Frau und nicht ihr, der älteſten Tochter, die Werbenſchen Erbgüter hinterlaſſen hatte. Zugegeben, daß ſie dieſe ſtandhafter als meine gute Sidonie behauptet haben würde. Die Harfeniſtin hat ihre bare Abfindung zwiſchen ihren geſchmeidigen Fingern nicht nur wacker zuſammengehalten, ſondern noch klüglich vermehrt; auch von anderer Seite iſt ihr eine Erbſchaft zugefallen, ſie gilt für eine ſehr reiche Perſon und hatte das Zeug dazu, es zu werden. Aber was wollen Sie? Zum Erben von Land und Leuten ſucht ein Mann ſich einen Mann, und wenn Künſtlerinnen auch nicht altern, der Vater rechnete nicht nach dem Genie, ſondern nach dem Kalender und dachte: immer noch beſſer ein preußiſcher, mit einem Sohne geſegneter Oberſt, als eine ſächſiſche alte Jungfer. Kurz und gut: Sidonie erhielt die Güter, und die Fäden zwiſchen der Harfenkönigin und der Soldatenfrau riſſen ſeitdem kurz und klein. Ich tat daher ſchlechthin einen Schuß ins Blaue – auch, weiß Gott! nicht mit vergnüglichem Herzen! –, als ich ihr vor einiger Zeit den Vorſchlag machte, das letzte Familiengut den Krallen dieſes Mehlwurm zu entwinden, will ſagen, es mir zu einem zivilen Preiſe abzukaufen, und ſeit dem Abſchied von meinem armen Jungen hat mir zum erſten Male wieder ein Tropfen geſchmeckt, als ſie umgehend, kurz und bündig, meinen Vorſchlag akzeptierte und eine Kaufſumme bewilligte, juſt hinreichend,

daß kein Schmuhl und kein Mehlborn sagen sollen, sie seien durch die Hartenstein Vater und Sohn um eines Deutes Wert zu kurz gekommen. Für die Enkel mag einer sorgen, dem Sorgen leichter wird als den Hartenstein. Eingebüßt haben sie durch den Handel nichts, – der alte Bauer wird das ausgezahlte Kapital nicht zum Fenster hinauswerfen; – leicht aber könnten sie nach anderer Seite einer Erbaussicht näher gerückt worden sein. Mein Sohn und Ottilie sind Thusneldens nächste Blutsverwandte, und wird sie den alten Stammsitz nicht, wie vielleicht ihr bewegliches Vermögen, in fremde Hände kommen lassen. Blieb also nur die Rücksicht auf Brigitte – –"

„Die," fiel die Pastorin ein, „dafür bürge ich, Exzellenz, aus der Entäußerung weder Ihnen einen Vorwurf machen noch auf einen Vorteil für die Zukunft rechnen wird."

„Nun, um so besser!" versetzte gutmütig der alte Herr. „Ich will kein Vatergefühl für diese Tochter heucheln, kann ihrerseits mich auch keiner Tochterzärtlichkeiten rühmen. Allein auf Rosen ist sie in meiner Familie nicht gebettet gewesen, und sie zu guter Letzt noch mit einem Dorne ritzen zu müssen, würde mir wahrlich den sonst so erwünschten Handel verleidet haben."

Der alte Herr machte von neuem eine Pause; auch das Pfarrerpaar schwieg. Er wie sie legten nach ihrer Art sich die Veränderungen zurecht, die urplötzlich über eine liebe Heimat gekommen waren.

„Nach dieser Eröffnung", hob Herr von Hartenstein wieder an, „bin ich noch mit einer zweiten im Rest, die Sie, Freund, als Ortspfarrer nicht sonderlich anmuten, Ihr gutes Herz aber, denk ich, mit mir altem Schadenfroh einigermaßen aussöhnen wird, da dieses Anliegen weit mehr als der Mehlbornsche Kitzel es war, das mich bewogen hat,

in den sauren Apfel der Unterhandlung mit meiner feindlichen Schwägerin zu beißen. Es handelt sich um meinen Bruder, den Propst. Sie kennen ihn und wissen, wie er sich gegen die Auslegung dreier Buchstaben gebäumt, Amt und Brot dafür in die Schanze geschlagen und, wie billig, den kürzeren gezogen hat. Sie werden vielleicht auch gehört haben, in welcher Weise er es seitdem unter den Getreuen seiner alten Gemeinde getrieben, dem Anschein nach als Privatmann, in Wahrheit als geistliches Parteihaupt, kurz und bündig: als konservativer Revolutionär. Der Name Hartenstein hat ihn bisher geschützt; aber die Allerhöchste Langmut ist erschöpft. So oder so: er muß zur Ruhe gebracht werden. Sehr möglich, daß es dem Starrkopf gar nicht unerwünscht gewesen wäre, hinter Schloß und Riegel mit einer bescheidenen Märtyrerkrone verehrt zu werden und bei einem Umschlag im Regiment – wie er sich fest überzeugt hält – mit einer Siegerkrone um so strahlender zu leuchten. Zu seinem Glück oder Unglück ist er seinem Helden Luther aber auch in den heiligen Ehestand gefolgt, und hat die Familiensorge, zumal bei seiner Kränklichkeit, ihn mürbe gemacht. Was soll ich weiter sagen? Er ist ein Hartenstein; das heißt ein unbesonnener Haushalter und ein Stümper in allem, was die Welt Geschäfte nennt. Schon als er die reichste Pfründe der Provinz innehielt, kam er niemals aus. Seitdem er sie verscherzt hatte, seitdem es obendrein galt, abgesetzte Amtsbrüder, bedürftige Glaubensgenossen, Schüler und Konventikel zu unterstützen, Traktate auf eigene Kosten drucken zu lassen, lebte er von der Schnur. Allerwege offenes Haus und offene Hand, allerwege wie ein Prälat im guten Glauben apostolischer Einfachheit; dazu unkluge Anlagen und superkluge Anwälte, insolvente Schuldner und insolente Gläubiger, wer, der ein

Hartenstein ist, wüßte nicht ein Lied über diesen Text zu singen? Wenn uns die Schuppen von den Augen fallen, ist es regelmäßig zu spät. Enfin: Not bricht Eisen; er geht ins Exil, will sagen: nach Werben!"

„Nach Werben?" rief das Pfarrerpaar aus einem Mund.

„Nach Werben! In das Bereich der alten Heidin Thusnelda, die er mit Augen zwar niemals gesehen, mit Worten jedoch um so öfter in den Bann getan hat. Sauer genug mag es ihm ankommen. Aber der Blöße mußte ein Anstandsmäntelchen umgehangen werden. Er ist trotz allem und allem ein Hartenstein und die Heidin trotz allem und allem eine Blutsverwandte. Wo würde er einen schicklicheren Ruheplatz gefunden haben? Das Schloß wird restauriert; nicht, wie mir die alte Kunstseele schreibt, weil sie selbst es jemals zu bewohnen gedächte, sondern weil sie sogar in Rom keine Freundin von Ruinen geworden sei, am wenigsten von modernen. Da aber bewohnte Räume sich besser als unbewohnte erhalten, könne es ihr nur erwünscht sein, wenn dieser posthume Kirchenvater sich in den ihren einen Familientempel errichten wolle. Nun, ich sollte denken, Freund, daß man weniger demütigend keine Nothilfe leisten könne."

„Aber, Exzellenz," entgegnete Pastor Blümel, „eine Gemeinde, eine Landschaft, in welcher der eiferartige Herr weit und breit keinen Gesinnungsgenossen treffen wird — —"

„Sind eben darum die geeigneten für den eiferartigen Herrn," versetzte der General. „Die Isolierhaft auf einem Familiengute, das binnen kurzem voraussichtlich sein Erbe sein wird — denn die Mehlbornsche Kreuzung in meinem Nachwuchs wird, fürchte ich, der Letzten der Werben nicht sonderlich anziehend sein —, in lachender, wohlhäbiger Umgegend kann sich ein Märtyrer schon gefallen lassen.

Dieser Blick in das Tal — — ich hätte hier wohl meine Tage beschließen mögen. Vorbei, vorbei! Ich sterbe, wie ich gelebt, als ein Hartenstein, als Soldat!"

Der alte Herr sprang auf und machte einen Gang durch das Zimmer. „Uff!" rief er, „solch ein Vortrag strapaziert ärger als ein Gefecht. Ein Glas Wasser, bitte, liebe, freundliche Frau!"

„Eine Flasche Wein, Hanna!" verbesserte ihr Konstantin.

Frau Hanna holte und kredenzte den Labetrunk. Der alte Herr küßte ihr dankbar die Hand und fuhr, nachdem er sich zu einer abschließenden Anstrengung gestärkt hatte, also fort:

„Sie werden die Beweggründe einsehen, aus welchen ein kaum Gekannter mit dem Vertrauen eines alten Freundes diese Intimitäten vor Ihnen enthüllt hat! werden den Mann, der Ihr nächster Nachbar, wenn auch nimmer Ihr Beichtsohn werden wird, aus seiner Lage heraus beurteilen, und wenn seine Familie in ihrer völligen Fremde Rat und Hülfe von Ihnen erbittet, werden Sie raten und helfen. In diesem guten Glauben wende ich mich zunächst an Sie, Frau Pfarrerin. Ich denke morgen in X. einen Bauverständigen für die Restauration des Schlosses anzuwerben. Raum und Komfort für eine Familie der höheren Stände, nicht mehr, nicht weniger fordert meine Mandatarin. Da ich selbst indessen zu häuslichen Anordnungen tauge wie jener Wohlbekannte zum Lautenschlagen, habe ich mir als Adjutanten mein Nichtchen mitgebracht."

„Das Kind, Exzellenz?"

„Ja, lächeln Sie immerhin, werte Frau: die Lydia ist nur den Jahren nach ein Kind. Um ehrlich zu sein, ich, für meine Person, wüßte mit solchem Dämchen Heiligkeit nicht etwas Rechtes anzufangen. So wie Ihre Kleine wünschte

ich mir meine Enkelin. Haben Sie ſie kürzlich geſehen, Frau Pfarrerin?"

Frau Hanna verneinte, und Herr von Hartenſtein meinte, halb mißgeſtimmt und halb galant, er fürchte, ſeine Sidi ſei zu ſehr ihrer Mutter Kind, um mit Frau Hanna Blümels Sprößlingen Ähnlichkeit zu haben.

„Abgeſehen davon," ſetzte er mit einem Anflug von Bitternis hinzu, indem er die rechte Schulter in bedeutungsvoller Weiſe in die Höhe zog. „Still davon! Ich weiß nicht, ob viele Kinder aus der Wiege fallen, aber das weiß ich, ein Kind Ottiliens würde nicht aus der Wiege gefallen ſein. Die arme Kleine! Still, ſtill! Wir ſprachen ja von Lydia. Wollen Sie glauben, daß das Mädchen bei ſeinen zehn Jahren die Seele des Hauſes iſt? Dem läſſigen älteren Bruder eine anſpornende Lerngenoſſin, den jüngeren Schweſtern eine Art von Gouvernante und dem Vater ſchon nahezu eine Freundin."

„Aber der Mutter, Exzellenz?" rief Frau Hanna ſchier beängſtet. „Ums Himmels willen, was iſt ſie der Mutter, und – verzeihen Sie –, aber was iſt die Mutter?"

„Die Mutter," antwortete der alte Herr herzlich lachend, „ei nun, die Mutter iſt eben das Mütterchen in der Kinderſtube, und die Tochter wird ihr, denke ich, eine dienſtwillige Pflegerin ſein, ſo eine Art barmherzigen Schweſterleins, wenn ſie, wie zur Stunde, wieder einmal eine ihrer Heldentaten – Sie verſtehen mich, Frau Pfarrerin – glorreich vollbracht hat. Die Ottilie gehört zu der ſchwerlich ſtark vertretenen Spezies Ihres Geſchlechts, die nur die Augen aufzuſchlagen wagt, wenn ſie eine Wiege an ihrer Bettſeite ſtehen ſieht. Jenſeit der Kinderſtube hört ihr Anſpruch an die Welt, wie der an ſich ſelber auf. Nun, Sie werden ja bald genug dieſe abſonderlichen Koſtgänger an unſeres

Herrgotts Speiſetiſche kennen und zutreffender als ich alter Haudegen beurteilen lernen. Was ich zunächſt noch auf dem Herzen habe, Frau Pfarrerin, iſt die Bitte, meine Kleine nach dem Schloſſe zu begleiten und ihr eine zweckmäßige häusliche Einrichtung an die Hand zu geben. Lydia weiß und erklärt, was die Familie nach ihrer bisherigen Gewöhnung bedarf; Sie ſehen zu, wie ſich dieſem Bedürfen in den vorhandenen Räumen ungefähr gnügen läßt. Ich übermittele Ihre Vorſchläge an den Bauverſtändigen und verweiſe ihn auf Ihre fernerweitigen Anordnungen. Schlagen Sie ein, liebe, freundliche Frau?"

Die liebe, freundliche Frau ſchlug in die dargereichte Hand, und der alte Herr atmete auf wie erlöſt von ſchwerer Laſt. Bald danach ſtellte, von ihm entboten, Juſtizrat Hecht, der Patrimonialrichter beider Werben, ſich ein, mit welchem der General ſich zu einer privaten Unterredung zurückzog. Als der Rat, der muntere Geſellſchaft und Tafelfreuden liebte, dringende Geſchäfte an Gerichtstagen daher immer zu verſchieben gewußt hatte, heute, am Sonntag, „dringender Geſchäfte halber" die Tiſcheinladung der Pfarrfreunde ablehnte und nach der Stadt zurückkehrte, um erſt am Nachmittage auf dem Talgute mit ſeinem bisherigen Patron wieder zuſammenzutreffen, ſagte die kluge Frau Hanna:

„So wahr ich lebe, Konſtantin, der alte Fuchs hat bei dem Gutskauf die Hand im Spiel gehabt. Um es aber mit dem Amtmann nicht zu verderben, ſtellt er ſich als Überrumpelten. Die Exzellenz iſt ausgeſchröpft, vivat der Bauer! Wo wäre der Advokat, dem ſelber ein Mehlborn das Kraut nicht ein bißchen fetter ſchmalzen müßte!"

Im Lichte geſtanden hatte der ſchlaue Rat ſich indeſſen ſtark, denn an der Pfarrtafel ging es nicht nur munter,

sondern auch hoch heute her. Wäre statt der Waffeln in der Eile ein Staatskuchen herzustellen gewesen, es hätte Hochzeit oder Kindtaufe gefeiert werden können. Sämtliche Schüsseln waren erzdelikat, und der Bowle, welche die ersten Pfirsich des Pfarrgartens würzten, sprach nicht nur der weinkundige preußische General wacker zu, sondern auch das weiße Fräulein nippte wie ein Bienchen von dem süßen Trank. Dem Dezem kam überhaupt das weiße Fräulein gar nicht mehr so überirdisch vor, seit es auf dem Bleichplatze, anfänglich ein wenig ungelenk, dann aber so gewandt wie die Pfarrschwestern groß und klein, Kämmerchenvermieten und Reifchenwerfen mitgespielt und später bei Tische die lachende, schwatzende Gesellschaft zwar erst mit großen Augen angestaunt, dann aber ganz herzhaft mitgelacht und mitgeschwatzt hatte.

„Wie meine Lydia auftaut!“ rief der alte Herr, und Pastor Blümel nannte die rosige Färbung ihrer Wangen einen Anemonenhauch. Er verwendete kaum die Blicke von dem fremden, eigenartigen Kinde.

Als der verehrte Held und Gast das letzte Glas mit einem Hoch auf „Kleinröschen“, das er sich zur Tischnachbarschaft erbeten, geleert hatte, sprang er auf und rief:

„So, nun bin ich in der Stimmung!“

„Eine Tasse Kaffee, Exzellenz?“

„Danke verbindlichst. Kaffee schlägt nieder. Jetzt rasch hinüber zum herzallerliebsten Herrn Bruder!“

Das Talgut lag nur ein paar Büchsenschüsse unterhalb Hochwerbens, weil aber jenseit des Flusses, konnte es zu Wagen nur in weitem Bogen über die städtische Brücke erreicht werden. Fußgänger benutzten den Fährkahn, der dicht unter dem Pfarrweinberge jederzeit bereitstand und den daher auch Herr von Hartenstein dem städti-

schen Umwege vorzog. Die Begleitung seines Wirtes lehnte er jedoch mit den Worten ab: „Das fromme Freundesgesicht würde mir die Bataillenlaune dämpfen. Der Königspate soll mich hinüber führen."

Der Königspate ist sich in keinem seiner Stufenjahre einer Bataillenlaune bewußt geworden. Im Beginn seines zweiten schlug er schüchtern einen Haken, sooft er den widerborstigen Amtmann von weitem kommen sah, und heute hätte er hundertmal lieber als den tapferen General vor den Feind das weiße Fräulein auf das Schloß geleitet, um, wie seine Pastormutter ihm geheißen, bei der Vermessung Dienst zu leisten. Aber was halfs? Seufzend legte er Zollstock und Bindfaden, Papier und Bleistift beiseite und schritt dem alten Herrn voran, indem er ihm auf den steilen Bergstufen seine stämmigen Schultern als Stütze dienen ließ.

Im Hofe angelangt, setzte er sich dann ruhig wartend auf eine Bank vor der Haustür, während der fehdelustige General sonder Präliminarien den Gegner wie Zieten aus dem Busche überfiel. Sein rechtskundiger Beistand traf erst eine gute Weile nach der festgesetzten Stunde ein, außer Atem zwar, aber leider zu spät, um der Katastrophe Zeuge und Meister zu werden.

Ein Gewitter hatte am Morgen vor der Sonne gestanden, seinen Ausbruch für die Nacht oder den nächsten Tag ankündigend; die Gerstenernte war noch nicht eingefahren, daher, trotz des Sonntags, Gesinde und Zugvieh draußen auf dem Felde und im Hofe Seelenstille. Der rüstige Amtmann gönnte sich, nachdem er zehn Stunden auf den Beinen gewesen, eine späte Mittagsruhe. Schwerlich daß ihn ein Bombenschlag erweckt hätte; aber nur eine Milchkuh

brummte dann und wann im Stall, und der Kettenhund bellte kurz auf, wenn die Augustfliegen ihm gar zu schamlos die Nase kitzelten.

Dezimus konnte hinter Bauten und Bäumen den Tiefgang der Sonne nicht beobachten; er wußte daher nicht, wie lange er auf der Bank gewartet hatte; vielleicht ist es keine Viertelstunde gewesen, wenn es aber auch Stunden gewesen wären, die Zeit würde ihm nicht lang geworden sein. Die Tafelgenüsse und die Hundstagshitze hatten ihn halb betäubt. Er drückte seine Augen zu; es war ihm wie mitten in der Nacht. Er stand auf einer hohen Warte an des weißen Fräuleins Seite und schaute die Berge im Mond und Millionen von Sternen hellglänzend wie das liebe Siebenschwesternbild. Die Himmelslichter verschwammen in eins mit den Menschen, welche er im Herzen trug, und ganz von selbst fand auch das weiße Fräulein den gebührenden Platz in der Höh. „Lydia" nannte er den schönen stilleuchtenden Stern, den er in dieser Sommerzeit jeden Abend zuerst der Sonne folgen sah, ohne zu ahnen, daß es der nämliche treue Begleiter sei, den er im Winter morgens als seinen Röschenstern ihr hatte vorangehen sehen.

Jach fuhr er wie aus einem Traume empor. Die Haustür war hastig aufgerissen worden und der General auf die Rampe getreten, Hut und Stock in der Hand und das Gesicht noch eine Schattierung höher gerötet, als da er vorhin sagte: „So, nun bin ich in der Stimmung!"

Ihm auf dem Fuße folgte der Amtmann. Wirklich der Amtmann? Der arme Dezem erschrak wie vor einem Gespenst. Erdenfahl das braune Gesicht, die Knie schlotternd unter den schäbigen Lederhosen, die geballten Fäuste in die Höhe gereckt. Er rang nach Atem zu einem Wort und

brachte es nicht über die Lippen, die ein weißer Schaum bedeckte.

„Komm, mein Junge!“ rief der General, indem er flink wie ein Jüngling die Rampe hinabsprang und sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

Des Stillwütigen Augen fielen bei diesem Rufe auf den Paten, der starr an seiner Seite stand, – ach! und seine Augen nicht allein!

Was schießen doch für Funken durch ein Menschenhirn, wenn die Leidenschaft ihren Siedepunkt erreicht! Lichtblitze und Irrwische! Heldenopfer fallen, oder Sündenböcke, der nämliche Zünder hat einen wie den anderen zu Boden gestreckt.

Friedfertiges Hirtenlamm, armer Sündenbock!

Die Fäuste stürzen nieder auf dein sternenträumendes Haupt; deine roten Backen schwellen, und die blauen Augen laufen über wie Wasserbäche, – um dein junges Leben, ach, da ist es geschehen! –

Nein, Dezimus, nein: der Todesstreich, auf den du gefaßt bist, er wird von dir abgewehrt, und tapfer gerächt, wie es einem Königspaten gebührt, wirst du auch. Aber das Leben ist dir nicht mehr eine Lust und die Rache kein Schmerzensgeld. Vor Scham und Tränen gewahrst du es nicht einmal, wie glorreich deine Unschuld triumphiert. Ja, solch ein Stock, solch ein alter preußischer Heldenstock, wie Vater Blücher ihn wahrlich nicht für die Langeweile an seinem Sattelknopfe getragen hat! rechts und links fuchtelt er deinem Missetäter um die Ohren, Hieb um Hieb bläut er ihm den Rücken, bis er zusammenbrechend am Boden ächzt. Zu guter Letzt noch einen Fußtritt, und: „Komm, mein Junge!“ ruft der alte Herr zum zweiten Male und lacht dabei, daß ihm wie dir, armer Schelm, die

Tränen über die Backen laufen. Mit solchem Bravourstück den Mehlstaub von seinen Sohlen schütteln zu dürfen, hätte der Tapfere vor zehn Minuten noch nicht sich träumen lassen.

Sobald er den Rücken gewendet hat, streckt der weiseste aller Räte sein Haupt zwischen dem Rahmen der Haustür hervor. Auch dieser Ehrenmann lacht, aber nur in den Bart. „O weh! Herr Amtmann," schreit er, „Sie sind die Treppe heruntergestolpert. Ja, diese verflixten Holzpantoffeln!" Und er hilft seinem Gerichtsherrn auf die Beine, während die Exzellenz lachend durch das Hoftor schreitet und der Königspate bitterlich weinend hinter ihm drein schleicht.

Sehr möglich, daß es im deutschen Vaterlande jener Zeit noch keinen Hutmannssohn gegeben, mindestens keinen zehnten, der wie gegenwärtiger in seinem zweiten Stufenjahre noch nie einen Hieb empfangen hatte und, wie hinzugesetzt werden darf, auch nicht herausgefordert. Selber Kantor Beyfuß, der handfeste Bakelmeister, senkte vor dem Quatermillionenschüler sänftiglich sein Instrument. „Leibesstrafen schänden", war eine von Konstantin Blümels pädagogischen Maximen, und seinem Pastorvater keine Schande zu machen das oberste Gebot, das auf der Tafel dieses Kinderherzens von unsichtbarer Hand geschrieben stand. Und nun war er geschändet, und die Schmach brannte ihn wie eine glühende Kohle. Die Mutter würde ihn freilich liebhaben wie bisher und der Vater ihm vorhalten, daß auch sein Heiland einen Backenstreich erduldet habe: so weit tröstete ihn sein schuldloses Gewissen während des mählichen Dorfweges, welchen er die Exzellenz anstatt der steilen Weinbergsstufen zurückführte. Wie aber würde sein Röschen ihn auslachen und necken!

und wie ſollte er dem weißen Fräulein, das er vor wenig Minuten als ſchönſten Stern an den Himmel verſetzt hatte, mit der verräteriſch flammenden Backe und den verſchwollenen Lidern unter die Augen treten? Er ſprach auf dem Wege nicht ein Wort, und da er kein Feigenblatt, ſein Brandmal zu verhüllen, entdecken konnte, gelangte er zu dem Ausweg, ſich heimlich um den Pfarrgarten herumzuſchleichen und hinter dem Hünengrabe zu verſtecken, bis das weiße Fräulein auf Nimmerwiederſehen über alle Berge ſei.

Aber die junge Geſellſchaft, welche ſein Kommen von der Laube aus wahrgenommen hatte, vertrat ihm den Weg, umringte ihn und zog ihn in ihr munteres Spiel. Die rote Backenſchwulſt mochte wohl auf den Sonnenbrand geſchoben werden, wenn ſie nicht gar ſamt der Tränenſpur auf dem Wege verſchwunden war, denn weder Röschen noch das weiße Fräulein merkte das Brandmal ihm an. Auch weder Vater noch Mutter ſchien um die Schändung zu wiſſen, heute nicht und ſpäterhin auch nicht; den ſchlimmen Paten ſah er in Jahren nicht wieder; und ſo wurde die ſchmähliche Erfahrung zwar noch lange Zeit im Gemüte gehegt, dem Skelette gleich, das einem fremden Sprichworte gemäß auch das reinlichſte Menſchenhaus in einem Winkel bergen ſoll; allmählich aber zerrann das Skelett in Nebelduft zu einem Schemen. In dem Alter aber, wo ſchon mancher Mann die verdiente Birkenrute geſegnet hat, da ſchätzte das glückliche Johanniskind den unverdienten Denkzettel ſeines Vizepaten als einen Treffer in der Lebenslotterie.

Daß der rächende Held nicht ängſtlich wie die gekränkte Unſchuld mit den Ritterſtreichen, die auf Amtmann Mehlborns Edelhofe gefallen waren, hinter dem

Berge hielt, wird von keinem Menschenkenner bezweifelt werden.

„Mir galt die Faust," rief der alte Herr, nachdem er den Pfarrfreunden den vergnüglichen Abschluß eines verdrießlichen Handels mit satten Farben geschildert hatte. „Ich sage Ihnen, der alte Knabe glich einem wütigen Trakehner Bullen. Mit den Hörnern hätte er den herzallerliebsten Herrn Bruder aufspießen, in Grund und Boden hätte er ihn stampfen mögen. Da dieser Scherz aber nicht so ohne weiteres ausführbar war, kühlte er sein Mütchen an dem ersten Besten, der ihm im Wege stand; wie ich selber im Ärger schon manchmal einen Spiegel oder dergleichen zerschlagen habe, wenn mein Bursche für einen Jagdhieb nicht gleich bei der Hand war."

„Sie irren, Exzellenz," entgegnete Frau Hanna in geteilter Stimmung von Zorn, Belustigung, Mitleid und Schadenfreude, „nicht Sie, uns, Konstantin und mich meinte das Ungetüm, als er unseren Pflegesohn mißhandelte. Pudelnaß von dem Sturzbad, das die Spekulation seines ganzen Lebens verschwemmte, durchschießt ihn beim Anblick des armen Jungen der Argwohn eines von langer Hand zwischen Ihnen und uns abgekarteten Spiels, und wird er nunmehr seine wohlverdiente Züchtigung meinem braven Dezem lebenslang entgelten lassen."

„So wollen wir uns denn beiderseitig unserem Prügelknaben verpflichtet fühlen," versetzte heiter die Exzellenz, „und uns zu einer Schadloshaltung zusammentun. Schon dem Herrn Paten zur Rankune müssen wir ihn jetzt höher avancieren lassen als zu dem Verwalterposten, um den mein spanisches Rohr ihn gebracht hat. Und es steckt etwas in diesem Hirtenjungen. Ich rühme mich nicht, ein Psycholog zu sein, aber es steckt ein Element in ihm, das sich ent-

wickeln läßt. Was für eins, ist mir freilich dunkel. Soldatenblut ist es leider nicht. Mein Hilmar in dem Alter würde die Hand, die sich an ihm vergriff, gebissen haben, wie eine wilde Katze würde er dem Stier in das Genick gesprungen sein, ihm die Augen ausgekratzt haben, und Hilmars Sohn täte es, trotz des Bauernblutes in seinen Adern, wills Gott! auch. Ihr Dezem stand still wie ein Ölgötze. Wie wärs, wenn wir ihn Theologie studieren ließen? Was meinen Sie, Herr Pfarrer, zu einem Substituten in alten Tagen, wenn der Mensch sich nach Ruhe sehnt, nehmen wir einmal an in zwanzig Jahren?"

Mutter Hannas Augen leuchteten auf, da plötzlich ihr heimlichster, kühnster Herzenswunsch als etwas leicht Erfüllbares vorgebracht, ja gleichsam als etwas Gebührendes gefordert wurde. Um so bedenklicher überrascht schaute ihr Konstantin drein. Er saß eine lange Weile schweigend und schüttelte den Kopf.

„Der Knabe hat bisher, eine unwesentliche Rechenfertigkeit ausgenommen, weder eine entscheidende Gabe noch ein entscheidendes Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung offenbart," wendete er endlich ein; worauf der General erwiderte:

„Zum Henker auch! Gehört denn zu einem Landpastor so etwas ganz Besonderes? Nichts für ungut, Freund; aber wie viele dumme Jungen haben einer Gemeinde schon die Köpfe weidlich heiß gemacht! Und ein dummer Junge ist Ihr Dezem keineswegs. Er hat seinen gesunden Bauernkrips. Wissen Sie, wie unser geistlicher Minister Seiner Majestät einmal den Einfluß der katholischen Landpfarrer auf ihre Gemeinden erklärt hat? ‚Nicht weil sie ledige Männer, sondern weil sie der Mehrzahl nach Bauernsöhne sind, wirken sie mehr als die unseren,' sagte er."

Paſtor Blümel pflichtete der Erklärung bei. Der ſtädtiſche Bürgerſtand, aus welchem das Amt der Evangeliſchen ſich vorzugsweiſe rekrutiere, weiche, und wäre es ſelbſt der niedere, in Sitte und Anſchauung von denen des platten Landes vielfach ab. „Die univerſellere Bildung, die wir vor unſeren katholiſchen Amtsbrüdern vielleicht voraus haben," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „bewirkt leider allzu häufig mehr eine Kluft als eine Brücke."

„Nun da hätten wir ja juſt, was wir brauchen," rief der General. „Was Sie mit Ihrer importierten Bildung vermutlich nicht fertig bringen, der heimiſche Hirtenjunge wird es. Und nun malen Sie ſich einmal recht lebhaft den Heidenſpaß aus, wenn das ärmſte, niedrigſte Werbener Kind, Ihr mißhandelter Dezem, dieſem Protzen von Mehlborn — denn erleben kann er es noch, Geizhälſe werden immer ſteinalt — in feierlichem Ornate, hoch von der Kanzel herab, vor verſammelter Gemeinde die Leviten ſo recht aus dem Grundtexte lieſt! Einen Verſuch zum wenigſten wäre die gute Sache doch wert."

„Und wenn der Verſuch mißglückte, Exzellenz? Wenn wir des Knaben Blick in eine geiſtige Sphäre gerichtet hätten, und ihm fehlte die Kraft, in derſelben feſten Fuß zu faſſen? Man ſoll eines Kindes Wiege nicht verrücken, hat Ihr Herr Bruder, der Propſt, geſagt."

„Meinſt du denn, Konſtantin," fiel ſeine Gattin ihm in das Wort, mit eindringlicherem Ernſt, als er ſie jemals hatte reden hören, „meinſt du denn, daß du dieſes Kindes Wiege nicht ſchon verrückt haſt in der Stunde, wo du es in die deines eigenen Kindes legteſt? Meinſt du, weil du den Knaben einen Bauernkittel tragen und eitel Brot zum Frühſtück eſſen läßt, daß er unter den Knechten und Mägden eines Bauernhofes die Sitte und die Liebe deines Hauſes

jemals verſchmerzen würde? Du haſt zu viel getan, Mann, oder nicht genug."

Ein tiefer Seufzer entrang ſich ſtatt der Gegenrede Konſtantin Blümels Bruſt. „Und wenn dem ſo wäre, Hanna," ſagte er nach einer Pauſe, „ſo gehören zu allem geiſtlichen Werden zeitliche Mittel. Ich danke Ihrer Güte, Exzellenz, dieſe auskömmliche Pfründe. Aber ich bin ein Fünfziger, habe eine zahlreiche eigene Familie und kein Vermögen. Darum — —"

„Darum muß und wird es meine Sorge ſein, Freund," fiel Herr von Hartenſtein ein, „die Stellvertretung bei einem Königspaten, die von Gottes und Rechts wegen mir, als Gutsherrn, von Haus aus zugekommen wäre, fortan zu übernehmen. Habe ich nicht das Geſchick gehabt, ein ritterſchaftliches Patronat in meiner Soldatenfauſt feſtzuhalten, ſo viel, um einen armen Hirtenbuben zu einem Kandidaten der Gottesgelahrtheit auszubilden, wird einem preußiſchen General allemal übrigbleiben. — Komm einmal herauf, mein Junge!" rief er, das Fenſter öffnend, unter welchem die Kinder ſich im Garten tummelten, und als Dezimus eintrat, fragte er: „Was möchteſt du einmal werden, Burſche?"

„Nur nicht Inſpektor bei meinem Amtmannspaten!" ſtieß Dezimus hervor mit zitternder Stimme und einer Blutwoge bis unter das ſtrohgelbe Haar.

„Gut. Was aber ſonſt?"

„Was mein Vater will."

„Möchteſt du was Tüchtiges lernen, und wenn du groß wirſt, ſtudieren?"

„Ja, ja, ſtudieren!" rief Dezimus wie elektriſiert. „Auf den Himmel ſtudieren, gnädiger Herr."

„Auf den Himmel? Bravo! Du biſt unſer Mann. Nun

lauf, Student, bestelle mir in der Schenke den Wagen und sage meiner Nichte, daß sie sich bereithält."

Sobald der Knabe das Zimmer verlassen hatte, sagte Pastor Blümel, der während des kurzen Zwiegesprächs mit gefalteten Händen am Fenster gestanden hatte: „Der Mensch irrt nur allzu häufig, wenn er handelt, auch wenn er am besten zu handeln meint. Daher will ich Ihrer Anregung, Exzellenz, als einer Mahnstimme von oben folgen und meinen Pflegesohn der Probe einer wissenschaftlichen Ausbildung unterziehen, so wie ich meinen leiblichen Sohn derselben unterzogen haben würde. Ich bin viele Jahre Informator gewesen und traue mir die Fertigkeit noch zu, einen Knaben für die höheren Schulklassen vorzubereiten. Solange ich lebe, bleibt indes die Sorge für das Kind, dessen Wiege ich verrückt habe, und bleibt seine Führung mein, mein allein, Exzellenz. Schließe ich die Augen, bevor es sein Ziel erreicht — —"

„Sorgt und führt es Gott," rief die Mutter, indem sie sich mit überströmenden Augen an ihres Gatten Brust warf.

Auch der preußische Herr drückte bewegt seine Hand. „Mann," sagte er, „Sie sind in Wahrheit unseres Heilands Jünger! Wollte Gott, daß wir uns nicht zum letzten Male gesehen hätten!"

Rasch verließ er das Zimmer und das Haus, vor welchem der Wagen eben vorfuhr.

An der Tür wartete Lydia reisefertig. Sie hatte vorhin bei Dezems eiligem Entbot ihr Gürteltäschchen abgenestelt und es Röschen gereicht, die es den ganzen Tag lüstern bewundert hatte und nun über den Besitz laut aufjubelte. Für den armen Hirtendezem hatte sie ein Geldstück aus ihrer Börse gelangt. Als der arme Hirtendezem aber jetzt atemlos, mit strahlenden Augen aus der Schenke zurückkam und

rief: „Ich soll studieren, Röschen! Ich soll auf den Himmel studieren, Fräulein Lydia!“ – da steckte sie den Taler leise wieder ein, und ein Hauch der Scham überflog ihre blütenweißen Wangen.

„Ich schicke dir aus der Universitätsstadt eine Himmelskarte, Dezimus,“ sagte sie zum Abschied, neigte sich darauf tief vor dem Prediger und seiner Gattin und küßte beider Hände, wie sie Vater und Mutter die Hände zu küssen gewohnt war; dann stieg sie zu dem Oheim in den Wagen.

„Tu deine Schuldigkeit, Königspate!“ rief der alte Herr von oben herab, warf Röschen noch eine Kußhand zu, und das Gefährt bog um die Friedhofsmauer.

Dezimus ahnete nicht, was eine Himmelskarte sei, nicht einmal, was eine Erdenkarte, aber er schlief am Abend statt unter den Schauern erlittener Demütigung unter denen einer großen Erwartung ein.

Am anderen Morgen ging er, wie alle Tage, in Kantor Beyfußens Dorfschule; zuvor aber hatte sein Pastorvater die erste lateinische Lektion mit ihm abgehalten, und in der Vesperstunde hielt er eine zweite und also fortan einen Tag wie alle, außer am Sonntag, dem Tage des Herrn. Er lernte stetig, wie der alte Informator es nannte, und weil er dem alten Informator zur Ehre zu lernen hatte, lernte er auch freudig, wennschon er andere Gegenstände, die er nur dunkel ahnete, lieber gelernt hätte als Wortbeugungen und Vokabeln einer fremden Sprache. Konstantin Blümel aber schmeckte seit jener ersten Lektion den Johannissegen, welchen seine Hanna schon von dem Augenblicke an empfunden, wo sie das mutterlose Kind an ihre Brust genommen hatte. War er bis dahin Dezems christlicher Wohltäter gewesen, so machten die alten Heiden ihn zu Dezems Vater.

Im Laufe der Woche traf aus der Universitätsstadt nebst

einem großen Himmelsatlas ein fix und fertiger Schüleranzug ein, und der Hirtensohn wurde zum Kandidaten der Zukunft eingekleidet. Jeden Abend fortan aber, sobald er das Pensum, das ihn für ein unsichtbares Himmelreich vorbereiten sollte, zustande gebracht hatte, studierte er auf das sichtbare Himmelreich, das auf den Karten abgebildet stand, und zwar studierte er in Gesellschaft Schwester Erikas – häuslich Riekchens – und unter Anleitung eines wahlverwandten Liebhabers.

Dieser Liebhaber war der Überbringer des Doppelgeschenkes, ein junger Architekt, welcher neben dem Umbau eines alten städtischen Klosters in ein neues Gymnasium die Instandsetzung des Werbener Schlosses übernommen hatte. Konferenzen mit der Hausfrau führten ihn häufig unter deren gastliches Dach, und wen dürfte es wundernehmen, daß er über Schwester Riekchens freundlichen Augensternen die Erklärung der himmlischen Sternenaugen, der er sich gefällig unterzogen hatte, oft und immer öfter vergaß und über dem fremden Hausbau zum eigenen Hausbau Lust bekam. Der Taufsegen erneuerte sich. Bevor das Schloß wohnlich hergestellt war, gab es in der Pfarre wieder einmal eine Braut, Held Dezem, dem Glückskinde, aber war es beschieden, früher als die Grenzen von Reuß älterer und jüngerer Linie die der Milchstraße und der Venusbahn unterscheiden zu lernen.

Alle Welt studierte den Winter hindurch in der Werbener Pfarre; sogar die alte gräfliche Gouvernante wurde von dem Fieber angesteckt, kramte ihren Meidinger hervor und gab Kleinröschen jeden Abend eine französische Stunde. Weil Kleinröschen aber absolut nichts lernen wollte, was Bruder Dezem nicht mitlernte, wurde der Dezem auch Mutter Hannas Schüler, und die Mutter nannte – es ist

bewundernswert, was solch ein achtjähriger Held alles fertigbringt! –, aber wahrlich, die Mutter nannte die Fortschritte ihres Dezem im Vergleich zu denen des Quirlequitsch hundert Prozent! „Die lateinische Grammatik arbeitet der französischen vor, Hanna," entschuldigte Pastor Blümel seinen Liebling, indem er ihm die schwarzen Löckchen streichelte. Es war ein gesegneter Winter.

Daß der Amtmann unwiderruflich zum Feind geworden sei, bezweifelte man zwar nicht, da man ihn jedoch niemals zu Gesicht bekam, so spürte man es auch nicht. Nur daß er seitdem auch in seiner Kirche fehlte, machte dem alten Seelsorger ernstliches Herzeleid. Beim nächsten Gerichtstag erzählte der Justizrat, wie sauer es seinem Herrn Patron ankomme, den ritterlichen Exbruder nicht wegen grober Mißhandlung verklagen zu können. „Aber wo sind die Zeugen?" fragte lachend der Judex. „Der achtjährige Dezem zählt für Null, und ich, – ich habe nichts gesehen, als daß der Herr Amtmann auf der Nase lagen und etwelche Schwielen hatten, die vom Fall auf das kröpelige Hofpflaster gekommen sein können. Im übrigen, was hätte eine Buße der alten Exzellenz geschadet? Auf ein paar hundert Taler kommt es keinem Hartenstein an. Und was hätte sie dem alten Mehlborn genutzt, da ja nicht er, sondern Majestät Fiskus die paar hundert Taler in die Tasche gesteckt haben würde."

So mußte der arme Amtmann denn auch diesen Grimm hinunterwürgen, und daß er noch im nämlichen Herbst das nachbarliche Bielitz an sich brachte, das war wohl eine gelungene Spekulation, aber ein Trost für die mißlungene war es nicht. Der Auenboden von Bielitz trug kräftiger als der Höhenboden von Werben, aber war es Heimatsboden? Es fiel ihm denn auch gar nicht ein, auf das be-

deutendere Gut zu übersiedeln. Nur zu der dortigen Kirche hielt er sich, wenngleich er jeden Sonntag die verdrießliche Bemerkung machte, daß es sich über seiner Gruft doch weit andächtiger als über der der bankerotten Grafen habe beten lassen.

Eine Genugtuung sollte er in diesen bösen Tagen indessen doch erleben; denn die Erdenluft wurde für ihn rein von dem Atem der beiden Menschen, die er auf der Welt am bittersten gehaßt, ja, der beiden einzigen, gegen welche er den Haß, wie vormals die Verehrung, sich nicht bloß in den Kopf gesetzt hatte. Der alte General starb eines raschen Todes, wenige Wochen, nachdem er seinem Bruder eine geziemende Heimstätte vorbereitet und von seinen Enkeln einen friedlichen Abschied genommen hatte; wenige Wochen, nachdem er sich a priori an dem ruhmvollen Nachrufe eines ehemaligen Waffenbruders erbaut. Die drei Salven hatten also doch vorgespukt!

Für die neuen Freunde in dem Werbener Pfarrhause war dieses plötzliche Ende die einzige Trübung des so heiter zur Rüste gehenden Jahres; bald genug aber dankten sie für dieses Ende als für eine Gnade von Gott; denn es ersparte dem greisen Vater die Kunde, daß – wie er wehe-leidig es als Sühne auch für die eigene Torheit voraus-geschaut – ein Tscherkessenblei seinen armen Jungen getroffen habe. Brigitte Mehlborn war somit, wie dem Herzen und dem Gesetze nach schon längst, auch der reinen Vernunft nach die Witwe Hilmars von Hartenstein. Daß sie als solche dem Vater Mehlborn wieder näher gerückt sei, kann in dieser Chronik von Werben leider nicht verzeichnet werden. Hat die Erbitterung sich nur einmal in einem harten Kopfe festgesetzt, erlischt sie nicht mit ihrem Gegenstand; sie überträgt sich. Und auf wen hätte der

Patriarch Mehlborn die seine wohl natürlicher übertragen sollen als auf die unnatürliche Tochter, die sich steifte, die Witwe Hilmars von Hartenstein zu heißen und als solche zu leben?

Gegen den Frühling hin war das Schloß in wohnlichen Zustand gebracht, und auf mächtigen Wagen langte der Hausrat der künftigen Bewohner an, dessen Ordnung Frau Hanna Blümel leitete. Etliche Tage später folgte die Familie nebst einem Hauslehrer und zahlreicher Dienerschaft. Die Gärten standen noch kahl, aber an Gewinden von Tannenreis und Efeublättern hatten Röschens kunstfertige Hände es nirgends fehlen lassen. Sie lauschte mit ihrem Dezem hinter einer Hofmauer verborgen, während der Vater die Ankömmlinge auf der Schloßrampe empfing und mit einer Anrede begrüßte, so warm, wie er eine zuständige Gutsherrschaft begrüßt haben würde.

Alle trugen, zufolge der beiden Familiensterbefälle, denen sich noch der des jüngstgeborenen Töchterchens gesellt hatte, tiefe Trauerkleider. Alle schienen durch Abschluß und Eintritt tief bewegt. Am tiefsten der Propst. Er war tödlich bleich und in den neun Jahren, daß Pastor Blümel ihn nicht gesehen hatte, zum Greise ergraut. Lydia wendete ihre großen, ernsten Augen kaum von seinem Gesicht. Die Mutter schwamm in Tränen. Die Kinder – außer Lydia zwei Söhne und zwei Töchter – ließen die Köpfe hängen. Herr von Hartenstein reichte dem Pastor stumm die Hand und schritt, eine Foliobibel im Arm, in das Haus voran; seine Gattin, Kinder und Dienerschaft folgten in geordnetem Zuge. Die Blümelsche Familie wendete sich heimwärts. Bevor sie den Hof verlassen hatte, ertönte von oben herab der Chorgesang: „Ein feste Burg ist unser Gott", begleitet von einer kleinen Orgel, welche Kantor

Beyfuß in dem Werbenschen Ahnensaale, dem einzigen unverändert gebliebenen Raume im Schloß, aufgestellt hatte. Die Spielerin war Lydia.

Zu einem traulichen Verkehr zwischen den beiden geistlichen Familien, wie ihn die Blümelsche wohl gewünscht, aber kaum erwartet hatte, kam es nicht. Herr und Frau von Hartenstein machten nach Verlauf einer Woche im Pfarrhause einen Besuch, der in geziemender Frist von dem Pastor und seiner Gattin erwidert und von beiden Seiten ein und das andere Mal im Jahre wiederholt wurde. Damit hatte es sein Bewenden. Nach jedem dieser Besuche aber belebte sich im Pfarrkreise das Interesse an diesen edlen Menschen, die in einer dem eigenen Leben so fremden Beschränkung ihr Gnügen fanden, und war es zumal Frau Ottilie, welche in ihrer mädchenhaften zarten Schöne ein herzrührendes Bild hinterließ. Bei mehr als dreißig Jahren war der Ausdruck ihrer Züge und Augen kindlich heiterer als der ihrer zwölfjährigen Tochter; und welch ein Kontrast mit dem ernsten, greisenhaften Gatten!

„Behüte Gott dieses Weib," sagte Frau Hanna, „daß es nicht eines Tages eine schwere Mutterlast auf seinen Schultern zu tragen habe!"

Lydia war regelmäßig Zeugin jener förmlichen Besuche und unverändert das stille weiße Fräulein wie bei der ersten Begegnung auf dem Hünengrabe. Keine Spur jemals wieder von dem Anemonenhauch beim fröhlichen Exzellenzenmahl. Wie ihre Mutter für die Pfarrfrau, so ward für deren Gatten die Tochter je mehr und mehr zu einem Gegenstande sinnend sorglichen Anteils. Er pflanzte sie in seinen Kindergarten und nannte sie seine Lilie.

„Behüte Gott diese Blume mit dem reinen Trieb zur Höh vor Lohe und Wurm, daß sie nicht schon im Morgen-

licht den Kelch des Herzens zusammenziehe!" sagte Konstantin Blümel.

Die Hartensteinsche Familie besuchte die Dorfkirche niemals. Der Vater hielt häusliche Erbauungen und gab den Kindern auch selbst den Unterricht in der Religion. In weltlichen Fächern lehrte sie, als Lebensgenosse, ein von der Regierung suspendierter Dozent der heimischen Provinz, Magister Klein. Da die Standesgenossen weit und breit nicht zugleich Gesinnungsgenossen waren, wurde auch nach außenhin kein Umgang gepflegt. Es gab in der Gegend zwar einige Adelsfamilien von innerlich religiöser Richtung, Stille im Lande, wie sie seit Herrmann Frankes Zeiten genannt wurden; ohne Ausnahme jedoch hatten sie sich dem Unionsedikt unterworfen, und das war eine Kluft, über welche für den Doktor von Hartenstein keine Brücke führte.

So beschränkte sich denn der gelegentliche Verkehr auf etliche Treugebliebene aus dem Gelehrtenstande der benachbarten Universität, die ein dem Hartensteinschen verwandtes, einflußloses Separatistenleben führten. Der dem Propst am nächsten Stehende, aus dessen Händen er für seine Person auch das Abendmahl nach der alten Spendeformel empfing, war der in neuerer Zeit häufig genannte Professor Hildebrand. Während seiner Lehrtätigkeit ohne wesentlichen akademischen Einfluß, hatte bei seiner Suspension die Studentenschaft einmütig durch einen solennen Fackelzug gegen den Gewaltakt demonstriert und den unbeugsamen, still gelehrten Herrn für einen Tag oder zwei zu einem Glaubenshelden erhoben. Seitdem gehörte auch er zu der kleinen Schar der Auserwählten, welche von einem gewissen Wendepunkte erwartete, daß die Dornenkrone sich in eine Siegerkrone verwandeln werde.

So verband sich einem innersten Gesetz eine Art von äußerer Notwendigkeit, um das häuslich klösterliche Wesen, in welches die Familie wie die Perle in der Muschel sich abschloß, vollständig zu machen; vielleicht auch die Absicht, es augenfällig zu machen. Es kennzeichnete das Exil. Die Lebensweise war eine reichliche, aber streng geregelt; die Dienerschaft bejahrt und sinnesverwandt; die Einrichtung etwas kahl und ohne individuelles Gepräge, aber von übereinstimmender Gediegenheit. Das Silberzeug wie das dunkelgebräunte Zimmergerät bekundeten neben Sammlerfleiß und Kunstverstand den früheren kostspieligen Aufwand. Man würde sich in eine Abtei des fünfzehnten Jahrhunderts oder in eine Ritterburg versetzt geglaubt haben, wenn der lichte, glatte, nüchternbehagliche Schloßbau nicht gar zu widerspruchsvoll an eine neuere Zeit erinnert hätte.

Von der Gemeinde wurden die Schloßbewohner nur vom Tale aus bemerkt, sobald sie sich auf den Terrassen bewegten. Selbst Ein- und Ausgang nahmen sie nicht durch den Wirtschaftshof, sondern unterhalb durch den Garten. Diese Ein- und Ausgänge beschränkten sich indessen auf einen fast täglichen Samariterweg die arme Frönerschlucht hinan und allezeit auf den Vater und die älteste Tochter. Was aber auf diesen Wegen erbaulich und hülfreich gespendet und allmählich auch gebessert worden ist, das schätzte und dankte Pastor Blümel als einen persönlich empfangenen Segen. Wie freudig würde er Hand in Hand mit diesem Paar die Schäden in seiner Gemeinde ausgeheilt haben!

Schon vor den Schloßbewohnern war der neue Pächter eingezogen, mit welchem sich indessen, da er nicht eine mildherzige Rosine, sondern eine handfeste Großmagd zu seiner

Eheliebsten erkoren hatte, keine Pfarrfreundschaft hegen ließ. Den Wirtschaftsbetrieb änderte er insofern, als er die Hofprodukte in die entferntere nördliche Nachbarstadt absetzte, weil er mit dem Besitzer des Talgutes und des reichen Bielitz, welcher die seinen nach wie vor in die nahe Kreisstadt tragen ließ, nicht Konkurrenz zu halten vermochte. In der Morgenfrühe jedes Mittwoch und Sonnabend fuhr daher ein schwer beladener Pächterkarren nach X., und mehr als einmal saß in Ferienzeiten Dezimus, nicht im neuen Schülerrock, aber im alten Leinenkittel hinter dem Knecht auf einem Butterkübel, um für seinen Vater in der alten Dombibliothek ein seltenes Büchereexemplar zu entlehnen oder bei dem Schloßgärtner ein seltenes Blumenexemplar zu erhandeln, bei Wege auch wohl für die Mutter diese oder jene wirtschaftliche Besorgung abzumachen.

An einem des Predigtstudiums halber lektionsfreien Sonnabend während der Ernteferien des nächsten Jahres machte er wieder einmal diese Marktfahrt mit. Ein werter Amts- und Blumenbruder Vater Blümels hatte von einem ausländischen lieblich duftenden Gewächs berichtet, das der Schloßgärtner heuer in besonderer Üppigkeit zum Blühen gebracht habe. Vater Blümel schmachtete nach dem Duft der unbekannten Gardenia, und sein Dezem freute sich, ihm zu dem Genuß verhelfen zu dürfen.

Doch war es ein Fleischergang; die Spezies bereits ausverkauft. Der Abgesandte wurde an den Gärtner Reichart in der Universitätsstadt, der noch Vorrat habe, verwiesen. In der Universitätsstadt! Den Knaben durchzuckte ein Blitz: das Ziel seiner Sehnsucht seit Jahr und Tag! So oft hatte er die Hälfte des Weges zu diesem Ziele zurückgelegt, ohne daß ihm der Einfall gekommen wäre, auch die

zweite Hälfte zurückzulegen. Heute kam ihm der Einfall. „Ich hole meinem Vater die Gardenia auf der Universität!“ rief er entschlossen. Würde er sie ihm geholt haben, würde er zwei Meilen in das Blaue hinein gerannt sein, wenn „auf der Universität“ nicht die Warte mit den in den Himmel dringenden Rohren gestanden hätte? Weiß schon ein Kind, was ein Vorwand – nun ja! aber auch, was ein Selbstbetrug ist? Gleichviel: ob die Mutter der Weisheit oder Kindesliebe, ein Genius war es, welcher Held Dezem in sein erstes Abenteuer hetzte.

Zunächst in die vorstädtische Ausspännerei, wo dem Knecht die erklärende Bestellung in das Pfarrhaus übertragen wurde; dann spornstreichs voran auf der schnurgeraden, pappelgesäumten Chaussee. Den Weg verfehlen konnte er nicht, und weitere Skrupel sparte er sich. „Erst hole ich die Gardenia, dann gucke ich fix einmal durch das große Rohr und laufe in der Nacht nach Hause zurück.“ So sein Programm. Daß das Gucken durch das große Rohr mehr Schwierigkeit machen könne als etwa das Wasserschöpfen an einem Born, daran dachte er nicht. Nach den Sternen gucken kann jeder, so gut wie Wasser schöpfen. Daß er hungrig und müde werden könne, daran dachte er noch viel weniger; so satt war er von Erwartung und so rege von Lust.

Und noch satt und rege erreichte er am Nachmittag das städtische Tor. Er hatte sich eine Universität anders vorgestellt. Nichts als ganz gewöhnliche Häuser, längs ganz gewöhnlicher Gassen in einer ganz gewöhnlichen Stadt, wie er schon ihrer zwei hatte kennen lernen. Die Gassen liefen geradeaus, nach dieser, nach jener Seite, liefen kreuz und quer. Wohin sollte er sich nun wenden? Er fragte eine Heringshökerin – nach der Sternwarte? – o

nein! welcher Jüngling wird den Namen seiner ersten Geliebten vor einer Heringshökerin entweihn? Er fragte nach dem Gärtner Reichart.

„Da mußt du erst geradeaus gehen, dann links, dann wieder rechts, und wenn du ans Wasser kommst, mußt du weiter fragen," belehrte recht anschaulich die Hökerfrau. Und Dezimus lief geradeaus und links und wieder rechts, fragte auch diesen und jenen und schaute sich zwischendurch nach allen Seiten um, ob nicht irgendwo die hohe Warte in den Himmel rage. Aber bis zum Gärtner Reichart sollte es immer noch weit sein, und ein paar Türme sah er wohl über die kleineren Häuser sich erheben, aber einen Bau, so majestätisch, so ganz absonderlich, auf dessen Dache statt der Feuereissen goldglänzende Rohre gen Himmel gerichtet waren, solch ein ragendes Wunderwerk erblickte er nirgends.

Endlich gelangte er an den Fluß, und weil nicht alsobald ein Mensch zum Weiterfragen bei der Hand war, schritt er eine Weile auf einem schmalen Pfade zwischen dem schilfbewachsenen Ufer und umzäunten Gärten voran. Über einer von diesen Gartentüren konnte ja leicht das Schild des Gärtners Reichart angebracht sein.

Bei der Wendung um eine vorspringende Gartenmauer stand er jählings wie in den Boden gewurzelt. Sein Atem stockte, die Augen starrten in die Höhe. Auf steilem Felsen, zwischen Bäumen und wirrem Strauchgeschlinge ragte ein Turm, ragten Mauern und Pfeiler, wie er noch keine gesehen. So grau und anscheinend wandelbar hatte er sich allerdings eine Sternwarte nicht gedacht; von blitzenden Rohren keine Spur. Aber wer konnte wissen, was alles noch hinter den Bäumen verborgen stak? Es war auf dem höchsten Punkte der Gegend der am höchsten ragende Bau; eine gewöhnliche Menschenwohnung konnte es nicht sein,

auch kein Schloß und keine Kirche, welche beide einem Werbener Eingeborenen ja ſattſam bekannt waren. Was alſo ſonſt als die Univerſität mit ihrer Warte? Dem Knaben war, als ſtände er vor eines alten Königs Thron. Dort oben, dort oben, da lag ſein gelobtes Land!

Er hätte hinandringen mögen, hineindringen gleich jetzt. Er mußte bei Tage ja aber erſt die Gardenia holen. Nur den Pfad, der auf die Höhe führte, wollte er erſpähen, um ihn ſpäter in der Dunkelheit ohne Aufenthalt einſchlagen zu können. Vorwärts fiel der Felſen ſteil nach dem Fluſſe ab; zur Seite hinderte die Gartenmauer den Überblick. Ob er wohl hinanklimmen durfte, um auf ihrer Höhe eine Umſchau zu halten, ohne vielleicht wie ein Dieb von ihr heruntergejagt zu werden? Aber halt! dort, nahe dem Ufer, ſteht ja wie zur Rundſchau aufgepflanzt eine alte Buche, breit geäſtet mit mächtiger Krone. Das Erklettern ein Spiel für den Dezem, der ſchon manches Jahr das Obſt im Pfarrgarten abgenommen hat. Hinan alſo, hinan bis zum Wipfel! Im Nu iſt er oben, und oben, oben, da, — neue Verzückung! da ſtarrt er ſtatt auf die Warte in ein Menſchenantlitz, ſo ſchön, ſo wunderſchön, wie er noch kein Menſchenantlitz geſehen, ſchöner ſelbſt als das des weißen Fräuleins, denn es blüht wie eine Roſe. Ein Knabe, nein, ein junger Herr, wenn auch nicht größer als Dezimus ſelbſt, goldgelockt und geputzt gleich einem Prinzen, ſitzt zwiſchen den Äſten behaglich wie in einer Laube, raucht eine Zigarre und lacht dem Dezem in das verblüffte Geſicht.

„Du, was ſuchſt du hier oben, Junge?“ rief der junge Herr. „Vogelneſter? Das will ich dir anſtreichen!“ Er wippte mit einer Reitgerte, die er in der Hand hielt; Sporen an den Stiefeln trug er auch und in das eine Auge ein Brillenglas geklemmt.

„Ich wollte bloß sehen, wie man auf die Sternwarte kommt," antwortete Dezimus schüchtern, indem er auf den Turm deutete.

Der junge Herr wollte vor Lachen sich ausschütten. „Das alte Gerümpel hältst du für die Sternwarte? Das ist ja die Burgruine, Dummrian!"

Dezimus blickte beschämt zu Boden. „Wo liegt denn die Sternwarte?" fragte er aber doch.

„Die liegt näher der Stadt zu. Von hier aus kann man sie nicht sehen. Was hast denn aber du auf der Sternwarte zu suchen, Bursche?"

„Ich will durch ein Fernrohr die Sterne sehen, die auf meinen Himmelskarten gezeichnet stehen."

„Du, ein Bauernjunge, eine Himmelskarte? Nein, das ist aber toll? Wo kommst du denn her, Bursche?"

„Von Hochwerben."

„Von unserem Gut! Na, das nenne ich gelungen! Kennst du die Lydia Hartenstein?"

„Ja."

„Und den alten Mehlborn?"

Dezimus wurde rot, zögerte einen Augenblick, und dann sagte er leise: „Ja."

„Ein richtiger Bauernfilz, nicht wahr?"

Keine Antwort.

„Wie heißt du denn, Junge?"

„Dezimus Frey."

„Dezimus Frey, der Hutmannszehent, der ein Schwarzrock werden soll! Famose Geschichte, ganz famos! Wie sie die Sidi amüsieren wird! Warum hast du denn aber den verschossenen Kittel an? Wir haben dir doch voriges Jahr einen Rock geschickt, so gut wie meinen eigenen. Na, wie dieser da freilich nicht: das ist mein Reitanzug. —

Aber still, still!" flüsterte er plötzlich. „Da unten kommen sie!"

Dezimus lugte durch die Zweige nach denen, die unten kommen sollten; und da bemerkte er denn, um die Gartenmauer biegend, einen langen, von Kopf zu Fuß in Schwarz gekleideten Herrn, der an jedem Arm eine Dame führte. Die eine hager und auffallend runzelig, daher wohl hochbetagt, aber in blühende Farben angetan, sogar das kaum handgroße Gesichtchen rosenrot und die zierlich beschuhten Füßchen vogelleicht schwebend; die andere Dame jung, wohlbeleibt, daher der Gang etwas schleppend, das Gesicht bläßlich, der Anzug schlicht und dunkel. Ein kleines Mädchen schlenderte hinterdrein, einen Busch von blühendem Schilf im Arm.

Sobald die vorderen aus dem Gesicht waren, streckte der junge Herr den Kopf durch das Laub und ließ einen Ruf gleich dem des Wachtelschlags erschallen:

„Pittperitt, pittperitt!"

Das kleine Mädchen kehrte um und blickte in die Höh. „Du, Märchen!" rief es lachend; worauf der junge Herr mit gedämpfter Stimme fragte:

„Ist die Luft rein? Vermissen sie dich nicht, wenn du hier ein paar Minuten zurückbleibst?"

„Sie schwatzen von untergegangenen Städten; ich pflücke Schilf. Fiele ich in das Wasser wie dazumal aus dem Bett, wer merkte es?" versetzte die Kleine mit munterem Klang, aber einem wenig kindlichen Spott im Blick.

„So warte! Ich habe einen gottvollen Scherz für dich!" sagte der junge Herr, indem er sich behende durch die Zweige wand und von dem letzten mit einem kecken Satz zu Boden sprang.

Dezimus folgte gelassener. Da er die Frage nach dem

Gärtner Reichart noch auf dem Herzen hatte, stellte er sich bescheiden beiseite und wartete, bis die beiden miteinander fertig waren. Dabei musterte er das kleine Mädchen, das ihm, wie auch der junge Herr, bekannt vorkam, als hätte er einmal von ihm geträumt. Es hatte ein hübsches Gesicht und ein Paar mächtige Augen, die noch viel heller blitzten als seines Röschens Augen; die erdbeerroten Lippen lachten so häufig wie seiner Pfarrschwestern Lippen; aber nur wenn sie den jungen Herrn anlachten, hätte Dezimus an seiner Pastormutter Lachen denken können. An das weiße Fräulein konnte er bei dem kleinen Mädchen gar nicht denken. Sein Körperchen dauerte ihn, weil es einen so gar großen Kopf mit einem dicken schwarzen Haarwald zu tragen hatte, und daß die eine Schulter ein Ende über die andere hinausragte, nun, das nahm sich freilich neckisch aus, schadete aber nichts; das kleine Mädchen gefiel ihm doch. Der junge Herr aber gefiel ihm so, daß er kein Auge von ihm verwenden mochte und sogar die großen Rohre über ihn vergaß. Die Art, wie er mit dem kleinen Mädchen umging, rührte des Dezem Herz. Er nannte sie nicht ritterlich; aber sie war ritterlich und dabei zärtlich.

„Da bin ich, Schwesterchen!" rief er, indem er die verschobenen Schultern umfaßte. „Aber sieh mich doch einmal an. Mein neuer Rock hat doch kein Loch weggekriegt? Ist mein Haar in Ordnung, Sidi?"

Dabei bückte er sich, und das kleine Mädchen hob sich auf die Zehenspitzen, stäubte ihm den Rücken ab, strich die üppigen Locken glatt, bei welcher Beschäftigung Dezimus sich wunderte, was für lange Arme und Finger doch das kleine Mädchen habe. Der junge Herr zog ein Spiegelchen aus seiner Tasche, betrachtete sich, sagte: „Bon!" und dann erzählte er:

„Ich sitze drüben bei Vogels und bestelle mir eine halbe Sekt. Da sehe ich sie kommen. Sie glauben mich in der Klasse. Wenn bei Vogels Konzert ist! Duckmäuser! was ich bei euch lernen kann, habe ich mir lange an den Schuhen abgelaufen. Item: sie kommen! Der gnädigen Tante muß ein Extravergnügen bereitet werden. Die wird Augen gemacht haben, vom römischen Korso in Vogels Garten! Enfin, sie kommen, sie sind schon da, und daß ich nach einer Vorlesung über Moralphilosophie nicht lüstern bin, kannst du dir denken. Publica nämlich; denn privatissime halte ich sie allenfalls noch aus bis – nun, du weißt ja schon, bis wann. Ich entschlüpfe also durch die Seitentür und, weil vom Garten aus der Weg nach allen Seiten zu übersehen ist, einstweilen auf den Baum. Daß die Harfenmuhme die Musik da drüben nicht lange aushalten würde, konnte ich mir ja denken."

„Köstlich, köstlich!" rief das kleine Mädchen in die Hände klatschend.

Während der junge Herr nunmehr seinen Zusammenstoß mit dem Werbener Hirtenjungen lustig vortrug, fiel es diesem endlich – o des Schlaukopfs, endlich! – wie Schuppen von den Augen, daß es die Kinder Frau Brigittens von Hartenstein seien, welchen sein gutes Glück ihn so verwunderlich entgegengeführt. Er hatte sie nach dem Tode der Amtmannsfrau vor fünf Jahren ja gesehen, und wieviel war im Pfarrhause von ihnen die Rede gewesen! Sie freilich hatten den Bauerjungen im blauen Kittel damals nicht beachtet, und es war hübsch von der kleinen Sidi, daß sie ihm heute wie einem alten Bekannten die Hand reichte und sagte: „Auf die Sternwarte möchtest du? Aber wie willst du denn da hineinkommen, armer Schelm? Du denkst es dir wohl so leicht wie in eure Werbener Kirche?"

Der arme Schelm mochte den Kopf wohl recht erbarmungswürdig hängen lassen, denn das kleine Fräulein sann offenbar darüber nach, wie ihm zu helfen sei, und endlich rief sie, in den Augen helle Lust, wie sie sich für ihre Jahre schickte, um die gekräuselten Lippen aber ebenso hellen Hohn, wie er sich für ihre Jahre gar nicht schickte: „Ich habs, ich habs! Das trifft sich gut. Heute abend ist zu Ehren der Großtante aus Rom bei uns Tee. Ästhetischer Tee. Schadet nichts, Hirtendezem, wenn du das nicht verstehst. Der Professor, der die Sternwarte unter sich hat, kommt auch, und der soll dich mitnehmen. Verlaß dich auf mich, ich wills schon machen. Aber nun muß ich ihnen nach. Am Ende vermissen sie mich doch und stellen sich ein mit Stangen und Haken, mich aus dem Wasser zu fischen. Komm nur gleich mit, Dezimus."

Dezimus berichtete von dem Blumenstock, den er erst noch holen müßte, worauf der Junker von Hartenstein versetzte:

„Das hast du nah, Junge. Reicharts Gretchen ist eine scharmante kleine Katze, darum weiß ich, wo ihr Vater wohnt. Siehst du dort drüben. Lauf rasch, hole deine Blume, komm dann hier unter den Baum zurück und warte auf mich. Ich kann doch, bei Gott! meinen Sekt nicht im Stiche lassen, und eine frische Havanna muß ich mir auch anstecken. Du, Sidchen, gehst voran und eröffnest die Präliminarien. Das heißt, du erzählst, daß du zufällig dem Pfarrdezem aus Werben begegnet bist und die Geschichte von der Sternwarte und der Gardenia. Gelogen ist dabei ja kein Wort; denn lügen, kleine Unschuld, ich weiß es ja, lügen tust du nicht."

„Nicht gern, Märchen. Aber dir zu Gefallen tu ichs doch. Von dir ist nicht die Rede. Du sitzest in der Klasse.

Laß mich nur machen. Meine Geſchichte iſt ſchon fertig und äußerſt intereſſant."

Damit ging ſie. Sie ſchleifte den linken Fuß ein wenig, bewegte ſich aber dennoch geſchickt und ſogar graziös. Ihr Bruder ſagte:

„Höre, Junge, daß du kein Wort von unſerer Baumpartie verrätſt!"

„Wenn ſie mich nun aber fragen?" wendete Dezimus kleinlaut ein.

„Wer ſoll dich denn fragen, Dummhut? Aber nun mach fort!"

Dezimus machte fort und erlangte glücklich eine Gardenia. Sie ſollte eigentlich zwei Groſchen mehr koſten, als ihm der Vater dafür mitgegeben; da er aber verlegen ſein leeres Lederbeutelchen zeigte, ließ Herr Reichart mit ſich handeln. Hätte der Käufer eine volle ſeidene Börſe gezeigt und ſtatt des Kittels ſeinen Kandidatenrock getragen, würde Herr Reichart ſchwerlich mit ſich haben handeln laſſen. Einer von den Fällen, wo ein Hirtenjunge weiter als ein Junker reicht. „Ein Prachtexemplar" hatte Herr Reichart die Gardenia genannt. Dezimus fand einen roten Feldmohn, der von einem Erntewagen gefallen war, weit prächtiger und den Duft der Lindenblüten im Pfarrgarten weit erquicklicher als den der fremden Gardenia. Zu einem Blumiſten wie ſein Paſtorvater hatte Held Dezem leider nicht entfernt das Zeug.

Unter der Buche mußte er eine Weile warten, bis der Junker kam. Derſelbe mochte ſeine halbe Sekt allzu haſtig hinuntergeſtürzt haben, und das, was er ſeine Havanna nannte, ihm auch zur Überlaſt nach dem Kopfe geſtiegen ſein, denn ſeine Augen und Backen glühten, und er ſchwatzte beiwege in das Blaue hinein allerlei krauſes Zeug, von

welchem Dezem, der Dummhut, gottlob! nicht den zehnten Teil verstand, unbewußt jedoch spürte, daß er es in der Werbener Pfarre nicht gehört haben würde.

„Weißt du, Junge," fragte der Junker unter anderem, „wer vorhin das angepinselte Gespenst mit dem Blumenhute war, das sich von der schwarzen Hopfenstange am krummen Arme spazieren führen ließ? Die Harfenmuhme wars aus Rom, die morgen auf ihr Gut nach Werben will und heute ihre Erben, nämlich mich und Sidi, Revue passieren läßt. Und weißt du, wer die Hopfenstange war, der mein kugelrundes Mamachen wie ein Strickbeutel am anderen Arme hing? Zacharias heißt der Mann, den „gelehrten Zacharias" läßt er sich schimpfen, und ein Pfaffe ist er, aber so einer – wenn du den Unterschied verstehst –, der seinen Blödsinn nicht von der Kanzel, sondern vom Katheder zum besten gibt, item ein Herr Professor. Und mein gelehrtes, dickes Mamachen will den gelehrten dürren Zacharias zum Manne nehmen. Aber der Henker soll mich holen, wenn ich so einen Philister von Pastor Vater nenne."

„Mein zweiter Vater ist auch ein Pastor," versetzte Dezimus mit Stolz, da er des Junkers Pointe nicht verstanden hatte.

„Aber dein erster Vater war ein Schafhirt und der meine ein Freiherr von Hartenstein. Zwischen einem Pflegevater und einem Stiefvater ist übrigens noch ein Unterschied, mein Junge."

Beide Erklärungen waren unwiderleglich, daher denn Dezimus auch nichts weiter äußerte als sein Lieblingswort: „Ja."

„Nun meinetwegen," fuhr der andere fort. „Ehe es zur Hochzeit kommt, bin ich über alle Berge."

„Wo wollen Sie denn hin, Herr Max?“ fragte Dezimus betrübt, daß er den schönen jungen Herrn vielleicht im Leben nicht wiedersehen sollte.

„In die Welt hinaus, so weit als möglich. Überall besser als hier.“

„Doch nicht zu dem wilden Volke, wo Ihr lieber Vater totgeschossen worden ist?“

„Nach Rußland? nein. Rußland ist eine Despotie, und ich bin Republikaner. Und wenn Papa auch noch lebte und mich zu sich riefe, ein Tyrannenknecht werde ich nie! Ich habe es geschworen,“ flüsterte er geheimnisvoll, stimmte aber gleich darauf mit heller Kehle an: „Bricht dir nicht entzwei die Schulter, nicht entzwei die morsche Schulter, Autokrator — krator — krator. — Es hats doch niemand gehört?“ fragte er, indem er sich scheu nach allen Seiten umsah. „Es wimmelt von Spionen in diesem vermaledeiten räucherigen Nest, und alle halten sie mich schon für einen Studenten. Die armen Burschen! Denen sitzen sie gehörig auf dem Dache.“

„Sie gehen wohl noch in die Schule, Herr Max?“

„Leider, weil ich muß. Aber kein Mensch muß müssen! Und kurzum: ich will nicht mehr. Was diese Philister mir beibringen können, weiß ich längst oder brauche ich nicht zu wissen. In einem einzigen Buche steht mehr als in ihren hohlen Köpfen allen zusammen, und ich lese manchmal die halbe Nacht hindurch. Gings freilich nach meiner Mama, würde ich ein Federfuchser wie ihr Zacharias. Aber ich bedanke mich, Frau Mutter, ich bedanke mich. Die Hartenstein haben an einem Schriftgelehrten genug.“

„Da wollen Sie wohl Soldat werden wie Ihr seliger Herr Großvater, Exzellenz?“

„Ich habe das Alter noch nicht. Und dann: ja wenn

man gleich General wäre, das heißt, wenn wir schon die Republik hätten, wo das jüngste Genie am höchsten steigt. — Kommen wird sie, die Republik!" er fiel wieder in den Flüsterton — „wir haben es geschworen, Dezimus! Es ist ein Geheimbund. Er heißt der ‚Werdetag'. Ich bin Präses. Alle Sonnabend kommen wir in der ‚Sonne' zusammen; aber ganz verstohlen. Heute auch; für mich wird es spät werden wegen Mamas Teegesellschaft. Wir rauchen, wir spielen Karte, wir sind fidel. Die anderen trinken Bier. Es sind lauter arme Schlucker. Aber ich mag kein Bier; ich trinke Wein. Ich bin auch der einzige Edelmann in dem Korps. Und da haben wir es geschworen: Der Tag der Freiheit, oder die ewige Nacht! Wenn du größer wärst, Dezimus, ich meine, wenn du schon auf der Schule wärest, führte ich dich ein als Gast."

Ei nun! Held Dezimus dachte es sich gar nicht uneben, wenn er erst groß geworden sein werde, in einem fidelen Werdetag mit fidel zu sein, obschon, als armer Schlucker, nur mit Biergenuß. Vor der Hand beschäftigte ihn indessen vorzugsweise die Frage, was der schöne junge Herr werden wolle, wenn er binnen kurzem das Präsidium des Werdetags in weniger würdige Hände niederlegte? Und diese Frage stellte er denn auch ganz unumwunden, indem er zuversichtlich die Antwort erwartete: ein Sternenforscher! und begierig war zu erfahren, welcher Weg zu diesem einem so herrlichen Junker einzig geziemenden Ziele eingeschlagen werden müsse. Als der herrliche Junker nun aber einfach antwortete: „Gar nichts!" da starrte er ihm verblüfft in das Gesicht; denn einen Menschen, der gar nichts war, hatte der Zögling Konstantin Blümels sich bisher nicht denken können.

„Nichts oder alles! Ein freier Mann!" verdeutlichte Junker Max. „Mein eigener Herr. Wenn der alte Mehl-

born tot ist, sind Sidi und ich Millionäre; denn Mama will er enterben. Wir werden aber nie vergessen, daß sie unsere Mutter ist, wenn sie auch Madame Zacharias heißt. Und von der römischen Tante erben wir auch alles; denn die pröpstlichen Hartensteins sind ihr zu fromm. Vor der Hand sorgt Sidi; sie hat viel in ihrer Sparbüchse. Wirds vor der Zeit alle, gehe ich unter die Kunstreiter."

Dezimus fragte, was Kunstreiter seien, und wurde berichtet: die einzigen freien Menschen in diesem geknechteten Jahrhundert; die Schauspieler ausgenommen, deren Kunst aber lange nicht so nobel sei.

„A propos!" unterbrach sich der junge Herr, „du kommst ja über X. Hast du nicht gehört, ob der Le Voisin in der Kürassierreitbahn noch Vorstellungen gibt? Ich bin schon ein paarmal drüben gewesen; versteht sich heimlich. Heute wollte ich auch wieder hin. Wenn aber Mama Gesellschaft hat, muß ich die Honneurs machen."

Dezimus wußte, daß le voisin in Frankreich der Nachbar heiße; von einem Le Voisin in X. wußte er nichts; und da sie just vor Frau von Hartensteins Hause standen, konnte der Junker ihm nur noch einschärfen, auch wenn er gefragt werde, nichts von ihrer Begegnung zu verraten. „Mucksmäuschenstill, Junge! hörst du? und so ein Schafsgesicht gemacht wie jetzt!" Damit sprang er, je zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinan, um vor dem ästhetischen Zirkel den Geist des Sekts noch ein Stündchen auszuschlummern. „Wenn sie nach mir fragen, mache ich meine Pensa, du weißt schon, Schwesterchen," sagte er zu der kleinen Sidi, die ihm auf dem Flur entgegenkam. Sie nickte und nahm dann Dezimus, der auf des Junkers Geheiß ihm langsam nachgefolgt war, bei der Hand, um ihn der Mutter vorzuführen.

Das hätte der abenteuernde Schäferſohn in ſeinem ſtaubigen Leinenkittel ſich aber nicht träumen laſſen, daß er in dem vornehmen Hauſe aufgenommen werden würde wie ein Prinz! Ja, Heimat bleibt Heimat, der reinſten Vernunft zum Trotz. Frau Brigitte fragte nach den Bewohnern von Schloß und Pfarre, von Pächter- und Schulhaus, nach Hinz und Kunz. Sie fragte mit Anteil, wennſchon nicht mit Wärme. Nur nach ihrem Vater fragte ſie nicht, und das wäre ja auch die einzige Frage geweſen, auf welche Dezimus keinen Beſcheid hätte geben können. Endlich fragte ſie denn auch, ob ihr kleiner Gaſt Hunger habe und etwas genießen möchte, auf welche Fragen der kleine Gaſt ehrlich: „Ja“ und höflich: „Wenn ich bitten darf“ antwortete, demzufolge in die Küche geführt ward und eine gewärmte Mittagsſchüſſel vorgeſetzt erhielt, die er bis auf den Grund leerte. Die kleine Sidi, die von wenig mehr als der Luft und ein bißchen Zuckerwerk oder Obſt lebte, ſah mit Wunderaugen, welche Stoffmaſſen ſolch ein neunjähriger Hirtenmagen unterzubringen vermöge. Gehört ein guter Magen denn aber nicht zu den Grundbedingungen eines Glücklichen?

„Eure neue Gutsherrin, Fräulein von Werben, wünſcht dich zu ſehen, Dezimus,“ ſagte Frau von Hartenſtein darauf. „Reinige dich daher und kleide dich um. Meines Sohnes Zeug wird dir paſſen.“

Die kleine Sidi, welche ihr Märchen bei ſeinem Penſum von keinem Dritten ſtören laſſen wollte, war flink bei der Hand, Wäſche und Kleider herbeizuholen und den Dezem in eine Hinterſtube zu führen. „Erſt nimm ein Bad,“ ſagte ſie, indem ſie einen Schrank öffnete.

In der Werbener Pfarre wurde, ſobald es im Fluſſe zu kalt wurde, regelmäßig Sonnabend nachmittags im Waſch-

hause gebadet. Aber da setzte man sich in eine Wanne. Daß einer stehend in einem Schranke baden sollte, dünkte dem Dezem wider alle Naturordnung. Die kleine Sidi lachte ihn jedoch aus, drehte die Hähne auf, ließ kalten und warmen Regen sprühen und verlangte, daß Dezimus sich in ihrer Gegenwart unter die Traufe stelle. Er wurde feuerrot; die Kleine kicherte wie ein Kobold.

„Dummer Dezem," sagte sie. „Ich bin ja kein Mädchen! Ich habe ja einen Buckel! Ich bin ein Nix!"

Der dumme Dezem fand jedoch, daß sie trotz des Buckels kein Nix, sondern ein Mädchen sei, und jagte sie aus der Tür. Dann ließ er sich vorschriftsmäßig im Schranke bespritzen, rumpelte sich ab, bürstete den Strohwald auf seinem Kopfe glatt und machte sich fein. Obgleich der Junker fünf Jahr mehr zählte als er, paßten ihm jenes Sachen wie angegossen. Ja, Kleider machen Leute! Wenn er sich in dieser Pracht doch seinem Röschen hätte präsentieren können!

Als er eben im Begriffe war, eine Weste mit türkischem Muster anzulegen, trat die kleine Sidi wieder ein. Sie stieg auf eine Hütsche, um eine Krawatte mit künstlichem Knoten unter seinen Hemdskragen zu schlingen. „So," sagte sie, „so gefällst du mir. Nun gib mir einen Kuß!"

Dezimus leistete Folge. Gleich darauf ging es zur Vorstellung der neuen Gutsherrin in den Salon. Auf dem Flur begegnete ihnen der Junker in glänzendem Wichs und duftend wie ein Veilchen. „Mein Mäxchen ist aber doch viel schöner als du," sagte die kleine Sidi, und Dezimus stimmte ihr mit voller Überzeugung bei.

Das, was der Salon hieß, war nicht so geräumig wie die Wohnstube in der Werbener Pfarre, und einen herrschaftlichen Saal hatte Dezimus doch auch schon gesehen, wenn

auch nur einen von Ahnen bevölkerten. Dennoch stand er auf der Schwelle dieses Staatsgemachs wie geblendet, denn alles blitzte und blinkte in dem Raume. Ein Kronleuchter brannte in der Mitte und eine Lichterreihe über jeder Tür. Vor dem orangegelben Divan war der Teetisch serviert mit funkelndem Gerät; im Hintergrunde lehnte zwischen einer blühenden Hortensiengruppe eine goldene Harfe, und am entgegengesetzten Ende des Zimmers stand ein Flügel geöffnet. Gäste waren noch nicht gegenwärtig; nur die Hausfrau, der projektierte zweite Vater und die blühende alte Dame, welche er neben seiner Verlobten am krummen Arme spazieren geführt hatte. Im eifrigen Gespräch wurde der Eintritt der Kinder nicht alsobald bemerkt.

„Unerhört!" hatte eben Frau von Hartenstein ausgerufen.

„Lächerlich!" die alte Dame leichthin erwidert.

„Nicht ganz so lächerlich, wie es scheinen mag, meine Gnädige," der zukünftige Hausherr widersprochen. „Ist es doch die natürliche Konsequenz unserer unseligen Staatsmaximen. Jegliches Märtyrertum lockt wie die Phantasie, so den Unverstand. Denken Sie an die Kreuzzüge der Kinder — —"

„In homöopathischer Verdünnung," spottete die alte Dame. „Wie der Held, so sein Affe."

Bei diesen Worten traten die Kinder ein.

„Siehst du die angepinselte Mumie auf dem Sofa? Die ists. Du mußt ihr die Hand küssen," zischelte Junker Max in Dezems Ohr und schassierte graziös mit galantem Beispiel voran.

Die „Junkermuhme", mit ihren roten Bäckchen und schwarzen Löckchen unter einem umfangreichen Blumenhut, mit den weißen Zähnen hinter den lachenden Lippen, dem

smaragdgrünen Gewande und dem palmendurchwirkten Purpurschal stach dem Dezem gar wohlgefällig in die Augen; aber wie der schöne Junker es riet und tat, seine Lippen auf das schneeweiße Handschuhleder zu drücken, nein, solche Verwegenheit kam dem bescheidenen Hirtensohne nicht in den Sinn. Er machte unter der Tür einen Diener so tief, als sein stämmiges Rückgrat sich niederzwingen ließ, und da just die ersten Geladenen sich einstellten, schob er sich sacht in den Ofenwinkel.

Sidi oder, wie sie im Salon genannt wurde, Sidonie zog ihn aus diesem hervor, um sich mit ihm an einem Seitentischchen zu etablieren. Und so war es diesem zum Glück geborenen Johanniskinde beschieden, schon auf der Schwelle seines zweiten Stufenjahres der Teilnahme an einem ästhetischen Teezirkel gewürdigt zu werden. Eine Ehre, die sich auf seinen späteren Lebensstufen nicht wiederholen sollte, daher denn dem Helden im Salon ein ausgiebiges Kapitel gewidmet werden soll.

Den ersten Geladenen folgten die anderen mit der Pünktlichkeit, welche an diesem außerordentlichen Abend den Drang der Huldigung bedeutete: kunstsinnige Damen ohne ihre weniger kunstsinnigen Ehegatten, gelehrte Herren ohne ihre weniger gelehrten Ehegattinnen; die Creme des akademischen Genius; desgleichen etliche ledige schöngeistige Wesen beiderlei Geschlechts aus dem Laienstande. Männiglich wie weibiglich verbeugte sich mit nicht weniger feierlichem Ernst wie der Hirtensohn von Werben vor der farbenprangenden Muse, welche die Magie der Sixtinischen Kapelle umwitterte. Die Hausfrau bereitete den Tee; schweigend in aschgrauem Kleid, weißer Pelerine und spiegelglattem Haarscheitel ein Bild der ernsten Wissen-

ſchaft neben dem der heiteren Kunſt und, abſichtlich oder nicht, deſſen Folie. Sie hatte ſich, der geſelligen Gewöhnung der Verwandtin ihrer Kinder tunlichſt zu genügen, zu dieſer läppiſchen Unterhaltung herbeigelaſſen, in ihren Zügen aber ſtand geſchrieben: „Einmal und nicht wieder.“ Jederzeit von bleicher Geſichtsfarbe, glich dieſelbe heute der ihres Gewandes, das heißt nichts weniger als einer bräutlichen; ihre Lippen waren feſt geſchloſſen, die Augen verfolgten den Sohn, und als dieſer Miene machte, dem um den Teetiſch ſich bildenden Zirkel ſich einzureihen, verwies ſie ihn mit einer eiſigen Gebärde in den Kinderwinkel.

Soweit es einer Mutter von ſo ſtrenger Gedankenzucht geſtattet iſt, einen Liebling oder gar einen Verzug zu haben, das heißt unwillkürlich und unbewußt, ſo weit, und leider ſchon viel zu weit, war es Brigitten von Hartenſtein dieſer ſchöne Knabe, der Erſtling ihres Jugendglücks. Das Blut ſchoß ihm daher bei dieſer unerlebten Demütigung in das Geſicht; trotzig ſchritt er nach der Tür; ruhig ging die Mutter ihm nach und führte ihn, ohne ein Wort zu ſagen, ſo wie man ein unartiges Kind in die Ecke ſtellt, an das Pfeifertiſchchen.

Junker Max ſchäumte; eine Weile ſaß er ſtockſtumm, an der Unterlippe nagend, die Hände wühlend in dem lockigen Haar; die kleine Sidi ſtreichelte ihm die Backen, flüſterte die zärtlichſten Schmeichelnamen in ſein Ohr, machte nach dem Teetiſch hin eine Fauſt und lief dann, mit der Inſpiration der Liebe, ihr noch uneingeweihtes, goldgepreßtes Stammbuch herbeizuholen, auch Tinte und eine feingeſchnittene Krähenfeder, die ſie dem Erzürnten mit einem aufmunternden Wink in die Hand zwang. Und die Aufmunterung wirkte; das Selbſtbewußtſein beſiegte die Kränkung; es erwachte der Stolz, welcher dem Tertianer

ziemt, wenn er sich von Gottes und Rechts wegen als Primus in Prima fühlt und das Haupt einer republikanischen Verschwörung ist. War dieses Konvivium hochgradigsten Philistertums und allerverdrehtester alter Schrauben das Opfer der Unterhaltung eines genialen Jünglings wert, eines Jünglings, welcher der Apollo des Gymnasiums hieß und nach welchem die holdesten Mädchen sich schmachtend die Augen aus dem Kopfe sahen? Unsinn! Blödsinn! Abgeschmackt! Wert war das Konvivium allein seines satirischen Kunstgeschicks, und was wahr ist, muß wahr bleiben – das Album der kleinen Sidi ist der Nachwelt erhalten worden –, die flüchtigen Federskizzen, welche am Kindertischchen gleichsam aus dem Ärmel geschüttelt wurden, sie würden dem ernsthaftesten der ernsthaften Herrn am Teetisch ein Lächeln abgezwungen haben, vorausgesetzt, daß er beim Blättern nicht auf die Illustration seiner eigenen werten Person gestoßen wäre. Vor diesem vierzehnjährigen Karikaturisten lag eine Zukunft.

Der arme Dezem freilich saß zwischen dem satirischen Geziſchel und Gekritzel hüben und dem ästhetischen Gesumme und Gebrumme drüben wie ein verirrtes Weidelamm. Zum ersten Male im Leben würde er sich sterblich gelangweilt haben, hätte die Spannung nach dem großen Manne, welcher die Sternwarte regieren sollte, sein Blut nicht in Wallung erhalten. Sooft die Tür sich auftat und ein neuer Herr Doktor oder Herr Professor Fräulein Thusnelden von Werben vorgestellt wurde, fragte Dezimus seine kleine Gönnerin: „Ist es der?“ Aber immer war es der noch nicht.

Der Tee hatte gezogen, die Hausfrau eine silberne Schelle ertönen lassen; der letzte Stuhl im Kreise war besetzt, Dezems Hoffnung tief gesunken. Da – da öffnete sich die

Tür, und ein bleicher Jüngling trat ein mit einer Miene, welche Dezimus an die seines Kantors Beyfuß erinnerte, wenn er als Leichenbitter feierlich von Haus zu Hause wandelte. Auch der schwarze Leibrock, den er trug, hätte füglich Kantor Beyfußens Kleiderschrank entlehnt sein können; nur die Handschuhe waren nicht ganz schwarz, sondern vermutlich einmal weiß gewesen und von einem Stoff, aus dem man Strümpfe macht.

„Da kommt er!" rief Dezimus neubelebt.

Schallendes Gelächter am Pfeifertisch! Unschuldiges Weidelamm, weißt du denn nicht einmal, was ein Lohnbedienter ist, der bei festlichen Gelegenheiten, an Stelle der Köchin, das Teebrett umherreicht? Ach nein, du weißt es nicht. In deinem Pastorhause wird das Brett von den lieben Schwestern umhergereicht, und du selbst bist schon manchesmal mit dem Kuchenkörbchen hinterdrein geschritten. Dein Herz wird immer schwerer, armer Dezem.

Aber jetzt, jetzt! Noch einmal öffnet sich die Tür, und ein Herr tritt ein, ein hoher, stattlicher Herr mit blühenden Wangen, aber, kurios! schon mit schneeweißem Lockenhaar wie die selige Exzellenz; und auch wie eine Exzellenz trägt er eine stolze Uniform, silbergeschnürt von silbergrauer Farbe, Beinkleider, die bloß bis zum Knie reichen, weißseidene Strümpfe und Schnallenschuhe; nur keinen Säbel. „Da ist er!" jubelt Dezimus laut auf; und wiederum schallendes Gelächter; selber am feierlichen Teetisch bricht eine joviale Laune durch, als Fräulein Thusnelda zu dem blühenden Herrn mit den weißen Locken, der ihr das Teegebäck präsentiert, sagt: „Bedanke dich bei meinem kleinen Landsmann, Mattner; er hat dich für einen Gelehrten gehalten." Dem kleinen Landsmann fiel das Herz vor die Schuhe.

Der Tee iſt genommen; der Hausherr der Zukunft erhebt ſich, um die gefeierte Virtuoſin an ihre Harfe zwiſchen der Hortenſiengruppe zu führen. Sie ſtreift die weißen Handſchuhe ab, die hinan bis zu dem radförmigen, kurzen Bauſchärmel reichen. Die „ſchönſten" Frauenarme enthüllen ſich. Üppig ſind ſie nicht, denn Kunſtübung zehrt; aber mehlig weiß wie des blühenden Mattner Haupt. Sie ſtimmt die Saiten, ſie präludiert; kein Hauch geht durch den Salon, keine Regung; nur die ſchwarzen Löckchen zittern unter dem Blumenhut: dann ein Lied ſonder Dichterwort noch Sangeslaut, aber zart, rein und glühend der tiefſten Seele entſtrömend, ſo wie Thusnelda von Werben, und nur ſie, die Adelaide einſt geſungen hat, als ſie jung und neu, eine Liebesbotſchaft aus himmliſchen Sphären, die lauſchende Welt mit Wonneſchauern durchbebte. O du Hirtenſohn aus Bethlehem! Das Saitenſpiel, das dich zum König weihte, es ſcheucht heute noch wie vor Jahrtauſenden die finſteren Dämonen aus dem Menſchenhirn; was aber mehr bedeuten will, es ſchmelzt die Rinde der Philiſterherzen. Dein kleiner, deutſcher Hirtenbruder vergißt die geträumten Sternenrohre; die weiſen Leviten drücken einander ſtumm die Hände, und die Prieſterinnen des Schönen weinen überirdiſche Entzückungszähren. Das kleine, verwachſene Mädchen aber ſtürzt ſich jauchzend der alten Künſtlerin an die Bruſt, und ihr ſchöner Bruder Übermut zerknittert ſein gelungenſtes Blatt, das die Unterſchrift „Harfenmuhme" trägt. Nur die Hausfrau hatte unbewegt geſeſſen, die Blicke geheftet auf ihren Sohn.

Das Dankopfer entſprach dem Enthuſiasmus des Eindrucks. Man hatte etwas Vollendetes gehört und, was mehr bedeuten will, etwas Ungewohntes. Aber die vollendetſte Piece füllt einen Teeabend nicht aus, und wer hat

den Mut oder die Demut, nach dieser Ersten der Zweite zu sein und nach dem Ungewohnten mit etwas Gewohntem aufzuwarten? Kein Mann; nicht der musikbeflissenste der jungen Doktoren, weder der vielbeliebte Cellospieler noch der allbeliebte Balladensänger; ein Weib mußte sie beschämen. Ein Fräulein mit goldenen Hängelocken ließ sich nach schicklichem Sträuben an den Flügel führen, kramte eine Weile sinnend in dem mitgebrachten Notenvorrat und wählte darauf, sei es nun in erweckter heiliger Erinnerung an den Reigentanz vor der Bundeslade, sei es in der profaneren an die eigene leider entschwundene Reigenzeit, genug, das Fräulein wählte Webers Aufforderung zum Tanz; noch immer das beliebteste Vortragsstück der Zeit und gemeinhin ein recht bewegliches Stück. Weil die Dame aber in jenes Stadium getreten war, das zwischen denen des Vogels und Fisches im weiblichen Erdenwallen die Mitte hält, begann sie und beharrte ohne Abirrung in dem feierlich maßvollen Tempo, in welchem der König der Harfe unzweifelhaft seinen Reigentanz vorgeführt haben wird, oder in welchem heutigentages etwa ein Großvater den Reigen mit der Großmutter eröffnen würde.

Keiner von der Dame musikalischen Freunden hatte ihr bis heute eine Beschleunigung dieses Tempos zugemutet; keiner, selber der rigoristische Cellodoktor nicht, hatte es einer in heilige oder profane Erinnerungen Verlorenen bemerkbarlich übelgenommen, wenn bei schwierigen Touren ihr ein kleiner unharmonischer Fehlgriff entschlüpfte. Heute aber zuckten Finger und Füße, wackelten Löckchen und Blümchen am ästhetischen Teetisch, und am satirischen Pfeifertisch wurden ganz ausverschämte Gesichter geschnitten. Bei Gelegenheit einer kleinen Terz, die korrekter gegriffen eine große gewesen wäre, kreischte die kleine Sidi laut auf:

„Au!“ und dann wechſelte ſie mit der römiſchen Großtante einen Blick und ein Kopfnicken, die eine weit nähere Wahl- als Blutsverwandtſchaft bekundeten.

„Du ſpielſt ja wohl auch, Kind?“ fragte Fräulein Thusnelda zum Pfeifertiſch hinüber, nachdem die ſtimmungsvolle Dame geendet und den Tribut der Höflichkeit geerntet hatte.

„Gewiß!“ antwortete Sidi dreiſt.

„So laß einmal hören, Kleine.“

Die Mutter wollte es wehren, aber die Kleine hatte bereits Poſto gefaßt auf dem Kiſſen, mit welchem Bruder Max hurtig das Taburett vor dem Flügel erhöht hatte, und ſtreckte die Hände, die für ihre Figur zwar unmäßig lang, immer jedoch nur die eines zwölfjährigen Mädchens waren, auf die Taſten.

„Was ſoll ich ſpielen?“ fragte ſie nach der Tante gewendet.

„Was du zu können glaubſt, Kleine.“

Die Kleine klappte das Notenheft zu, das vor ihr noch aufgeſchlagen lag; ihre Augen funkelten wie Koboldsaugen, und aus dem Kopfe ſtatt aus dem erinnerungsreichen Gemüt ſchlugen die ſchlanken Finger das eben verklungene Tonſtück von neuem an, aber mit „Poſaunen und Jauchzen“, im Tempo der Jugendluſt und ohne einen einzigen unharmoniſchen Ober- oder Unterſatz. Die Weiſeſten der Weiſen trippelten mit den Füßen wie auf ihrem erſten Studentenball, und dann klatſchten ſie bravo mit aller Macht; nur die ſchönſten der erheiterten ſchönen Seelen blinzelten ohne ein Fünkchen Schadenfreude zu der gedemütigten Mitſchweſter hinüber; die kleine Sidi aber warf ſich in ihres Mäxchens Arme; ſie hatte ſeine Kränkung gerächt, den Pfeifertiſch zu Ehren gebracht. Daß ſie mit ihrem Triumph über die zum Tanze herausfordernde Jungfrau ſich ein

Künſtlerherz verbunden und eine weittragende Ausſicht für ihr verkümmertes Daſein gewonnen hatte, das ahnete die kleine Sidi in dieſer Stunde freilich noch nicht. Nur die Mutter hatte das dreiſte Wettſpiel nicht herausgehört. Sie hegte keine Reigenerinnerungen, und Muſik war ihr gedankenſtörendes Geräuſch; ihre Blicke hafteten an dem ſchönen Sohn.

Der Muſe, welcher ein gaſtlicher Sinn den Vorrang gegönnt hatte, war mit dieſem Bravourſtück genuggetan; wennſchon für die weniger ſinnlichen Darbietungen, die ihm folgen ſollten, ſtatt der hüpfenden Stimmung eine elegiſche empfänglicher gemacht haben würde.

Denn zur Feier der fremden Künſtlerin und zur zarten Mahnung an den Wert des deutſchen Vaterlandes, dem ſie eingeſtandenermaßen nach dieſem letzten Beſuche und der Ordnung ihrer heimiſchen Angelegenheiten für immer den Rücken zu kehren gewillt war, hatte eine Kunſtſchweſter auf verwandtem Gebiet und zugleich Witwe eines grundgelehrten deutſchen Mannes, ſich bewogen gefühlt, von ihren mannigfachen Reliquien die heimlichſte und heiligſte zum erſten Male zu offenbaren: einen Brief, in welchem der größte deutſche Dichter mit ſeiner eigenhändigen Unterſchrift ſein Beileid an ihrer Verwitwung beglaubigt hatte.

Der große Dichter war, wie der große Gelehrte, wills Gott! ein Seliger geworden; um beide vereint trug die edle deutſche Frau ſeit Jahren ſchon den Trauerſchleier; und hatte ſie den einen von ihnen auch niemals mit leiblichen Augen geſehen, fühlte ſie ſich geiſtig dennoch eine Doppelwitwe; denn ſie ſelber war eine Dichterin und nicht gering das huldigende Opfer, ein Wort, das der größte Bruder im Apoll an den Schweſtergenius gerichtet, mit einer bloß ausübenden Künſtlerin zu teilen.

Die Eröffnung würdig vorzubereiten, hatte ein befreundeter Doktor der Ästhetik einen Vortrag ausgearbeitet, welcher in Betracht, daß sein Hörerkreis wenn nicht der Mehrzahl so doch der Hauptperson nach der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes angehörte, des Altmeisters bildenden Einfluß auf diese schönere Hälfte behandelte, und in welchem er diese Hälfte wieder in zwei Hälften, fachgemäßer ausgedrückt: Kategorien — — —

Aber — der Vortrag ist ja gedruckt und von Mit- und Nachwelt gebührentlich gewürdigt worden; wenn jedoch — denn das ist der Kasus, auf welchen es an dieser Stelle lediglich ankommt, — wenn also der Held dieser Geschichte ihn nicht gebührentlich gewürdigt hat, so wird hoffentlich weder dem Vortrag noch dem Helden ein Abbruch an ihrer Schätzung dadurch geschehen. Fragwürdig würde im Gegenteil erscheinen, ob es der Vortrag verdiente, gedruckt der Nachwelt erhalten zu werden, wenn er auf besagten Helden einen anderen Eindruck gemacht hätte, als den er gemacht hat; und ebenso fragwürdig, ob der Held verdient hätte, dereinst biographisch behandelt zu werden, wenn er — auch abgesehen von einer zweimeiligen Fußwanderung — einem Vortrag über Goethes bildenden Einfluß auf das weibliche Geschlecht, müßig und mucksmäuschenstill sitzend, drei Viertelstunden lang zugehört hätte, ohne — versteht sich nur in seinem zweiten Stufenjahr! — die Wirkung zu erfahren, die er erfuhr.

Der brave Dezimus, er reißt die Augen auf und gähnt mit vorgehaltener Hand, wie es dem Zögling einer einstmals gräflichen Gouvernante ziemt; aber immer schwerer nickt und immer tiefer sinkt sein dicker Kopf, jetzt hinunter bis zur türkischen Weste, jetzt bis auf die Arme, die sich über dem Pfeifertischchen kreuzen. „Ist er da?“ lallt er noch, dann fallen die Lider ihm zu, und er hört von der

Beileidsbezeigung des großen Goethe und dem, was ihr vorangeht und nachfolgt, kein Sterbenswort. Er schläft; er schläft wie ein junger Ratz; er hat in seinem Leben noch nicht so fest – nein, das wäre zuviel behauptet –, aber er hat in seinem Leben nicht fester geschlafen.

„Dieser Hirtensohn bekundet einen hohen Grad frühreifer Urteilskraft!" bemerkte, keineswegs im Flüsterton, Fräulein Thusnelda gegen ihren Nachbar, den anverlobten Hausherrn, und der anverlobte Hausherr seufzte zur Erwiderung: „Beneidenswerter Stand der Unschuld!"

Weiter kam er nicht; denn der Ästhetiker hatte eben das Heft zugeschlagen, die Reliquie wurde aus dem Busen gezogen, und: „Auf die Suppe folgt der Braten," sagte Fräulein Thusnelda.

Das Diktat, welches nunmehr zum Vortrag gebracht wurde, enthielt nur wenige schlichte Worte, wie ein Greis bei eines Greises Scheiden sie naturgemäß fühlt und sagt; von einem anderen an eine andere gerichtet, würde, in beruhigter Gemütsstimmung, das Schreiben mit manchen ähnlich lautenden von dem Kaminfeuer verzehrt worden sein, dahingegen von einem Goethe diktiert und von eines Goethe eigener Hand unterzeichnet, es alle Aussicht hat, die schwungvollsten Trauerkarmen und sogar das gelehrte Elaborat, zu welchem es den Impuls gegeben, um unberechenbare Generationen zu überdauern, ja einem edlen Weine gleich, mit jedem Lagerjahre an Wert zu steigen. Wie fühlte heute schon die glückliche Eignerin, trotz ihres Witwenunglücks, sich beneidet! wie phantasievoll ergründete sie aber auch die geheimnisvolle Tiefe jeglichen Bindeworts, spürte unter dem gelassenen Redesatz den klopfenden Jugendpuls, schöpfte, ohne ihn zu erschöpfen, aus dem Born einer göttlichen Zeugungskraft.

Der Drang nach einem weihevollen Abschluß des Seelenschmauses, bevor das kalte Abendbrot gereicht ward, ist unüberwindlich; die edle Witwe erhebt sich; sie war nicht nur eine Dichterin, sie war in gehobenen Momenten es auch aus dem Stegreife. Die Gesellschaft erwartete eine Improvisation. Die Dichterin wagt an ihre musikalische Kunstschwester die Bitte um leise Harfenbegleitung; die Kunstschwester aber schüttelt schnöde die schwarzen Löckchen unter dem weißen Blumenhut, worauf hinwiederum die Dichterin wehmutsvoll die weißen Locken unter dem schwarzen Schleiertuch schüttelt und mit in die Höhe geschlagenem Blick, einer Seherin gleich, die himmlische Eingebung erwartet, als — — als die Tür sich auftut und — ja, das Glück kommt nicht bloß Märchenprinzen im Schlaf! — und Er erscheint, Er ist da!

So gering auf einer mittleren Universität die Hörerzahl eines Astronomen auch nur sein kann, so gab es auf der unseren jener Zeit nicht bloß keinen gefeierteren, sondern auch keinen populäreren Lehrer als den alten Herrn mit dem sokratischen Satyrkopf und dem sokratischen Menschenherzen, und nicht Frau von Hartenstein allein strich den Tag, an welchem er ihr Haus zu flüchtiger Einkehr beehrte, rot im Kalender an. Heute scheuchte seine Begrüßung zum ersten Male die Sorgenwolken von ihrer Stirn, wenngleich er auch heute leider nur als Meteor am ästhetischen Firmament auftauchen sollte; denn am wissenschaftlichen Firmament hatte sich eine totale Mondfinsternis angekündigt, und der Umgang mit großen und kleinen Himmelsregenten erzieht nun einmal eine Höflingsschule.

„Indessen," setzte er hinzu, indem er Fräulein von Werben, als einer alten Bekanntin, die Hand drückte, „ließ es mir doch keine Ruhe, Sie, Verehrteste, noch einmal zu sehen

und, wenn es sein kann, zu hören. Denn es bleibt bei Ihrem Wort: unser beider Künste sind Schwestern, und welche von ihnen die ältere ist, ob die erste Harfe, welche ein Thebaner gestimmt, oder die erste Mondfinsternis, welche ein Chaldäer beobachtet hat, diesen zweifelhaften Vorrang wollen wir uns gegenseitig nicht streitig machen. Und darum, edle Thebanerin, rühren Sie Ihr Saitenspiel zu einer Weise, nach welcher der alte Chaldäer für den Rest seiner Nächte die himmlischen Leuchten harmonisch wandeln sehen wird."

In der nächsten Minute saß Fräulein von Werben zwischen der Hortensiengruppe hinter ihrer goldumrahmten Pedalharfe, vielleicht der klangvollsten und kostbarsten, welche Erards Meisterhand konstruiert hat. Während sie stimmte, sagte der Professor nachdenklich: „Seit ich Sie zum ersten Male hörte, es war in der Dresdener Hofkirche, und lange, lange ist es ja her, ich war fast noch ein Knabe, und Sie, Sie sangen damals noch – Thusnelda mit der Seraphsstimme! wissen Sie wohl? –, seitdem nun hat mir in mancher stillen Sternennacht eine alte italienische Hymne vor den Ohren gesummt, ja ich darf sagen, wie Sphärenrhythmus das Herz sehnsüchtig geschwellt. In Wirklichkeit habe ich die Melodie niemals wieder vernommen. Es wäre ein Wunder, wenn Sie sich ihrer noch erinnerten."

„Das Wunder könnte sich begeben haben," versetzte das Fräulein. „Aber sagen Sie, Professor, warum tragen Sie nicht wie ich eine Perücke? Das Organ der Galanterie liegt Ihnen bedenklich bloß. Die Harmonie der Sphären sollen Sie übrigens noch einmal klingen hören, wenn auch nur mittelst eines Notbehelfs. Die Finger sind mir, gottlob! noch nicht lahm geworden."

„Die Zunge auch nicht," versetzte der Professor, und beide lachten.

Dann griff die Künstlerin in die Saiten zu einer jener kindlich hehren, friedvollen Palestrinischen Weisen, die man in Deutschland dazumal außerhalb der Dresdener Hofkirche nur selten hörte, welche die Dame aber mit solcher Virtuosität, auch des Gemütes, modulierte, daß der alte Chaldäer durch den Notbehelf der Saiten sich gar wohl in der Jugend goldene Sangestage versetzt fühlen durfte und eine edle Dichterin nur mit übermenschlicher Anstrengung die zuströmenden Gesichte im Herzensgrunde zu stauen vermochte.

„Nun aber Gefallen für Gefallen, Freund," sagte Fräulein Thusnelda, nachdem sie auf ihren Divanplatz zurückgekehrt war. „Hat die Kunst meiner alten Finger den Weisen auf eine Viertelstunde wieder jung gemacht, soll seine alte Weisheit einen Jungen auf ein paar Jahrgänge älter machen."

Und sie erzählte darauf das Sternenabenteuer ihres Werbenschen Schäferbuben mit so knapper Anschaulichkeit, wob mit so anmutigem Humor sein Dezemsschicksal ein, daß die Gesellschaft dem Vortrag der gewandten, alten Scheherezade lauschte wie zuvor dem der gewandten, alten Harfenkönigin. Ja, das Glück kommt im Schlaf. Glückseliges Johanniskind, in dieser Schlummerstunde wurdest du zum Romanhelden inauguriert!

„Fast tut es mir leid, Ihren kleinen Träumer ernüchtern zu müssen," versetzte der Professor. „Wenn er aber ein Rechter ist, würde trotz allem und allem es eines Tages doch geschehen müssen. So früh als möglich demnach die Probe. Wach auf, mein Sohn, wach auf!"

„Dezem, wach auf!" rief die kleine Sidi, indem sie den Schläfer an den Schultern schüttelte.

Dezem fuhr in die Höhe und rieb ſich die Augen. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Eben hatte er in dunkler Bodenkammer von ſeinem Röschen geträumt, und nun ſaß er in ſtrahlendem Kerzenlicht, und eine vornehme Geſellſchaft ſtand lachend um ihn her. Er wurde wie mit Scharlach übergoſſen und hätte vor Scham in die Erde kriechen mögen. „Komm, kleiner Kollege," ſagte der Profeſſor, ihn bei der Hand faſſend. „Die Sterne haben nicht warten gelernt."

„Geſtatten der Herr Profeſſor, daß ich mich anſchließe?" fragte Junker Max.

Der Profeſſor wechſelte einen bedeutungsvollen Blick mit der Mutter und ihrem auserkorenen Gemahl.

„Beſſer den Mond ſich verfinſtern ſehen als ſich einem Sonnenſtich ausſetzen," äußerte Fräulein Thusnelda, worauf die Mutter denn in ſtrengem Ton entſchied:

„So geh! Daß du aber, ſobald der Herr Profeſſor dich entläßt, ungeſäumt auf geradem Wege nach Hauſe kommſt. Und du mit ihm, Dezimus, hörſt du? Ich verlaſſe mich auf dich."

Dezimus ſagte: „Ja!" Junker Max war weiß geworden wie eine Wand.

Sie gingen.

Der Weg zum Obſervatorium war ziemlich weit. Als ſie in ein dunkles Quergäßchen der an dunklen Quergäßchen äußerſt reichen Stadt bogen, raunte der Junker in Dezems Ohr: „Wir ſind verraten, ich muß ſie warnen!" und bat darauf mit ausgeſuchter Höflichkeit den Herrn Profeſſor, wegen plötzlichen Schwindels nur zu einem Trunk Waſſer in ein Haus treten zu dürfen, über deſſen offnem Torweg eine ſchwächliche Öllampe das Zeichen „Zur goldenen Sonne" erkennen ließ.

Der alte Herr schüttelte den Kopf; ehe er aber noch seiner Weigerung in Worten Ausdruck geben konnte, wurde er von einem anderen überholt, mit dem er stumm einen Händedruck wechselte und der alsobald hinter der verglimmenden Sonne verschwand.

„Unser Rektor!" zischelte Max, indem er sich zitternd an Dezems Arm klammerte.

Er sprach kein Wort während des Weges; auch der alte Chaldäer schien den Schwindelanfall für abgetan anzusehn; er wendete sich mit seinen Fragen ausschließlich dem kleinen Sternenfreunde zu, und dieser offenbarte zutraulich alle Heimlichkeiten, die er seinen himmlischen Lieblingen abgelauscht. Als darauf jedoch der alte Chaldäer ihm das heutige Phänomen leichtfaßlich erklärt hatte, da schwieg freilich auch er; aber die hohen Lieblinge blickten in ein ernsthaftes Kindergesicht, das eine Weihe empfangen hatte.

„Du wirst," sagte der Professor, „nichts anderes als einen Schatten über die Mondscheibe ziehen sehen, wie du schon manches Mal eine Wolke darüber ziehen sahst. Auch wirst du die Sternbilder, die du mit bloßen Augen wahrnimmst, nicht, wie du vermutest, in Mondes- oder gar Sonnengröße schauen, und die, welche dir erst das Fernrohr deutlich macht, werden dir nur als schwache Fünkchen leuchten. Das darf dich aber nicht beirren, mein Sohn. Nichts, was wir hienieden schauen können, ist so groß, als wir es uns denken, und nichts, was wir erreichen können, so vollständig, als wir es erstreben. Weil du nun aber nunmehr weißt, daß es der Schatten deiner Erde ist, welcher dir, seit Jahrhunderten voraus berechenbar, ihren Trabanten ein paar Minuten lang verhüllte, und weil du weißt, daß die kleinen Himmelslichter,

welche es dir angetan haben, Welten sind wie die, welche du bewohnst, und daß es millionenmal mehr und millionenmal fernere Welten gibt als die, welche du selbst mit den schärfsten menschlichen Werkzeugen zu erkennen vermagst, darum wird es dir keine Ruhe lassen, ihr gesetzmäßige Bahn, soweit deine Kräfte reichen, zu erforschen, und es würde mich freuen, wenn ich dir bei dieser Forschung dereinst länger als heute ein Führer sein dürfte."

Und es geschah, wie der weise Chaldäer vorausgesagt. Der sinnliche Eindruck, welchen Dezimus durch das große Rohr empfing, blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück, und der des Gemüts war nicht so erhebend wie der des Allnachtshimmels ohne die räumliche Beschränkung durch ein Instrument. Das aber, was als Gedanke schon in dem Kinde geglommen, hatte einen Sporn erhalten, der seinem Mannesstreben die Richtung gab.

Das erste Morgengrau dämmerte, als sie die Sternwarte verließen, welche – auch eine Enttäuschung für den Hirtensohn – nichts weniger als einem hehren Tempelbau glich. Der unglückliche junge Verschwörer hatte während der langen Beobachtungsstunden wie auf Kohlen gestanden und an keinen anderen Erdschatten gedacht als den, welcher den Werdetag verfinsterte. Nachdem der Professor die Knaben in dem Garten, der das Observatorium umgab, verlassen hatte, um nach seiner Wohnung abzubiegen, rief Max mit bebender Stimme:

„Ich muß fort, auf der Stelle! Was hülfe es, wenn sie mich auch noch faßten! Gib Sidi heimlich dies Blatt. Gottlob! daß ich es unbemerkt kritzeln konnte. Sonst gegen keinen Menschen ein Wort. Adieu!"

„Nein, Herr Max," entgegnete Dezimus, indem er ihm den Weg vertrat. „Sie müssen mit mir nach Hause

gehen. Wir haben es Ihrer Frau Mutter versprochen und dem Herrn Sternenprofessor auch."

„Aber, Junge," schrie Max außer sich, „bist du denn gar zu dumm? Begreifst du denn nicht, um was es sich handelt? Sie haben die Statuten, sie haben die Mitverschworenen. Ich bin das Haupt: ein gräßliches Exempel wird statuiert werden. Lebenslängliches Zuchthaus, ein Todesurteil — —"

„Ach bewahre!" tröstete Dezimus. „Das läßt ja der Herr Professor, Ihr zweiter Vater, gar nicht zu. Kommen Sie nur, kommen Sie!"

Er wollte ihn fortziehen, jener sich losreißen. Sie rangen miteinander in der stillen, noch nächtigen Gartenallee. Dezimus war der stärkere, Max der gewandtere; der Sieg zweifelhaft. Da — da, wie ein lauerndes Gespenst aus dem Boden geschossen — stand plötzlich der zweite Vater zwischen ihnen, packte, ohne einen Laut von sich zu geben, den zukünftigen Sohn am Arm und schleppte ihn stracks nach Hause.

Als der Dezem nun still hinter den beiden herschlenderte, waren Sonne, Mond und Sterne für ihn am Himmel ausgelöscht. Denn wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen und wie ein Zentner auf sein Herz. Hatte er den schlimmen Streich, den er einem anderen gewehrt, nicht ausgeführt? War er nicht heimlich in die Welt hinausgelaufen? Würde seine liebe Mutter nicht in Angst um ihn vergehen und sein gütiger zweiter Vater zum ersten Male ein gräßliches Exempel an ihm statuieren? Ach, der ruchlose Bösewicht, der er war! Und alles um eines Werdetags willen, gerade so wie Junker Max! Bittere Reuetränen strömten über seine Backen. Er wollte nur bei Frau von Hartenstein seinen Kittel wieder anziehen,

dann in einem Atem heimlaufen und, wie der verlorene Sohn, fußfällig für seine Schandtat um Vergebung flehen.

Als er aber das Haus erreichte, in welchem die ästhetische Versammlung sich seit Stunden aufgelöst hatte, stieß er unter der Tür auf die alte Gutsdame, die, nach einer langen vertraulichen Besprechung mit ihrer Verwandtin, im Begriffe war, in ihr Hotel zurückzukehren.

„Du bleibst, Junge!" sagte sie lachend. „Ich bringe dich morgen selbst nach Werben und übernehme die Verantwortung bei deinen Eltern."

Was sollte Dezem tun? Er blieb, legte sich aufs Ohr und schlief; der ruchlose Bösewicht, er schlief, als hätte er das allerfriedlichste Gewissen zu seinem Schlummerpfühl. Als er aber endlich gegen Mittag durch die kleine Sidi mit Gewalt aus den Federn, in die Kleider und zur Besinnung gebracht worden war, da hätte an schwindelhaftem Erfolg binnen vierundzwanzig Stunden sich wohl nicht leicht ein Abenteurer mit ihm messen können.

Ausgerückt im Bauernkittel auf dem Butterfaß des Leiterkarrens, kehrte er heim im Junkerhabit auf hohem Kutscherthron, neben dem schmetternden Postillion, der ein Viergespann lenkte; rollte im Fluge die Straße entlang, auf der er gestern im Schweiße seines Angesichts getrabt war. Im hinteren Kabriolett hatte, von seinem Ehrenplatze durch ihn verdrängt, der Diener mit den blühenden Wangen und dem schneeweißen Lockenhaar sich mißmütig eingeschichtet zwischen die ältliche Kammerdame und einen Berg von Schachteln und Koffern. Im Fond der wappenprangenden Reisekarosse saß die Gutsherrin mit Junker Max; auf dem Rücksitz ruhte eingekapselt die goldene Harfe, der Künstlerin zweites Ich, das sie eifersüchtig mit

den Augen hütete. So glorreich sollte der Einzug in Werben gehalten werden! Und dazu im Arm die duftende Gardenia und im Herzen die Erinnerung an das große Rohr und den weisen Chaldäer!

Was im Inneren des Wappenwagens verhandelt wurde, drang natürlich nicht zu Dezems Ohr. Daß es ein hochnotpeinliches Strafgericht sein könne, befürchtete er keineswegs, war im Gegenteil heute mehr noch als gestern geneigt, den jugendlichen Verschwörer als Helden zu bewundern, da beim Einsteigen sein schönes Gesicht vor Glückseligkeit gestrahlt hatte und er keinen Gedanken an seine nächtlichen Ängste und ihren beiderseitigen Ringkampf bewahrt zu haben schien. Die kleine Sidi hatte sich zwar mit Tränen aus seinen Armen gewunden, aber es waren Tränen, welche ein Schimmer froher Erwartung durchleuchtete.

Als in der Stadt, wo Dezimus gestern die Gardenia vergeblich gesucht hatte, die Pferde gewechselt wurden, langte aus entgegengesetzter Richtung die Personenpost eben an. Mehrere Passagiere stiegen aus; unter ihnen ein ältlicher Herr, der sich seine Peife an der des Schirrmeisters anzündete. „Der Vater!“ jubelte Dezimus auf, sprang mit einem Satze vom Bock und hielt die seltene Blume wie im Triumph in die Höhe.

„Mein guter Sohn!“ sagte Pastor Blümel gerührt. „Mir zuliebe hast du diesen weiten Weg gemacht!“

Dezimus stand wie angedonnert mit niedergeschlagenen Augen:

„Ach nein, Vater,“ sagte er kleinlaut darauf, „ich habe es den Sternen zuliebe getan.“

Bevor der Vater das Rätsel zu lösen vermochte, beugte sich zwischen den Spiegelscheiben des Wappenwagens ein

blumengeschmücktes Lockenhaupt hervor, und eine glockenhelle Stimme rief:

„Dieses redliche Hirtenblut wollen wir zu Ihrem Nachfolger heranziehen, Herr Pastor. Ich heiße Thusnelda von Werben."

Vater Blümel hegte ein zu gutes Vertrauen in seines Dezem rüstigen Körper und ruhigen Kopf, als daß er gestern abend die Nachricht von der ausgedehnten Blumenexpedition mit irgendwelcher Sorge aufgenommen hätte; seine sonst so starkmütige Hanna dahingegen sah ihr verirrtes Lamm dem Wolf in den Rachen rennen und im allerglücklichsten Fall vom Gendarm auf dem Schub in seine Hürde zurücktransportiert. Nach einer ruhelosen Nacht erklärte sie rund heraus:

„Du, Konstantin, oder ich!" und so machte ihr Konstantin sich denn auf die Suche des verirrten Lamms und — der bedrohten Gardenia.

Wie er nun aber halben Wegs beiden im erwünschtesten Wohlbefinden begegnete, durch eine fabelhafte Verkettung obendrein unter Schutz und Geleit der Patronin, die jemals mit Augen zu sehen er nicht zu hoffen gewagt hatte, da spürte er eine Anwandlung von seiner Hanna Glauben an die Himmelsgunst eines Johanniskindes, und mit herzlicher Freude nahm er der Dame Einladung zur Heimkehr in ihrer Gesellschaft an.

Ein Platzwechsel wurde dadurch erforderlich. Junker Max bestieg zu seiner innerlichsten Befriedigung den Thron des Postillions, tauschte sich gegen ein Biergeld die Führung der Leinen ein und lenkte, ohne einen Rest von Verschwörerlaune, zum ersten Male einen Wappenwagen viere lang vom Bock. Dezimus wurde in das Innere des Wagens aufgenommen und mußte zusehen, wie er sich auf einer Kante

neben dem Harfenpedal einrichtete. Da jedoch wiederholtes Herunterrutschen das Zwiegespräch der beiden Würdenträger störte, kauerte er sich auf den Wagenboden nieder und hat mit dem Prickeln seiner einschlafenden Gliedmaßen die Ehre, einer gefeierten Künstlerin zu Füßen zu sitzen, ganz gewiß nicht zu teuer erkauft.

Da die Gutsdame nur einen einzigen Tag zur Kenntnisnahme des Besitztums, das ihr seit länger als einem halben Jahrhundert ein fremdes geworden war, bestimmt und die Absicht hatte, dem vormaligen Werbenschen Erbpächter Mehlborn einen Besuch abzustatten, ersparte sie sich einen zeitraubenden Bogen, indem sie, statt der Landstraße, einen Seitenweg auf dem jenseitigen Ufer einschlagen ließ. Die Begegnung ihres Pfarrers, mit dem sie mancherlei Geschäftliches abzusprechen hatte, kam auch ihr erwünscht, und bald war sie mit ihm im Gleise der Vertraulichkeit.

„Man braucht," hob sie an, indem sie ihm freundlich die Hand reichte, „mit einem Menschen keineswegs einen Scheffel Salz zu essen, um ihm in das Herz sehen zu lernen. Ich ziehe, wie bei anderen Naturansichten, einen bedeutenden Totaleindruck einer Menge kleiner Lokaleindrücke vor, und die Bekanntschaft mit Ihrem Dezem gab mir solch ein Gesamtbild Ihres Wesens. Im übrigen hat mein Schwager, der General, es auch an kleinen Einzelnbildern nicht fehlen lassen, so daß ich bei Ihnen und den Ihren hinlänglich zu Hause bin. Sie müssen nämlich wissen, Herr Pastor, daß die feindliche Verschwägerung zu guter Letzt in einen intimen Freundschaftsbund umgeschlagen war und daß an einem noch intimeren Bündnis, wie selbiges durch einen Paragraphen Ihres Landrechts erläutert wird, nichts weiter fehlte, als daß das Bedürfnis der Unterstützung nicht ein gegenseitiges war. Zu meinem Glück, da ich sonst

ſtatt dieſes Blumenhutes eine Witwenhaube tragen würde."

Die Dame plauderte dieſe und alle folgenden Vertraulichkeiten ſo unbefangen aus, als ob nicht ein Kind derſelben Zeuge geweſen wäre. Möglich, daß ſie meinte, der unſchuldige Dorfjunge verſtehe ſie noch weniger, als er, wo ſie hier und dort in ſeinen Gedankenkram paßten, ſie wirklich verſtand. Im übrigen gibt es für geniale Leute ja keine Indiskretionen.

Die Rede kam demnächſt auf Frau von Hartenſtein, und keine Neuigkeit hätte den alten Lehrer mehr überraſchen können als die von ihrer bevorſtehenden Wiederverheiratung; und kaum eine bänglicher berühren als die von ihr getroffene Wahl.

„Kennen Sie Zacharias?" fragte Fräulein Thusnelda.

„Nur aus Bruchſtücken ſeiner kritiſchen Exegeſe," antwortete der Paſtor ſeufzend. „Der Mann iſt ſtark im Zerſtören! Wie erklären Sie, gnädiges Fräulein, dieſe ſo ſchwer begreifliche Wahl?"

„Ei nun, ſehr natürlich aus dem bereits angezogenen Paragraphen von der wechſelſeitigen Unterſtützung. Brigittens Mittel ſind nahezu erſchöpft; ihr Ehrgeiz iſt es aber keineswegs. Jener Trieb zum Zerſtören, wie Sie ihn nennen, ein Trieb, zu welchem übrigens gemeinhin mehr Mut als Geiſt gehört, alſo ein Charakter und kein Genie, hat dem Mann einen Namen und glänzende buchhändleriſche Honorare eingetragen, ohne ihm bis dato ſeinen Lehrſtuhl zu koſten. So hilft der Mann ihr aus der Not. Er ſeinerſeits iſt klug genug, zu wiſſen, daß auch im geiſtigen Zerſtören nicht leicht Maß zu halten iſt. Ein Stück bröckelt dem anderen nach. Das Publikum aber liebt allerorten ein Mittelmaß. Hand und Fuß, die Naſe, der ganze Kopf

ſogar mag einer Autorität abgeſchlagen werden: ein Torſo ſoll ſtehen bleiben; Fenſter und Türen aus einem Tempel geriſſen, das Dach abgedeckt: die Ruine wird um ſo ehrwürdiger, und am Ende läßt ſich noch eine Windmühle auf ihren Grundmauern errichten. Der Tag könnte alſo kommen, an welchem ſcharfſinnige Negationen weniger glänzende Honorare eintragen würden; abgeſehen davon, daß, über kurz oder lang, der nämliche Umſchlag, von welchem mein Neffe, der Propſt, die Rückkehr zur Kanzel erhofft, meinen Quaſineffen in spe, den Profeſſor, von dem Katheder nötigen dürfte. Und leiblicher Hunger täte dann weh. In dieſer eines weiſen Mannes würdigen Fürſicht gewähren die Mehlkammern eines reichen Schwiegervaters die tröſtlichſte Perſpektive. So ſorgt der Mann für die Zukunft, die Frau für die Gegenwart, und da im übrigen Mann und Frau ungefähr in gleichem Maße aus den gleichen Stoffen zuſammengeſetzt ſind, darum auch die gleichen Bedürfniſſe haben, iſt eine harmoniſche Ehe zu prognoſtizieren."

„Aber auch ein gedeihliches Elternhaus?" wendete Paſtor Blümel ein.

„Das juſt um ſo weniger," verſetzte die alte Dame. „Die Familie gedeiht nur in gemiſchten Elementen, und Kinder badet man nicht in Spiritus. Zumal dieſe Hartenſteinſchen Kinder, die, vielſeitig begabt, ſchon jetzt einſeitig entwickelt ſind. Beide lieben nur ſich, das heißt auch ſich untereinander; zur Mutter haben ſie keinen Zug, und den auserkorenen neuen Papa haſſen ſie ſchlechthin. Derlei Stiefverhältniſſe können überhaupt nur durch frühe Gewöhnung oder durch die Vernunft erträglich gemacht werden. Für die erſte ſind die Kinder zu alt, für die letzte zu jung. Beiden Teilen wird es daher einen verdrießlichen Übergang erſparen, wenn ich die Tochter, bis zu einem reiferen Stadium,

mit mir nach Rom nehme. Ich vermeide im allgemeinen unschöne Umgebungen; da das kleine Anhängsel aber gescheut und für die Musik ungemein talentiert ist, denke ich es mit ihm aushalten zu können. Schade, daß sie zur Harfe nicht die Figur hat; von einer Gesangstimme kann bei solchem Brustkasten überhaupt nicht die Rede sein. Aber sie empfindet die Kunst, und die Kunst wird sie für manche versagte Empfindungen schadlos halten müssen. Notabene: für unfreiwillige Versagungen; denn freiwillig sind solche der höchste Triumph, den wir Frauen feiern können."

„Aspasia!" sagte der Pastor lächelnd, und Fräulein Thusnelda nickte ihm befriedigt zu.

„Für die Tochter wäre somit zunächst gesorgt," fuhr sie darauf fort. „Problematischer steht es um den Sohn. Sein Großvater war der schönste Mann, den meine Augen geschaut, und der Enkel gleicht ihm. Sehen Sie doch, mit welcher Grazie er draußen die Zügel führt. ‚Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön!' Könnte ein Künstler ihn nicht zum Vorwurf eines jungen Sonnengottes nehmen? Und wie die Glieder, so der Intellekt. Er lernt spielend, sagen seine Lehrer, hat Gabe zu allem, Lust zu vielem, Ausdauer zu nichts. Aus diesen Faktoren bilden sich die Tagediebe, die als Genies ein Monopol nicht bloß der Freiheit, sondern Frechheit zu haben glauben, zumal auf fettem Boden. Stellen Sie sich vor, der Bengel hat gestern abend eine Teegesellschaft seiner Frau Mama — ehrenwerte Philister und langweilige schöne Seelen einer deutschen Provinzialstadt! — mit ein paar Federskizzen hingeworfen, daß sie in einem Witzblatt, wenn Ihr eines besäßet, Parade machen könnte. Hier eine Probe: ‚Die Harfenmuhme!'"

Fräulein Thusnelda zeigte das abgerissene Blatt, auf dessen Rückseite Max in seiner gestrigen desparaten Stim-

mung die Abschiedsworte an seine Schwester gekritzelt, und welche der lauernde zweite Vater ihm entwunden hatte. Pastor Blümel schüttelte seufzend das Haupt, und seine Patronin fuhr fort:

„Und stellen Sie sich weiterhin vor, daß am nämlichen gestrigen Abend eine republikanische Verschwörung entdeckt und aufgehoben worden ist, deren Obmann dieser kunstfertige Tertianer war. Mich wundert nur, daß er nicht alsobald zur Organisation einer Räuberbande à la Karl Moor vorgeschritten ist. Kleine Gernegroße! Ein Auswuchs Ihrer allerliebsten Staatsmaximen!"

Pastor Blümel stieß einen tiefen Seufzer aus und schlug die Augen zu Boden, als ob er selber ein verantwortlicher Teilhaber dieser Staatsmaximen gewesen wäre. Hätte es sich in seiner Patronin Wappenwagen geschickt, würde er seine Pfeife angezündet haben, so schmerzlich verworren war seine Gedankenarbeit.

„Für die Zukunft eine heilsame Lehre, — falls sie verstanden wird!" sagte die Dame leichthin. „Seis darum. Hängen wird man die dummen Jungen natürlich nicht; man steckt sie stillschweigend irgendwo unter. Was aber den Häuptling anbelangt, so ist seine Mama der Verlegenheit überhoben, den Witwenstuhl verrücken zu müssen in Gegenwart eines Zeugen, der ein Karikaturblatt von der Weiheszene entwerfen würde. Was aber bis auf weiteres anfangen mit dem Tausendsasa? Ich, für meine Person, habe keinerzeit den Trieb zur Gracchenmutter in mir gespürt, und der Tropfen Werbenschen Blutes, der in des Burschen Adern noch fließt, kann mir die Verpflichtung nicht auflegen, die Rolle in alten Tagen zu forcieren. Bliebe also der Großvater Mehlborn, dem ich en passant nicht allzu gelinde auf den Zahn fühlen werde. Unter allen

Umständen besitzt er den nervus rerum, auf welchen es in der Zukunft ankommen wird, und zugegeben muß ja auch werden, daß der Dreschflegel ein probates Korrektiv gegen Verschwörerlaunen ist, nur nicht gegen solche eines Bluts von vierzehn Jahren. Wer soll zunächst dem tollen Füllen die Halfter über den Kopf werfen? Ich frage Sie, Freund, Sie sind ja halb und halb Pädagog, was sollen wir mit dem Irrwisch anfangen?"

Bis dahin hatte Dezimus, wenn auch mit immer steigender Entrüstung, an sich gehalten. Nun jedoch ertrug er es nicht länger, den schönen jungen Herrn so schmählich verlästert, ihn wohl gar mit des bösen Amtmanns Dreschflegel bedroht zu sehen. Er hatte gestern, um des vierten Gebotes willen, mit ihm gerungen, er, der doch weit schnöder gegen dieses Gebot gefrevelt hatte. Ihm aber war wegen des großen Rohres kein böses Wort gesagt worden, und jener wurde bloß wegen der Republik behandelt wie der verlorene Sohn. Seit die vornehme Dame ihn einen jungen Sonnengott genannt hatte, leuchtete er Dezimus nun vollends vor wie der alleredelste Held.

„Er will unter die Kunstreiter gehen!" platzte er daher heraus mit dem Stolze der reinsten Bewunderung.

Die alte Dame lachte hellauf. „Bravo!" rief sie in die Hände klatschend, „bravissimo! daß man doch niemals an der Mutter Natur verzweifeln soll! Lassen wir ihn laufen, lassen wir ihn reiten, wenn er sich wundgeritten hat, wird er zu Kreuze kriechen, und hängt der Brotkorb ihm dann nur ein wenig hoch, kann aus dem unbärtigen Karikaturenzeichner noch etwas Rechtschaffenes zustande gebracht werden."

„Ein gewagtes Experiment!" versetzte Pastor Blümel so traurig, als die Dame lustig schien.

„Wiſſen Sie eine wirkſamere Zucht als die der Not?“

„Solange die Liebe nicht erſchöpft iſt, gewiß.“

„Wollen Sie ihn etwa in Ihrem Töchtergarten ſchulen? Ich meine es im Ernſt, Freund, im allerernſthafteſten Ernſt. Verſuchen Sie es mit dem jungen Wicht.“

„Mir bleiben,“ entgegnete Paſtor Blümel nach einer Pauſe, „Kraft und Zeit nur allenfalls für einen Schüler, meinen Pflegeſohn, und der iſt ein Anfänger, ein Lehrling auf Probe. Beſtände er dieſe, dürfte ich auch für ſeine höhere Ausbildung Kenntniſſe und Methode mir nicht mehr zutrauen; ſchon jetzt werde ich für die Anfangsgründe der Mathematik mich leider nach einer Aushülfe umtun müſſen. Nicht als einen Schüler kann ich daher Ihren jungen Verwandten in die Obhut meines Hauſes nehmen, wollen Sie ihm denſelben als Gaſt für eine Übergangszeit anvertrauen, wird er darin herzlich willkommen und, ſo Gott will! wohlgeborgen ſein.“

„Probieren wirs denn zunächſt einmal in der Kloſterſchule des frommen Herrn Ohm, wohl möglich, daß ſie die Wirkung der Reitſchule wettmacht,“ verſetzte die Patronin, führte ihr Projekt aber nicht weiter aus, da man in der Nähe des Talgutes angekommen war. Sie beugte ſich aus dem Wagenfenſter. „Dort oben Ihre Pfarre!“ rief ſie, „und hier die Kirche! Ich bin in ihr getauft worden, — eingeſegnet, — und wenn ich zum letzten Male meinen Einzug in ihr halten werde, — machen Sie es dann gnädig, Freund, mit dem alten, harfeſpielenden Heidenkind.“

Die Lippen lachten bei den Worten, über den Augen aber lag ein feuchter Nebel, wie er wohl nicht häufig deren Funkelblick verſchleiert haben mochte. Gleich darauf jedoch ſagte ſie in ihrem gewohnten kecken Ton: „Ich bin auf dem Schloſſe nicht angemeldet, und meine Nerven haben auch

in Rom den Heiligenduft nicht vertragen lernen. Würde Ihre Hausfrau, Freund, mich und meine Harfe zur Nacht beherbergen wollen? Max und die Diener mögen sehen, wie sie auf dem Schlosse unterkommen."

Pastor Blümel drückte ihr erkenntlich für diesen Vorzug die Hand, hieß den Wagen halten und Dezimus aussteigen. Er sollte zu Fuß heimkehren, der Mutter den werten Gast anmelden, die Gardenia sorgfältig mit Wasser bespritzen, aber, wie er ihm noch besonders einschärfte, von dem, was er im Wagen vernommen, kein Wort gegen irgendeinen Menschen verlauten lassen. Mit dieser Vorschrift zog Dezimus ab.

Die alte Dame lachte belustigt über die frühe Erziehung zur Beichtheimlichkeit. „Der Junge sieht danach aus, als hätte er auch ohne Ihre Mahnung den Mund gehalten," meinte sie. „Der ist kein Karikaturenzeichner! Mein Wort darauf, er besteht Ihre Schülerprobe. Bilden Sie ihn in Gottes Namen, soweit es Ihnen bequem ist, zu Ihrem Nachfolger oder in irgendeinem ihm vielleicht gemäßeren Fach zu Ihresgleichen aus. Für die Mittel seiner späteren Lehrjahre werde ich Sorge tragen."

Pastor Blümel dankte ablehnend für dieses Anerbieten, wie er schon vor Jahr und Tag dem General dafür gedankt hatte. Solange er lebe, wäre der Knabe, den er auf seinen Boden verpflanzt, sein Sohn. Ernte er Vaterfreude von ihm, habe er Vatersorge und väterliche Verantwortung für ihn zu tragen, er allein. Jegliche fremde Wohltat mache das Verhältnis zu einem schielenden.

„Sie sind ein weiser Tor, oder ein törichter Weiser," versetzte das Fräulein. „Ich habe die Mittel, und Sie haben sie nicht. Aber wie Sie wollen. Man soll keinem Menschen den Genuß verkümmern, etwas Rechtes auf eigene Hand

durchzuführen. Für einen möglichen Todesfall, meinen oder Ihren, will ich indessen jetzt schon mit dem Justitiarius festsetzen, daß das theologische Stipendium, welches auf Werben ruht, seinerzeit zum ersten Male einem Werbenschen Bauernsohne zugute komme. Es tut keiner Weisheit Abbruch, wenn sie von einem Vater im Himmel ihren Ausgang nimmt, mag sie auch nicht allerwegs auf dieses Familienverhältnis hinauslaufen. Dem Gottesgelehrten kann späterhin immer noch ein weltliches Pfropfreis beliebig aufgesetzt werden."

Als die vierspännige Wappenkutsche, mit dem jungen gepuderten Lakaien und der geputzten alten Zofe im Kabriolett, im Talhofe einfuhr, saß Johann Mehlborn in Hemdsärmeln und Leinenhosen auf der ominösen Bank vor seiner Tür. Er sprang in die Höhe, ging bis an das Haus, kehrte aber um, setzte sich wieder und ließ dem kurioſen Geschehnis seinen Lauf. Irgend etwas rumorte bei dem stolzen Schauspiel in seinem Blut; vielleicht der aufgestörte Bauerntrotz, vielleicht die unterbundene Magnatenader. Im Verlauf jedoch fand die alte Dame mit den rosigen Runzelwangen und den klugen Blitzaugen seinen Beifall, und auch ihr resolutes Mundwerk war nach seinem Geschmack. Als sie dem Sohne ihres väterlichen Großknechts die Hand reichte und ihn daran erinnerte, daß sie ihn zum letzten Male als pausbäckigen Posaunenengel auf seiner Mutter Arme gesehen habe, stieg eine Zähre in sein Auge, und sie würde übergelaufen sein, wenn das mobile Fräulein nicht in einem Atem auf ein weniger rührsames Thema übergesprungen wäre.

Dieses Thema war der seiner Familie bevorstehende Ersatz des Geblütsaristokraten durch einen der hohen Wissenschaft. Der Amtmann war durch seine Brigitte schon von

der Affäre unterrichtet; auch durch seinen Bielitzer Pastor von der Schriftgelahrtheit des Mosjö Zacharias. Seinethalben! wäre sie in ihrem Witwenstande ohne leiblichen Vater fertig geworden, werde sie in ihrem zweiten Ehebunde wohl auch noch ohne Gottessohn fertig werden. Er, Johann Mehlborn, halte es mit dem zweiten Artikel und dem vierten Gebot. Damit basta!

Als die Dame darauf ihm seinen Enkelsohn vorstellte, winkte er ihn heran, musterte ihn stillschweigend vom Kopf zur Zeh, griff dann in seine Hosentasche und schenkte ihm einen Taler.

Junker Max wurde rot und schnitt ein Gesicht wie ein verkleideter Lustspielprinz, den einer im Ernst für einen Kammerdiener hält und ihm ein Douceur anbietet. Seine Hand zuckte, als ob er dem schäbigen alten Bauer, der sein Großvater und ein Millionär war, das Geldstück vor die Füße zu werfen Lust habe. Fräulein von Werben aber sah ihn mit einem scharfen Blicke an und sagte in noch schärferem Ton: „Bedanke dich schön, Herr Neffe; es wird dir manchen Schweißtropfen kosten, ehe du den ersten Taler verdienst."

So machte Junker Max denn eine stumme Verbeugung und steckte den Taler ein, mit dem nobelen Vorsatz, sich seiner als Biergeld an den Postillion zu entledigen.

Die Dame rückte nunmehr mit der Frage nach des Großvaters Ratschlägen und Plänen für seines Enkelsohnes Zukunft hervor. Wie zu erwarten stand, erhielt sie den Bescheid, der Junge solle lieber heute als morgen aus der Schule genommen und unter seine, des Großvaters, Schere gebracht werden. Sobald er das feine Früchtchen zu einem richtigen Ökonomen zugestutzt, wolle er ihn als Inspektor über eines von seinen Gütern setzen. Der Junker

von Hartenſtein wurde demnach der Erbe von des Hirten-dezem glänzenden Patenausſichten!

Damit ſchloß die Zuſammenkunft der beiden nachbarlichen Gutsherrſchaften. Alles in allem, und noch dazu gezählt, daß Bielitz in dieſem trockenen Sommer eine weit einträglichere Ernte als Hochwerben geleiſtet hatte, würde der alte Erbpächter der Letzten ſeiner angeſtammten Gutsherrſchaft die Wiedererwerbung ihres Väterſitzes aufrichtig gegönnt haben, inſofern ſie ſelbſt anſtatt der verhaßten geiſtlichen Hartenſteine auf ihm reſidierte. Da ſie aber morgenden Tages ſchon wieder außer Lands zu gehen beabſichtigte und ihre widerwärtige Sippſchaft ihm vor der Naſe ſitzen blieb, hätte er ihr die ſtolze Staatsviſite lieber geſchenkt und den Taler für das dicknäſige Früchtchen von Enkel nicht zum Fenſter hinausgeworfen.

In noch weit höherem Maße fand die neue Herrin, daß ſie ſich den Umweg über das Talgut hätte ſparen können, und auch der friedfertige Paſtor Blümel zog unbefriedigt von dannen, da zu einer erhofften Wiederanknüpfung mit ſeinem ungetreuen Beichtſohne die Gelegenheit keineswegs günſtig geweſen war. Seine Patronin hatte nicht ohne Abſicht der Überraſchung erwähnt, die ſie aller Welt, alſo auch der Pfarrfamilie, durch den Gutskauf bereitet habe. Das aber hatte der kluge Bauer ja ſchon lange erſpürt oder erfahren. Seine „Bosheit“ auf die einſtigen Freunde war von weit älterem Datum, und ſo blieb es auch zwiſchen Talgut und Paſtorei bei der eingeniſteten Entzweiung.

Während dieſer ungemütlichen Zuſammenkunft trabte Held Dezimus in höchſter Beſeligung heimwärts. Bild um Bild tauchte die Zauberwelt, in welcher er einen Tag lang geſchwelgt hatte, vor ſeinen Blicken wieder auf. Dem Wunder folgte der Zweifel. Am Ende hatte er die Herrlich-

keit nur geträumt oder in einem Märchenbuche geleſen. Aber nein doch, nein! Er trug ja auf ſeinem Leibe des Sonnengottes ſtolzes Junkerkleid, unter dem Arme zuſammengerollt ſeinen eigenen Bauernkittel und in der Hand die duftende Gardenia. Er war der Märchenprinz. Er hob den Kopf höher, als er ihn geſtern gehoben; ſein Herz klopfte ſtolzer, als es geſtern geklopft; er ſah ſich gleichſam in eine neue Konſtellation verſetzt; funkelnde Erdenlichter ſchloſſen eine Kette, zwiſchen welcher ſein Stern fortan eitel luſtig ſich drehen werde. Dämmernd, wie es nicht nur Kindern geſchieht, ſpürte er das Regen bisher ungeahneter Dämonen.

Hüte dich, armer, zehnter Hirtenſohn! Du wirſt nie in deinem Leben wieder der Held eines Märchenabenteuers ſein, wirſt nie wieder in einer Wappenkutſche von einem jungen Sonnengotte viere lang vom Bocke gefahren werden und einer berühmten Künſtlerin zu Füßen ſitzen; von den Erdenlichtern, in deren Kreiſe du dich eitel luſtig drehen ſiehſt, könnte manches als Irrwiſch dich in einen Sumpf verlocken. Nur an den ewigen Himmelslichtern, Dezimus, an ihnen halte feſt!

Da die Weinbergstür unter Verſchluß gehalten wurde, hatte er nach der Überfahrt den Umweg durch das Dorf zu nehmen; vorüber an dem Hutmannshauſe, das heute noch wandelbarer als an dem Tage, wo er darin zur Welt gekommen, an dem Felſen klebte und von einer ebenſo dürftigen Familie wie damals bewohnt wurde. Dezimus kannte ſeinen Urſprung, ohne ihn je als ein Leid empfunden zu haben. Noch keinmal, ſooft er an dieſer elenden Herberge vorübergekommen, waren ihm die Waiſen eingefallen, die vor ihm unter dem nämlichen Dache dem nämlichen Blute entſprungen waren. In ſeinem heutigen Hochgefühl würden ſie ihm noch weniger eingefallen ſein.

Da öffnete sich die Tür, und ein Kind in den Armen wiegend, trat das weiße Fräulein über ihre Schwelle. Er hätte ihr entgegenlaufen, ihr die bevorstehende Überraschung ankündigen mögen; allein der lange, ernsthafte Blick, mit welchem sie zu ihm hinübersah, bannte seinen Schritt. Vielleicht war es nur das bunte Junkerkleid, das sie in Verwunderung setzte; vielleicht verglich sie aber auch in ihrer nachdenklichen Art dieses durch die Liebe gerettete Kind mit dem siechen Wurm, den sie in der vorigen Minute auf der Streu sich hatte winden sehen und den sie zur Beschwichtigung in das Freie trug.

Und als ob es diesem Mädchen bestimmt sei, die verborgensten Lebenskeime in dem Knaben zu erwecken, drang sein stiller Blick ihm in das Herz. Zum ersten Male fühlte er sich gemahnt an die Brüder, die in der Welt umherirrten, vielleicht gestorben, verdorben waren, er wußte nicht, wo und wie. Es war kein Blutessehnen, das sich in ihm regte. Aber er sah sich zurückgedrängt auf seinen natürlichen Grund, und eine Aufgabe für seine Mannesjahre hatte sich angebahnt.

Der Propst, der zur nächsten Frönerhütte vorangeschritten war, winkte Lydia zu sich heran; sie legte das Kind in seiner Mutter Arm und eilte an Dezimus vorüber dem Vater nach. Von der Höhe herab flog jubelnd, mit ausgebreiteten Armen das liebe Röschen, das den verloren gegangenen Bruder im Kahne stehend erkannt hatte. Es gab einen und dann noch einen zweiten lauten, bunten Tagesschluß, in welchem Dezimus seines weißen Fräuleins still mahnenden Blick vergaß. Als er aber nach der Gutsherrin Abreise zum ersten Male wieder durch die Schlucht in das Tal hinunterstieg, stand er wie erstarrt: das Hutmannshaus war verschwunden; abgetragen bis auf den

Grund, die arme Frönerfamilie zeitweise in einem Nebenbau des Schlosses untergebracht.

Tag für Tag trieb es den Knaben nun hinunter an den leeren Platz, und Tag für Tag sah er etwas Neues entstehen. Der vorhängende Felsen wurde abgetragen, der gewonnene Raum geebnet, ein frischer Grund gelegt, Mauer um Mauer aufgezogen; noch vor Winters stand ein sauberes kleines Haus an Stelle des armen Nestes, in welchem er das Erdenlicht erblickt hatte. Im Laufe der Zeit wandelten, eine nach der anderen, sämtliche Frönerhütten sich in freundliche Wohnstätten um, wurde die Straße gepflastert, von Bäumen eingefaßt und so zu der nettesten im ganzen Dorfe hergestellt.

Es war nicht Fräulein Lydias frommer Liebessinn, welcher diese Umwandlung bewirkt oder auch nur angeregt hatte; es war Fräulein Thusneldas Schönheitssinn, der empört worden war, als sie bei der Auffahrt zu ihrem Väterschloß sich derartig von Verfall und Unflat umgeben sah. „Unter einem italienischen Himmel erträgt sich das allenfalls," hatte sie zu Freund Blümel gesagt; „hier aber will ich selbst als Leiche diesen Ekelweg nicht noch einmal passieren."

So griff sie denn tief in ihren Säckel, erhob den Ortspfarrer zu ihrem Schatzmeister, seine Gattin zu ihrer Werkführerin und spornte zur Eile. Denn wer über das siebenzigste Jahr hinaus sich noch eine Grabesstraße anlegen will, der darf nicht lange fackeln lassen.

Dezimus hatte diesen Zusammenhang bald genug erfahren. In seiner Phantasie aber schwebte das weiße Fräulein, so wie er es zum letzten Male aus seinem Geburtshause hatte treten sehen, als Engel des Trostes über der erneuerten Stätte. Und mit dem natürlichen Wege, auf welchen jener stille Blick wie ein Leitstern ihn gewiesen hatte, soll seine Knabenstufe abgeschlossen sein.

Der Kampf am Jugendhimmel

Und wieder iſt nahezu ein Stufenjahr zurückgelegt; ſolch eine Spanne, in welcher die Knaben Jünglinge, die Männer Greiſe werden, die Greiſe ihre Augen ſchließen, und deren ſachter Wandel in dem Pfarrhauſe von Werben nichts geändert hat, als daß nur noch zwei Kinder darin glücklich ſind. Aus dem Röschen iſt eine Roſe geworden, die holdeſte Blüte in Konſtantin Blümels Töchtergarten; Bruder Dezimus, nach wie vor ein friſches Hirtenblut, iſt fortgeſchritten auf ebener Bahn und ſteht jetzt dicht vor jener hohen Schwelle, die aus der Vaterhut in die Freiheit führt.

Kurze Zeit nach der Gutsherrin Wiederabreiſe hatte der Propſt an Paſtor Blümel die Bitte gerichtet, ſeinen Pflegeſohn den mathematiſchen Unterricht mit Martin, dem älteſten der Hartenſteinſchen Kinder und vier Jahr mehr zählend als Dezimus, teilen zu laſſen. Der Vater machte kein Hehl daraus, daß dem Knaben alles Lernen ohne treibenden Sporn ſchwer falle. Sei nun bisher Schweſter Lydia ſelber in alten Sprachen ſeine Studiengenoſſin geweſen, ſo müſſe auf deren Teilnahme bei jener ſtrengen Diſziplin doch füglich verzichtet werden; und eben in ihr wäre eine bedeutendere Ausbildung geboten, da Martin ſich für die militäriſche Laufbahn entſchieden habe.

„Der Verzicht, ihn zu einem Diener unſeres Amtes heranzuziehen, iſt mir hart angekommen," äußerte der Propſt. „Leider aber hat er die ſchmiegſame Natur ſeiner Mutter geerbt, und was zu anderer Zeit paradox klingen würde, für die heutige gilt, daß der geiſtliche Stand mehr Energie erheiſcht als der des Soldaten. Der letztere ſchließt die Selbſtändigkeit aus, welche jener bedingt. Mein zweiter Sohn mit ſeinem lebhafteren Temperament wird, will es Gott, die Hoffnung erfüllen, die ich auf den älteſten geſetzt hatte. Ich hätte Martin nun gern bis nach ſeiner Kon-

firmation unter der Zucht meines Hauses erhalten; schlügen Sie mir meine Bitte indessen ab, würde ich mich genötigt sehen, ihn schon jetzt dem Hannoverschen Alumnat einzureihen, in welchem er bis zu seinem Diensteintritt weitergebildet werden soll. Auf eine in äußerem Betracht sich ja empfehlende Erziehung in unserem Kadettenhause, wie meine Brüder und ich selbst sie genossen haben, muß ich aus Gründen, die zu erörtern überflüssig sein würde, verzichten."

Pastor Blümel erspürte in diesem Anerbieten Fräulein Thusneldens nachwirkenden Einfluß, gab aber um so williger seine Zustimmung, da auf diese Weise die bedenkliche Lücke in seinem eigenen Unterricht ausgefüllt wurde. Und so hatte der Quatermillionenjunge an diesem Tage zum letzten Male auf Kantor Beyfußens Schulbank gesessen, um fortan als mathematischer Kumpan Martins von Hartenstein in dem suspendierten Magister Klein einen tüchtigen Lehrmeister zu finden.

Von den übrigen Schloßbewohnern sah er während dieser regelmäßigen Unterrichtsstunden wenig; in dem treuherzigen Martin aber fand er einen Freund für das Leben, und zwischen den Familien der beiden Freunde wurden teilnehmende Beziehungen angebahnt; vornehmlich zwischen Röschen und Martins beiden jüngeren Schwestern; das weiße Fräulein war und blieb für das frohmütige Pfarrtöchterchen zu still und ernst oder, wie Röschen selbst es nannte, zu alt und klug.

Als nach etlichen Jahren Martin in das strenglutherische Alumnat abging, war auch Dezimus reif für die höheren Gymnasialklassen geworden. Es würde seinem Pflegevater leicht geworden sein, ihm eine Freistelle in Schulpforta zu erwirken, sehr schwer dagegen, sich schon jetzt von seinem Sohne zu trennen. Nicht mehr aus Gewissensorge wie

einſt, aus reiner Vaterfreude wollte er ihn ſo lange als angänglich unter ſeinen Augen behalten und wenigſtens der Repetent ſeiner Studien in den alten, lieben Heiden bleiben. Da das einſtige Kloſter, welches der baubefliſſene Eidam räumlich umgeſchaffen, ſich auch geiſtig als eine lichtvolle Lehrſtätte bewährt hatte, trabte Dezimus fortan jeden Morgen ſeelenvergnügt nach der Stadt und kehrte jeden Nachmittag ſeelenvergnügt heim in ſein Dorf, rückte geſetzmäßig von Stufe zu Stufe, und alle Zeichen deuten darauf hin, daß er auch fernerweitig ſeelenvergnügt und geſetzmäßig emporrücken werde, wenn er zum nächſten Herbſtſemeſter, ausgerüſtet mit dem Werbenſchen Stipendium, als Studioſus der Gottesgelahrtheit in die Stadt einzieht, in welcher er zum erſten und einzigen, aber hoffentlich nicht zum letzten Male den Sternenhimmel durch ein großes Rohr betrachtet hat.

Bei dem gelehrten Profeſſor Zacharias wird er dort allerdings keine Kollegia hören können – was Vater Blümel nicht im entfernteſten beklagt –, und in der Frau Profeſſorin Zacharias wird er keine ſorgliche Heimatsfreundin wiederfinden; was Mutter Blümel auf das tiefſte beklagt, um ihres Sohnes willen, aber auch um der Frau Profeſſorin willen. Denn die Gegenſtrömung, welche, wenn die alte Gutsherrin recht hatte, er ſelber deutlich vorausgewittert, hatte den freiſinnigen Kritiker geheiligter Überlieferungen von ſeinem Lehrſtuhl geſcheucht – lange vor der Zeit, wo die reiche Erbſtätte ſeiner Gattin ihm eine Zuflucht hätte bieten können und ohne daß von dieſer einſtigen Erbſtätte aus ihm in der Gegenwart eine Nothülfe geboten worden wäre.

Johann Mehlborn wirtſchaftete unermüdet weiter manches Jahr, nachdem der königliche Greis, als deſſen

Stellvertreter er am Tauftische des Werbener Hirtensohnes gestanden hatte, in die Gruft gesenkt worden war; er erwirtschaftete sich sogar ein drittes Rittergut zu den beiden ersten; aber die einzige Erbin, für die er sie erwirtschaftet hatte, ließ er Mangel leiden, weil sie selbst und der Gatte, welchen sie sich erkoren, nicht Hand in Hand mit ihm wirtschaften wollten und konnten. Und doch nagte dieser Mangel schärfer an ihm selbst als an denen, welchen er ihn auferlegte. Es gab im weiten Umkreis keinen friede- und freudeärmeren Menschen als den reichen Johann Mehlborn. Wie ein grimmiger Höhlenbär trottete er brummend unter Gottes freiem Himmel umher, zwischen den unüberseh̃baren Feldgebreiten, die er sein eigen nannte.

Eine schweizerische Hochschule hatte den Professor Zacharias aufgenommen. Wie aber im monarchischen Vaterlande nicht gegen die Ungunst von oben, so vermochte er im republikanischen Auslande nicht gegen die Ungunst von unten seine Forschungen als Lehrstoff zu verwerten. Er lebte nur noch von schriftstellerischen Arbeiten und war Manns genug, keine seiner Konsequenzen zu unterdrücken, obgleich das Publikum – auch darin hatte die alte Harfenkönigin richtig vorausgespürt – ihm nicht mehr goldene Früchte ernten ließ.

Auch seine Gattin hatte um des lieben Brotes willen zu der Feder gegriffen und erzielte durch populärwissenschaftliche Elaborate, zumeist pädagogischen Inhalts, einen Ertrag, welcher der praktischen Frau eine leidlich bequeme Hausführung ermöglichte. In dieser gemeinsamen Beschäftigung, aus gleichem Grundquell und in gleicher Richtung, wennschon die Zielpunkte der Frau die Höhe der männlichen nicht erreichten, fühlte Frau Brigitte sich in ihrer eigensten Sphäre, und ihre zweite Ehe wurde in

Wahrheit eine Muſterehe, – obgleich oder weil dieſelbe kinderlos blieb.

Die kleine Sidi war bis heute bei der Großtante in Rom geblieben und ſchwamm in deren kühlem, klaren Element wie eine Forelle im buntumblühten Bach. Hätte ihr Mäzchen an ihrer Seite ſchwimmen dürfen, würde niemals ein glücklicheres Kind als dieſes arme, verunſtaltete Geſchöpf zur Jungfrau herangewachſen ſein. Jene einzige Herzensſehnſucht blieb ihr indeſſen ungeſtillt; ſie hatte den Bruder nicht wieder geſehen, ſeitdem er als vorzeitiger Karbonari von der alten Harfenkönigin dem bräutlichen Hauſe ſeiner Mutter entführt worden war.

Er jedoch wie ſie in eine ihm zuſagende neue Welt. Da er weislich dem Gelüſte entſagte, ſich der in dieſem geknechteten Jahrhundert einzig freien und dabei nobelen Menſchengattung zuzugeſellen, wurde das Experiment ihm erſpart, das die alte Dame lachend gebilligt hatte. Er war nicht als verlorener Sohn reuig heimzukehren gezwungen, nicht durch Not zur Vernunft gebracht, und der Brotkorb ihm nicht allzuhoch gehängt worden; freilich aber auch Konſtantin Blümels Liebesſchule hatte er nicht kennen lernen. Ein kurzer Aufenthalt im Bereiche ſeines geiſtlichen Oheims, deſſen gleichalteriger Sohn in Faſſen und Wiſſen tief unter ihm ſtand, hatte genügt, eine Koſtſtelle in einem adeligen Erziehungsinſtitute Dresdens ihm äußerſt anziehend erſcheinen zu laſſen; auch hinderten die republikaniſchen Antezedentien des Tertianers den nunmehrigen Sekundaner keineswegs, ſich unter hocharistokratiſchen Kameraden recht von Grund aus wohlzufühlen.

So unangemeſſen den Grundſätzen der Mutter dieſer Bildungsgang ſein mochte, ſie war für den Augenblick zu ſehr durch ihre perſönliche Lebenswendung in Anſpruch

genommen, um sich nicht einen Ausweg gefallen zu lassen, der ihr nach der drängendsten Seite hin Freiheit gewährte. In ihrer Nähe konnte sie nach den kindischen Vorgängen den Sohn nicht halten, so gab sie in bezug auf ihn dem Rate der klugen alten Weltfrau nach, wie sie schon in bezug auf die Tochter demselben nachgegeben hatte.

Brigitte von Hartenstein war nicht eine zärtliche, aber auch keineswegs eine gleichgültige Mutter; so, wie sie zu lieben vermochte, liebte sie ihre Kinder und nur sie auf der Welt. Die Sorge für ihre Kinder war es zumeist, welche sie zu der Verbindung mit einem redlichen, geehrten und äußerlich wohlgestellten Manne bewog, und sie irrte nur, indem sie die kindlichen Bedürfnisse ihren eigenen gemäß erachtete.

Denn kein schwierigeres Verhältnis, in welches eine pflichtvolle Frau sich zu stellen vermag, ist auszudenken, als wenn sie ihren Kindern einen Stiefvater gibt; unberechenbar schwieriger als das, selber Stiefmutter zu werden. Hier hat sie sich der von Natur und Sitte gesetzten Autorität des Mannes zugunsten fremder Kinder zu unterwerfen, dort vielleicht zuungunsten ihrer eigenen. Nun war es Brigitten aber beschieden, in der Verbindung mit ihrem zweiten Gatten ihr volles Genügen zu finden; ein geistiges Ineinanderziehen, das in ihrem natürlichsten Verhältnis um so mehr eine Lücke entstehen ließ, als das, was Sehnsucht heißt, ihrem Gemüt ein fremdes war. Dazu der räumliche Wechsel und eine Lage, die ihr bald genug Beschränkung und konzentrierte Arbeit zur Pflicht machten, wenngleich die Arbeit zu einer genußvollen Pflicht.

Nur so ist zu erklären, daß das, was lediglich einen Übergang erleichtern sollte, zur dauernden Entfernung und wenigstens von der Kinder Seite zur völligen Entfremdung

werden durfte, und daß die Frau, welche ihr Mutterrecht so eifrig gewahrt hatte – die Anhängerin des kategorischen Imperativs, welche gelehrte Traktate über die Erziehungskunst veröffentlichte! –, die ihren Kindern angemessene Ausbildung fremden Einflüssen und fremder Unterstützung überließ. Sie vermochte zurzeit dem Sohne Hilmars von Hartenstein nur zu bewilligen, was sie dem Sohne von Thomas Zacharias bewilligt haben würde. Darüber hinaus sorgte die alte väterliche Verwandte, und die Mutter wußte vielleicht nicht einmal, wie weit diese Sorge ging.

Nachdem sie indessen durch innere wie äußere Notwendigkeiten sich zu diesem Abweichen von vernunftgemäßen Satzungen hatte drängen lassen, durften die Resultate dieser Inkonsequenz sie wohl zufriedenstellen. Beide ihre Kinder waren glücklich; daß sie es nicht durch sie waren, diese Kränkung – falls sie überhaupt als solche empfunden worden wäre – würde sie als Regung von mütterlichem Egoismus überwunden haben, und konnte ja wohl auch das Glück, welches einem verehrten Manne durch sie gewährt ward, sowie ihr eigenes Wohlbefinden dafür entschädigen. Die Zeugnisse ihres Sohnes priesen ihn als ein Genie. In einem Alter, wo andere erst die Prima erreichen, ging er zu juristischen und kameralistischen Studien ab nach der Universität; der aristokratischen Vorschule entsprechend, zu der am Rhein, welche man jenerzeit eine Prinzenakademie zu nennen begann. Es folgten ein paar Semester in der Hauptstadt, und das Doktorexamen, das mit Auszeichnung bestanden ward, krönte die flugartige Entwicklung.

Daß es der Krone aber auch nicht an einer modischen Perle fehle, entzündete dieser universale Wunderjüngling durch sprühende Liederfunken die vaterländischen Herzen,

die mehr denn jemals lyrisch empfänglich waren, so wie eine Flamme, bevor sie erlischt, noch einmal hell aufzulodern pflegt. Seltsamerweise indessen zündeten am lebhaftesten nicht die erotischen Ergüsse, für welche es dem Dichter, trotz seiner Jugend, doch keineswegs an Stimmung und Erfahrung gebrach, sondern die Hymnen stolzer Freiheit, für welche er an Stimmung und Erfahrung zwar auch keinen Mangel litt, aber doch vielleicht nicht in dem Sinne, in welchem er sie besang; ja sie entzündeten sogar das hohe Publikum seines Lebenskreises und vor allen dessen weibliche Hälfte.

Der Dichter von Hartenstein trug um diese Zeit, als freiwilliger Husar, eine der blitzendsten Uniformen der Armee. Aber keiner seiner loyalen Kameraden nahm Anstoß an seinem schwungvollen metrischen Barrikadenbau. Irgendeinen Gegenstand muß ja der Dichter zum Vorwurf haben, und so wußte man einen fiktiven Tyrannenhaß von einem effektiven zu unterscheiden. Ein junger Kavalier von altritterlichem Namensklang und neuritterlicher Lebensart, ein freiwilliger Husar, welcher der einzige Enkel eines Großgrundbesitzers ist und sich außerdem auf eine steinreiche und steinalte Erbtante berufen darf, erfreut sich nicht bloß in materiellem Betracht eines weittragenden Kredits; abgesehen davon, daß der Modestrom einem Lustrum gefällig macht, was einem anderen verwerflich dünkt.

Über die Richtung, welche er für die Zukunft einzuschlagen habe, war der junge Baron noch im Schwanken. Sollte er, der Tradition seiner Väter gemäß, die militärische Laufbahn fortsetzen oder, dem Rate der gelehrten Mutter und selber dem der alten Künstlerin gemäß, die staatsmännische erwählen, für welche seine Studien und Verbindungen ihn glänzend vorbereitet hatten? Am nächsten

lag es, in der Freiheit eines Gentleman und in ästhetischer Universalität der Jugend goldenen Tag zu genießen und unter frohem Wechsel zu erwarten, was das Glück seinem Günstling mühelos in den Schoß werfen werde.

Der klangvolle Tenor seiner Poesien hatte einen Widerhall gefunden selbst in dem unpoetischen Gemüt der Mutter. Nach so vielen Schönen, Tapferen, Lebensfrohen seines Geschlechtes gab es zum ersten Male, schön und lebensfroh auch er, einen Genialen, einen Dichter von Hartenstein, und dieser Auserwählte war ihr Sohn! Wie hätte ihr Herz nicht in stolzer Freude und Erwartung schlagen sollen! Wiedergesehen hatte sie ihn nur ein einziges Mal während einer schweizerischen Ferienreise und, wenngleich nur flüchtig, hinreichend lange wenigstens für sein Bedürfen. Auch waren seine Briefe nur seltene und kurz; um so länger und lehrreicher dagegen die ihren.

Auch „auf seinen Gütern", wie er den Werben-Mehlbornschen Komplex nicht nur nannte, sondern allen Ernstes a priori betrachtete, hatte der junge Herr seit jenem unfreiwilligen Knabenaufenthalte sich weder sehen noch jemals von sich hören lassen. Hätten nicht Frau Zacharias und Fräulein Thusnelda in Briefen an Pastor Blümel seiner regelmäßig erwähnt, würde er dort, wo naturgemäß seine Heimat war oder doch eines Tages werden sollte, spurlos vergessen worden sein. Diese Briefe jedoch nährten in der Seele des ihm so ungleichartigen Hirtensohnes eine bewunderungsvolle Erinnerung, ja steigerten diese zu einem heroischen Phantasiegebilde, und wo wäre ohne solches Phantasiegebilde ein Knabe jemals zu einem tüchtigen Manne geworden? Max von Hartenstein war und blieb das glänzendste Gestirn an Dezimus Freys Frühlingshimmel, und wie er in der holden Venus, wenn sie im

Morgendämmer der Sonne vorleuchtete, sein fröhliches Röschen sah, und wenn sie im Abenddämmer der Sonne nachleuchtete, die treue Lydia, lange nachdem er wußte, daß es der nämliche Wandelstern sei, welcher die hohe Himmelskönigin umkreise, so sah er in dem herrlichen Jupiter seinen Max.

Aber noch in einem anderen ebenso ungleichartigen Gemüte hatte das schöne junge Menschenbild eine unverlöschliche Spur hinterlassen. Auch dem stillen weißen Fräulein hieß alles, was Freude weckt, Max. Sooft sie Dezimus begegnete, schlug sie den beiden so wohlklingenden Namen an. Sie tat es ruhig, auch vor Zeugen ohne künstliche Umhüllung, einfach, wie sie allezeit war. „Hat Frau Zacharias Maxens erwähnt? Schreibt Tante Thusnelda, wie sich Max in Bonn gefällt?" Oder auch: „Wissen Sie noch, Dezimus, wie schön Max diese Ballade deklamierte, jenes Volkslied sang?"

Und wenn Dezimus nun jeden Laut noch wußte, jeder Bewegung sich erinnerte, wenn er mit sonst ihm keineswegs eignender Geläufigkeit berichtete von den riesenmäßigen Fortschritten, den glänzenden Zeugnissen, den Erfolgen seines Idols, dann röteten sich leise der Hörerin bleiche Wangen, und die großen graublauen Augen färbten sich gleich den dunkelsten Hyazinthenblüten.

„Nicht wahr, Sie haben ihn auch lieb, Fräulein Lydia?" fragte Dezimus dann wohl, und: „Sehr lieb" antwortete Lydia in ihrer natürlichen Weise.

Durch dieses gemeinsam gepflegte Andenken hatte sich zwischen Lydia und Dezimus eine Art von Verhältnis gebildet, das sich aus der Kinderzeit in die der Erwachsenen hinüberzog und nur insofern eine Heimlichkeit war, als kein Dritter sich gläubig genug erwies, ihren Kultus zu

teilen. Wie auch Fernſtehende ſich Freunde nennen, wenn ſie einen Helden, einen Dichter oder Künſtler mit gleicher Inbrunſt verehren, ſo machte das Traumbild „Max“ das Fräulein und den Hirtenſohn zu Freunden, indem es ſie über den trennenden Unterſchied der Jahre und Verhältniſſe hinweghob.

Nun aber entpuppte ſich aus dem Traumbild der Dichter mit ſeinen greifbaren Stanzen und Terzinen; Dezimus ſchwärmte für dieſe feuriger als für irgendeine Ode des Horaz, und wenn die Tiefe des Sinnes ihm mitunter unergründlich, der Schwung der Bilder ihm zu hoch bemeſſen war, ſo ſchlug der Rhythmus des Lautes doch wie Muſik an ſein Ohr, und er ſchmetterte ihn, ohne einer Melodie zu bedürfen, mit ſeinem ſich juſt zum Baß umſetzenden Alt hinaus in die wonnige Frühlingsluft.

Die reifere Lydia dagegen wollte fühlen, was ihr klang, und was ſie fühlte, wollte ſie verſtehen. Sie hatte nicht nur ein fein muſikaliſches Ohr, ſondern mehr noch ein tief muſikaliſches Herz, dem ſchon für manches liebe Lied eine Melodie aufgegangen war. Die des liebſten von ihnen: „Wenn alle untreu werden“ ſang ſie ihrem Vater jeden Abend an der kleinen Orgel im Ahnenſaale vor. Wie ſie aber auch ſinnen mochte, für keines von Maxens Gedichten fand ſie im Herzen oder auch nur im Ohr eine Melodie; und wenn ihr Vater dieſelben mit einem ſeinem ſangeskundigen Meiſter nachgebildeten Kraftworte „Sprühteufel“ nannte, ſo tat ihr das zwar weh, aber ſie widerſprach ihm nicht, wie doch Dezimus es wagte, wenn ſein Paſtorvater ſie lächelnd „Strohfeuer“ nannte.

So lockerte denn bis zu einem gewiſſen Grade der Dichter den Freundſchaftsbund, welcher über dem Traumbild geſchloſſen worden war; mehr denn jemals indeſſen niſtete

in dem Freunde die Vorstellung sich ein, so ein Etwas, das man Kinderweisheit nennt, daß diese herrliche weltfremde Jungfrau zu diesem herrlichen weltstürmenden Jüngling notwendig gehöre wie, ei nun, wie etwa der standfeste Dezimus zu seinem neckischen Rosenschwesterchen oder, in seine Sternensprache übersetzt, wie ein Mond zu seinem Planeten gehört.

Lydia hatte bei neunzehn Jahren, in kaum merklichen Übergängen, sich zu einer Erscheinung entfaltet, so wie ein Zögling Konstantin Blümels, der niemals ein gemeißeltes oder gemaltes Bild gesehen hat, das Schönheitsideal sich träumt, der Leib der Seele Überguß. Für Konstantin Blümel selbst aber, den Greis mit dem Dichterherzen, wenn er die hohe, keusche Liliengestalt, den gebeugten Vater am Arm, langsam die Terrassen auf und nieder schreiten sah, nur für seine Schonung besorgt, ihr Blick nur an seinem hangend, das Bild der erfülltesten Kindesliebe, für Konstantin Blümel verwandelte sie sich in die Tochter des blinden Thebanerkönigs, von allen klassischen Heidengestalten ihm die rührendste.

Und wohl trug sie Antigones Los in diesen Frühlingstagen. Ihr Höchstes, Teuerstes, ihr Vater, litt schwer, seine Kraft war gebrochen, scheinbar plötzlich, aber aus altem Keim. Es krankte sein Herz, auch was der Arzt so nennt; jachen Erstickungskämpfen folgte Todesmattigkeit.

Der Wechsel im Regiment, auf welchen der eifrige Mann so zuversichtlich gerechnet, hatte sich seit Jahren vollzogen, ohne seine Erwartungen zu erfüllen; während Professor Zacharias der öffentlichen Wirksamkeit entsagen mußte, war von der seines Antagonisten der Bann, stillschweigend wie er auferlegt ward, genommen worden; aber als Duldung, nicht als Triumph, und gering auch nur war die

Zahl der Getreuen, welche die Satzung der Toleranz vorgezogen hatten. Herber hätte ein Mann wie Joachim von Hartenstein nicht enttäuscht werden können. Sollte er seiner stolzen Zurückgezogenheit entsagen, um ein Sektenprieſter zu werden?

Dennoch würde er sich noch einmal in den Streit der Welt gewagt haben, wenn jenes zunehmende Körperleiden ihn nicht so empfindlich gehemmt hätte. Nun ergriff ihn eine Unruhe, die ihn heute vorwärts drängte, morgen zurück, und es war nicht der Apoſteleifer allein, der in ihm rang, es war, wenn auch nur wenige es ahneten und nur die Tochter, seine vertraute Geschäftsführerin, bis zu einer gewissen Grenze es wußte, es war die Vatersorge.

Seine apologetischen Schriften hatten ihn noch weniger goldene Früchte ernten lassen als die kritischen des Professor Zacharias; nicht das gedruckte Wort, das gesprochene war seine Stärke. Von Jahr zu Jahr in der Zuversicht einer demnächstigen Rehabilitierung, hatte das Stilleben in Werben, so beschränkt es der Familie nach ihrem früheren Zuschnitt erschien, den Rest des mütterlichen Vermögens bis auf einen verschwindenden Bruchteil aufgezehrt, der berufene Ernährer aber sah sich alternd, krank, verlassen und von fünf Kindern nur den ältesten Sohn, der kürzlich Offizier in einem Infanterieregimente geworden war, notdürftig versorgt. Der stolze Mann, der nach seines großen Meisters Vorbild zeitliche Güter so gering geachtet hatte, nun wurde er um zeitlicher Güter willen „zwischen Tod und Hölle" hin und her geworfen und der Gedanke des Lebens wie des Sterbens ihm zu gleicher Marter.

In solchen zweifelhaften Zuständen schwebten, außerhalb des Pfarrhauses, fast alle Menschen, zu welchen Dezimus liebend und ehrerbietig in die Höhe blickte, ja schwebte in

gewiſſem Sinne auch er ſelbſt, da er binnen kurzem aus der Heimat ſcheiden ſollte, als unerwartet die Kunde von dem Ableben der greiſen Gutsherrin in Werben eintraf.

Der junge Doktor von Hartenſtein hatte die Todesbotſchaft dem Juſtitiarius zukommen laſſen, zum Zweck der Mitteilung an die Familie und der Maßnahmen für die demnächſtige Beiſetzung. Er ſelbſt war im Begriff, nach Rom abzureiſen, um ſeine Schweſter heimzugeleiten. Über das Ende ſeiner Verwandtin berichtete er nur flüchtig, daß es ohne vorhergehendes Krankenlager, bei klarem Bewußtſein erfolgt ſei. „Warum kann ſolch ein ſchönes Leben nicht von vorn angefangen werden!“ wären ihre letzten Worte geweſen. Sie hätte für die Einbalſamierung ihres Leichnams und für den aufzulöſenden Hausſtand exakteſte Vorſchriften hinterlaſſen, wie denn auch ſchon bei ihrer kurzen Anweſenheit vor neun Jahren in dem Archiv des Schloſſes die Anordnung ihrer Beſtattung niedergelegt worden, von welcher nun unverzüglich Kenntnis zu nehmen ſei.

Im Umkreis der Heimat hatten nur wenige die Abgeſchiedene gekannt, keiner ſie geliebt; und wie kleinlaut äußert ſich denn überhaupt die Totenklage um einen Achtziger, auch wenn er gekannt und geliebt worden iſt? Um ſo lebhafter beſchäftigte man ſich mit den äußeren Veränderungen, welche der Todesfall nach ſich ziehen mußte. Konjektur über Konjektur bei hoch und gering; nur Paſtor Blümel verſenkte ſich mit Innigkeit in das entſchwundene Leben — ſchon um der Parentation willen, welche der Würde wie der Wahrheit gemäß abzuhalten er nicht nur als Pfarrer, ſondern mehr noch als Vertrauensmann, den ſie Freund genannt hatte, verpflichtet war.

Wie er aber auch ſinnend ihre Spur verfolgen, wie er

ihre Briefe durchgrübeln mochte, es wollte ihm nicht gelingen, die Widersprüche dieser Natur zu einem Kettenschluß ineinanderzufügen: den scharfen Verstand und die Bizarrerien; das gütige Bezeigen und den Mangel an Liebe; den weichen Künstlersinn und die ätzende satirische Ader; die Unfähigkeit zum Glauben und das Bedürfnis, jegliches wahrhafte übersinnliche Streben zu ergründen und zu ehren; die unverwüstliche Daseinslust und die Bereitwilligkeit aufzuhören. Sooft Konstantin Blümel bei eines Menschen Tode die Magie seines Lebens erspürt hatte, hier fand er die Zauberformel nicht. Nun ja, ihr fehlte das Organ für den Schmerz. War es aber darum allein, daß die glückliche Harfenkönigin sich ihm nicht zu einem Dichtergebilde verklärte wie einst das elende Hirtenweib?

Indessen hatte in seinem Pfarrbereich ein lebhaftes Treiben Platz gegriffen. War die Kirche selbst von innen und außen schon vor Jahr und Tag säuberlich hergestellt worden, hatten selbst die ehrwürdigen schwarzen Herren am Altar sich eine Wäsche und einen aufmunternden Pinselstrich gefallen lassen müssen, so galt es nun schleunigst, die Gruft unter der Kirche zum Empfang des letzten Herbergsgastes würdig zu erneuern. Alle Hände voll waren zu tun, um den modernden, kellerartigen Raum in ein blaues Himmelsgewölbe umzuwandeln, es mit goldenen Sternen zu besäen, bunte Fensterscheiben einzulassen, den Fußboden mit Granitplatten zu belegen, die alten Särge aufzupolieren und, wo selbige mürbe geworden, in neue Gehäuse einzukapseln. Kein Pünktchen über dem J war in der eigenhändigen Vorschrift ausgelassen.

Sobald der Sarg in die Gruft gesenkt worden, sollte die goldene Harfe darauf befestigt und ihm zu Häupten

eine Marmorstatue aufgerichtet werden, welche, unter den Jugendzügen Thusneldas von Werben, die Muse der Tonkunst darstellte und, von dem ersten Meister der Zeit gefertigt, der Stolz des gastlichen Hauses in der Ostraallee, möglicherweise auch noch dessen am Monte Pincio gewesen war. Dies aber geschehen, sollte unverweilt, an Stelle der Falltür, die Gruft durch eine Steinplatte für alle berechenbare Zeit geschlossen werden.

„Denn," so erläuterte die Verordnung, „kein Mensch von heute oder morgen hat ein Interesse daran, diese Stätte der Verwesung wieder zu betreten. Wenn aber nach Jahrhunderten vielleicht — durchaus kein beklagenswerter Schade! — der Oberbau in Trümmer gelegt sein wird, sei es durch verjüngende Barbarenhorden, sei es allein durch die verjüngende Barbarei der Zeit; und wenn, nach Jahrtausenden vielleicht, von den Forschern einer neuen Kulturepoche dieser Trümmerhaufe durchwühlt werden wird, dann soll das, was heute an die Vergänglichkeit mahnt, als ein Merkmal des Unsterblichen auf Erden entdeckt und gewürdigt werden."

Die stärkste Spannung erregte das Testament, das vor der letzten Abreise nach Rom in Dresden niedergelegt worden war und vorschriftsmäßig jetzt von dort an das Patrimonialgericht ausgehändigt wurde. Als Termin für die Eröffnung war die alte Sitte einer Monatsfrist vom Tage des Todes ab auf die von dem der Bestattung hinausgeschoben worden. „Ein Schabernack, dem alten Spottvogel leichtlich zuzutrauen. Die erblustige lachende Sippe wird aus weiter Ferne auf den Trab gebracht und schließlich ihr ein Schnippchen geschlagen." So legte nämlich der Judex Hecht, der selbst ein arger Spottvogel war, jene Aufschubsklausel aus, und zwar auf Grund der Auf-

ſchrift des Teſtamentes, die folgendermaßen lautete: „Zu publizieren im Ahnenſaale von Werben, durch den Juſtitiarius von Werben, in Gegenwart ad eins: der Mitglieder der Familie von Hartenſtein, inſofern ſelbige dem Geſchlechte der Werben blutsverwandt oder verſchwägert ſind und Verlangen hegen, den letzten Willen der letzten Namensträgerin zu erfahren. Ad zwei: des Ortspfarrers von Werben, inſofern am Tage der Publikation der jetzeitige Herr Konſtantin Blümel noch im Amte ſtehen oder aber deſſen Pflegeſohn Dezimus Frey ihm in dieſem Amte nachgefolgt ſein ſollte."

Nun, hinſichtlich dieſes letzten „Oders" hatte die lebensluſtige Teſtatorin ihre Dauerkraft freilich um viele Jahre überſchätzt; in Mutter Hannas Herzen aber hatte das „Oder" den Johannisſegen gewaltig ins Kraut ſchießen laſſen. Sollte ihr braver Dezem bloß auf dem Teſtamente ſtehen und nicht auch darin? Ihr Konſtantin belächelte den Aberglauben. Wollte es ihm auch nicht gelingen, den Kitt der einzelnen Seelenteile ſeiner weiland Patronin klärlich zu analyſieren, das Totale, zu welchem die widerſprechenden Teile ſich ſo oder ſo verkittet, hatte er hinlänglich erfaßt, um zu wiſſen, daß ſie nur einen Bluts- oder Kunſtgenoſſen würdig erachtet haben werde des Erbes, auf welchem die heitere Freiheit ihres Lebens weſentlich beruht hatte. Aber einen Vertrauensakt ſah er in der Berufung, mutmaßlich ein Bürgenamt für irgendwelches heikle Kommiſſorium. Und dieſes ehrende Zeugnis von Herzenskunde galt Konſtantin Blümel als das koſtbarſte Legat auch für den Jüngling, den er auf ſeinen Boden verpflanzt hatte.

In des Propſtes Zuſtande trat ſeit Eintreffen der Todesbotſchaft eine auffällige Beſſerung ein; ſeine Haltung hob

ſich, vor den Blicken ſank ein Nebel, die Schritte wurden elaſtiſch wie einſt.

„Niederſchlagendes Reſultat!“ ſagte Paſtor Blümel mit einem tiefen Seufzer, „wenn unter dem Druck der Erdgewalten der Idealiſt dahin gelangt, von einem Lotteriegewinſt den Frieden für ſein Leben und Sterben zu erwarten.“

Die Beiſetzungsangelegenheiten führten Herrn von Hartenſtein wiederholt in das Pfarrhaus; er war mitteilſam wie noch nie; einmal äußerte er ſogar, daß er ſeine Tage in der ihm liebgewordenen Stille von Werben zu beſchließen gedenke, für den wahrſcheinlichen Fall, daß deſſen Beſitz auf ſeine Gattin als nächſte Erbin übergehe.

Lydia begleitete den Vater regelmäßig bei dieſen Beſuchen; in ihren Augen leuchtete ein Widerſtrahl von ſeinem neuen Leben, und noch eine zweite Hoffnung zauberte auf ihre Wangen den einſtigen Anemonenhauch. Ihr Bruder Martin war bereits zu der Beſtattungsfeier eingetroffen; und durften denn nicht auch Sidonie und Max für ſie erwartet werden, um vorausſichtlich bis zur Teſtamentseröffnung zu verweilen? Ein voller Monat Freude!

Freund Martin ſtrahlte im neuen Glück der Epauletten; er kam jeden Tag ein paarmal auf die Pfarre ſtolziert und machte natürlich, ſeiner Weltſtellung entſprechend, Röschen den Hof.

„Iſt die aber reizend geworden!“ ſagte er mit der Miene heimlichen Vertrauens, aber einer Stimme, als ob er ſeine erſten Rekruten kommandierte. „Dich nicht in die zu verlieben! Dezimus, biſt du denn von Stroh?“

„Ich liebe ſie ja,“ verſetzte Dezimus ſtillvergnügt.

Röschen dahingegen ſagte: „Ein guter Junge, dein Martin. Aber wie kommt es nur? Die Zeit wird mir

mit ihm greulich lang, und mit dir, alter Dezem, wird sie es doch nicht."

„Das kommt: der Martin schwätzt, und Dezem hört dir Plaudertasche zu," erklärte lachend Mutter Hanna. Denn unter vier Augen betrieben Röschen und Dezem ihre Schmeichelreden und Zärtlichkeiten nicht. Eifersüchtig auf den Leutnant konnte sonach der Primaner aber auch nicht werden.

Häufig brachte Martin seine beiden jüngeren Schwestern, Priszilla und Phöbe, mit; da wurde denn wie zu Kinderzeiten im Garten getollt oder auch in der Wohnstube ein Tänzchen gemacht. Peter Kurze gab den erforderlichen dritten Partner ab, und Peter Kurze war ein gewaltiger Springer vor dem Herrn, trotz eines Fettbäuchleins schon in Schülerjahren.

Und so ist denn die Reihe der Vorführung endlich auch an Peter Kurzen gekommen, der in der Geschichte eines Glücklichen nicht nur eine Rolle zu spielen haben wird, sondern auch selber ein Glücklicher war, zweifelsohne besser als der andere geeignet zur Heldenrolle in einer Geschichte, die in erster Ordnung doch unterhalten soll. Als jüngster Sohn des seligen Amtsbruders von Bielitz, daher Luischens Schwager, und als eine kreuzfidele Haut war er Dezems Intimus auf der Schule geworden, und die Pfarrtür von Werben stand allezeit gastlich vor ihm offen. Wenn sie ihm aber auch ungastlich vor der Nase zugeschlagen worden wäre, würde er durch die Hintertür wieder eingeschlüpft sein und gerufen haben: „Da bin ich, Peter Kurze, ich, ich, ich!" Denn blöde war Peter Kurze eben nicht. Wo er einen Schornstein rauchen sah, dachte er: Hier ist gut sein! Hatte Dame Fortuna just nicht splendid für ihn gesorgt, so sorgte er um so beflissener für sich selbst

und schob sich als armer Teufel äußerst vergnüglich durch die Welt.

Da er ein paar Jahr mehr als Dezimus zählte, war er heuer bereits als medizinischer Fuchs zu den Ferien eingesprungen und prangte nun erst recht in der Glorie der lustigmachenden Person. Daß er in seiner Manier nicht weniger als der Leutnant in der seinen dem Pfarrröschen „die Cour schnitt", verstand sich, wie er selbst es ausdrückte, „am Rande". Aber – glückselige Organisation für einen Primaner! – auch der Doktor in spe machte Dezem keine Herzbeklemmung.

Vater Blümel wollte freilich das Tanzen, in Erwartung einer Verwandtenleiche, nicht geziemend finden, seine Hanna aber sagte:

„Gönne doch den armen Dingerchen den ersten Luftzug der Freiheit, wer weiß, lieber Konstantin, wer weiß, wie bald ihn ein Trauerhauch verweht."

Damit schlug sie einen Schottischen an, und die drei Paare hopsten seelenvergnügt rundum; am vergnügtesten die beiden Fräulein. Bei dem flinken Pfarrröschen aber hatte auf diesen ländlichen Bällen der Leutnant entschieden das Prä.

Lydia begleitete die Geschwister niemals. Sie ließ den Vater nicht allein. Ihr jüngster Bruder, Philipp, hatte das Scharlach gehabt, und die Mutter würde nicht um die Welt die Krankenstube vor den gesetzmäßigen sechs Wochen verlassen haben. Den siechen Gatten wußte sie ja unter der Tochter Augen wohlversorgt.

Eines Nachmittags, als das junge Volk im Pfarrgarten wieder einmal recht übermütig den Plumpsack walten ließ, kam Lydia aber dennoch ohne den Vater den Geschwistern nach, gegen ihre Art in ängstlicher Aufregung. Die Kammer-

frau der Tante hatte von dem Hafenplatze, wo die Ausschiffung der Leiche stattgefunden, geschrieben; da ihr Eintreffen in Werben binnen zwei Tagen erwartet werden durfte, wünschte der Propst, daß Martin bis zu der Station, wo die Eisenbahn verlassen wurde, ihr entgegenreise, um den Konduкt in die Heimat zu geleiten. Max und seine Schwester hatten bereits in Rom den Landweg eingeschlagen; die Kammerfrau vermutete sie längst in Werben. Und sie waren nicht angelangt, hatten keinerlei Nachricht von sich gegeben. „Wenn ihnen ein Unfall zugestoßen wäre?“ schloß Lydia.

„Ach, gar ein Unfall!“ widersprach Röschen lachend. „Sie werden sich unterwegs, wo es hübsch war, aufgehalten und gedacht haben: Was schadet es der seligen Tante, wenn sie ohne unser Beisein bei ihren Vätern den Einzug hält?“

Die Schloßgeschwister brachen auf; die Pfarrgeschwister, inklusive Peter Kurzens, begleiteten sie. Den Weinberg hinab, den Uferpfad entlang, die Terrassen hinan ging es in neckischem Fliehen und Sichhaschen. Keiner fragte danach, daß die tolle Jagd aus den Schloßfenstern beobachtet werden könne. Seit dem Eintreffen der Trauerpost aus Rom schien in dem klösterlichen Hause alles außer Rand und Band geraten. Nur Lydia und Dezimus gingen sacht hinterdrein; sie folgten Max auf seiner Alpenreise und langten am Fuße der Terrasse erst an, als die anderen längst im Schlosse verschwunden waren.

Jählings starrte beider Schritt, stockte beider Atem. Von oben herab kam einer ihnen entgegen, mit verwegenem Satz die letzte Mauerstufe hinunterspringend.

„Lydia!“ rief Max, umfaßte sie mit beiden Armen und preßte seine Lippen auf die ihren.

Sie war einen Moment von Purpur übergossen; im nächsten hatte sie sich ihm entwunden. Ein Schauer flog über ihren Leib; sie stand entfärbt, mit geschlossenen Augen wie in den Boden gewurzelt.

„Grüß Sie Gott, Dezimus! Himmel, was sind Sie groß geworden. Aber sehen Sie doch dieses Bild, dieses Göttermenschenbild!"

Sidonie war es, welche, langsam die unterste Terrasse niedersteigend, also sprach, indem sie die eine Hand Dezimus entgegenstreckte und mit der anderen auf die versteinerte Gruppe der beiden schönen jungen Verwandten deutete. Dann gegenseitiger Willkommenwechsel, Aufklärung und Mitteilung. Sidonie führte das Wort. Maxens Augen hingen mit gleichem Entzücken an Lydia wie die von Dezimus an seinem Jovissternn.

Aber auch die Verwandlung der kleinen Sidi machte ihn staunen. Eine langwierige orthopädische Kur hatte Wunder an ihr gewirkt; sie war bedeutend gewachsen, und wenn die Unebenheit des Baues auch nicht ausgeglichen werden konnte, der Kopf war nahezu schön; man sah es ihr an, daß nur ein äußerer Unfall die Mißgestalt verschuldet hatte. Das gemischte Blut der Hartenstein und Mehlborn strömte in ihren Adern so gesund wie in denen ihres herrlichen Bruders. Im übrigen war sie, wie schon als Kind, sich ihres Makels bewußt und brach ihm durch rüstigen Humor die Spitze ab. Lydia sprach an diesem Abend kaum ein Wort. Ihre Lider waren wie im wachen Traume gesenkt, sie schwebte einher, als ob ihr Flügel gewachsen wären.

Am anderen Morgen widerfuhr dem vom Glück erkorenen Johannissohne wieder einmal so unverdient wie unversehens eine außerordentliche Ehre. Während er sich mit seinem Vater in der großen Geschäftsangelegenheit

des Tages auf dem Schloſſe befand, rollte der Wagen vor, in welchem Martin der ſeligen Großtante bis zur Bahnſtation entgegenreiſen ſollte. Die Begleitung ſeines Vetters war als ſelbſtverſtändlich angenommen worden. Fräulein Sidonie erklärte indeſſen rund heraus, ihr Bruder ſei für ſolch eine ermüdende Partie von der Reiſe zu angegriffen.

Max lächelte bei den Worten, widerſprach jedoch nicht; nur zu der ernſtblickenden Lydia ſagte er leiſe: „Ich halte es mit dem Tod, aber nicht mit den Toten.“

„Aber, du lieber Gott! ich ganz allein den weiten Weg hin und zurück, da muß ich ja vor Langeweile ſterben!“ ſagte Martin im allerkläglichſten Ton. „Komm du mit, Dezimus, tu mir den Gefallen!“

Und ſo geſchah es, daß Held Dezimus, wie er einſtmals zu Füßen der blumengeſchmückten Harfenkönigin eine raſche ſtolze Fahrt in einem Viergeſpann gemacht, nach Jahren als Leidtragender in einer Trauerkutſche und geziemend feierlichem Tempo dem ſtolzen Viergeſpann folgte, in welchem die nämliche Harfenkönigin im kunſtvoll gemeißelten Marmorſarge zur Gruft ihrer Ahnen befördert wurde. Vor dem Sarggehäuſe ſaß neben dem rabenſchwarzen Leichenkommiſſarius ſilberſtrotzend der Diener mit den noch immer blühenden Wangen. Breite Trauerflore wallten vom Hut über ſeine weißen Locken. In einem zweiten Wagen folgte weinend die alte Kammerfrau nebſt der gleichfalls zu verſenkenden ſeligen Harfe; beide dicht in ſchwarzen Krepp gehüllt. Auf einem dritten Gefährt überwachte ein bewährter Werkführer die Muſe der Muſik in ihrer hölzernen Umkapſelung. Gewiß ein impoſanter Kondukt, weit und breit unerlebt!

Aber die Fahrt währte lange, und Morgenluft zehrt, ſelbſt im Gefolge eines Leichenwagens. Ein weislich von

Freund Martin mitgeführtes Frühstück tat daher gute Dienste, wurde auch von beiden Leidtragenden mit so munterem Appetit verzehrt, als ginge die Reise flott zu einer Hochzeitsfeier.

An der Grenze des Werbener Weichbildes stiegen die Freunde aus, um sich der Rangordnung ihres Leidwesens gemäß dem Zuge einzureihen; denn hier wartete der Pfarrer samt allen, welche berufen oder auch nicht berufen waren, der Gutsherrin und dem mit ihr abscheidenden angesehenen Geschlecht die letzte Ehre zu erweisen.

„Ein hübsches Zügelchen!" sagte schmunzelnd Kantor Beyfuß zu seinem Nachbar, dem vormaligen Quatermillionenschüler, während der Kondukt sich die neue Grabesstraße hinanbewegte, auf deren Boden Kalmuszweige und Maienlaub verdufteten.

Die Kirche war in eine Laube umgewandelt, der Altarplatz so dicht mit Lorbeer- und Zypressengruppen gefüllt, daß außer für den Sarg nur noch Raum für die beiden Familien des Schlosses und der Pfarre übrigblieb. Im Schiffe dagegen drängte sich Kopf an Kopf. Aus weitem Umkreis hatte hoch und gering den köstlichen Frühlingstag benutzt, um die Fliederblüte und das Begängnis einer Harfenkönigin zu genießen. Auch Amtmann Mehlborn wurde seit vielen Jahren zum ersten Male wieder in seiner alten Kirche, zwar nicht unter den Leidtragenden, aber doch unter den Schaulustigen bemerkt.

Die Glocken hatten in Pausen schon den ganzen Morgen geläutet. Sobald der Sarg über die Kirchschwelle gehoben ward, stimmte, wohleingeübt, die städtische Liedertafel eine Motette an über den Psalmistenspruch: „Ich bin verstummt und schweige der Freuden. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben."

Nun hielt Paſtor Blümel die Parentation; nicht in freier Eingebung ſeinem Gemüte entſtrömend; ein wohlbedachtes, wohlgefügtes Redeſtück, würdig der Künſtlerin, deren Lebensabriß es in ſich faßte, und dieſem entſprechend der Text:

„Weſſen Ohr mich hörete, der pries mich ſelig, und weſſen Auge mich ſah, der rühmte mich. Denn ich errettete den Armen, der da ſchrie, Gerechtigkeit war mein fürſtlicher Hut, und welche Sache ich nicht wußte, die erforſchte ich. Ich gedachte: ich will meiner Tage viele machen und in meinem Neſte ruhen.“

Es war ſonſt nicht Paſtor Blümels Sache, ſolch ein Bibelwort, aus ſeinem natürlichen Zuſammenhange geriſſen, einem fremdartigen Anlaſſe einzuzwängen, und gewißlich hatte Fräulein Thusnelda von Werben keine Seelenverwandtſchaft mit dem Dulder von Uz. Da in dieſem ſpeziellen Falle aber nun einmal ſich durchaus nicht auf den Glauben, die Liebe und Hoffnung eines Chriſten in dieſem irdiſchen Jammertale berufen werden durfte, half ſich auch ein Blümel aus der Verlegenheit, wie mancher ſeiner frommen Amtsbrüder es ohne Skrupel tut. Die warme Zuverſicht aber, mit welcher er ausſprach, daß dieſe Greiſin, welche, der ſeltenſten eine, nur mit den guten, nicht mit den böſen Erinnerungen des Hiob aus dem diesſeitigen Leben geſchieden ſei, in dem unerforſchlichen Jenſeit für die Entwickelungen reifen werde, welche hienieden nur der Traurigkeit entkeimen, dem Leidtragen, das wir eben darum ein beſeligendes nennen; dieſe warme Zuverſicht machte auch die Herzen der Hörer warm und gab dem chriſtlichen Segensſpruch die Weihe der Wahrhaftigkeit.

Ob auch dem Propſt von Hartenſtein mit dieſem ſeltſamen Textwort und der Anwendung des Unioniſten Ge-

nüge geſchehen, ließ ſich weder behaupten noch verneinen. Er ſaß in ſich verſunken, tödlich bleich, die Hand ſeiner Tochter Lydia in der ſeinen. Seine Gattin weinte, und die Kinder hoben die Augen nicht vom Boden. Fräulein Sidonie jedoch drückte dem Redner einverſtanden die Hand, und ihr Bruder verſicherte ihm ſpäter lächelnd, er habe ſeine ſchwierige Aufgabe bewundernswert gelöſt. Amtmann Mehlborn aber ſoll auf dem Heimwege gegen Kantor Beyfuß, ſeinen einzigen ſogenannten Freund, geäußert haben: Solange er ſeine Augen offen hätte, möchte er nichts mehr mit dem alten Blümel zu ſchaffen haben. Es wäre ihm aber doch lieb, wenn er es ſo lange machte, daß er ihm noch einmal den Lebenslauf auslegen könnte.

Unter entſprechendem Chorgeſang war der Sarg in das Gewölbe hinabgelaſſen worden; die goldene Harfe wurde über ihm befeſtigt, die Muſe der Muſik auf ihr Poſtament geſtellt. Noch vor Tagesneigen hatte man die ſchließende Platte in den Boden gefügt, und die letzte Spur von Thusnelda von Werbens Freudenleben war verſchwunden.

Programmgemäß wurde das Erlöſchen des alten Geſchlechts durch einen Schmaus gefeiert. Der Pächter bewirtete die Dienſtleute des Hofes, für die Würdenträger, das heißt die Pfarrfamilie und den Juſtitiarius, öffnete Herr von Hartenſtein zum erſten Male den Werbenſchen Speiſeſaal. Dort wie hier waren die Tafelgenüſſe der abgeſchiedenen reichen Herrin würdig; die Ehrenbezeugungen zu ihrem Andenken unter freiem Himmel jedoch lauter und nachhaltiger als zwiſchen den ſpärlich gefüllten vier Pfählen. Der Propſt ſehnte ſich nach ſeinem Ruhebett, ſeine Gattin nach ihres Knaben Quarantänezimmer. Die Sonne hatte ſchon tief geſtanden, als die Suppe, und ſie war noch nicht geſunken, als der Kaffee genommen ward. Rat Hecht

machte sich auf den Heimweg nach der Stadt, Pastor Blümel mit seiner Hanna auf den nach der Pfarre. Die junge Gesellschaft fühlte das Bedürfnis frischer Luft und brach zu einem Spaziergange auf. Nur Sidonie, die schwache Fußgängerin, blieb zu Hause. Sie schmachtete nach Musik, die sie seit der Abreise von Rom weder geübt noch gehört hatte, und da es in der geistlichen Familie außer einem Kinderklapperkasten ein Klavier nicht gab, wurde im Ahnensaal an Lydias Orgel der Vortrag einer Bachschen Fuge zu einer abschließenden Trauerfeier.

Peter Kurze, der Lustigmacher, war zum Vorteil einer geziemenden Stimmung nicht von der spazierenden Partie, indem er, als ungeladener Tafelgast, sich in die Umgegend verzogen hatte. Die anderen zerstreuten sich gruppenweis unter dem dämmernden Abendhimmel. Leutnant Martin kletterte mit Lebensgefahr am Mühlgrabenufer auf und ab, die zarten Vergißmeinnicht zu pflücken, die ohne seine augenschärfenden Erstlingsgefühle ungesehen verblüht sein würden. Schönröschen, auf einem Baumstamme sitzend, wand einen Kranz aus den Blaublümlein. Des Leutnants Seligkeit hing von dem Besitze dieses Kranzes ab. Er wollte ihn im Schlachtgewühl als feienden Talisman auf seinem Herzen tragen. Das schnöde Röschen aber meinte lachend, für solches Unterfutter sei seine Uniform viel zu knapp, und setzte den Kranz auf ihre schwarzen Locken, worauf der Leutnant versicherte: er stehe ihr göttlich!

An Dezimus' Arm hatten sich die beiden Fräulein Priszilla und Phöbe gehängt mit der Bitte, er solle sie an diesem feierlichen Abend ein wenig mit der Sternenwelt bekannt machen. Und warum sollte Dezimus ihnen dieses weihevolle Verlangen nicht befriedigen? Er führte sie nach dem Hünengrabe und nannte ihnen die Sternbilder, die eines

nach dem anderen am östlichen Horizonte auftauchten, während gen Abend der Himmel noch im Karmin des Sonnenunterganges glühte. Nun wollten die Fräulein aber auch für die fünf Schloßgeschwister ein besonderes Sternbild gleich dem der sieben Pfarrschwestern ausgesucht haben. Und warum sollte Dezimus ihnen nicht auch dieses Verlangen befriedigen? Er ließ ihnen sogar die Wahl zwischen der Kassiopeja und dem kleinen Bären. Sie konnten lange nicht einig werden; die Kassiopeja war freilich viel schöner, der lieben Nachbarschaft wegen entschieden sie sich aber doch für das Fünfgespann neben dem Siebengespann.

Max hatte Lydias Arm unter den seinen gezogen und ging mit ihr den Uferpfad entlang. Der milde Abend lud zu einer Wasserfahrt ein, aber der Bootsmann hatte nach dem heutigen sauren Tagewerk zu früher Stunde Schicht gemacht, und der Kahn regierte sich schwer von einem allein.

So setzten sie sich denn auf eine Bank vor der aus Rohr geflochtenen Fährhütte und blickten eine lange Weile schweigend auf den Fluß, der zu ihren Füßen im Abenddämmer glitzerte. Ringsum zog sich das alte Werbensche Fasanengehege. Das Unterholz ist zu Bäumen herangewachsen, und es nisten seit vielen, vielen Jahren keine goldenen und silbernen Jagdvögel mehr in ihrem Laub. Aber unscheinbare Nachtigallen haben sich angesiedelt in dem verlassenen Reich und locken von weit und breit Sangesgenossen herbei. Windstille in dichten Laubkronen, klares Wasser, Ameisenhügel, von keinem Spatenstich gestört, dann und wann ein Ruderschlag und abends vor der Fährhütte ein lauschendes Paar, was braucht eine Nachtigall zum Heimischwerden mehr? Es waren glückliche Kolonisten. So gut jedoch wie heute, wo man die alte Menschenschwester zur Ruhe gelegt, so gut war es ihnen lange nicht

geworden, denn sie hatten allerlei Volks an ihrem Gehege vorüberstreifen sehen, und die Nachtigallen sind auch in der Minnezeit gar neugierige Kreaturen.

Nun aber ist es wieder still geworden. Nur dort unter dem Fliederbusch sitzt noch ein Menschenpaar, so schön, wie noch keines ihren Liebesweisen gelauscht, und was ein Maienabend an Wonnen zu bieten hat, dieser bot es. Hoch oben die blaue Nacht mit ihrem Goldgefunkel, linde Lüfte und vom Boden Nektarwürze, aus allen Wipfeln sehnsüchtig schmachtendes Locken. Im engen Bett rauscht weiter abwärts der Fluß; hier aber weitet er sich still und dunkel zu einem Himmelsspiegel.

„Still und dunkel wie deine Augen, Lydia," flüstert Max. „Ein süßes, heiliges Märchen wie du!"

Und dann saßen sie wieder lange Hand in Hand und schwiegen und atmeten den Zauber des Mai.

Am anderen Morgen nahm die Schloßfamilie mit ihren Gästen das Frühstück auf der Terrasse; der Propst hatte sich über Nacht merklich erholt, Philipp sonnte sich mit seinem Mütterchen zum ersten Male nach der langen Zimmerhaft. Aus aller Blicken sprachen Hoffnung und Lust, so als antworteten sie auf den Maienblick der Natur.

„Mir ist dieses Tal früher gar nicht so anmutig vorgekommen," sagte Max, und Sidonie, die allen anderen gern neckend widersprach, aber jederzeit ihres Bruders Echo war, setzte hinzu: „Ich hatte keine Erinnerung mehr von ihm, stellte es mir aber vor wie den Anfang der Lüneburger Heide. Im Mai finden wir freilich auch Heideschnucken graziös. Nun, es müßte sich allenfalls hier schon leben lassen."

Die Geschwister hatten bei ihrer unerwarteten gestrigen

Ankunft dem Oheim erklärt, daß sie die Frist zwischen der Bestattung und Testamentseröffnung, welche aus einem ominösen Zufall am 24. Juni, Mutter Blümels Segenstag, statthaben mußte, in Dresden zuzubringen gedächten. Jetzt stellte Max unerwartet die Frage:

„Würdest du mich, liebe Tante, diesen Monat lang dir als Gast gefallen lassen?"

„Und mich natürlich auch," ergänzte Sidonie, „denn Max und ich sind fortan eins."

Frau von Hartenstein blickte schüchtern zu ihrem Gatten und dieser scharf eindringend zu Lydia hinüber, die, eine Purpurwoge auf den Wangen, die Lider senkte. „Ihr sollt uns willkommen sein," sagte der Propst darauf.

„Herzlich willkommen!" beteuerte Frau Ottilie, und die Geschwister sagten Dank.

Nach einer Pause fragte der Propst, ob sie willens seien, den Amtmann Mehlborn aufzusuchen?

„Ich denke nicht daran," antwortete Max, während Sidonie nur stumm die Achseln zuckte. Lydia aber fragte mit fast strengem Blick:

„Nicht eueren Großvater sehen, eurer Mutter Vater?"

„Das wäre kein Grund, Cousinchen," äußerte Max leichthin. „Aber gut, du befiehlst, so werden wir ihm aufwarten."

Sidonie nickte zustimmend, sogar sichtbar befriedigt.

Die Unterhaltung, anfänglich heiter fließend, war unwillkürlich in einen kurzen Trab von Frage und Antwort geraten, der keinem erquicklich schien. Als weiterhin der Oheim zu wissen wünschte, welche Pläne der Neffe für seine Zukunft verfolge, antwortete dieser:

„Im Moment keine. Das Testament wird den Ausschlag geben."

„Aber, lieber Max," wendete Sidonie ein, „welchen Einfluß auf deine Wahl dürfte dieſe Verfügung haben? Du weißt ja, unter allen Umſtänden bleibt dir freie Hand."

Der Propſt zuckte zuſammen, als ob er einen Krampf am Herzen ſpüre. Mehr als Sidoniens Worte hatten die ſie begleitenden Blicke ihm verraten, daß ſie ſich und ihren Bruder des Werbenſchen Erbes verſichert hielt. Beſaß ſie ein Zeugnis dafür, ſie, die einzige der Familie, welcher die Erblafferin näher getreten war, die ſie vielleicht mütterlich liebgewonnen hatte? Er erhob ſich raſch, um ſich in ſein Zimmer zurückzuziehen, kehrte halben Wegs jedoch um und ſagte mit ungewohnter Freundlichkeit:

„Sei unſeren lieben Gäſten, Lydia, doppelt eine aufmerkſame Wirtin, da die Mutter durch Philipps Rekonvaleſzenz noch vielfach in Anſpruch genommen iſt. Ich ſelbſt fühle mich ja, Gott ſei Dank, jetzt wohl genug, um deine Gegenwart einmal auch anderen gönnen zu dürfen."

Sidonie erinnerte ſich auch nicht des flüchtigſten Wortes als Zeugnis für das ihr vorbeſtimmte Erbe; aber ſie bedurfte dieſes Wortes auch nicht, ſo feſt ſtand ihre Zuverſicht desſelben, nahezu wie eines natürlichen Rechtes. Und in der unumwundenen Art, welche ſie ſich im Verkehr mit der Tante angeeignet hatte, ſprach ſie dieſe Zuverſicht auch aus, als ſie noch am nämlichen Vormittag auf die Pfarre kam, um, wie ſie fortan jeden Morgen tat, das dortige Inſtrument zu benutzen, da dasſelbe immerhin noch etwas weniger Klapperkaſten als das des Schloſſes war.

„Kann eine Verblendung törichter ſein?" ſagte ſie halb ärgerlich, halb im Scherz. „Ich merkte es an all ſeinem Gebaren und habe es an einer rechtzeitigen Warnung nicht fehlen laſſen. Dieſer ſtandfeſte Jünger des blutarmen Doktor Luther hat ſich allen Ernſtes in den Kopf geſetzt,

die Schatzkammer der leibhaftigen Frau Hulda zu überkommen. Er, der einzige Mensch, der ihr unverständlich, daher schlechthin widerwärtig war, den sie immer nur den Oberdruiden nannte und von dessen Familie sie nicht viel mehr hatte kennen lernen, als daß sie samt und sonders nicht die schwächste künstlerische Ader in sich barg."

„Die sie aber in drückender zeitlicher Sorge wußte," wendete Pastor Blümel ein.

„Wußte sie darum? Sie korrespondierte mit keinem von ihnen, und ich selbst bin erst diesen Morgen auf den Argwohn gekommen, als — —"

„Ja, sie wußte darum, liebes Fräulein."

„Um so schlimmer für sie. Die Sorgen waren selbstverschuldete; ein Grund mehr, die Sorgenträger von einem Besitz auszuschließen, auf dessen Erhaltung es ihr vor allen Dingen ankam. Eine unantastbare Leibrente würde an dieser Stelle die gebotene Hülfe sein."

„Frau Ottilie von Hartenstein bleibt aber immer der Dame nächste Blutsverwandte."

„Nach meinem Papa, welcher der Sohn der älteren Schwester und der geborene Erbe von Werben war. Hat sein Vater ihm das Nachfolgerecht verscherzt, ei nun! die schönheitssüchtige Thusnelda nannte Großpapa gern den schönsten Mann, den ihre Augen gesehen, und irre ich nicht stark, war er der einzige, der ihr jungfräuliches Herz schwach gemacht haben würde, wenn er nicht ihre Schwester, die eine treffliche Tänzerin war, der trefflichen Sängerin vorgezogen hätte. Würde denn auch ohne eine gewisse Sympathie sie, nach allem Vorhergegangenen, sich bereitwillig mit ihm ausgesöhnt, für die Erziehung seiner Enkel in so umfassender Weise Sorge getragen haben? Was hat sie für die Kinder Ottiliens getan, die, wenn auch in anderer

Weiſe, der Verkümmerung nicht weniger ausgeſetzt waren als wir? Überdies war die Tante ſo jugendlichen Sinnes, zog bis an ihr Ende die heitere Jugend ſo unverhohlen aller ſogenannten Altersweisheit und Tugend vor, daß es ihr auch in bezug auf ihr Erbe auf einen näheren oder ferneren Verwandtſchaftsgrad nicht ankommen konnte, zumal wenn bei dem letzteren auf eine Nachfolge in ihrem künſtleriſchen Streben zu rechnen war."

„Und iſt Ihnen niemals der Gedanke gekommen, daß die leidenſchaftliche Kunſtfreundin über ihre Hinterlaſſenſchaft zu kunſtfördernden Zwecken verfügt haben könnte?"

„Hinſichtlich ihres Barvermögens, des Hauſes in Dresden, ihrer Sammlungen und ſo weiter höchſt wahrſcheinlich; hinſichtlich des Werbenſchen Stammgutes keinenfalls. Warum hätte ſie es als Siebzigerin mit dem Opfer weit höheren Zins tragender Dokumente wieder in ihre Hand gebracht? Iſt dies der Platz, wo man etwa eine Harfenſchule gründet? Nein, was der Familie entſtammte, ſollte der Familie verbleiben, und die Repräſentantin dieſer Familie war für ſie – ich. Mich hat ſie gebildet, mein iſt ihr Talent, ihre Anſchauung, in gewiſſem Sinne ihr Schickſal. Nur ich kann ihr eigenes Leben fortführen; um dies aber zu können, muß ich zunächſt ihre Erbin ſein. Ich, das heißt mittelbar mein Bruder. Denn das wußte ſie ja ganz wohl, und darin hat ſie mich von früh ab feſtgemacht, daß ich, ein Krüppel, wie ich durch die Vernachläſſigung meiner Mutter geworden bin, niemals einen näheren Angehörigen haben werde als meinen Max, der überdies für faſt jegliche Kunſtrichtung reicher als ich begabt und durch die Fürſorge der Tante vollſtändig darin ausgebildet iſt."

„Der aber, ſo gut wie Sie, Fräulein Sidonie, dereinſt

ein Vermögen besitzen wird, gegen welches das Erbe von Werben verschwindet."

„Eben darum. Nicht eine mäßig, nur eine reich gefüllte Hand genügte ihren Zwecken. Sehr möglich, daß sie direkt zu meines Bruders Gunsten testiert haben würde, hätte sie in ihm nicht das unwirtschaftliche Hartensteinsche Temperament vorausgesetzt. Mich hielt sie für praktischer und mit Recht. Man kann des Guten nicht zu viel haben für sich und andere, pflegte sie zu sagen. Sie tat in letzterer Beziehung auch viel. Nur daß man ihre Wohltat nicht bemerken, nicht durch sie bedrückt, beschämt erscheinen, ihr nicht anders als durch frohen Genuß dafür danken durfte. Darum gab sie auch meinem Max so gern, weil er alles Förderliche ohne demütigende Phrase, wie himmlischen Regen und Sonnenschein, von ihr angenommen hat."

Pastor Blümel machte noch den Einwand, daß die Verstorbene ihren letzten Willen ja aufgesetzt habe, bevor sie sich von der ihrer Sinnesart gemäßen Entwicklung ihrer Verwandten überzeugt, und daß er unverändert geblieben sei. Sidonie ließ an ihrer Zuversicht indessen nicht rütteln. Ihre Luftschlösser standen fix und fertig aufgebaut. Die Familie des Propstes mochte, ob der Vater lebte oder starb, nach wie vor das Schloß bewohnen und den Notpfennig, welchen die Erblasserin ihr vielleicht zugewendet hatte, darin genießen. Sie, Sidonie, folgte ihrem Bruder, wohin es auch sei. „Er braucht Freiheit, und ich finde alles, was ich brauche, in seiner Nähe."

Nach diesem Schlußsatz setzte sie sich an das Klavier, und das Prestissimo einer Beethovenschen Sonate erbrauste in Perlenreine unter ihren schlanken Händen.

„Mir klingt es vor den Ohren, Konstantin, als wäre wieder einmal Lisettchens Milchtopf in Scherben zer-

brochen," sagte Frau Hanna, welche dem Gespräche, ohne ein Wort darein zu geben, zugehört hatte. Ihr Konstantin seufzte.

Für den Besuch des Talgutes am anderen Nachmittag hatte Sidonie, zur eigenen Schonung und zur Belustigung des gesamten jungen Volks, sich eine Kahnfahrt ausgedacht. Lydia wollte zurückbleiben, da ihr Vater seit gestern morgen sich wieder übler fühlte; er selber aber drängte sie zur Teilnahme mit einer Hast, die sie befremdete. Wollte er allein sein? Gönnte er ihr eine flüchtige Freude vor einem unvergänglichen Schmerz? Oder – hatte er einen Blick in ihren heimlichsten Seelengrund getan? Lydia errötete bei dieser letzten Vorstellung, aber sie ging mit erleichtertem Sinn, nachdem sie ihr aufgestiegen war.

Vor der Fährhütte traf die Schloßgesellschaft mit der Pfarrgesellschaft zusammen, ein jeder froh gelaunt und witzig nach seiner Art; nur Max erschien, trotz Lydias Gegenwart, um des unliebsamen Zieles willen, verstimmt.

„Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen, Fräulein Rose?" fragte der Leutnant, und da Fräulein Rose die Vorstellungen eines Leutnants nicht zu erraten vermochte, erklärte er: „Wie ein weißes Täubchen mit einem schwarzen Köpfchen zwischen drei schwarzen Tauben mit weißen Köpfen."

Auch diese dem Kleiderschrank entlehnte Galanterie wurde lachend gewürdigt.

„Wie gefällt dir Röschen?" fragte Martin seine Cousine, die in Erwartung des Kahnes seinen Arm genommen hatte.

„Allerliebst," antwortete Sidonie. „Sie gleicht dieser Gegend. Die frische Anmut läßt die Schönheit nicht vermissen."

„Du haſt recht," fiel Max, der Frage und Antwort gehört hatte, ein. „In ſolche Gegend zieht man ſich zurück, wenn man des Weltlebens überdrüſſig geworden iſt, und ſolch ein Mädchen heiratet man, wenn man nicht mehr nach Schönheit und Liebe verlangt."

„Seid ihr alle beide aber merkwürdig," entgegnete Martin gegen ſeine Art ein wenig pikiert. „Was mich anbelangt, ſo finde ich Röschen wunderſchön, und daß nicht immer aus Liebe geheiratet werden kann, das begreife ich. Warum aber einer Röschen heiraten ſollte, der ſie nicht ſchön findet und nicht in ſie verliebt iſt, das begreife ich nicht."

„Weil ſie ein zierliches Pantoffelregiment führen würde, große Schönheiten aber gewöhnlich große Füße haben," erklärte Sidonie lachend, und der Leutnant war ſo klug wie zuvor.

Man ſtieg in den Kahn, Dezimus und Peter Kurze führten die Ruder; die übrigen gruppierten ſich je zwei nebeneinander auf den Bänken; Lydia und Max Dezimus zunächſt. Die maifriſchen Geſichter inmitten der maifriſchen Landſchaft erquickten das Auge der verwöhnten kleinen Künſtlerin. Sie hatte eine beſondere Art von Gitarre oder Laute aus Italien mitgebracht und heute nicht vergeſſen. „Zu einer Gondelfahrt gehört Geſang," ſagte ſie, „mache den Anfang, lieber Max."

Nach kurzer Verſtändigung griff ſie in die Saiten, und ihr Bruder hob eine Barkarole an mit einem Tenor, ſo weich und glockenhell, wie die Geſellſchaft, außer Sidonien, noch keine Menſchenſtimme vernommen hatte. Lydias große Augen hingen mit Entzücken an ſeinen Lippen, Röschen jubelte laut auf, und Dezimus bewunderte in neidloſem Verſtummen die Fülle der beſten Gaben, welche die

Natur dieſem herrlichen Jüngling eingebunden hatte. Ach, wie arm und gering nahm er ſich neben dieſem Glücklichen aus, er, der doch auch ein Glückskind hieß!

Wer hätte unmittelbar nach dieſem Wohllaut ſeine Stimme hören laſſen mögen? Da Peter Kurze, der unermüdliche Unterhalter, durch das Ruder in Anſpruch genommen war, kam ſomit die Reihe des Witzigſeins wieder an den Leutnant, und da ihm juſt nichts Neueres oder Geiſtreicheres einfiel, ſprang er auf und begann mit ausgeſpreizten Beinen, bald links, bald rechts tretend, den Kahn zu ſchaukeln, ſo daß, ſtark gefüllt, wie er war, das Waſſer um ein Haar über die Ränder getreten wäre.

Priszilla und Phöbe kreiſchten laut auf. „Halte mich, Dezem!“ ſchrie Röschen.

„Dummer Junge!“ brummte Peter Kurze, zum Glück unverſtanden. Sidonie aber, raſch gefaßt, zog den armen Spaßvogel an ihre Seite nieder mit den Worten: „Hier bleibſt du ſitzen! Du, Phöbe, neben Roſen! Nicht gerührt!“

„Ich bin ſchon als Fähnrich Freiſchwimmer geweſen, ich würde euch alle gerettet haben,“ ſagte der Leutnant, leiſtete aber gehorſam Folge und ſaß mucksmäuschenſtill.

Das Gleichgewicht der Bewegung war ſomit hergeſtellt; daß aber auch das der Stimmung wiederhergeſtellt werde, hob Peter Kurze ſeinen Leibkanon an, den er bei jeder möglichen Gelegenheit zum Vortrag brachte und in welchen das kunſtſinnige Fräulein Sidi unverdroſſen einſtimmte:

„Sind wir wieder einmal beiſamm geweſt,
Han uns wieder einmal liebgehat“ und ſo weiter.

Nur Dezimus und die beiden, welche ſeiner Ruderbank zunächſt ſaßen, ſangen nicht mit. Die beiden flüſterten miteinander, und jenem erweckte das Flüſtern, von dem ein Wort und das andere zu ihm hinüber drang, bewegliche Gedanken.

Beim Schwanken des Bootes hatte Lydia sich an Max geklammert; er umfaßte sie, drückte sie an sich und hauchte in ihr Ohr:

„So sterben, wäre das nicht schön?" setzte aber lauter rasch hinzu: „Nein, nein, zuvor so leben, Lydia!"

Sie entwand sich seinen Armen und senkte die Lider vor seinen flammenden Blicken. Nach einer langen Stille fragte sie leise: „Du sagtest neulich, Max, du liebtest den Tod, aber nicht die Toten. Hieß das so viel, als du liebtest die Lebenden, aber nicht das Leben?"

„Nein, gewiß," antwortete er, „das hieß es nicht; denn als ich es sagte, hatte ich noch keinen Lebenden geliebt."

„Max!"

„Du meinst meine Schwester? O nicht doch, Lydia! Was ich für dieses gute, verkümmerte Wesen empfinde, ist Trauer oder, wie du es nennen magst, Erbarmen. Liebe aber ist Wonne, ist Seligkeit, und heute, Lydia, heute — —"

„Aber das Leben, Max?" unterbrach sie ihn hastig. „Liebst du, erfüllt dich das Leben?"

„Wer liebte es nicht, Lydia, und wer dürfte es nicht lieben, da es einen Tod gibt, der es endet, wenn es kein Leben, keine Erfüllung mehr ist?"

„Was nennst du leben, Max?" fragte Lydia nach einer neuen Stille.

„Das!" antwortete er. Er zog aus ihrem Gürtel eine Frührose, die er ihr vor der Abfahrt gereicht hatte, sog in vollen Zügen ihren Duft ein, bis die Blätter auseinanderfielen, und warf sie dann in den Fluß. „Das!"

Der Kahn stieß in diesem Augenblicke an das Ufer. Max führte seine Schwester nach dem Herrenhause; die übrige Gesellschaft schlug in der Zwischenzeit unter Peter Kurzens Führung einen Spazierweg ein; Lydia blieb zurück.

Sie wäre wohl gern ganz allein geweſen; einer jedoch mußte den Kahn ſichern, für den es in dieſer Nähe der Stromſchnellen keinen Anhalt gab; da dieſer eine aber Dezimus war, blieb ſie wenigſtens ſo gut wie allein. Denn nach den heimlichſten Offenbarungen einer Dichterſeele eine Unterhaltung zu verſuchen, nein, ſo ausverſchämt war der Held dieſer Geſchichte nicht.

Lydias Blicke folgten ſinnend der Roſe weit hinaus, bis ſie auf und nieder tauchend zwiſchen den weißen Strudeln verſchwunden war. Jetzt erſt ſchien ſie eines Dritten Gegenwart innezuwerden; und da es ihr einfallen mochte, daß er wohl ihr Geſpräch mit Max gehört haben könne, fragte ſie mit dem ihr eigenen gütigen Lächeln: „Was nennen Sie leben, lieber Dezimus?“

Er dachte eine Weile nach, dann, zu ehrlich, um ſeine Zeugenſchaft zu verleugnen, antwortete er: „Was ich ſelber vom Leben weiß, heißt auch nur glücklich ſein. Wie aber mein Vater mich das Leben verſtehen lehrt, heißt es reifen, werden.“

„Und ſterben?“

„Ich glaube: das nämliche.“

Ob dieſe Antwort Lydia genügte? Ob ſie dem Glauben ſich einfügen ließ, den ſie ſelbſt unumſtößlich von ihrem Vater überkommen hatte? Gewißlich nicht. Aber ihr Puls ſchlug heute empfänglich für die Deutungen der Jugend, Freude und Liebe jauchzten in ihrer Bruſt. Sie ſtellte keine Frage weiter, ſaß ganz ſtill mit halbgeſchloſſenen Augen, ſo als ob die plätſchernden Wellen ſie in Schlummer lullen ſollten, und wie aus einem Traume erwachend fuhr ſie jach in die Höhe, als Max und ſeine Schweſter unerwartet früh zurückkehrten.

Sidonie lachte; aus ihren klugen Augen blitzte ein luſtiger

Spott; ihres Bruders schönes Gesicht dahingegen war durch einen Zug mehr von Ekel als Zorn bis zur Unschönheit entstellt.

„Ich gehe zu Fuße nach Hause," sagte er. „Am Fährplatze erwarte ich euch. Du, Lydia," setzte er freundlicher hinzu, „müßtest eigentlich mit mir kommen. Du hast mir diese häßliche Stunde aufgenötigt und bist mir eine Vergütung schuldig."

Sie stieg ohne ein Wort der Erwiderung aus, legte ihren Arm in den seinen, und sie gingen den Uferpfad entlang.

Da die übrige Gesellschaft noch zögerte, setzte Sidonie sich neben Dezimus auf die Ruderbank, um ihm in blühenden Farben die Begegnung mit ihrem herzigen Großväterchen auszumalen. Sie ahmte seine Naturlaute nach, schilderte die patriarchalische Toilette, die Schauer der düster romantischen Höhle, Stube genannt, mit ihren Spinnweben, ihrem Staub und Dunst, beschrieb das ambrosische Vespermahl: ein schwarzes Brot, rund und hart wie ein Mühlstein, dazu ein aromatischer Käse, vom ehrwürdigen Grau des Schimmels überzogen, und ein Krug lehmfarbigen Nektars, neuhochdeutsch „Kofent" genannt.

„Alle Genre der Poesie waren vertreten," sagte sie, „mit Ausnahme des heldenmäßigen, das erst mein Märchen in die Heimatszene trug. Sogar das dramatische kam noch als dickes Ende hinterdrein. Und so hätte ich nun auch einmal einen Blick in die ursprüngliche germanische Volksseele getan, von welcher euere Denker die Rettung unserer durch Überbildung angefaulten Gesellschaft erwarten, und könnte allenfalls auch ein Idyll oder, wie eure Dichter es neuerdings auszudrücken belieben, eine Dorfgeschichte schreiben. Ewig schade, Dezimus, daß Sie sich den poesiestrotzenden Inspektorposten bei Ihrem Vizepaten verscherzt

haben, und wirklich unverzeihliche Verblendung, daß mein Mäxchen, der als Dichter doch notwendig nach Anregungen trachten muß, ſich ſo hartnäckig dagegen ſträubt! Aber ſagen Sie, heimtückiſcher Schäferknabe, was haben Sie meinem trauten Papachen eigentlich angetan, daß Ihr bloßer Name allen bukoliſchen Frieden aus ſeiner ungeſchminkten Seele ſcheucht? Als ich, ich weiß auch gar nicht, wie ich darauf geriet, erwähnte, daß Sie nächſtens zur Univerſität abgehen würden und die Werbener Pfarre ſo gut wie in der Taſche hätten, wenn nach ein vier, fünf Jährchen etwa der alte Blümel ſich nach Ruhe ſehnen ſollte, da war mirs, als ſähe ich Bankos Geiſt in Hemdsärmeln und bockſledernen Buxen vor mir aufſteigen. ‚Der, der!‘ krächzte er, daß es mich eiskalt überlief; ‚der mich abſpeiſen! Der Lumpenjunge – verzeihen Sie! – der Lumpenjunge mir den Lebenslauf halten!‘ Und dann brüllte er: ‚Sackerment!‘ und ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Tiſch, daß – – aber da kommen die anderen. Unter vier Augen die Fortſetzung. Es handelt ſich ja um Ihre Miſſetat an meinem eigenen Fleiſch und Blut. Nur ſo viel noch: Ich habe in gutem Glauben Sie chriſtlich herausgeſtrichen – des Abſpeiſens halber, Freund Dezimus!“

Die anderen ſtiegen ein. Sidonie hatte ſchon während der letzten Worte ihre Gitarre rein geſtimmt und löſte nun die luſtige Dorfgeſchichte mit einem traurigen Volksliede ab, das die Geſellſchaft mit Brummſtimmen begleitete.

Die klagende Weiſe wehte zu den beiden hinüber, die raſchen Schrittes talauf den einſamen Uferweg zwiſchen junggrünenden Erlenbüſchen wandelten. Max war heute nicht wie ſeine Schweſter zum Karikaturenzeichnen aufgelegt; alles, was Adel hieß, hatte ſich in ihm empört. Überdies ſchloß Lydias kindlicher Ernſt unwillkürlich bei

jedem, der ihr nahte, eine ironische Stimmung aus, ja selbst die gutmütige Deckung des Humors.

„Welch eine Zumutung!“ rief Max unwillig, „und welch ein Widersinn, einen Menschen wie diesen ehren zu sollen oder gar ihn zu lieben!“

„Ich kenne deinen Großvater nicht,“ entgegnete Lydia sanft, „ich glaube dir aber, armer Max, daß das erste menschliche Gebot ihm gegenüber kein leichtes ist. Allein warum wäre denn auch sonst diesem Gebote eine Verheißung schon für diese Welt gegeben? Wo die Liebe natürlich ist, trägt sie ihren Lohn in sich.“

Sie sah ihn bei diesen Worten mit einem Blicke an, welcher die heimlichste Tiefe ihrer Seele entschleierte und vor dessen Zauber aller Widerspruch und aller Groll aus seinem Herzen floh. Er preßte sie in seinen Arm, an seine Brust. Die Liebe, die natürlich ist, hatte sie zueinander gezogen.

Sie setzten sich auf einen Rasenhügel, und was da unter dem pfingstlichen Blattgesäusel gehaucht worden — der Worte werden es nicht viele gewesen sein; aber selbst diese wenigen wiederzugeben ist dem Erzähler nicht gegönnt.

Muntere Stimmen vom jenseitigen Ufer weckten sie aus ihrem Traum. Er däuchte den Glücklichen ein Moment, und doch war die Sonne gesunken, als Dezimus sie hinüber in das Gehege ruderte, in welchem Sidonie zum heiteren Abschluß ihres Festes ein Tischchendeckedich hergezaubert hatte. Das junge Volk tat sich gütlich und trieb seinen Scherz, während Max seine Schwester abseit führte zu einer Mitteilung, die sie wie das eigenste Schicksal berührte. Lydia war, ohne umzublicken, am Ufer entlang geflohen, die Terrassen hinan, in ihr Haus.

Die Mutter kam ihr auf den Zehenspitzen aus ihres

Gatten Zimmer entgegen. Sie hatte Tränenſpuren in den Augen, aber ihr argloſes Kinderlächeln auf den Lippen. „Er iſt eingeſchlummert," ſagte ſie, auf die halbgeöffnete Tür deutend.

Der Propſt ſaß am Fenſter, vor ſich einen Haufen Papiere, in welchen er bis zum Tagesneigen geblättert hatte. Sein edles weißes Haupt war auf die Bruſt geſunken, die welken Lider deckten die Augen; doch ſchlief er nicht. Seit Jahren quälte ihn ja dieſes Schmachten nach Schlummerruhe, das künſtliche Mittel nur ſtillten, um es deſto peinvoller zu reizen. Als er ſeiner Tochter leiſen beflügelten Schritt vernahm, hob er den Kopf ihr entgegen. Sie warf ſich, ohne jedes Wort, zu ſeinen Füßen und barg auf ſeinen Knien das Geſicht, das im Purpur der Scham erglühte.

Derlei affektvolle Bezeugungen waren beider Naturen und dem keuſch begrenzten Verhältnis der Familie fremd. Wo aber ein Menſch dem anderen in ſo ſeltener Weiſe verbunden iſt wie dieſer Vater ſeiner Tochter, bedarf es keiner Erklärung für einen ſtark bewegenden Trieb. Der Vater wußte, was die Tochter erlebt hatte; ein Widerſtrahl ihres Glücks flog über ſeine fahlen Wangen, und er erleichterte ihr das Geſtändnis, das ſich ſo ſchwer von ihrem Herzen löſte, indem er nach einer langen Pauſe anhob:

„Ich will dir nicht bergen, Lydia, daß, wie ich dich ſo ſtill umfriedigt heranwachſen ſah, ich den Glauben gehegt habe, vielleicht die Hoffnung, du erwüchſeſt zu einer jener Berufenen, die Martin Luther hohe, reiche Geiſter nennt, weil ſie in edler Freiheit lieber für das Himmelreich wirken wollen als für die Welt. Ich achtete dich zu gut, Lydia, für die gemeine Not. Aber Martin Luther nennt dieſe Berufenen ſeltene Menſchen, zählt unter Tauſenden kaum einen. Und wie ich ſelber mich der Befugnis nicht würdig

erkannte, mich über Gottes natürliche Ordnung hinwegzusetzen, ich, der ich doch ein Mann war mit schweren Lebenskämpfen hinter sich und einer großen Lebensaufgabe vor sich, so werde ich um so williger zu meiner Tochter sagen: Trage Weibes Los, sobald du des Weibes natürlichen Trieb in deinem Herzen spürst. Liebst du Max, Lydia?"

„Ja, ich liebe ihn," stammelte Lydia mit bebenden Lippen, und sie blieb auf ihren Knien wie der Beichtiger vor dem Hüter seiner Seele.

„Warum zitterst du dann aber und scheust dich wie vor einem Frevel, weil du einen Mann liebst, wie doch das Weib es soll?"

Lydia hatte sich zu einem Ausspruch über Wohl und Wehe gefaßt. Sie erhob sich von ihren Knien und sprach: „Nicht daß ich ihn liebe, aber daß du ihn nicht lieben wirst, mein Vater, darum zittere ich. Er ist keiner von den Unseren, keiner von den Deinen, Vater — —"

„Weiß ich das nicht?" unterbrach sie der Propst. „Er ist nicht einmal ein Christ. Er ist, daß ich so sagen soll, noch ein Fragment. Aber eben darum sehe ich in deiner Liebe eine Mission und segne sie als solche. Du kennst mich, Lydia, und wirst darum es keinen Sophismus nennen, wenn ich dir gestehe: Hättest du dich einem Manne zugeneigt, festgewurzelt in seinem Glauben, der aber nicht der deine, nicht der unsere, meine Tochter, war, oder wäre Max auch dem Geiste nach seiner Mutter Sohn, einer von denen, welche das ewige Geheimnis von seinem Throne reißen, um die nackte Vernunft auf denselben zu erheben, so würde ich deine Wahl zwar nicht haben hindern dürfen, aber meinen Segen hätte ich ihr nicht geben dürfen, denn es war keine Einigung zwischen euch abzusehen. So aber ist in deine Hand gegeben ein unerfülltes Gemüt, in welchem

der Strahl einer reinen Liebe den reinen Glauben, das Gebet der Liebe das Wunder der Gnade bewirken wird. Die Skepsis ist niemals unüberwindlich, meine Tochter. Es waren oftmals heidnische Männer, denen untertan zu sein die Apostel ihren Jüngerinnen geboten, und nicht zum geringsten ist durch dieses Gebot das Heil in die Heidenwelt gedrungen. Das, Lydia, ist dein Beruf, und danach handle."

Lydia stand hochaufgerichtet mit gefaltenen Händen und verklärtem Blick. Dann aber neigte sie sich zu ihrem Vater nieder und küßte voll inbrünstigen Dankes seine Hand. Ein paar Minuten waltete tiefe Stille.

Herr von Hartenstein war wieder schattenbleich geworden; krampfhaftes Ringen zuckte aus seinen Mienen. Was er bis dahin gesagt hatte, war als freudige Überzeugung leicht aus seiner Seele geflossen; nun kostete es ihm einen harten Kampf, zu sagen: „Ich bin noch nicht zu Ende, meine Tochter."

Lydia setzte sich an seine Seite, nahm seine kalte Hand in die ihre und hielt den Blick unverwendet auf ihn gerichtet. Er hob an:

„Aber auch in dem anderen Sinne, welchen wir neben jenem höchsten als eine heilige Aufgabe hegen und pflegen, im Sinne der Familie, muß ich deine Wahl als eine Schickung der Gnade verehren. Du allein kennst die sorgenvolle Lage, in welche das Gesetz der Treue mich gedrängt hat. Aber auch du kennst sie nicht aus, und jung, wie du bist, vermagst du den martervollen Zustand nicht zu ermessen, unter welchem ein Vater, sehnsüchtig der Erlösung und doch erdenbange, aus dem Kreise hülfloser Kinder scheidet – vielleicht in der nächsten Stunde schon. Jetzt scheide ich beruhigt. Als Gattin eines begüterten Mannes aus unserem

Geſchlecht iſt es nicht nur dir ermöglicht, ſondern es iſt auch ihm eine Satzung des Blutes, die Pflichten für die Vergangenheit den Aufgaben für die Zukunft zu einen. Bedarf ich deines bindenden Wortes, Lydia, daß du für deine Mutter und deine Geſchwiſter Sorge tragen wirſt nach wie vor als für deine eigenſten Angehörigen, wenn ich von ihnen gegangen bin?"

„Nein, Vater," antwortete Lydia, indem ſie ſeine Hand an ihr Herz drückte, „nein, es bedarf keines ausdrücklichen Verſprechens, um mich in irgendeiner Lage an das Geſetz der Treue gegen die Menſchen, welche bis heute meine nächſten waren, zu mahnen. Aber vergib, wenn ich in dieſem Betracht deine Auffaſſung meines Verhältniſſes zu Max nicht begreife. Denn auch ſeine zweifelhafte äußere Lebensſtellung war ein Grund, um deſſentwillen ich an deiner Zuſtimmung verzagte. Er dankt ſeine Ausbildung fremder Unterſtützung, er iſt durch dieſe Unterſtützung, die er fortan entbehren wird, verwöhnt, iſt ſorgloſer Gemütsart. Es wird Jahre währen, bevor er irgendwelches Amt, irgendwelche Verwertung ſeiner mannigfachen Anlagen erringen kann. Und du bauſt auf ihn als den Schützer deiner Familie? du nennſt ihn einen begüterten Mann?"

„Er wird es in der Kürze ſein," verſetzte der Propſt mit ſichtbarem Zwang.

„Sein Großvater iſt noch ein rüſtiger Mann," entgegnete Lydia unerſchrocken, da Klarſehen ihr jetzt zu einer Pflicht geworden war. „Seine Familie iſt ihm gänzlich entfremdet; und zwiſchen dem Großvater und dem Enkel ſteht die Mutter."

„Nun denn, Lydia, —" ſagte Herr von Hartenſtein nach einem tiefen Atemzuge, „ich hätte dieſe Erörterung dir und mir erſpart gewünſcht, da du mich aber zu derſelben

drängst, so wisse, daß ohne Zweifel Max der Erbe von Werben ist."

„Der Erbe von Werben – Max –, Vater?" fragte Lydia betroffen.

„Zuverlässig, Lydia. Deine Mutter stand der Besitzerin verwandtschaftlich näher, aber sie stand ihr äußerlich wie innerlich fern. Wenn ich nun das Wesen der wunderlichen Greisin von Grund aus überdenke, so suchte sie für ihr altes Geschlecht einen Stammhalter, auf den sie wohl selbst seinen Namen überträgt; und dürfen wir uns darüber täuschen, wie weit an Glanz der Gaben, die sie über alles schätzte, unser Martin gegen seinen Vetter zurücksteht? Philipp, der ihm einmal ähnlicher zu werden verspricht, lag noch in der Wiege, als sie ihren letzten Willen abfaßte und niemals änderte. Dazu das nahe Verhältnis zu Sidonie, die ihrer Sache gewiß scheint. Es ist so; es kann kaum anders sein; – aber – ich fühle mich erschöpft. Geh, Lydia, hole Max – und dann laßt mich ruhen."

Lydia ging, aber nicht beflügelten Schrittes wie eine, der sich ein entzückendes Hoffen erfüllen soll. Ein Nebelflor hatte sich plötzlich zwischen ihr Auge und den Sonnenschein gedrängt.

„Max und Lydia sind verlobt!" mit diesem Jubelruf trat am anderen Morgen Sidonie in die Pfarre ein.

Pastor Blümel fuhr erschrocken, wie vor einer Hiobspost, zusammen, und auch seiner Hanna, die doch sechs Töchter mit so gutem Glauben unter die Haube gebracht hatte, wollte der Glückwunsch gar nicht flott vom Herzen gehen. Röschen und Dezimus dahingegen waren wohl erfreut, aber gar nicht überrascht. Sie hatte schon am Bestattungsabend ein Liebesvögelchen über dem Schlosse zwitschern

hören; er hatte ja von jeher an eine Konjunktion des herrlichen Jupiter und der holden Venus geglaubt. Die hausbackene Folgerung von Hochzeit und Herdfeuer wie bei gemeinen Sterblichen wollte ihn freilich hier ganz kurios bedünken.

„Sie sind füreinander prädestiniert!“ rief Sidonie in ihrer Herzensfreude. „Wer hat schon ein so vollkommenes Menschenpaar gesehen? Ach, die Schönheit gibt doch das einzige Frauenrecht auf Glück! Beide reinster Hartensteinscher Typus und doch Gegensätze, auch seelisch. Hier übersprudelnde Fülle; einsaugende, sammelnde Stille dort! Und daß auf diese Weise ein natürlicher Ausgleich für getäuschte Erbausichten bewerkstelligt wird, auch das ist mir lieb; denn verdrießlich ist solch ein Vorzug unter Gleichberechtigten allemal. Schade, daß Sie ihnen nicht die Traurede halten dürfen, Papa Blümel. Der Propst wird sich diese natürlich nicht nehmen lassen. Ich möchte um meines Mäxchens willen, sie wäre schon überstanden. Das Hochzeiten müßte eigentlich aus dem Stegreif ganz in der Stille betrieben werden. Den Trauermonat muß man natürlich anstandshalber respektieren. Dann aber auch keinen Tag zweckloſen Sehnens mehr. Die Brautreise gönne ich den Glücklichen allein, wohin und so lange es ihnen beliebt. Geht es aber an das Hüttenbauen, so hausen wir zu dreien, und der Welt wird ein Exempel vorgeführt werden, daß es sich mit einer Schwester weit behaglicher als mit einer Schwiegermutter wirtschaften läßt.“

Max täuschte weder seine Braut noch sich selbst, wenn er sie seine erste Liebe nannte. Wohl war er kein Neuling in der Frauenhuld, er hatte seit den Knabenjahren Knospen und volle Rosen mancher Art umflattert. Eine Blüte so rein und eigenartig wie diese hatte sich aber ihm noch niemals

erſchloſſen, und wie vor einem ungeträumten Gebilde dem Künſtler plötzlich ein höheres Ideal aufgeht, ſo ergriff ſein Gemüt der Zauber dieſer keuſchen, heiligen Schöne. Zum erſten Male blickte er zu einem Menſchen empor.

Dennoch war Lydia noch glücklicher als er. Sie, der Emporblicken eine Gewöhnung war, ſie fühlte zum erſten Male die Wonne des Umfangens. Ihr innerlichſter Kelch öffnete ſich dem warmen Sonnenſtrahl. War ſie im eigentlichen Sinne niemals ein Kind geweſen, nun erſt, da das Weib in ihr die Hülle ſprengte, ward ſie ein Kind. Hatte ſie bisher älter geſchienen, als ſie war, nun ſchien ſie jünger; ihre Wangen färbten ſich gleich Maienroſen, die ſtillen Augen leuchteten in meerdunklem Glanz, ſie bewegte ſich raſcher, die leiſe Stimme tönte klangvoll aus der Bruſt heraus; ſie lächelte fröhlich wie noch nie.

Denn wann hätte das Nachtgeſpenſt der Sorge ſtandgehalten vor der Liebe erſtem Morgenſtrahl? Jener Nebel, der jach vor Lydias Augen aufgeſtiegen war, hatte ſich unter dem Verlobungsſegen geſenkt; auch ihres Vaters Krankheit ſah ſie in einem heitereren Licht; ein Widerſtrahl ihrer Freude fachte ſeine Kräfte an, ſie war ſein liebſtes, ſein eigenſtes Kind, er hoffte für ſie und ſie für ihn. So lebte ſie Tage und Tage im reinſten Äther des Glücks. — Zehn Tage im reinſten Glücksäther! — wie viele Menſchen ſind es, die auf ſie zurückblicken?

War das Brautpaar verpflichtet, ſich dem Großvater Mehlborn als ſolches vorzuſtellen? Max hatte nein geſagt, Lydia ja, und ein Bräutigam von kaum zwei Wochen gibt nach. Bruder Martin erbot ſich, an Stelle des kranken Vaters das junge Paar „zu chaperonnieren".

So zog man bei hellem Sonnenſchein aus, um eine Stunde ſpäter unter einem drohenden Gewitter heim-

zukehren. Amtmann Mehlborn war, wie füglich hätte erwartet werden können, beim ersten Kleeschnitt auf dem Felde gewesen, Leutnant und Doktor von Hartenstein hatten ihre Karten abgegeben; der letztere, da seine Braut über derartige gesellschaftliche Utensilien nicht verfügte, nachdem er unter die seine gekritzelt hatte: „und Lydia von Hartenstein. Verlobte." Irgendwelche herzliche oder auch nur höfliche Erwiderung wurde, mit gutem Grunde, nicht erwartet.

Trotz des erwünschten Verfehlens empfand Max heute doppelt, weil auch aus einer Art von Scham vor seiner Braut, das Widerwärtige dieses Familienbezugs. Er kam daher während des Heimwegs auf seine neuliche Behauptung zurück, daß derlei aufgenötigte Verhältnisse nicht nach hohen sittlichen oder gemütlichen Werten zu bemessen seien. „Kannst du im Ernst das Band zwischen mir und diesem alten Manne Liebe nennen, Lydia?" fragte er, und da sie nicht augenblicklich eine Antwort gab, gab er sie selbst, indem er fortfuhr: „Im besten Falle wäre es ein Blutszwang, im schlechtesten Heuchelei, und selber das, was du als Tugend oder dergleichen Willensakt anführen möchtest, hieße gerade darum nimmermehr Liebe, die ja die Freiheit selber ist. Und wäre es mein leiblicher Vater, wenn ich ihn nicht lieben könnte, ohne daß er mein Vater ist, dann verdiente mein Gefühl zu ihm diesen Namen nicht."

Lydia schwieg auch jetzt, die Augen sinnend zu Boden gesenkt; der ehrliche Martin aber erwiderte:

„Nimm es mir nicht übel, Max, aber das finde ich am Ende doch ein bißchen stark. Da wäre ich ja nicht besser als ein Hund oder Pferd, die wohl einem Herrn anhängen, aber keinen Vater und keine Mutter kennen. Sind uns denn die Anverwandten für nichts und wieder nichts vom

lieben Gott gegeben? Und wenn dein Großpapa den Spieß nun umdrehte und sagte: mein Herr Enkelsohn ist gar nicht nach meinem Geschmack, ich werde mir einen Erben suchen, der mir gefällt?"

„Würde ich seine Geschmacksrichtung durchaus in der Ordnung finden," entgegnete lachend Max, „wenn auch die Folgerung auf das Pflichtgebiet anders gezogen werden muß für den, welcher das Leben gibt, und dem, welchem es willenlos gegeben wird. Auch das Tier sorgt für seine Brut. Beruhige dich indessen, Freund; keinem Bauer, richtiger ausgedrückt, keinem Ungebildeten fällt es ein, sich einen fremden Erben zu suchen, wenn ihm der natürliche auch noch so wenig zusagte. Das ist es ja eben, was ich Blutszwang, item der Liebe Gegensatz genannt habe."

„Ich würde es ganz anders nennen, Max."

„Und wie, Bruder Leutnant, wenn es beliebt?"

„Das richtige Wort fällt mir nicht gleich ein. Aber würde ich denn, nämlich gar nicht etwa bloß, weil ich es geschworen, sondern ganz von Natur, nicht mehr an meiner Fahne hängen, weil ein siegreicher Feind sie in Fetzen gerissen hätte?"

Lydia drückte ihrem Bruder mit einem zustimmenden Blicke die Hand, und das war das erste Zeichen des Widerspruchs, das sie sich gegen ihren Verlobten gestattete.

Unter Donner und Blitz erreichten sie das Haus. Sidonie war mit den beiden jüngeren Cousinen nach der Pfarre gegangen, dagegen eine Briefsendung der Mutter aus der Schweiz eingetroffen als Antwort auf die Verlobungsanzeige von seiten des Propstes und der Kinder.

Mütterliche Freude hatte die Verbindung mit einer Familie, die ihr so fremdartig gegenüberstand, Frau Brigitten ja nicht erwecken können; schlechthin Einspruch da-

gegen zu erheben war indeſſen unſtatthaft, und zu pflichtmäßig aufrichtig, um einen Anteil, den ſie nicht empfand, mit Phraſen abzufertigen, behandelte ſie das Verhältnis eingänglich von einer Seite, die bisher, gefliſſentlich oder nicht, unberührt geblieben war, von der praktiſch häuslichen.

„Du haſt, mein Sohn," ſo ſchrieb ſie unter anderem, „mit dem Leben bisher getändelt wie ein Kind. Nun baue ich darauf, daß das, was du dein Glück nennſt, den Ernſt des Mannes in dir reifen und dich für die erſte Menſchenpflicht, die einer der Geſamtheit nutzbringenden Tätigkeit, tüchtig machen werde. Wenn deine künftige Gattin dir in dieſem Sinne eine Gehülfin wird, dann, aber auch nur dann, wirſt du wie den Zweck der Ehe mit ihr erreichen, ſo das Glück der Ehe durch ſie erfahren. Ich leſe mit Staunen zwiſchen Sidoniens Zeilen heraus, daß ſie, zumeiſt um deinetwillen, ſich auf das Erbe des alten Familiengutes zuverſichtlich Rechnung macht. Ich kann euch beide nicht dringend genug vor dieſem Fehlſchluß warnen. Wie ich eure Großtante — ohne Zweifel richtig — beurteile, überträgt ſie in dem Stammſitz ihrer Familie ein Ehrenamt, und ſolch ein Ehrenamt überträgt keine Werben auf die Enkel eines reich gewordenen Bauers. Daß ſie deine und deiner Schweſter Wohltäterin geweſen iſt, würde nur ein Grund mehr für meine Auffaſſung ſein; denn ſelten ſchätzt man die, welche von unſerer Großmut Vorteil gezogen haben.

„Geſetzt aber auch, du würdeſt durch irgendwelche Schickſalsgunſt vor der Zeit deiner Reife in eine nach außenhin unabhängige Lage verſetzt, entbände dich das von deiner erſten Pflicht gegen dich ſelbſt und gegen die Welt? Gibt es etwas Erbärmlicheres als einen vornehmen Müßig-

gänger, der Kraft, Geld und Zeit in spielerischen Liebhabereien vergeudet und in Genüssen, die, weil sie niemals befriedigen, alle Tage wechseln müssen? Es ist, im Gegensatz zu reicheren Ländern, ein Segen der durchschnittlichen Armut unserer höheren Stände, daß das Faulenzertum, selbst von Erbsöhnen, als Unsitte und das Dienen als Pflicht und Ehre gilt. Oder hältst du eine deiner künstlerischen Anlagen, die leichte Dichtergabe eingeschlossen, für bedeutend genug, um sie, selber bei fleißiger Übung, in langer Zeit über den Dilettantismus zu erheben? Täusche dich nicht, mein Sohn, sie sind es nicht; eben um ihrer Vielseitigkeit willen nicht und ganz besonders bei deiner Temperamentsanlage nicht. Eine großartig schöpferische Künstlerkraft ist fast ohne Ausnahme eine einseitige, und ein großartig schaffender Künstlerwille ist es auch.

„Täusche dich aber auch nicht darüber, daß du auf unberechenbare Jahre hinaus – und wahrlich zu deinem Heil! – auf dich allein gestellt sein wirst, auf Selbstüberwindung und strengen Fleiß. Da du nun einmal vorzeitig an die Gründung eines eigenen Hausstandes gedacht hast, somit eine aussichtslose, militärische Friedenskarriere aufgegeben werden muß – und dafür preise ich, wie man so sagt, den Himmel, mein Sohn! –, bleibt dir keine Wahl als die allein deiner würdige: die wissenschaftliche Bahn, zu der du vorbereitet bist, zu verfolgen und mit bescheidenem Anfang einem edlen Ziele zuzustreben. Es naht sich ja mit starken Schritten die Zeit, in welcher auch in unserem Vaterlande mit dem Schlendrian aufgeräumt werden wird. Sei es als Beamter, sei es als akademischer Lehrer hast du dann den Punkt gefunden, von welchem aus ein geistvoller Mann den Hebel ansetzt, um für den Umschwung der Zeit sein Pflichtenteil beizutragen."

Den Schlußpassus von des geistvollen Mannes archimedischem Zeitberuf abgerechnet – denn aus dem Munde einer Brigitte Zacharias schmeichelt die Anerkennung seiner Bedeutendheit auch den unzärtlichsten Sohn –, erregte „der pädagogische Leitartikel, der sich in ein Briefkuvert verirrt hatte" – dem Adressaten ein herzliches Lachen. Die Frau Professorin hatte jedoch ihrem Glückwunsch an den Propst und seine Tochter ungefähr die gleiche Ermahnung beigefügt, indem sie beiden, unter deren vorwaltendem Einfluß sie zurzeit den Sohn sich dachte, die Zügelung vorlauter Erwartungen und unsteter Gelüste zur Gewissenssache machte; und diese beiden nahmen die Sache ernst, wenn auch nicht aus übereinstimmenden Gründen.

In dem Vater weckte das apodiktische Absprechen jeglicher Erbausicht des jungen Bräutigams kaum zur Ruhe gebrachte persönliche Hoffnungen wieder auf, während gleichzeitig die einleuchtenden Belege für diesen Abspruch den Riß in den Stammbaum, über welchen die Not hinweggeholfen hatte, als empfindlichen Makel erscheinen ließen, und die zweifelhafte Existenzfrage ernstliche Sorge erregte. Hätte er seine Tochter nicht so tief beglückt gesehen, würde er, der Heidenbekehrung zum Trotz, das voreilige Verlöbnis bereut haben.

Seine Tochter dahingegen fühlte sich plötzlich aus ihrer traumumfangenen bräutlichen Seligkeit aufgescheucht und dem ernüchterndsten Tagewerke gegenübergestellt. Arme Lydia, welche widersprechenden Forderungen werden dir gutem, weltfremden Mädchen doch in einem Atem vorgehalten! Ein ungläubiges Weltkind zum gläubigen Lutheraner zu bekehren und eine schwere Familiensorge auf seine jungen Schultern zu legen, heischt der Vater; einen

dilettierenden Flattergeist zum liberalen Staatsbürger und praktischen Hauswirt zu bändigen, verlangt die Mutter; und der, welchen du liebst, mehr als dein Dasein liebst, er will, daß du mit ihm den Schaum des Lebensbechers schlürfst und nichts weiter erstrebst, als ihn zu beglücken und durch ihn beglückt zu sein. Ist es ein Wunder, wenn hastig die Maienrosen von deinen Wangen flüchten und deine Blicke der Nebelflor der ersten Glückesstunde wiederum verschleiert? Jenes dunkle Ahnen, daß du den Mann, welchem du lebenslang als deinem Hort vertrautest, an eine haltlose Planke geklammert, in der Brandung verschwinden und den Stern der Liebe, so jach wie er aufgetaucht, an deinem Horizonte verschwinden sehen wirst?

„Nun, Feinliebchen," fragte Max, nachdem die mütterlichen Briefe gegeneinander ausgetauscht und still zu Ende gelesen worden waren, „wie gefällt dir die Perspektive, in vier bis fünf Jahren — denn früher würde es selbst dem unermüdlichsten Büffel, und wenn er als ein Engel vom Himmel heruntergefallen wäre, bei unserem löblichen Schematismus platterdings unmöglich sein —, item in vier bis fünf Jahren als Hausfrau eines königlichen Gerichtsassessors, notabene vorderhand noch eines Diätarius, in einem kassubischen Landstädtchen hinter dem Kochherd und dem Bükefaß zu stehen?"

„Ei nun, mir würde sie schon gefallen," antwortete Lydia mit einem Lächeln, das freundlich, aber nicht mehr wie vor wenig Stunden fröhlich war; „wenn nur du, lieber Max, sie dir gefallen ließest."

„Ich würde sie mir allerdings nicht gefallen lassen, weder für dich, liebes Herz, noch für mich selbst. Ersiehst du aber aus dieser Zumutung, wie unverständlich die Mutter und ich uns gegenseitig sind?"

„Aus dieſer Zumutung, Liebſter, erſehe ich es nicht. Mir ſcheint, deine Mutter hat recht.“

„Hinſichtlich der Erbſchaft meinſt du?“

„Auch hinſichtlich ihrer.“

„Mehlbornſche Verbiſſenheit, Kind! Alle Plebejer mißtrauen dem Adel. Tante Thusnelda ſetzte ihren Stolz darein, frei von Vorurteil zu ſein; Geld und Gut dagegen wußte ſie zu ſchätzen. Abſtrahiert von perſönlichen Sympathien und Antipathien, würde ſchon der Reiz, ſich das zerſplitterte Werbenſche Beſitztum einſtmals in einer Hand vereinigt und durch einen bedeutenden Landkomplex erweitert zu denken, ſie bewogen haben, das Stammgut auf mich zu übertragen. Meine kleine Sidi hat ſich die Erbſchaft freilich in den Kopf geſetzt, und ich laſſe ſie gern in ihrem Wahn, da im weſentlichen nichts an der Sache geändert wird. Bruder und Schweſter wirtſchaften aus einer Taſche. Du aber, Lydia, wirſt mir beipflichten, daß die ſchönheitsſüchtige Harfenkönigin nimmermehr ein verunſtaltetes, zum Einzelnleben verurteiltes Geſchöpf wie meine arme Schweſter zur Repräſentantin ihres Geſchlechtes erwählen konnte.“

„Ich habe kein Urteil über die Sinnesart unſerer Tante,“ verſetzte Lydia, „und ich ſehe mit Schmerz dieſen Wirbeltanz um ein goldenes Kalb. Ach, glücklich die Armen, lieber Max, deren Andenken nicht über ihrer Hinterlaſſenſchaft verloren geht! Iſt es denn aber nicht unter allen Umſtänden ein Frevel, über ſein eigenſtes Schickſal einen bloßen Zufall entſcheiden zu laſſen?“

„Kleiner Lutherſcher Starrkopf! Entſcheidet über unſer ganzes Leben denn nicht das, was du, höchſt unfromm, Zufall nennſt, und ich, der Unfromme, Himmelsgunſt? Nur der Krämer baut nach Ameiſenart; jeder ſich fühlende Menſch rechnet auf ſeinen Stern.“

„Nicht der Chriſt," entgegnete Lydia leiſe.

Ihr Verlobter maß ſie mit einem unmutigen Blick. Das „Heilige ihrer Schönheit", wie er es nannte, hatte ihn angezogen; dieſe „Betſchweſterphraſe" ſtieß ihn ab, weit mehr als die „Schulweisheit" der Mutter ihn abgeſtoßen hatte. Beide ſchwiegen.

Lydia fühlte, daß heute nichts mehr von ihm zu erreichen ſein würde; ſie ſetzte ſich in einen Fenſterbogen und blickte hinauf zu dem grauen Wolkenhimmel. Sie rang mit ihrem Nebel. Max wäre, ſeine Verſtimmung abzuſchütteln, gern in das Freie hinausgeſtürmt; aber das Gewitter hatte ſich in einen Landregen verzogen, es mußte im Hauſe ſtillgehalten werden.

Bruder Martin, unter dem Vorwand, Sidonien den Brief ihrer Mutter zu bringen, hatte Eile gehabt, ſich der luſtigen Jugend in der Pfarre zuzugeſellen, der Propſt, ruhebedürftig, ſich zurückgezogen. Philipp ſtudierte mit ſeinem Lehrer in deſſen Zimmer; ſeine Mutter blickte kaum von ihrer feinen Handarbeit auf. Die Beſcheidenheit der Unterhaltungsanſprüche, welche dieſe friedliche Seele an ſich ſelbſt wie an andere ſtellte, hatte Max ſchon wiederholt in Staunen verſetzt, heute verſetzte ſie ihn nahezu in Zorn. Er hätte etwas Zerſtreuendes leſen mögen: aber auf dem Schloſſe gab es nur vertiefende Lektüre; eine bewegte Weiſe ſingen: aber an der Orgel, oder dem Klapperkaſten? Er ſchritt mit unmutiger Haſt das Zimmer auf und ab; ſeine Blicke ſtreiften die ſtillſinnende Geliebte. Die Vorſtellung, daß ſie ihre Jugend hingebracht habe und, ohne ſein Dazwiſchentreten, auch ferner hingebracht haben würde, ohne die Einödigkeit ihres Daſeins nur innezuwerden, rührte ihn halb, und halb erbitterte ſie ihn. So leben Nixen, nicht warmblütige Menſchen! Ihn würde

die Notwendigkeit, mehr als einen Regenabend in dieſer Wohnſtubenatmoſphäre zu verbringen, ſchlechthin toll gemacht haben.

Seine Tage waren bisher in ſo frohem Wechſel verrauſcht, und er hatte ſo wenig auf fremde Exiſtenzen geachtet, daß ſolch verdrießliche Stimmung ihm eine neue Erfahrung war. Sie hätte, ließe ſich meinen, juſt die geeignete ſein müſſen zu einem feſſelnſprengenden Sang: einem Sturmlied oder einer weltſchmerzlichen Elegie. Da ſie indeſſen den Rhythmus in ſeiner Bruſt, ſtatt ihn zu löſen, dämmte, da in ihm und außer ihm alles, was Klang hieß, ſchwieg, mußte Bruder Martin wie ein rettender Genius begrüßt werden, als er, abgeſendet von der geſamten jungen und alten Geſellſchaft, erſchien, das Brautpaar zur Verherrlichung eines muſikaliſchen Abends in die Pfarre einzuladen. Lydia hätte wohl vorgezogen, in ſtillem Alleinſein ſich durch den Nebel zu kämpfen; doch legte ſie ohne Einwand ihren Arm in den des Geliebten, und ſie gingen.

Wer Max von Hartenſtein, dem umhuldigten Dichter und verhätſchelten Liebling der diſtinguierteſten großſtädtiſchen Kreiſe, noch vor zwei Wochen geſagt hätte, daß er als Matador im Werbenſchen Pfarrhauſe glänzen, — oder am Ende nicht einmal glänzen werde! Er lachte ſpöttiſch über ſich ſelbſt und hätte der Liebe zürnen mögen, welche den beſten Mann in ſo läppiſche Netze verſtrickt. Daß einer von ſeiner Zunft, welchen das Vaterland zurzeit noch ſeinen größten nannte, es einſtmals nicht unter ſeiner Würde gehalten hatte, das holdeſte deutſche Idyll in einem ländlichen Pfarrhauſe nicht etwa zu dichten, ſondern zu durchleben, fiel ihm zur Verſöhnung mit ſich ſelbſt wohl ein, war aber doch nur ein halber Troſt; denn der alte

Dichter hegte bloß ein Liebchen, dem er am ersten langweiligen Tage entfliehen durfte, und den jungen Dichter fesselte eine verlobte Braut. Gottlob, daß dieser bräutliche Zwitterzustand zu Ende lief, und daß er bald ein geliebtes Weib, eine Galathea, die unter seinen Küssen zum Leben erwachen würde, in seine wahre Heimat führen durfte!

Sidonie hatte eben eine Mazurka von Chopin, ihrem „melancholischen Liebling", ausrasen lassen, als der, welcher bisher ihr lächelnder Liebling gewesen war, eintrat, auffällig in der Stimmung eines Furioso und an seiner Seite die Braut, auf deren Wangen die Blüte der Freude erloschen war. Das kluge Fräulein erkannte alsobald die Wirkung der mütterlichen Briefe und suchte sie in einem Zwiegespräch mit ihrem Bruder hinwegzuscherzen. Aber die Wirkung beharrte; nicht sowohl weil sie ihn persönlich so stark ergriffen hatte, sondern weil er das Herz so stark ergriffen sah, das seine Impulse nur von ihm empfangen sollte.

„Ach, geh doch, Brüderchen!" sagte die kleine Sidi lachend. „Ein Poet und eifersüchtig auf die Kritik der reinen Vernunft!"

Das Pfarrröschen hatte währenddessen am Klavier Platz genommen, um, ohne Scheu vor dem demütigenden Abstand, ein munteres Liedchen anzustimmen, auch mit ihrer Lerchenkehle und ihrem Schweizerbuben bei gegenwärtigem Publikum einen Anklang gefunden, der sich mit dem des nationalen Pathos der Virtuosin reichlich messen durfte. Nun aber, da die Sennerin ihr Liebeslocken ausgezwitschert hatte, war an Bruder Apoll die Reihe, sein Liebesgrollen in entsprechenden Tönen auszuströmen.

Sidonie hatte dafür gesorgt, daß ein Teil ihres Notenvorrats „die selige Harfe" nach der Heimat begleitete; sie

reichte ihrem Bruder ein Heft Schubertscher Lieder, in deren Vortrag er, wie sein Ruf ging, exzellieren sollte. Da sie selbst diesen Ruf noch nicht erprobt hatte, war sie in der gespanntesten Erwartung.

„Dies!" sagte Max. Sie schlug die einleitenden Akkorde an, und:

„Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst," schallte es zornsprühend durch das friedliche Blümelsche Familienzimmer.

Max hätte schwerlich eine Wahl treffen können, welche seiner sonoren Stimme, seinem dramatischen Vortrag und seinem heutigen Mißmut sich trefflicher anpaßte als diese musikalische Deklamation; aber auch keine, deren Text die alten wie jungen Herzen seiner Hörer tiefer erschüttert hätte. Nicht einer von ihnen, außer Sidonien, auch Konstantin Blümel nicht, des heidnischen Mythos Freund, auch nicht Peter Kurze, der akademische Fuchs, oder Dezimus Frey, der Primaner, die doch sämtlich mit dem gottzürnenden Titanen einen mehr oder minder behagenden Umgang in seiner Ursprache geführt hatten, nein, nicht einer von ihnen kannte die majestätische Version ihres vaterländischen Dichters, und sie wirkte vielleicht eben darum so mächtig, weil die begleitende Musik dem unerreichbaren rhythmischen Zauber der Sprache nur gleichsam als Folie beigefügt worden ist. In dramatischer Steigerung hob sich Satz um Satz, und als das höhnende: „Und dein nicht achtet wie ich" verhallte, da herrschte minutenlang atemlose Stille. In Sidoniens Augen funkelten Tränen, und dem Greise wie dem Jüngling rieselten Schauer vom Kopf zur Zeh. Rose, Martin und seine jüngsten Schwestern empfanden, was sie nur halb verstanden, und Peter Kurze verstand, was er nur mäßig empfand. Dort aber im Fenster saß

Lydia, bleich wie eine Entſeelte, die glanzloſen Augen weit geöffnet, ihre Arme hingen ſchlaff am Körper herab, und zwei kalte Tropfen glitten über ihre Wangen. „Und dein nicht achtet wie ich!“ hauchten die bebenden Lippen.

„Haſt du die Verſe ſelber gemacht, Max?“ fragte endlich der Leutnant. Und mit der Frage kam wieder Leben in die Geſellſchaft.

Max gab keine Antwort; er ſelbſt war durch den Vortrag bis zum Verſtummen ergriffen; Schweſter Sidi aber, ſchon wieder in beluſtigter Laune, entgegnete:

„Nimm dafür an, daß er ſie ſelber gemacht, Freund Martin, laß es dir aber nicht einfallen, auch dergleichen machen zu wollen.“

Und Freund Martin nahm dafür an, daß das Genie der Familie die Verſe gemacht, und es fiel ihm nicht ein, auch dergleichen machen zu wollen. Röschen flocht mit fliegenden Fingern einen Narziſſenſtrauß, den ſie am Morgen gepflückt hatte, zu einem Kranze, um ihn, ſtatt des mangelnden Lorbeers, dem Sänger auf die Locken zu ſetzen; Peter Kurze aber raunte in Dezems Ohr:

„Läufts mit der Erbſchaft ſchief, ſoll er aufs Theater gehen, und ſein Glück iſt gemacht!“

Max hatte ſich zu Lydia gewendet, deren Erſchütterung ihn entzückte, er erwartete ein entſprechendes Beifallszeichen; aber ſie ſah ihn nur flehend an und ſagte leiſe: „Singe das Lied nicht wieder, Max!“

„Da es dir nicht gefallen hat, in deiner Gegenwart gewiß nicht, Liebe,“ verſetzte er gereizt.

„Gefallen? ach, Max!“ entgegnete ſie mit ſanftem Vorwurf. „Es klang wie aus deiner Seele heraus.“

„Es klang auch aus meiner Seele heraus,“ ſagte er und wendete ſich ab.

Am anderen Morgen hatten die Wolken am Himmel ſich verzogen und die in den Gemütern auch. Der gekränkte Prometheus war wieder ein zärtlicher Liebhaber und die verſtörte Gläubige eine vertrauende Braut. Dauernd jedoch ließ ſich ein reiner Ton zwiſchen den Verlobten nicht behaupten. Das blinde Glück ihrer Liebe war dahin.

Weit weniger für den Mann mit dem noch unverflogenen Rauſch als für die Jungfrau, die aus ihrem Kindestraum geriſſen worden war. In ſeiner Gegenwart umſpann ſie der Zauber der erſten Liebesſtunde; war ſie aber allein, dann prüfte ſie den Zauber auf ſeinen Gehalt, und er zerfloß nur allzu häufig in einen Schauder der Scham oder des Zweifels. Der Wohllaut ſeiner Rede beſtrickte ſie wie zuvor, ſuchte ſie aber nach ihrem Sinn, dann fand ſie ſelten einen Zuſammenklang mit ihrem Gemüt und nicht einmal eine Umſchreibung in ihren Gedanken.

Sie ſah ein, daß ſie erſt lernen müſſe, ihn zu verſtehen. Sie las ſeine Dichtungen von neuem, und es ging ihr mit ihrem Wohllaut auch heute noch wie mit dem der Rede; ſie nahm auch dieſes und jenes von den Büchern in die Hand, welche er ſich zur Kurzweil für die Stunden, die er nicht mit der Geliebten verbringen durfte, hatte ſchicken laſſen. Das Neueſte der Zeit, deutſche Lyrik und franzöſiſche Romane.

Lydia hatte als Mitſchülerin ihres Bruders wie ſpäter zur Unterhaltung ihres kranken Vaters, ſo genau wie nur wenige junge Mädchen, mit Konſtantin Blümels alten Heiden- und Chriſtenfreunden Bekanntſchaft gemacht; ein Roman war ihr aber noch niemals vor Augen gekommen. Für Max anfänglich ein Reiz der Beſonderheit mehr. Er verglich ihren Bildungsgang dem eines Kloſterfräuleins

im Mittelalter und nannte sie seine Roswitha. Was Wunder nun, daß der Blick, den er ihr in eine neue Dichterwelt erschloß, sie berauschte, daß ihre Pulse flogen und das Leben, welches sie bis heute geführt hatte, ihr eng und schal erschien – solange sie las oder ihn lesen hörte. Wenn sie aber, nachdem die erste Wallung gedämpft war, sich fragte, ob sie eine Freiheit, wie diese Helden und Heldinnen der Passion sie forderten, wie auch Max sie forderte für die Geliebte und für sich selbst, ob sie eine solche Freiheit fordern und dulden nicht nur wolle und dürfe, sondern einfach k ö n n e? dann rief aus ihrem heimlichsten Innern eine Stimme: „Nimmer!" Lydias Welt war vielleicht beschränkt, aber ihre Schranken waren tief begründet und ragten hoch. Wären sie ihr nicht durch Erziehung und Schicksal gesetzt worden, sie würde sich solche freiwillig gesetzt und niemals überschritten haben. Sie trachtete danach, sich unter die Oberhoheit eines Gatten zu stellen, wie sie bisher ohne Wanken unter der ihres Vaters gestanden hatte. Und an diesem Trachten scheiterte sie; denn das Heldentum und das Martyrium, deren sie so gut wie alle diese gedichteten weiblichen Opfer unserer gesellschaftlichen Einrichtungen fähig gewesen wäre, waren solche, die hinwiederum der Dichter, den sie liebte, nicht verstand. Wie hätte sie diesem Manne nun vollends der Leitstern werden sollen, der ihm, zwischen Klippen und Strudeln hindurch, die Bahn zum Hafen wies?

Da ihr Vater neuerdings, ebenso lebhaft wie die Professorin, nach einem definitiven Plane für des Sohnes Zukunft drängte, kam sie wiederholt auf diesen Gegenstand zurück, war aber leider zu wenig in Frau Hanna Blümels Lebensschule gewitzigt, um für ihre gute Sache den gelegenen Moment abzuwarten; und so geschah es

denn mehr als einmal, daß sie Maxens Widerwillen und Widerspruch sich bis zum Widersinn steigern hörte.

Der Schematismus und die kleinliche Praxis jeglicher Beamtenkarriere dünkte ihm unerträglich, – ihr einziger Ausläufer, der ihn gelockt haben würde, der in die Diplomatie, erheischte die äußeren Mittel, deren Mangel ja eben von seinen Drängern vorausgesetzt wurde. Der Entscheid mußte daher zunächst eine offene Frage bleiben. Im übrigen waren die Prämissen der Mutter wohl die richtigen, aber die Folgerungen, die sie zog, waren verkehrt. Just weil wir mit Riesenschritten einem politischen Umschwung entgegengingen, galt es, sich ungebunden für denselben zu erhalten. Ein Parlament fordert unabhängige Männer. Was aber die akademische Laufbahn betraf, lagen denn nicht auch auf ihr Handfesseln hier, Fußangeln dort? Wer hatte die Freiheit zu lehren, was er dachte, auszusprechen, was in ihm glühte, was die Begeisterung der Jugend entzündete? Leeres Stroh dreschen, abgestandene Formeln wiederkäuen, die bloße Vorstellung erregte Ekel. Endlich aber, welche Zeit erforderte die zu verfolgende Bahn, wenn der süßeste Besitz erst von dem erreichten Ziele abhängig gemacht werden sollte!

„Lieben wir uns denn nicht!“ wendete Lydia ein. „Können wir denn nicht warten?“

„Warten!“ rief er in heller Entrüstung. „Warten wie der Herr Kandidat und seine ewige Braut! Warten heißt, die gute Stunde verpassen, und kein Unglück wurmt wie ein verpaßtes Glück. Heute liebst du mich, so wie ich eben bin, aber ich kann mich ändern, du kannst dich ändern; weißt du denn, ob du mich in soundso viel Jahren, ja nur in einem Jahre auch noch liebst?“

„Max!“ unterbrach ihn Lydia entsetzt, „o Max, mit

ſolchem Zweifel im Herzen denkſt du eine Ehe einzugehen."

„Eben darum muß ich ſie eingehen, Kind," verſetzte Max. „Die Ehe, ſo ſagt man wenigſtens, hat eine ausgleichende Macht. Unter allen Umſtänden hat ſie die der Gewöhnung, der gemeinſten, aber gewaltigſten von allen Erdenmächten. Die Franzoſen heiraten ſelten aus Liebe und befinden ſich, lediglich durch Akkommodation, nicht übler als wir deutſche Idealiſten mit unſerer Sentimentalität. Freie Liebe, ein Verhältnis ohne geſetzlichen Zwang, wäre unbedingt reiner, ſchöner, edler, ſogar bindender als mit dem Zwang. Jede Schranke reizt zur Übertretung. Ein Verlöbnis aber, das heißt halbe Freiheit und halber Beſitz, iſt auf die Dauer ein Unding, ein Zwitterzuſtand, in dem ſich die Liebe verzehrt; und da nun einmal, bis auf weiteres, die Liebe nur unter der Form der Ehe von der noch herrſchenden ſozialen Borniertheit anerkannt wird, müſſen wir Mann und Frau werden, Lydia, nicht mit dem abgematteten Puls der Geduld, ſondern morgen, heute, dieſe Stunde noch, im erſten Sonnenſtrahl, der die Herzen erſchloſſen hat."

Lydia fühlte ſich empört. Hätte ihren Vorſtellungen, ihren Erfahrungen, ihrem Ideale von der Heiligkeit der Treue in ſchnöderer Weiſe Hohn geſprochen werden können als durch dieſes Freiheitskredo? Sie hätte vor dem Geliebten fliehen mögen bis an das Ende der Welt. Aber er zog ſie an ſein Herz, er küßte die eiſigen Tropfen aus ihren Wimpern auf, hauchte die glühendſten Liebesworte in ihr Ohr, und als ſie ſich endlich ſeinen Armen entwand, da ſagte ſie lächelnd zu ſich ſelbſt: „Gefällt er ſich denn nicht in Paradoxen? Iſt er nicht ein Poet? Hat er mir nicht vor kaum einer Stunde die geheimnisvolle Operation klarzumachen geſucht, unter deren Bezauberung der Dichter, der Künſtler

seelische Vorgänge und Temperamentseigenheiten darstellt, die seinem persönlichen Verlangen und Erfahren die allerfremdesten sind? Hat er nicht gesagt, man braucht kein Othello zu sein, um einen Othello zu spielen, kein Don Juan, um einen Don Juan zu schaffen? Im Gegenteil: Passionen verwischen die reine Vorstellung der Passion; Stimmungen, denen wir unterworfen sind, trüben die, welche wir unserem Bilde einhauchen möchten. Du mußt ihn nur besser verstehen, dich ihm akkommodieren lernen, wie er es nennt. Und endlich, Lydia, Hand auf das Herz! du selbst, deren Grundgesetz die Treue und nicht die Freiheit ist, was ersehnst du denn heimlich und heiß, als sein zu werden, morgen, heute, diese Stunde noch und dann – für ewig? Ist deine Liebe anderer Natur als die seine, als – alle Liebe?"

Tage, Wochen gingen hin; je näher der entscheidende Termin rückte, um so ruheloser wurde der Propst, um so auffälliger seine Zerrüttung. Er glaubte sein Ende nahe und hätte sein Haus bis in das Kleinste ordnen mögen. Aber was wäre in dieser Ungewißheit zu ordnen gewesen? Lydia mußte viel in seiner Nähe sein; er ließ sie und Martin mündig sprechen, verpflichtete die erstere, auf die er bauen durfte, im umfassendsten Sinne als Obervormünderin ihrer jüngeren Geschwister! Zum nominellen Vormund bestellte er seinen Freund und Schicksalsgenossen Hildebrand. Auch dieser hatte die Freiheit des Lehrens wiedergewonnen, aber leider wenig Schüler, die davon Segen zogen; auch seine Manneskräfte waren in das Leere verpufft worden.

Unter der Zucht dieses Getreuen sollte denn auch Philipp, jetzt dreizehnjährig, weitergebildet und gefestigt werden, sobald nur immer der Mutter die Trennung von ihrem Hätschelkinde zugemutet werden durfte. Der Knabe hatte

leichtes Hartensteinsches Blut, allein der Vater hegte das stärkste Vertrauen in seine Befähigung. Bis zu seiner letzten Stunde träumte er von einer Säule des Protestantismus aus seinem Stamm, da er selbst als solche durch die Ungunst der Zeit gebrochen und verwittert war.

Seinen Neffen sah er wenig. Dessen lebhaftes, zuversichtliches Gebaren war ihm unbehaglich, das zärtliche Bezeigen gegen seine Braut machte den Vater nahezu eifersüchtig, und – Max liebte Kranke so wenig, als er Tote liebte. Er kam daher häufig mit seiner Schwester und auch ohne diese in die Pfarre, die er die friedliche Pastorei von Wakefield nannte.

„Ich schnappe nach einem frischen Atemzug wie ein Fisch nach Wasser," sagte er. „Meine arme Lydia setzt kaum noch den Fuß aus dieser bedrückenden Siechenstube. Das muß ein Ende nehmen: der Vater ist dem Tode durchaus nicht so nahe, als er wähnt. Ich habe ein paar Semester eifrig medizinische Vorträge gehört. Was kann man auf der Universität nicht alles nebenbei betreiben! Ihnen, Freund Dezimus, werden Exegese und Kirchengeschichte hinlänglich Zeit lassen, sich am Sternenhimmel umzutun. Ihr alter Chaldäer lebt ja wohl auch noch, nicht wahr? Nun, den Mann gönne ich Ihnen. Ein Stückchen Faust steckt in jedem richtigen deutschen Studenten. So zog mich auch die Pathologie an und die des Herzens insbesondere, weil es das bis jetzt unerforschteste Fleckchen an unserem Leichnam ist und – das reinlichste. Ja, wäre die Sache ohne Patientenpraxis zu betreiben gewesen, wer weiß, ob sich nicht statt eines zurzeit höchst überflüssigen Doctor juris ein allezeit unentbehrlicher Doctor medicinae aus dem Ei der Wissenschaft geschält hätte. Das klingt wohl paradox, ist es aber keineswegs."

„Keineswegs," bestätigte Mutter Blümel lachend. „Meine Rose blättert auch gern im Kochbuch nach süßen Speisen; sich aber am Kochherd die Fingerchen schwarz zu machen, ist ihr äußerst fatal."

Max lachte gleichfalls. „Nun, was ich sagen wollte," fuhr er darauf fort. „Der Vater leidet bekanntlich seit seiner Jugend am Herzen. Ein plötzliches Ende ist möglich, ein langsames, qualvolles Hinsiechen aber wahrscheinlicher. Dem muß Lydia entzogen werden um jeden Preis. Ich bin der Hüter ihrer Gesundheit, ihrer Schönheit, ihres Glücks. Noch in diesem Sommer wird sie mein, und ich entführe sie so weit, daß kein Krankengestöhn ihr Ohr erreichen kann."

Er kam wiederholt auf diesen Plan zurück; ein Winteraufenthalt in Rom dünkte ihm die leichteste ausführbare Sache von der Welt.

„Wer einmal in Rom gewesen ist, kann nirgend anderswo ganz unglücklich werden, sagt Schwester Sidi unserem Goethe nach. Ich aber sage: wer einmal in Rom gewesen ist, kann nirgend anderswo wieder ganz glücklich werden. Der Blick, den ich darauf geworfen, war leider nur ein Augenblick. Nun zieht es mich wie mit Ketten dahin zurück. Den Honigmond auf Capri, den Winter in Rom! Mit diesem Gedanken wache ich morgens auf und lege mich abends nieder!"

Es war am Tage vor der Testamentseröffnung, daß Max diese Worte sprach.

So war denn der letzte Johannistag gekommen, welchen Dezimus als Kind des Hauses in der Heimat feiern sollte. Die Schule wurde am Morgen für die sommerliche Ferienzeit geschlossen; wenn er gegen Mittag aus der Stadt zurück-

kehrte, ſtand der Geburtstagstiſch gedeckt; darauf Mutter Hannas Roſinenkuchen mit achtzehn brennenden Wachsſtöckchen ringsherum und dem dicken Lebenslicht in der Mitte. Daneben die Briefe und kleinen Angebinde, die in den letzten Tagen von den ſechs fernen Schweſtern eingetroffen und ſorgfältig verborgen worden waren. Und welch ein Prachtſtück von Johanniskranz wird das liebe Röschen gewunden haben! Und was mag es nur ſein, was ſie ſeit Wochen hinter ſeinem Rücken gekniffelt und haſtig mit einem Tuche bedeckt hat, ſobald er das Zimmer betrat? Goldene Sternchen auf blauem Grund, ſoviel hat er herausgeblinzelt. Am Ende eine Taſche, um ſeine Kaſſenſcheine darin auf der Bruſt zu bergen, da er durch das Werbenſche Stipendium ja in Bälde ein Rentier werden wird. Oder gar eine Mappe, in welcher die teueren Heimatsbriefe für ewige Zeiten verwahrt werden ſollen. Abend für Abend will ja das liebe Röschen ſchreiben, was am Tage vorgefallen oder ihr eingefallen iſt, und jeden Sonnabend ſoll der Wochenbrief abgehen, um ihrem alten Dezem den Sonntag erſt recht zu einem Feſttage zu machen.

Nach der Beſcherung gab es dann ein Leibgericht. Ganz gewiß die erſten grünen Erbſen des Jahres und dazu Schwemmklöße und Schinken; vor dem Abendſegen aber noch irgend etwas Luſtiges, vom lieben Strudelköpfchen ausſpintiſiert. Heute würde die junge Schloßgeſellſchaft gekommen und geſungen und geſprungen worden ſein, — wenn das Teſtament nicht geweſen wäre. Röschen hatte ſchon geſtern ärgerlich geſagt: „Die alte Harfenkönigin hätte auch was Klügeres tun können, als ſich gerade einen Monat vor deinem Geburtstage einmauern zu laſſen. Ich ſehe es kommen, Dezem, mein hübſches Plänchen fällt mir in den Born.“

Als Dezimus im Trabe aus der Stadt zurückkehrte, begegnete ihm, nahe dem Schlosse, der Vater, der sich zur Testamentseröffnung begab. Er war im Ornat und tief bewegt. Sollte doch über das Wohl und Wehe einer Familie, an der er den innigsten Teil nahm, in dieser Stunde entschieden werden.

„Du mußt dich mit der Bescherung gedulden, bis ich heimkomme, mein Sohn," sagte er und ging in den Hof. Der Justitiarius überholte ihn:

„Rüsten Sie sich mit starken Nerven, Freund," rief er ihn an; „ich wittere eine Tragikomödie, wie sie im Buche steht."

In der Nähe der Pfarre kamen die drei jüngsten Schloßkinder mit Röschen Dezimus entgegen.

„Wir haben uns Ihre Schwester geholt, weil uns allein angst und bange wurde," sagte Priszilla. „Kommen Sie auch mit auf die Terrasse, guter Dezimus. Die Eröffnung muß gleich vor sich gehen."

Naturgemäß hätte Dezimus Hunger spüren müssen, und er hatte ihn auf dem Wege auch weidlich gespürt. Aber die Spannung vertrieb ihn plötzlich; er ging mit auf die Terrasse.

„Ach, was für ein schrecklicher Tag, lieber Dezimus," klagte das freundliche Backfischchen Phöbe, das sich an seinen Arm gehängt hatte. „Mama zerfließt in Tränen, Papa sieht aus wie der liebe Heiland am Kreuze, und sogar Lydia, die doch sonst immer so ruhig ist, zittert. Bei Tische haben nur der Herr Magister und Philipp ordentlich gegessen; ich bloß ein kleines bißchen Mehlspeise. Max hielt es schon am Morgen nicht mehr aus; er hat sich mit der Cousine vom Pächter in die Stadt fahren lassen. Sie sind aber schon wieder da. Sie haben die Verlobungsringe ab-

geholt, die gleich die Trauringe werden ſollen, und jedem von uns etwas Nettes mitgebracht; mir ein Korallenkreuzchen. Ich darf es freilich, ſolange wir Trauer tragen, nicht umhängen. Ach, es iſt ſo hübſch in Werben, ſeitdem die Verwandten da ſind. Glauben Sie, daß wir fortmüſſen, lieber Dezimus?"

„Nein, das glaube ich nicht, Fräulein Phöbe," antwortete Dezimus mit Überzeugung. „Ihre ſelige Tante wußte, wie wert Ihrer Frau Mutter dieſer Aufenthalt war, und Ihre Tante hatte ein ſehr gütiges Herz."

„Ein gütiges Herz? Ach, wie mich das freut!" rief die Kleine. „Höre nur, Priszilla, Dezimus behauptet, Tante Thusnelda habe ein gütiges Herz gehabt, und der Herr Magiſter hat doch geſagt, ſie wäre eine Heidin geweſen."

„Gütig können auch Heiden ſein, Fräulein Phöbe," belehrte Dezimus mit Würde. Das erſte Merkzeichen ſeines geiſtlichen Berufs.

„Mir iſt es ganz egal, ob wir hierbleiben, oder wo wir hinziehen," fiel Bruder Philipp ein. „Wenn ich nur kein Paſtor werden muß. Ich will Soldat wie mein Martin werden."

„Das darfſt du ja nicht werden, Philipp."

„Ich will aber, und damit Punktum!" rief Philipp, mit den Füßen ſtampfend.

Sie hatten die Terraſſe erreicht und drängten ſich in eine Gruppe unter dem Ahnenſaale zuſammen. Eine Weile blieb noch alles ſtill. Dann ertönte die Orgel. Ohne einen gewiſſen feierlichen Apparat durfte im pröpſtlichen Hauſe kein irgend wichtiger Akt vor ſich gehen.

„Lydia ſpielt: Befiehl du deine Wege!" flüſterte Priszilla.

Die Fräulein falteten die Hände, und auch Dezimus betete das gute Lied im Herzen nach, bis die Orgel ſchwieg.

Alle blickten gespannt in die Höhe. Max öffnete einen Fensterflügel, verschwand jedoch alsobald von ihm. Bei aller Zuversicht mochte ihm schwül geworden sein, während der Justitiar die Siegel des verhängnisvollen Schriftstückes löste. Auch Dezimus wurde schwül zumute. Seltsamerweise richteten seine Wünsche sich indessen lediglich auf Lydia, da doch sonst nichts reich und groß genug war, was er dem herrlichen Max nicht gegönnt hätte. Röschen dahingegen flüsterte ihm in das Ohr:

„Was wetten wir, Dezem, die alte Dame hat Max zu ihrem Erben eingesetzt, und ich an ihrer Stelle hätte es auch getan."

Von oben herab drang unverständliches Gemurmel; der Rat las vor. Es mußte ein großes Vermögen und eine lange Reihe von Verfügungen sein, denn der Vortrag nahm gar keine Ende. „Wie es scheint," dachte Dezimus, „bekommen viele ein Teil; und das ist auch besser als einer alles."

Da — jählings Unruhe oben, Hin- und Widerlaufen, Stühlerücken, ein schriller Schrei. „Es war Mama!" rief Philipp.

Die Kinder stürzten in das Haus; Rose und Dezimus ihnen nach. Auf der Treppe kam ihnen der Vater entgegen, totenbleich, in tiefster Bestürzung.

„Hole schleunigst die Mutter, Rose," stammelte er. „Sie soll ihre Lanzette mitbringen; es muß eine Ader geschlagen werden. Du, Dezimus, folge mir in den Saal!"

Als Dezimus den Saal betrat, lag der Propst, anscheinend ohnmächtig, auf seinem Stuhle zurückgesunken in Lydias Armen; die Gattin, auf den Knien, umklammerte in Todesangst seinen Leib; sämtliche Zeugen umstanden mit verstörten Blicken die Gruppe; der Justitiarius brachte vor

tauben Ohren hastig den Vortrag, der Schreiber das Protokoll zum Abschluß.

„Eilen Sie mit des Pächters Pferden zur Stadt nach einem Arzt; säumen Sie keine Minute!“ sagte Pastor Blümel zu Max, der sich alsobald entfernte.

Martin und Dezimus trugen den ungelenken Körper in das Krankenzimmer, lösten seine Kleider und legten ihn auf das Ruhebett; unterdessen kam Mutter Blümel, die als rechte Pfarrersfrau in dringenden Fällen der Chirurgus der Gemeinde war. Röschen, mit ihr zurückgekehrt, blieb auf ihren Wink im Vorzimmer zurück. In der nächsten Minute trat Sidonie aus dem Krankenzimmer, schattenblaß und zitternd.

„Nur einen Augenblick!“ stammelte sie. „Ich kann kein Blut sehen. Bitte, hole mir ein Glas Wasser. Der Onkel hat eine Ohnmacht!“

„Aber wer hat denn das Gut?“ fragte Röschen, als sie mit dem Wasser zurückkehrte.

„Vorderhand ich,“ antwortete Sidonie, sichtlich enttäuscht. „Nach meinem Tode – Gott weiß wer. Hoffentlich werde ich so lange leben, bis Max auf festen Füßen steht.“

Damit ging sie wieder in das Krankenzimmer, und Röschen blieb allein.

Kluge Jüngferchen sind nicht minder wie Nachtigallen und Spatzen neugieriger Natur, und das kluge Pfarrjüngferchen war keine Ausnahme von der Regel, was bei gegenwärtigem Anlaß auch ein Rigorist ihm nicht als Sünde anrechnen wird. Röschen horchte am Schlüsselloch nach einem Lebenszeichen des Ohnmächtigen – Totenstille; Röschen zerbrach sich den Kopf über das Rätsel, das nichts als Verdrießlichkeit angerichtet zu haben schien – keine Lösung. Röschen wurde selbst ganz verdrießlich.

Zu ihrem Glück kam aus dem Ahnensaal der Justitiar, der allein mit dem Protokollführer das Geschäft hatte zu Ende führen müssen. Der alte Rat war nächst ihrem jungen Dezem des Pfarrröschens Spezial; er nannte sie Töchterchen Augentrost und kehrte niemals im Hause ein, ohne eine Tüte gebrannter Mandeln mitzubringen, die Töchterchen Augentrost fürs Leben gern knabberte. Was konnte natürlicher sein, als daß Röschen sich dem alten Herrn an den Arm hängte, ihn eine Strecke des Heimwegs begleitete und ihren Wissensdurst aus erster Quelle zu stillen suchte.

Der alte Herr seinerseits plauderte gern und ein hübsches Kind am Arm doppelt gern. Ein Amtsgeheimnis war die Sache nicht mehr, ein interessanter Fall aber war sie und würde sie noch lange Zeit für die Abendunterhaltung in der Resource bleiben. So erfuhr denn Röschen auf blumigen Wiesenwegen unter einem lachenden Johannishimmel und aus einem lachenden Munde brühwarm und haarklein, denn Lücken duldete Röschens Gründlichkeit nicht, die „Tragikomödie", die sich im Ahnensaale abgespielt hatte, und ihr Dezem, der währenddessen den Schlußakt miterlebte, erfuhr erst am anderen Tage aus Röschens Munde, daß sich – für Röschen doch die Hauptsache! – wieder einmal ein Täufersegen über sein Haupt ergossen hatte.

Sobald Lydia den Choral beendet hatte, setzte sie sich zur Linken ihres Vaters, dessen kalte Hand in die ihre nehmend. Er war gespensterhaft bleich. Zu seiner Rechten saß die Mutter, neben ihr Martin, die Weinende mit seinen Armen umfassend. Dann folgte Sidonie. Max stand hinter dem Stuhle seiner Braut. Pastor Blümel verhielt sich in der Nähe des Tisches, vor welchem der Justitiar und der Protokollführer Platz genommen hatten. „Zwischen dem Altar,

der Orgel, den alten Ahnenbildern und dem alten Paſtor im Ornat, gegenüber der kohlſchwarzen, feierlichen Geſellſchaft, machte der alte Judex unzweifelhaft einen Effekt, wie er ihn in ſeinem Leben noch nicht vorgebracht," meinte vergnüglich der Rat.

Von dem Schriftſtück, das nunmehr zum Vortrag kam, verſicherte er, daß es, wie von A bis Z durch die Teſtatorin eigenhändig niedergeſchrieben, ſo ſeinem geſamten Duktus nach, zuverläſſig ohne fremden Beirat von ihr ausgeklügelt worden ſei.

„Als ob man die alte Harfenkönigin reden hörte! Paragraphen für Paragraphen waren, wie bei einem Geſetzerlaß, die Motive beigefügt. Meiſt freilich in verzwickt ironiſcher Faſſung. Einfälle wie ein altes Haus; aber von unanfechtbarer Sach- und Fachkenntnis. Summa Summarum ein muſtergültiges Dokument! Wenn es viele ſolche ſchneidige Köpfe wie den dieſes alten Fräuleins unter ſeinem Blumenhute gäbe, könnten wir Advokaten nur gleich die Bude zumachen."

Der Vermögensſtand, bis in das Detail aufgezählt und nach den im letzten Lebensſtadium geführten Büchern kodizillariſch vervollſtändigt, erwies ſich noch umfänglicher, als man erwartet hatte. Eine erhebliche Barſumme, wie auch das Dresdener Haus fielen muſikaliſchen Bildungszwecken zu. An einem Erardſchen Flügel, der in jenem Hauſe zurückgeblieben war, ſollte Paſtor Blümel in alten Tagen ſich von Töchtern oder Enkelinnen ſein Abendlied vorſingen laſſen; ſämtliche römiſchen Inſtrumente und Noten, mit Ausnahme der ſeligen Harfe, erhielt Sidonie. Die Dienerſchaft, etliche verarmte Künſtler und andere bisher Unterſtützte waren mit Legaten und Renten bedacht; ein eiſernes Kapital für die Witwen und hinterlaſſenen ledigen Töchter

der Werbenschen Pfarrer und Schullehrer, ein anderes zu baulichen und wohltätigen Gemeindezwecken niedergelegt. Die Verfügung über beide Stiftungen wurde nach freiem Ermessen dem Ortspfarrer überlassen, insofern und solange als der gegenwärtige Herr Konstantin Blümel oder, als dessen Nachfolger, sein Pflegesohn Dezimus Frey in diesem Amte standen. Bei anderweitiger Besetzung fiel die Verwaltung der Gutsherrschaft unter gerichtlicher Kontrolle anheim.

Mit diesem Ehrenamte war Dezimus Frey aber längst noch nicht abgefunden; denn nachdem der dreijährige Genuß des auf Werben ruhenden theologischen Stipendiums dem ersten studierenden Hirtensohne der Gemeinde noch einmal ausdrücklich stipuliert worden war, folgte nachstehender Passus:

„Da es mir einleuchtend ist, daß besagter Dezimus Frey sich leichter am sichtbaren Himmelszelt als im unsichtbaren Himmelreich umtun lernen wird, vermache ich ihm die Summe von zweitausend Talern. Und zwar soll ihm selbige ausgezahlt werden: v o r dem Universitätsbesuch, falls er sich von Haus aus für das Studium der Astronomie entschließt, demnach des Stipendiums verlustig geht; oder n a ch Genuß des Stipendiums, um bei gereifter Erfahrung die Freiheit zu haben, sich in angemessener Sphäre, wenn auch nur als Nebenzweck, weiterzubilden. Wie ich es denn in keiner Weise verwerflich finden würde, wenn man in jedem Pfarrhause ein Observatorium errichtete, zum Merkmal, daß die Welt sich dreht."

„Der Dezem ist aber doch ein Glücksvogel!" rief Röschen den alten Freund unterbrechend aus. „Und er kennt nicht einmal eine Note, singt und spielt bloß aus dem Kopf! An mich hätte die alte Harfenkönigin doch auch ein bißchen

denken können. Ich mache meine Sache doch ganz anders wie der Dezem."

„Ei nun, Kindchen, sie hat ja eventuell auch an Sie gedacht," tröstete der Rat.

„An mich? Ich werde doch wahrhaftig keine alte Jungfer werden! Und vor der Pfarrerwitwe in Werben wird der liebe Herrgott mich doch hoffentlich auch bewahren!"

„Aber bedenken Sie doch, das schöne Instrument!"

„Das ist auch wahr! Und am Ende, was dem Dezem gehört, ist ja auch so gut wie mein."

„Nun sehen Sie wohl! Da können Sie sich auch noch eine faustdicke, goldene Repetieruhr an den Gürtel hängen, die gleicherweise Ihrem Dezem testiert worden ist. Ein Erbstück von Vaterseite, das in der Hand des Hutmannssohnes wiederum ein Erbstück werden und an den Wandel der Geschlechter mahnen soll."

„Schönen Dank, gnädige Dame!" rief Röschen mit einem Knix und einer Kußhand, die sie gen Himmel warf. „Aber was hat denn nun eigentlich der schöne Herr Max?"

„Der schöne Herr Max, ei nun, der hat das Nachsehen, Kindchen — —"

„Schändlich, empörend! — —"

„Nach meiner unmaßgeblichen Meinung keineswegs! Im übrigen teilt er diesen Blick in das Leere mit diversen anderen ebenso würdigen Expektanten. Nicht ein einziger Familienname ist in dem Schriftstück als Erbe aufgeführt. Keinem zuliebe und manchem zuleide ist eine Ausnahme gemacht worden."

„Aber ums Himmels willen, wer kriegt denn da das Gut?"

„Nur gelassen, Herzchen. Das dicke Ende kommt allemal nach. Die trauernde Sippschaft im Ahnensaal ist auf eine weit längere Geduldsprobe gestellt worden als Sie, und

die Sentenzpillen, die sie derweile hinunterwürgen mußte, werden ihr schwer genug im Magen gelegen haben. Nachdem also über jeden Batzen und Fetzen verfügt worden war, hieß es zu guter Letzt ungefähr so:

„Die Unsterblichkeit meines übernatürlichen Menschen würde mir wünschenswert sein, ist aber bezweifelbar. Unbezweifelbar dahingegen ist die natürliche Torheit oder törichte Natürlichkeit jedwedes Menschen, auf dieser wandelbaren Erdenstätte längstmöglich eine unwandelbare Spur zu hinterlassen. Auch ich bekenne mich dieser Torheit schuldig. Da ich jedoch mit leiblicher Nachkommenschaft Gott sei Dank nicht gesegnet bin, und da die Kunst, die zu hegen mir gegeben war, leider eine ist, die verfliegt wie die Blume des Weines, bleibt mir gleich dem ersten besten alten Bauer nur ein Stück unbeweglicher Scholle, um ihr ein Merkzeichen einzuprägen von dem alten Geschlecht, das auf ihr erwachsen ist und, bis auf etliche fremde Pfropfreiser, mit meiner Person erlischt.

„Vor zwei Jahrhunderten hatte der von der Werbensche Grundbesitz durch die geschickte und gefüllte Hand einer Frau sich zu einem der umfänglichsten in sächsischen Landen ausgedehnt. In dem Erbe von Mann auf Mann zerbröckelte er, um schließlich in dem Erbe von Mann auf Weib ein Nichts zu werden. Einer ledigen alten Frau, der letzten, die den Namen trägt, war es gegönnt, seinen Grundstock als käufliche Ware wieder in ihre Hand zu bringen. Um diesen vor nochmaliger Zertrümmerung zu bewahren, befestigt sie ihn zu einem Kunkellehn, und um durch die Zersplitterung der Einkünfte sein verblichenes Ansehen nicht noch weiter verbleichen zu lassen, stiftet sie ein weibliches Seniorat."

„Den blitzartigen Eindruck dieser letzten Worte," schaltete

der Rat lachend ein, „das Aufflackern des leichenhaften alten Herrn wie unter einem galvanischen Strom, das grimmige Lächeln des jungen Doktors, die Grimasse seiner Schwester hätten Sie sehen müssen, Kind. Leider konnte ich das interessante Schauspiel nur eine Minute lang während des eigenen Verschnaufens genießen. In der nächsten las ich weiter, und in der dritten glich der Umschwung der Stimmung einer Revolution."

„Die den Jahren nach älteste meiner Großnichten eventuell Urgroßnichten," so stand geschrieben, „das heißt der leiblichen Nachkomminnen meiner beiden Schwestern so-undso, fügt, sobald sie das achtzehnte Jahr erreicht hat und nicht verheiratet ist, ihrem Familiennamen den von der Werben bei und tritt fideikommissarisch in den Genuß meines Rittergutes Werben und so weiter und so weiter, mit der Verpflichtung, sich seiner Verwertung und Erweiterung nach Kräften zu widmen und darum es zu ihrem wesentlichen Aufenthalt zu machen. Beim Umbau des Schlosses ist von vornherein darauf Rücksicht genommen worden, daß durch letztere Bedingung das Wohnungsrecht nicht beschränkt wird, welches meiner Nichte Frau Ottilie von Hartenstein zugesagt ist, solange sie lebt oder solange es ihr beliebt. An dem Tage, wo die Nutznießerin mit Tode abgeht oder etwa in den Ehestand tritt, folgt ihr in dem Benefizium das den Jahren nach älteste Fräulein nicht der ihr zunächst stehenden Familie, sondern des gesamten Geschlechts."

„Der Propst war schon bei den Worten: solange sie unverheiratet ist, von seinem Sitze in die Höhe gefahren; er stand mit vorgebogenem Leib und glasig starren Blicken, beide Hände gegen das Herz gestemmt. Jetzt, bei der Satzung von dem gesamten Geschlecht, sank er ohnmächtig in seiner Tochter Arm."

„Das ist der Schluß der Komödie; denn die nun folgenden exakten Bestimmungen im Fall einer Vakanz, oder gar des Erlöschens der Linie und dergleichen, werden für Sie, Dämchen Neubegier, noch gleichgültiger sein als für die enttäuschte Hörerschaft im Ahnensaal."

„Wie kann denn Sidonie aber sagen, daß sie zunächst die Erbin sei?" fragte Röschen nach kurzem Nachdenken. „Lydia ist ja acht Monate älter als sie."

„Aber Braut," versetzte der Rat.

„Braut sein heißt nicht verheiratet sein," wendete Röschen ein; wonach der Rat ausrief:

„Ei, Sie kluge kleine Maus! Na, da können wir noch ein erbauliches Handgemenge in diesem Familientempel erleben!"

„Und welche von beiden glauben Sie, hat die kuriose alte Dame vor Augen gehabt?" fragte Röschen.

„Sie hat gar keine Person vor Augen gehabt, lediglich ein Ideal," antwortete lachend der Rat. „Und dieses Ideal heißt: Auf dem Stammschlosse der Werben eine alte Jungfer in Permanenz."

Nach dieser Seite hin sattsam aufgeklärt, brannte das liebe Röschen vor Verlangen, wiederum inmitten des Schauplatzes so interessanter Entwicklungen zu stehen. Die Erzählung hatte sie eine weite Strecke auf dem Stadtwege vorangeführt, und da just des Pächters Wagen mit Max und dem wohlbekannten Doktor Brand vorüberkam, verabschiedete sie sich hurtig von ihrem alten Gönner, gab ein Zeichen zum Halten und schwang sich behende in das Gefährt. Der arme, schöne, junge Herr tat ihr in der Seele leid. Sie würde, ja wahrhaftig, sie würde ihres Dezem Legat, – nein, das ganze Legat nicht, aber die Hälfte des Legats darum gegeben haben, hätte sie mit dem Opfer den

armen, ſchönen, jungen Herrn zu ihres Dezem künftigen Patron erheben können.

„Ihr Herr Onkel iſt von einer Ohnmacht befallen worden?“ fragte ſie ihn.

„Ich fürchte mehr als eine Ohnmacht,“ antwortete er.

Und ſeine Furcht war begründet. Doktor Brand konnte lediglich beſtätigen:

„Der Propſt von Hartenſtein iſt tot.“

Lydia kehrte am Arme ihres Verlobten von dem Grabe zurück, in welches Joachim von Hartenſtein verſenkt worden war in der nämlichen Stunde des Siebenſchläfers, wo vor achtzehn Jahren das arme Hirtenweib ſeine Ruhe gefunden und nur wenige Schritte von deſſen Hügel entfernt.

Nicht Paſtor Blümel, Profeſſor Hildebrand, der Getreue, hatte den letzten Segen geſpendet; die Feier war ſo ſtill und ſchlicht, wie die der Gutsherrin laut und prunkvoll verlaufen; aber die Juniſonne ergoß ſich in vollen Strömen, als die letzte Spur von einem vielbewegten Menſchenleben verſchüttet wurde.

Lydia war unverweilt in das Zimmer ihrer Mutter gegangen, die ſeit der Sterbeſtunde des Gatten in ſinnverwirrendem Fieber lag. Da ſie dieſelbe ſchlummernd und Frau Hanna Blümel als ſorgſame Hüterin an ihrer Bettſeite fand, ſchlich ſie unbemerkt in das Gemach, wo ihr Vater die Augen geſchloſſen hatte, und ſaß dort in ſich verſunken, bis der Abend dämmerte.

Max ſchritt währenddeſſen in bitterem Unmut die Terraſſe haſtig auf und ab. Der bizarre letzte Wille ſeiner Verwandtin hatte ihn empfindlicher, als er ſich merken ließ, enttäuſcht. So ſollte ihm denn wieder einmal die Dankbarkeit gegen einen Nächſtſtehenden erſpart werden, wie

ſie ihm gegen Vater und Mutter und gegen deren Väter und Mütter erſpart worden war. Selbſt in ſeiner Schweſter Seele ſchuldete er ſie nicht; war es doch nur ein Zufall, daß ſie Jahr und Tag mehr als Priszilla zählte. Berechtigt, weil empfänglich für jede Himmelsgunſt, kam er ſich vor wie ein Verſtoßener.

Tiefer aber noch als ſeine Enterbung verſtimmte ihn Lydias Gebaren. Er hatte ſie ſeit der verhängnisvollen Stunde kaum geſehen, kein Wort aus ihrem Munde gehört. Ihre Tage und Nächte waren zwiſchen dem Krankenbett der Mutter und der Bahre des Vaters geteilt geweſen; Max ſchweifte im Freien und ſuchte Zuflucht in der Pfarre. Er liebte ja den Tod, aber nicht die Toten, und verſtand ſich auf Krankheiten, aber nicht auf Kranke. Was hieß das nun aber für eine Liebe, die vor einem natürlichen, längſtvorausgeſehenen Verluſte ſpurlos verſchwunden ſchien? Was hieß das für ein Glück, das nicht dem alltäglichſten Unglück die Wage hält? Die ſchnödeſte Selbſtſucht iſt es, ſich in einen Schmerz wie in eine Auſternſchale zurückzuziehen; und eine Perle nennen dieſe Frommen das krankhafte Produkt, das ſich in ſolcher Schale bildet!

Sidonie, die ſich zu ihm fand, teilte ſeine Auffaſſung. Sie beſaß jetzt reichlich die Mittel, ihm die Freiheit, deren er bedurfte, zu gewähren. Was ihr war, war ſein. Sobald die Mutter der dringendſten Lebensgefahr entronnen, ſollte er Lydia ſtill ſich antrauen laſſen und ſie dieſer Atmoſphäre der Trübſal entführen. Für eine fernere Zukunft mochten die Pläne in beruhigter Stimmung gefaßt werden.

Mit dem Vorſatz dieſer unumwundenen Forderung kehrte Max bei einbrechender Dämmerung in das Haus zurück. Lydia war weder bei der Mutter noch in ihres Vaters Zimmer; nicht ohne heimlichen Schauder ging er, ſie zu

ſuchen, in den Saal, wo vor wenigen Stunden der Sarg geſtanden hatte. Ein Leichendunſt umwitterte ihn.

Das lebensgroße Bild des Propſtes war für die heutige Feier über dem Altar aufgerichtet worden; vor dieſem lag Lydia auf den Knien. Sie erhob ſich, ſobald ſie ihn kommen hörte; ging ihm entgegen und reichte ihm ſchweigend die Hand; ſeiner Umarmung aber entzog ſie ſich. Er wollte ſie aus dem Zimmer führen; ſie winkte ihn nach einer Fenſterniſche und nahm ihm gegenüber Platz, ſo daß ſie das Bild des Vaters nicht aus den Augen verlor. Der aufgehende Mond warf ſein fahles, kaltes Licht auf die hohe Geſtalt im düſteren Prieſterkleide; fahl und kalt war auch das Antlitz der Tochter, die in ihrem faltigen Trauergewande dem Bilde ſo wunderbar ähnelte wie dem Lebenden kaum je.

Ihre eiſige Ruhe, die rückſichtsloſe Zumutung dieſes unheimlichen Aufenthaltes, die phantaſtiſche Überſpannung des Leidtragens reizten den jungen Mann bis zur Unerträglichkeit. Hätte er ſie in Tränen ſchwimmend gefunden, hätte ſie dieſe Tränen an ſeinem Herzen ausgeweint, ſeine Anklage würde ſich in Mitklage umgewandelt, und nicht herbe wie jetzt würden die Worte geklungen haben, in welchen er, als Herr ihrer Zukunft, eine beſchleunigte Verbindung forderte.

Sie hatte ihn ohne einen Laut oder nur eine Regung weder des Widerſpruches noch der Entſchuldigung ausſprechen laſſen; nun ſagte ſie:

„Du weißt nicht, Max, was es heißt, einen Vater begraben und eine Mutter mit dem Tode ringen ſehen; du leugneſt das Gefühl, das ich als das erſte menſchliche zu hegen und zu ehren gelehrt worden bin. Darum vergebe ich dir die harte Rede in dieſer Stunde. Vergib du nun aber auch mir, wenn

meine Rede dir hart klingen wird. Ich kann deine Forderung nicht gewähren, und beſtehſt du auf ihr, gebe ich dir dein Wort zurück."

Er ſtarrte ſie an wie betört. Sie fuhr fort:

„Ich habe meinem Vater gelobt, und ich habe mir ſelbſt gelobt, ihn in der Pflicht für ſeine Hinterlaſſenen zu vertreten. Ich wußte um welchen Preis. Oder trauteſt du dir die Hingebung zu, mich in dieſer Pflicht nicht zu beirren, und den Mut, ſie mit mir zu teilen?"

Er lachte bitter auf. „Ich," rief er, „ich, der Enterbte, der von der Großmut ſeiner Schweſter die Mittel entlehnen muß, ſeine eigene Exiſtenz und die ſeines anverlobten Weibes auf unberechenbare Jahre hinaus zu friſten, ich ſoll die Verantwortlichkeit und die Verbindlichkeit für eine zweite dürftige Familie — —"

„Ich ſehe," unterbrach ihn Lydia, „daß du die Hülfloſigkeit unſerer Lage und die Laſt, die dir erwachſen würde, deutlich ermiſſeſt; ich wußte auch zum voraus, daß du keine andere Antwort, als die du gegeben haſt, mir geben würdeſt, wohl auch ſie nicht geben konnteſt. Und eben darum, Max, müſſen wir ſcheiden."

Er verſtand ſie noch immer nicht vollſtändig, brauſte aber jetzt ſchon auf in Hohn und Groll.

„Ei, wie verſteht ihr doch, ihr Auserwählten," rief er, „zu paktieren nicht nur mit dem Begriffe Liebe, als einer trüglichen Naturbeſtimmung, ſondern auch mit dem Schriftkanon, auf den ihr euch, wenn es euch paßt, als untrüglichen Geſetzgeber beruft! Ein warmherziges Weltkind würde nicht daran deuteln, daß es Vater und Mutter zu verlaſſen habe, um dem Manne, dem es Liebe gelobt hat, anzuhangen, auch wenn dieſer Mann — ja dann um ſo weniger! — um berechtigte Lebensausſichten betrogen

worden ist und in ehrlicher Selbsterkenntnis sich scheuen muß, eine Aufgabe zu übernehmen, welche durchzuführen er nicht imstande sein würde."

„Noch bin ich nicht deine Gattin," entgegnete Lydia, und ihre Stimme bebte zum ersten Male bei den Worten, „für welche der Laut der Schrift Gesetzeskraft haben müßte; noch gilt für mich die älteste Pflicht. Dennoch ahnest du nicht, Max, was es mich kostet, wortbrüchig zu scheinen, nicht es zu sein; ja, was es mich kosten würde, wäre ich nicht einmal deine Braut, dir und der Schwester, die dich liebt mehr als sich selbst, Aussichten zu verkümmern, die ihr für berechtigte achtet."

Max fuhr in die Höhe, als hätte ihn eine Viper gestochen. Jetzt erst begriff er die Tragweite ihres Entschlusses. „Das also ist es!" rief er mit einem Hohngelächter, das in dem weiten, düsteren Raume unheimlich widerhallte: „Ein Rechenexempel ist des Pudels Kern!"

Auch Lydia hatte sich erhoben; sie preßte beide Hände gegen die Brust, ein Fieberschauer schüttelte ihren Leib. Doch sagte sie fest: „Ja, das ist das schwerste der Opfer, die ich fordere und bringe; schwerer selbst als das deiner Liebe, Max."

Er ging mit heftigen Schritten im Saale auf und ab; sie fuhr fort:

„Wüßte ich einen Erwerb, irgendeine Lebensstellung, die mir ermöglichte, meine Mutter und meine verwaisten Geschwister so zu versorgen, wie der brechende Blick meines Vaters es von mir forderte, ich würde, wie demütigend der Ausweg, ihn diesem demütigendsten vorziehen. Da ich keine Wahl habe, nehme ich für eine unbestimmte Frist das Erbe in Anspruch, das deine Schwester sich gesichert glaubte und das ihr ein Jahresdatum — und kein Recht außer

dieſem – verkümmert. Als du eintrateſt, Max, flehte ich zu Gott um die Kraft der Überredung, Sidonien zu einer zeitweiſen Teilung dieſes Erbes zu bewegen. Es iſt hinlänglich reich, uns beiden zu genügen. Wenn aber der Buchſtabe der Verfügung es auch nicht alſo heiſchte, die erſte Beneſiziatin, das heißt die Verſorgerin meiner Mutter und ihrer Kinder, kann nur ich ſein, nicht ſie."

„Mit anderen Worten," rief Max, „du ſchämſt dich der Dankbarkeit gegen die Schweſter des Mannes, dem du Treue gelobt haſt; aber du ſchämſt dich nicht, mit dem Verlobten zu brechen, weil er ein Ärmling geworden, und jenes edle Geſchöpf, von Natur und Schickſal mißhandelt, zu einem Ausgleich berechtigt und beſtimmt, wie es war, zur Almoſenempfängerin zu erniedrigen. Pfui über dieſen Stolz!"

Lydia war bis in den Herzgrund erſchüttert. So ſchroff hatte ſie die Deutung ihres Entſchluſſes nicht geahnet, ſo grauſam nicht die Probe ihrer Standhaftigkeit. „Sei barmherzig, Max," bat ſie mit aufgehobenen Händen. „Nein, ſei nur gerecht. Ich darf ja nicht anders, und es iſt ja auch nur auf wenige Jahre, daß ich die Entſagung von dir erflehe und die ſchwere Überwindung von ihr. Ich liebe dich, Max, wie in der erſten Stunde, da ich dein geworden bin, ja tiefer als in ihr, denn ich mußte dir wehe tun. Habe ich dir deine Freiheit zurückgegeben, ich werde dir treu ſein, werde deiner warten, bis –"

„Bis der Erbe des reichen Mehlborn dir ein Äquivalent zu bieten hat für ſoundſo viel tauſend Taler Rente!"

Max war gewiß keine unedle Natur. Eigennutz in dieſem gröblichen Sinne lag ihm ſo fern, daß er ihn auch nicht leicht in einem anderen vorausgeſetzt haben würde, am wenigſten in dieſem Mädchen. Das ſchnöde Wort kam

nicht aus seinem Herzen und nicht aus seiner Vernunft. Der Zorn hatte es ihm eingeblasen, und der Trotz bäumte sich zu sagen: „Ich war ein Rasender, vergib!“ Wehe ihm! Er hatte mit barbarischer Faust sein Bild im reinsten Herzensspiegel zertrümmert, und solange seine Ohren offen stehen, wird er die Scherben klirren hören. Wie reich des Lebens Becher ihm sprudeln möge, daß er den Adel der Liebe verwirkte, ist die Hefe, die ihn trüben wird. Wehe ihm und ihr! Sie schwankte nach ihres Vaters Zimmer; die Tür fiel hinter ihr in das Schloß, wie die der Zelle, in welcher die Jungfrau sich zur Nonne weiht. Mit stürmischen Schritten verließ Max den Saal nach der entgegengesetzten Seite. –

Im Pfarrhause war der Abendsegen früher als sonst gelesen worden; nach drei abspannenden Tagen sehnte ein jeder sich nach Ruhe. Frau Hanna hatte zum ersten Male das Krankenzimmer der Witwe verlassen, auch Dezimus treulich Dienst geleistet als Totenwächter und Vermittler der letzten schweren Obliegenheiten für ein Menschenleben. Nun dachte er in seiner Bodenkammer „einen langen Schlaf zu tun“.

Da wurde hastig die Klingel gezogen, und wie Sidonie vor wenig Wochen außer Atem eingetreten war mit dem Rufe: „Max und Lydia sind verlobt!“ so trat sie heute wieder außer Atem ein mit dem Rufe: „Max und Lydia sind entzweit!“ Sie kam, um Lebewohl zu sagen, da sie noch diesen Abend mit ihrem Bruder abzureisen gedachte.

Den Hergang des Bruchs stellte sie dar, so wie sie ihn nach einer Unterredung mit ihrem Bruder und einer leider erst darauffolgenden mit Lydia selbst aufgefaßt hatte. Für dieses kluge Mädchen, scharfblickend, gerecht und billig, wie junge Menschen es selten sind, gab es einen Punkt, auf welchem die Bildfläche sich verkehrte, und das

war ſein Liebespunkt, ſein Max. So viel goldene Luftſchlöſſer hatte die kleine Sidi auf die Freiheit des Reichtums gebaut, ſich die Zukunft ſo reizvoll ausgemalt: ein Künſtlerleben, ähnlich dem der alten Harfenkönigin, aber durch das Verhältnis zu ihrem Bruder erweitert und vertieft; nun wurmte die Enttäuſchung ſie nur um ſeinetwillen, und ihres eigenen Schiffbruchs gedachte ſie kaum. Es handelte ſich um ihn, darum ſtatt des ſicheren Klarblicks blinder Groll. Der höhnende Geifer hatte ſich aus ſeiner Bruſt in die ihre geſtürzt, hatte ſich darin geſtaut und ergoß ſich nunmehr in brauſenden Strömen.

„So ſind ſie, dieſe Heiligen!“ rief ſie aus. „Als ſie Max für eine Partie hielten, lockten ſie ihn an, fingen ihn ein, wie man einen Gimpel einfängt, den man zum Dompfaffen abrichten will. Nun, im Elend, ſchlagen ſie die einzige Pforte der Freiheit vor ihm zu und berufen ſich, wie Shylock auf ſeinen Schein, auf den Buchſtaben ihres Rechts. Kaltblütig zerfleiſcht dieſes Mädchen ihm das Herz und behauptet dabei noch, daß ſie ihn geliebt. Als ob ſolch eine Mondſcheinsprinzeſſin wüßte, was lieben heißt!“

Paſtor Blümel widerſprach der Aufgeregten warmen Herzens mit allen Gründen der Gewiſſenspflicht; er nannte Lydias Forderung einen Akt kindlicher Pietät, eine Selbſtopferung aus ſtark empfundener Familientreue; worauf denn Sidonie eifernd erwiderte: „Nun, wie Sie wollen, Paſtor. Aber was beweiſen Sie mit Ihrer Entſchuldigung, als daß auch die Familie ihre Jeſuiten hat? Abſtrakte Idealiſten, denen jedes Mittel das rechte iſt für einen Zweck, von welchem ihr Herz nichts weiß. Ihren Vater mag Lydia geliebt haben; ich traue es ihr zu, denn ſie iſt ſeinesgleichen. Aber liebt ſie ihre Geſchwiſter, die ihr ſo unähnlich ſind, liebt ſie nur ihre Mutter?“

„Lieben Sie Ihren Bruder etwa nicht, Sidonie, da Sie doch wohl kaum sich für seinesgleichen halten?“ wendete Frau Hanna ein.

„Freilich liebe ich ihn,“ antwortete Sidonie, „und eben darum, weil ich nicht seinesgleichen bin. – Ach, wie von Herzen möchte ich ihm doch ähnlich sein! – Aber ich liebe ihn keineswegs, weil er mein Bruder, weil er ein Pflichtbegriff für mich ist; sonst müßte ich auch meinen Großvater lieben. Ich liebe ihn, weil er liebenswürdig ist, mein Bertrand de Born, weil ich keinen anderen zum Lieben habe, weil ich gar nicht anders als ihn lieben kann. Wäre ein Fremder so wie er, Sie zum Exempel, Dezimus, ich liebte Sie wie ihn.“

„Für welche schmeichelhafte Versicherung ich mich im Namen meines Dezem schönstens bedanke,“ sagte Mutter Hanna lachend, und Sidonie lachte auch.

Dezimus aber vermochte eine ritterliche Wallung nicht länger zu bemeistern. Denn bei aller Bewunderung für das glänzendste Meteor an seinem Jugendhimmel hatte er in dem Kampfe, der an demselben ausgebrochen war, mit Entschiedenheit Partei genommen für den treuen Abendstern, der sich aus seiner gesetzmäßigen Bahn nicht verdrängen ließ. So einfach, als ob es sich um einen mathematischen Folgesatz handelte, sagte er daher:

„Warum will denn aber, gnädiges Fräulein, Ihr Herr Bruder nicht warten, bis seine Braut ihre edle Aufgabe vollbracht oder er selbst sich eine unabhängige Stellung errungen hat? Einem, der begabt ist wie er, sind Tor und Tür ja nach allen Seiten hin aufgetan, und wie viel reiner muß die Freude des Zusammentreffens am Ziel mit dem Bewußtsein erprobter Kräfte sein!“

„Max und warten!“ hatte zu Anfang der Rede Sidonie

beluſtigt der Paſtorin zugeraunt. Jetzt beim Schluß des Vortrags ſagte ſie aber ſchon wieder in hellem Ärger: „Gut Heil Ihnen, Kandidat in spe, auf ſolchem Philiſterwege. Zuvor aber beantworten Sie mir gefälligſt die Frage: da die Demut doch noch weit mehr als die Lammsgeduld eine chriſtliche Tugend iſt, warum nahm denn Ihre fromme Lydia die Mittel zur Erfüllung ihrer edlen Aufgabe aus meiner Hand nicht an? Durfte ſie mir zutrauen, daß ich die Familie, in welche mein Bruder getreten war, in Dürftigkeit gelaſſen haben würde? Wenn ſie ſich gegen ihre Gewöhnung einigermaßen beſchränken mußte, nun ſo büßte ſie eben ihres Vaters Schuld. So wäre es recht geweſen, ſo billig. Aber nein! Zum Dankſagen iſt man zu erhaben. Ein Weltkind aufzugeben, ein anderes zu berauben, iſt ganz in der Ordnung; beiden das Gnadenbrot anzubieten, wohl gar noch Großmut, der bloße Gedanke treibt mir die Galle in das Blut! Komme es, wie es mag, ich danke Gott, daß Max ſich aus dieſer tugendhaften Umſtrickung losgeriſſen hat. Nun und nimmer würde er an der Seite dieſer eiſigen Jungfrau anders als elend geworden ſein."

„In letzterem Punkte pflichte ich Ihnen bei," verſetzte Mutter Hanna ruhig. „Auf der anderen Seite jedoch muß ich meines Sohnes philiſterhaften Vorſchlag dahin ergänzen, daß ein Mann, mag er zehnmal ein Genie ſein, das Heiraten bleiben laſſen ſoll, wenn er nicht die Lammsgeduld beſitzt, ſich ein ſicheres Brot verdienen zu lernen. Sie aber, Kind, ſollten es ſich zweimal überlegen und wenigſtens eine Nacht hindurch beſchlafen, ehe Sie ſo eklatant mit Ihrer Familie brechen. Bedenken Sie, daß vernünftige Menſchen für ihre perſönliche Würde weit weniger heikel als für die ihrer Anvertrauten zu ſein

brauchen; ſich ſelber würde Lydia getroſt zugemutet haben, was ſie ihrer Mutter nicht zumuten durfte; wie Sie, Sidonie, Ihrem Bruder nicht, was Sie ſelber getroſt ſich zumuten dürfen. Laſſen Sie ihn denn ziehen, wohin ſein Genius ihn treibt. Mit ihm leben können Sie vor der Hand nicht; bleiben Sie alſo hier, zunächſt bei uns. Eine Vermittlung mit Ihrer Familie wird unſchwer anzubahnen ſein; vielleicht nach mehr als einer Seite hin. Jedenfalls ſind Sie die Großmütige, nicht Ihre Couſine, wenn Sie in eine Teilung der Revenüen willigen."

„Ja, liebe Sidonie," nahm nun auch Vater Blümel wiederum das Wort, „ja, bleiben Sie bei uns und ſammeln Sie feurige Kohlen auf Lydias Haupt. Das unglückliche Mädchen handelte gemäß ſeinem Grundgeſetz, alſo recht. Es gibt aber kein weheres Geſchick, als wenn wir unſerem Gewiſſen nicht etwa bloß unſer eigenes Glück, ſondern das Glück derer, die wir lieben, zum Opfer bringen müſſen. Sie retten den Frieden einer Seele, Sidonie."

Sidonie blieb nicht unbewegt bei dieſen Worten. Die erſte Wallung war verdampft, und zu trotzigem Stolz war ſie zu klug. Sie reichte den beiden alten Freunden über den Tiſch hinüber die Hand und ſprach: „Handelte es ſich um mich allein, würde ich Ihrem Rate vielleicht folgen und Lydia eine Genugtuung gönnen, wie ich an ihrer Statt ſie mir ſelbſt gegönnt haben würde. Mir gegenüber iſt ſie ja faktiſch auch durchaus in ihrem Recht. Aber auch ich habe ein Grundgeſetz, Freunde, und das heißt Treue gegen meinen Bruder. Ich darf nicht durch die Hand eines Mädchens, das ſeine Liebe ſo gering achtete, um ſie einem nüchternen Pflichtgebot unterzuordnen, mir meinen Lebensweg — und das hieße indirekt den ſeinen — bequem machen laſſen. Ich muß ſein Schickſal teilen."

„Und was denken Sie zu tun? Wohin wollen Sie sich wenden?“

„Zunächst gehe ich zu meiner Mutter. Ich habe aus der römischen Fülle eine hübsche Sparsumme gerettet, die für den Anfang genügt. Das Weitere wird sich finden. Tor, der man ist, Programme zu entwerfen, die der leiseste Atemhauch des Schicksals oder der Leidenschaft wie Kartenhäuser umbläst. Ich sage wie mein Max: nur auf die Gunst des Augenblicks ist Verlaß.“

Der Wagen fuhr bei diesen Worten vor. Ihrem Bruder den peinlichen Eintritt zu ersparen, eilte Sidonie ihm entgegen. Die Familie folgte ihr herzlich bewegt. Max sah bleich aus und sprach kein Wort.

„Ich schreibe bald!“ rief Sidonie vom Wagen herab.

Die Freunde lauschten unter der Tür bis zum verhallenden Räderrollen. Dann sagte Röschen, halb betrübt und halb ärgerlich:

„Euch alle dauert Lydia, und ihr bewundert sie. Mich dauert Max, und ich bewundere seine Schwester. Ach, und wie einödig wird es nun in Werben werden! Wenn du auch noch fort bist, alter Dezem, halte ich es nicht mehr aus.“

Der gemütliche und tätige Anteil an dem Schicksalswechsel der Menschen, zu welchen er hoch emporgeblickt, hatte Dezimus völlig in Anspruch genommen. Es heißt etwas für einen Jüngling, zum ersten Male einen idealen Stern sich verdunkeln, ein Idol verkümmern sehen. Nun jedoch, da der Tageslauf wieder in sein Gleichmaß trat, fiel ihm ein, daß die Freiheitspforte, die sich seinem stolzen, gestürzten Helden geschlossen, für ihn, den bescheidenen, aufgetan hatte.

Es war ihm bis heute nicht ein einziges Mal in den Sinn

gekommen, daß sein Leben sich in einem anderen als dem von seinen Wohltätern gezogenen Gleise abspinnen könne. Als Stipendiat von Werben seiner Heimat durch treuen Fleiß Ehre zu machen, dereinst seines Vaters Gehülfe und in ferner, Gott wolle, allerfernster Zeit sein Nachfolger zu werden, das war sein Ziel, und er blickte auf dasselbe mit dankbarem Stolze. Völlig unerwartet war nun auf ein diesem Ziele schnurstracks entgegengesetztes als das seiner Natur gemäßere nicht bloß gedeutet worden, sondern auch mit großmütiger Hand die Bahn zu demselben geebnet, und er spürte ein heißes Verlangen, diese Bahn zu betreten. Die Analyse des sichtbar Unendlichen dünkte ihm auf einmal weit interessanter als die Auslegung der Apokalypse; Sternenbahnen erforschen auf stiller Warte weit zusagender als Predigten halten auf der Kanzel von Werben.

Hieß denn nun aber seinem Gelüste folgen, nicht alle Erwartungen seiner Wohltäter vereiteln? Hieß es nicht schnöder Undank, abzuweichen auf einen Pfad, auf welchen sein Vater und Bildner ihm nicht zu folgen vermochte? Und zumal auf einen, der selbst in weiter Ferne und Fremde ein gedeihliches Ziel noch zweifelhaft ließ, während das gedeihlichste in nächster Nähe gesichert war? Mochte ein leibliches Kind solches Opfer von seinen Eltern zu fordern berechtigt sein, aber auch das Kind der Barmherzigkeit, die hülflose Waise vom ersten Lebenshauche an? Und sein Röschen!

Dezimus stand erst im Aufschritt zu der Jünglingsstufe; sein Puls schlug ruhig, und seine Phantasie schweifte mehr zwischen Sternen- als Menschenbildern; sein Verhältnis zu dem schönen Mädchen hatte im Grunde daher noch nicht Hand und Fuß. Wenn Röschen ein Knabe gewesen wäre, würde es sich kaum anders gestaltet haben. Daß er aber

dem Kinde, neben dem er in der Wiege gelegen hatte, angehören müsse bis in das Grab, daß eine Liebe, für die er keinen Anfang wußte, auch kein Ende haben könne; daß, unter welchem Namen auch immer, er zu dieses Kindes Schirmer berufen sei, zu seinem Versorger, seinem nächsten, ewigen Freund, das stand für ihn fest wie ein Naturgesetz, nicht erst seit heute oder gestern, sondern seitdem er sich seines Daseins bewußt geworden. Die kleine Rose war ein Teil von ihm, sein bestes Teil. Und was konnte er auf dem neuen Lebenswege für sie werden?

Noch ein drittes kam dazu. Von dem Augenblicke an, wo sein stolzester Knabentag damit abschloß, daß er das weiße Fräulein aus dem Hutmannshause treten sah und er sich zum ersten Male deutlich als das Kind dieser armen Hütte gefühlt hatte, von dem Augenblicke an waren seine Gedanken häufig zu den unbekannten Brüdern in die Ferne geschweift. Nicht aus Blutszwang, wie Max von Hartenstein geringschätzig solchen Trieb genannt, nicht einmal aus neugierigem Verlangen; einfach aus einem Gefühl der Beschämung, wie es jeden gutgearteten Menschen überkommt, wenn er sich selbst in unverdienter Fülle und Gleichberechtigte in ebenso unverdienter Entbehrung sieht. Er hatte damals auch alsobald den Vater nach dem Schicksale seiner Geschwister befragt und erfahren, daß der treue Gemeindepfleger sie nicht aus den Augen verloren hatte. Je mehr sie freilich selbständig im Leben Fuß fassen lernten, um so seltener war eine Auskunft über sie zu ermitteln gewesen. Die Dezimus im Alter zunächst Stehenden waren früh gestorben; die Erwachsenen wie Heimatslose in der Welt verstreut. Ob, wo und wie viele ihrer vielleicht heute noch leben? Gott Vater wird es wissen, ihr Bruder Dezimus weiß es nicht.

Ein erwünschter Zufall war es daher, daß vor Jahr und Tag der älteste von den beiden, die beim Tode der Eltern bereits Soldaten waren, sich mit dem Gesuch eines Taufzeugnisses, zum Zweck seiner Verheiratung, an den Pfarrer von Werben wendete und daß durch ihn ein schwacher Faden sich wieder anknüpfen ließ. Bruder Klaus war nach Ablauf seiner Dienstzeit Ruderknecht, später Matrose und endlich Steuermann auf einem Kauffahrteischiff geworden; er kam nur selten an das Land, wo er dann im eignen bescheidenen Heimwesen auf einer der friesischen Inseln einkehrte. Wer von seinen Brüdern noch lebte, wußte auch er nicht. Nur durch Zufall war er einmal mit seinem soldatischen Kumpan, dem einzigen, der ihm von Angesicht erinnerlich geblieben, zusammengetroffen, als dieser im Begriffe stand, nach Amerika auszuwandern. Dort, so schrieb der Prediger der Insel, der diese Nachrichten seinem binnenländischen Amtsbruder vermittelte, war auch er verschollen und das Enaksgeschlecht aus dem Hirtenhause demnach wahrscheinlich zusammengeschmolzen bis auf zwei.

Diese Rückwärtsgedanken waren in Dezimus nun aber besonders lebhaft angeregt worden, als er bei Gelegenheit des Werbenschen Erbes die Fragen des Blutszusammenhanges und der Verpflichtungen, welche er auferlege, von den verschiedensten Standpunkten erörtern hörte. Sein ganzes Herz gehörte ja den Wahlverwandten; ein heimlicher Gewissensdrang trieb ihn aber den Naturverwandten entgegen, und als durch Stipendium und Legat ihm die Mittel zu einer Nothülfe geboten wurden, schrieb er an den Bruder Steuermann im Inselhause, schilderte sein eigenes glückliches Los, sprach den Wunsch des Bekanntwerdens aus, bat dringend um gelegentliche Forschung nach dem in

Amerika verſchollenen Friedrich und erklärte ſich zu brüderlicher Handreichung froh bereit.

Sein Herz ſchlug befreit, nachdem er dieſen Schritt in ſeinen älteſten Zuſammenhang zurückgetan hatte. Vermochte er denn aber die verheißene Handreichung wahr zu machen, wenn er die abirrende Bahn zu einem zweifelhaften Ziele betrat? Denn mit dem gutgemeinten Verſpruch hatte er leider die Dämonen der langen Zahlen und großen Rohre keineswegs ausgetrieben. Er mochte ſich winden und wenden, wie er wollte, er kam aus dem Zwieſpalt von Lockung und Pflicht nicht heraus. Sogar ſein bis dahin unangefochtenes robuſtes Hirtenblut zeigte Spuren des heimlichen Kampfes, die roten Backen erblaßten, der Leib magerte ab, der Schlaf wurde unruhig, ſchlechthin hohläugig ſah der arme Junge aus, und ſo mußte es zweifelhaft erſcheinen, ob die großmütige Legatarin, indem ſie ſeine Schülerwiege verrückte, ihm nicht eher eine Wehetat als eine Wohltat erwieſen hatte.

Hätte er nur einen weiſen Mann gewußt, den er zum Schiedsrichter der ſtrittigen Parteien in ſeiner achtzehnjährigen Bruſt hätte aufrufen dürfen. Aber er wußte nur einen, den weiſeſten der Weiſen, und juſt vor ihm hätte er den Tummelplatz in undurchdringliche Nebel hüllen mögen. Oder hätte er nur einen mitfühlenden jungen Geſellen gewußt, in deſſen Herz er ſeine Ängſte ergießen konnte! Aber er hatte gute Kameraden die Hülle und Fülle; ein Spezial jedoch war ihm ſeit der Kinderſtube immer nur ſein Röschen geweſen, und was dieſer Spezial ihm raten würde, brauchte er nicht erſt zu erfragen. „Dummer Dezem, natürlich mußt du Paſtor werden und in unſerer hübſchen Pfarre bleiben. Für das gnädige Legat machen wir uns alle Jahre eine Luſt!“

So fragte er denn Röschen nicht, aber er fragte Peter Kurzen, als dieser das nächste Mal in die Pfarre eingesprungen kam; und Peter Kurze zog die Augenbrauen in die Höhe und antwortete mit salbungsvoller Stimme.

„Verehrungswürdiger Gutfreund, dessen Namen ich nicht auszusprechen wage, das Heu beider Bündel duftet süß. So dächte ich, natur- und vernunftgemäß, wir genössen von beiden."

Von beiden! Mit Peter Kurzen war freilich ernsthaft keine Sache abzusprechen, im Spaße aber traf er manchmal den Nagel auf den Kopf. Von beiden!

Oftmals dachte Dezimus an sein weißes Fräulein, wennschon er ahnete, daß Lydias Ratschluß nicht anders lauten würde als: „Entsage!" Was verlangte er denn aber Besseres als eine unumstößliche Richtschnur für seinen Willen? Ja, gewiß, er würde dieser Meisterin in der schwersten aller Lebenskünste blindlings nachgeeifert haben, hätte er nur ohne Zudringlichkeit sich irgendwo und wie bei ihr Gehör zu verschaffen gewußt. Allein er hatte seit jenem verhängnisvollen Tage sie nur dann und wann aus der Ferne gesehen, wenn sie im Morgengrauen oder Abenddämmer vor ihres Vaters Grabe stand. Sie war eine Nonne geworden und ihr Bereich in Wahrheit zu einem Kloster.

Ihre Mutter genas allmählich im Laufe des Sommers. Obgleich sie bewußtlos auf dem Fieberbette gelegen, hatte dennoch die Zeit ihr linderndes Wunder an der sanften Seele gewirkt, und nun stumpfte die Ermattung das Herzeleid ab. Ihre Umgebungen, ihre äußere Lage waren die gewohnten geblieben; nichts fehlte als der, dessen Qualen sie seit Jahren in der Stille qualvoll mitempfunden hatte, und der war selig bei seinem Herrn. Für eine Ottilien-

ſeele ein erträglicher Schickſalsſchlag; unter einer ſchweren Mutterlaſt wäre ſie zuſammengebrochen.

So fand ſie ſich denn auch leichter, als man gefürchtet hatte, in die Trennung von ihrem Liebling, welche gemäß des Vaters letztem Willen in dieſer Zeit ſtattzufinden hatte; leichter zumal auch dadurch, daß der ungeſtüme Knabe ſich aus der Eintönigkeit des Trauerhauſes bereitwillig in einen neuen Zuſtand verſetzen ließ. Phöbe war ſchon zu Oſtern von dem Vater eingeſegnet worden; der bisherige Informator ſchied daher aus der Familie, um in einer kleinen lutheriſchen Gemeinde der alten Heimat das Seelſorgeramt zu übernehmen. Martin war zu ſeinem Regiment zurückgekehrt; nur ſeine beiden jüngſten Schweſtern wurden dann und wann noch in der Pfarre geſehen, um für ein paar Stunden fröhlich darin aufzuleben.

In den Augen der geſamten Familie und zumeiſt in denen der kindlichen Mutter war Lydia an die Stelle des Vaters gerückt. Wie ſie des Hauſes Verſorgerin geworden war, wurde ſie bedingungslos deſſen Autorität. Ein ſonniger Frühlingstraum war verweht, ein düſterer Todesſchatten vorübergezogen; das Leben glitt hin in gewohntem, nur noch lautloſerem Gleis.

Die Mitteilung, welche Sidonie verſprochen hatte, blieb aus; monatelang wußte man weder auf dem Schloß noch in der Pfarre, was aus den Geſchwiſtern geworden ſei. Erſt zu einer Zeit, die eigentlich bereits in den nächſtfolgenden Abſchnitt gehört, kam durch Martin – unter dem Siegel der Verſchwiegenheit! – eine bewegliche Kunde an ſeinen Freund Dezimus. Max hatte ſich ſchon vor ſeiner Reiſe nach Rom zum Landwehroffizierexamen gemeldet, halb und halb wohl mit dem Vorbehalt eines eventuellen Übertritts zur Linie. Nun war kürzlich ſeine Wahl in ekla-

tanteſter Weiſe von dem Offizierkorps abgelehnt worden. Als Anlaß vermutete man eine Reihe von Gedichten, welche unter ſeinem vollen Namen in einem neugegründeten freiſinnigen rheiniſchen Zeitblatt erſchienen waren und in den höchſten Regionen ſchweres Ärgernis hervorgerufen haben ſollten. Der brave Martin war „ganz aus dem Häuschen", wie er ſelber es nannte, über die Schande, welche der ganzen Familie angehängt worden ſei und welche er ſelbſt in ſeiner Karriere gehörig werde ausbaden müſſen. Auch dauerte ihn ſein Vetter, der, bisher ein Glückskind wie wenige, nun auf einmal aus einer Patſche in die andere gerate. „Und," ſo ſchloß der Brave, „und alles um ein paar elender Verſe willen, um die kein Hahn gekräht hätte, wenn man nicht ſolches Weſen davon gemacht. Und wenn ich ihrer ein dickes Buch voll geleſen hätte, mir wäre, als hätte ich Waſſer getrunken."

Da die betreffenden Zeitungsnummern konfisziert worden waren, lag wenigſtens eines der Gedichte dem Briefe bei. Paſtor Blümel – für welchen das Siegel nicht unerbrochen blieb – nannte es eine gereimte Umſchreibung der zweiten Prometheusſtrophe; nur daß der nicht mehr Zeus hieße, „deſſen Majeſtät ſich kümmerlich von dem Gebetshauch hoffnungsvoller Toren nährte." Indeſſen wollte auch dem guten Blümel das ehrenkränkende Verdikt gegen den „Zornesausbruch eines heilig glühenden Herzens, dem die erſten Blütenträume nicht gereift waren" wenig einleuchten. Er ſah in der Offiziersuniform das ſicherſte Korrektiv aller Titanengelüſte und fürchtete die Früchte, welche die Erbitterung zeitigt. Paſtor Blümel ſeufzte viel an dieſem Tage und rauchte ſtark.

Als Lydia zum erſten Male die Einkünfte der Werbenſchen Stiftung bezog, ſendete ſie die Hälfte des Betrags

durch Paſtor Blümels Vermittlung an Sidonien, unter der Adreſſe ihrer Mutter. Umgehend erhielt ſie die Summe auf gleichem Umwege zurück. Die Profeſſorin behandelte, ohne jegliche Spur von Enttäuſchung oder Verletztſein, die Angelegenheit rein als Geſchäft. Ihre Tochter, ſo meinte ſie, habe für einen derartigen Ausgleich nicht einmal den Anſpruch der Billigkeit, da es keinem Zweifel unterliegen könne, daß Fräulein von Werben bei Abfaſſung ihres letzten Willens an die ausſichtsloſe Familie ihrer Nichte Ottilie gedacht habe und nicht an Sidonie, die weder zurzeit noch, ſoweit ſich vorausſehen ließe, in Zukunft einer ſolchen Zuwendung bedürftig ſei oder ſein werde. Im übrigen ſcheine ihre Tochter ſich im mütterlichen Hauſe heimiſch einzugewöhnen, und ſie ſende den Pfarrfreunden ihre beſten Grüße. Des Sohnes wurde nicht erwähnt.

Lydia vermochte mit dieſer Abweiſung ſich nicht zufrieden zu geben. Es widerſtand ihr, auf Koſten der Verwandten, die ſich – und wie Lydia glaubte mit gutem Grund – für die Nächſtberechtigte gehalten hatte, ein mehreres in Anſpruch zu nehmen, als zur Verſorgung ihrer Familie erforderlich war, und ſie erſehnte den Zeitpunkt, wo ſie auf das Ganze verzichten durfte. Wie tiefes Elend war um dieſes leidigen Mammons willen über ſie gekommen! – Durch Paſtor Blümels, des zeitweiligen Kurators der Stiftung, Hand legte ſie daher die Teilſumme bei jedem Termine hypothekariſch nieder, ſei es zur ſpäteren Verfügung ihrer Verwandten, ſei es zu einem von dieſen zu beſtimmenden wohltätigen Zwecke.

Der Herbſt war gekommen, ein milder, gedeihlicher Weinherbſt; aber keiner im Pfarrhauſe freute ſich wie ſonſt auf die Leſe, da der Sohn ſie heuer nicht mitfeiern durfte. Das liebe Röschen war, wie es ſagte, ganz deſperat. Es

ſtellte in ſeiner Deſperation allen Ernſtes den Antrag, mit ſeinem alten Dezem auf die hohe Schule zu ziehen, ihm den Haushalt zu führen, wie ſchon manche Pfarrtochter es ihren ſtudierenden Brüdern getan, und nebenbei in einer Fabrik das Blumenmachen zu erlernen. Und während dieſes Antrags ſtreichelte das liebe Röschen ſeinem alten Dezem die Backen, kniff ihm zärtlich die Ohrläppchen und zupfte ihn an ſeinen langen, ſtrohgelben Haaren. Der alte Dezem aber – ei nun, es war ein Vorſchlag zur Güte –, und der alte Dezem hätte ſich ſolch eine roſige Studentenwirtſchaft mit tauſend Freuden gefallen laſſen. Zwei gewichtigere alte Leute ließen ſie ſich aber durchaus nicht gefallen, und dieſe gewichtigen alten Leute hießen Papa und Mama. Da ſchmollte das liebe Röschen ein Weilchen, lachte dann und flocht einen Aſternkranz; ihr alter Dezem dagegen ſchmollte nicht, ſondern verſank wiederum in ſein Sternenſehnen.

An einem der letzten Nachmittage waren die beiden jungen Schloßfräulein gekommen, um mit Röschen im Pfarrberge Trauben zu naſchen. Dezimus hatte den Vater auf ſeinem Veſpergange durch das Dorf begleitet und ſaß nun mit ihm unter den rotbeerigen Ebereſchenbäumen auf dem Hünengrabe, den Untergang der Sonne genießend. Solch ein himmelreines Schauſpiel iſt im ſpäten Oktober eine ſeltene Gunſt, und wenn es vielleicht das letzte iſt, das binnen einer Sonnenwende in einer lieben Heimat genoſſen wird, da rührt es ein junges Herz wohl bis auf den Grund.

Auch der Vater hatte in andächtiger Stille der verſinkenden Flamme nachgeſchaut, bis der abendliche Horizont in ein Purpurmeer verwandelt ſchien. Dann hob er an:

„Zum erſten Male, mein Sohn, und leider Monde hin-

durch, bin ich irregeworden an dem ſicheren Gefühl, dem ich als dem Leitſtern deines Lebens vertraut habe. Ich ſehe dich bei zufälligem Anlaß ſchwindelnd ſchwanken; und wer bürgt dem Schwankenden, daß er nicht ſtrauchele, dem Strauchelnden, daß er nicht falle?"

Dunkle Schamröte überzog des Jünglings Geſicht; er ſah ſich durchſchaut von dem einzigen, vor dem er ſeine Blöße hätte verhüllen mögen. Denn die Dankbarkeit, wie jede echte Liebe, iſt keuſch.

„Durch eine förderliche Fügung", fuhr der Vater fort, „iſt dein Blick auf einen Beruf gelenkt worden, welcher dem von dir bisher in das Auge gefaßten zuwiderläuft und welchen du urplötzlich als den dir natürlich eingeborenen erkennſt. Hätteſt du ihn ohne jene Fügung verfehlen können, wenn er wirklich deine Grundbeſtimmung geweſen wäre? Und warum willſt du eine Entſcheidung vom Zaune brechen, da ſie dir nach einer Probezeit als reife Frucht in den Schoß fallen muß? Es ſind nur wenige Gebiete, auf denen in unſerem kurzen Hienieden ein gründlicher Forſcherſinn heimiſch zu werden vermag; aber je eines mehr iſt eine Verdoppelung unſerer Exiſtenz. Warum willſt du nicht ein paar Jugendjahre daranſetzen, um jenes dir vorbeſtimmte Gebiet zu prüfen, das, wie dunkel und begrenzt es auch erſcheint, doch des Menſchen ewigſtes Anliegen umfaßt? Iſt es dir denn verwehrt, daneben oder danach auf jenes andere abzuſchweifen, das klar überſchaubar, ſich dennoch in das Grenzenloſe verliert und in Ewigkeit ein Bruchſtück bleiben wird? Warum willſt du den ſeltenen Vorzug nicht nützen, deine Kräfte nach zwei diametral entgegenlaufenden Richtungen hin zu prüfen?"

„Aber die Zeit, die mir auf dieſem Kreuzwege verloren geht, Vater?" wendete Dezimus ſchüchtern ein. „Ich könnte

nahe dem Ziele ſtehen, wo ich dort vor einem Anfang ſtehe."

„Doch als ein gefeſteter Mann, der ohne Fehltritt weiterſchreitet. Wohl dem Jüngling, der nicht mit ſeinen Lehrjahren zu geizen braucht."

„Und dann, Vater, und dann – beraube ich nicht einen Bedürftigen, wenn ich eine Wohltat zwecklos vergeude."

Der Greis blickte zuerſt betroffen vor ſich nieder, darauf aber mit einem vollen Liebesblick auf den Sohn, und endlich ſprach er in freudigſter Entſchiedenheit: „Ich danke dir für dieſes Wort, mein Sohn. Es ſoll mir als Schiedsſpruch gelten, daß ich deine Wiege an den rechten Platz gerückt habe und daß ich als dein Vater verpflichtet bin, die völlige Reife der Entwicklung von dir zu fordern. Ach, mein Kind, das Leben hat nicht Sonnenſchein für alle, und wir berauben jedesmal einen Bedürftigen, wenn wir uns einer Himmelsgunſt erfreuen. Wo aber wäre ein Menſch ohne ſolche Selbſtſucht fertiggeworden? Und ſich ſelber fertigbringen, ſoweit die eingeborene Geſtaltungskraft reicht, iſt des Menſchen oberſtes zeitliches Geſetz, denn nur nach dem Maße ſeiner Fertigkeit wirkt er."

Der Greis machte eine kleine Pauſe; dann fuhr er fort: „Bei deiner ruhig wägenden Gemütsanlage, bei der engen Umfriedigung deines bisherigen Daſeins würdeſt du es nur zu einer einſeitigen Ausgeſtaltung bringen, wenn du mit dem erſten Schritt in die Freiheit dich einbürgerteſt in einem abſtrakt ideellen Reich, in welchem es wohl gilt, ſtetig vorwärts zu dringen, aber nicht zu ringen, wohl zu wägen, aber nicht zu wagen. Leben aber, Mannesleben, heißt Kampf und Kampfes Zeuge ſein. Ein ſolcher Ringkampf um der Menſchheit höchſte Güter iſt nun aber, ohne daß du es ahneteſt, während deiner Knabenjahre auf-

gelodert und wird in deinen Mannesjahren noch nicht ausgelodert sein. Auf weltlichem Gebiet wie auf dem geistlichen, in welchem du deine Schule durchzumachen hast, stehen die Parteien widereinander unter dem Feldgeschrei: Hie Freiheit, hie Autorität! Aus kindlicher Ferne hast du in dem Propst von Hartenstein und Professor Zacharias zwei bedeutende Männer kennen lernen, die dir als Chorführer gelten dürfen. Zwischen ihnen aber streifen Plänklerscharen, diesseit wie jenseit sich berufend auf das nämliche Schiboleth, aber haarspaltend miteinander, hadernd um die Heischungen des Gemütes, des Verstandes, ja der kennzeichnenden Uniform. Auf einen dieser Tummelplätze sende ich dich nun, mein Sohn, um dir, soweit es dem Menschen gegeben ist, eine reine Lösung für den eigenen Geist zu erringen. Denn eine beherrschende Stellung wird kein Heutiger mehr erreichen; noch niemals hat die Menschheit drei Jahrhunderte zurückgelebt. Die segenfördernde Macht des Gottesgedankens, die ewige Botschaft der Barmherzigkeit in der Seele deines Volkes in bescheidenem Umkreis rege zu erhalten, ihm ein Lehrer, ein Tröster, ein Freund und Vorbild zu sein, das und kein glänzenderes ist dein Ziel auf der von Kind ab vorgezeichneten Bahn. Solltest du während derselben erkennen, daß sie weder dich noch andere zu jenem Ziele führen würde, sollten berechenbare Messungen dich stärker locken als das Geheimnis des Wortes, das du zu ergründen und zu verkünden hast, dann, aber nur dann, ist es nicht bloß dein Recht, sondern deine Pflicht, auf jener sich kreuzenden Bahn vorwärts zu dringen nach dem Urgesetz der Wahrhaftigkeit. So ziehe denn aus, mein Sohn, und wie du nach treuer Arbeit dich entschieden haben magst, du kehrest heim, des bin ich getrost, als unser gesegnetes, unser glückliches Johanniskind."

Lächelnd, doch feuchten Auges schloß der Greis seine Rede. Dezimus aber, der Junge schlecht und recht, fiel wie erlöst zu seines Vaters Füßen, preßte dessen beide Hände gegen sein Herz, und heiße Tropfen rannen darauf nieder. Ein vernehmliches Wort aber sprach er nicht.

Am anderen Tage, obgleich es der Abschiedstag war, ging er wie auf Federn; ja wahrlich, der stämmige Enaks-sohn, er schwebte, so leicht war sein Herz. Sein Abiturienten-zeugnis hatte brav gelautet, und die Trennung währte ja nur kurz; zum heiligen Christ war er wieder da! Er empfahl sich in beiden Gemeinden Haus bei Haus; selbst bei seinem Vizepaten versuchte er vorzudringen, zu seiner Genugtuung indessen vergeblich. Auch Lydia war nicht sichtbar; Frau von Hartenstein aber entließ ihn mit mütterlichen Tränen, und ihre beiden jüngsten Töchter schenkten ihm die Andenken, die ihm schon zum Geburtstage bestimmt gewesen waren. Die kleine Phöbe hatte eigenhändig 365 Blätter je mit einem Bibelverse beschrieben. Alle Morgen sollte ihr guter Dezimus, so wie es im pröpstlichen Hause gang und gäbe war, sich auf einem dieser Blätter die Tageslosung ziehen. Fräulein Priszilla aber brachte gar ein schönes Album, auf das sie unter einem Kornblumen-kranze seinen Namen gestickt hatte und in welches sich, mit Ausnahme des kranken Vaters, sämtliche Familienglieder eingetragen hatten; auch Max, dazumal noch hoffnungs-voller Bräutigam, war darin verewigt, wennschon nicht mit einer eigenen Inspiration, so doch mit einer dem Schüler gemäßen Horazischen Sentenz. Lydia hatte geschrieben:

„Dring durch die Kreise bis zum fernsten,
Vor dessen Licht kein anderes sich behauptet."

Dante war einer der wenigen Dichter, welche Lydia, als

Vorleſerin ihres Vaters, gründlich kannte und vielleicht der einzige, welchen Max nicht las.

Am Abend war in dem Hauſe, aus welchem der Sohn ſcheiden ſollte, die tapfer verhaltene Wehmut nicht länger zu bannen. Kein Scherz und kein Ernſt wollten mehr verfangen; ein jeder zögerte, mit dem Aufbruch zu beginnen. Erſt als es Mitternacht ſchlug, erhob ſich der Vater, legte ſchweigend die Hände auf des Jünglings Haupt und ſtieg hinunter in das geiſtliche Gemach.

„Ich ſehe dich noch, mein Dezimus," ſagte die Mutter, indem ſie raſch das Zimmer verließ.

Bruder und Schweſter waren allein. Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und ſagte zwiſchen Schluchzen und Lachen: „Daß du mich nur liebbehältſt, alter Dezem, unter den Scharteken und Rohren deiner dummen Univerſität!" Dann lief ſie, beide Hände vor dem Geſicht, der Mutter nach.

Das liebe, närriſche, kluge Röschen, wie wäre es nur möglich geweſen, daß irgendwo und wie und wann ihr alter Dezem ſie nicht liebbehalten hätte!

Er dachte den Weg, wie dazumal auf der Suche nach der fremden Blume, zu Fuß zu machen, legte ſich daher gar nicht nieder, ſondern ſaß an ſeinem Kammerfenſter, bis der Morgenſtern in voller Herbſtpracht aufgegangen war. Dann brach er auf.

Als er die Haustür leiſe öffnete, kam die Mutter ihm nach, drückte ihn an ihr Herz und ſchluchzte, ja ſie ſchluchzte: „Vergiß nur die Wäſchzettel nicht, mein Dezem!"

Die liebe, närriſche, kluge Mutter, als ob ein Sohn, den ſie erzogen hat, die Wäſchzettel vergeſſen könnte!

Der nächſte Weg zur Landſtraße führte über den Friedhof. Während er zu einem Abſchiedsgruß vor dem Hügel der Mutter ſtand, deren Liebe ihm eine Fremde erſetzt hatte,

trat hinter dem weißen Marmorkreuz, das den Namen Joachim von Hartenſtein trug, eine dunkle Geſtalt hervor. Es war Lydia, die an dieſer Stelle täglich die Sonne aufgehen ſah. Er konnte es nicht laſſen, er trat an ſie heran und reichte ihr die Hand. Sie hielt ſie eine lange Weile in der ihren, und ſchweigend ſchieden ſie.

Als er unter der Pforte ſich noch einmal umblickte, ſtand die hohe, dunkle Geſtalt regungslos wie zuvor neben dem weißen Kreuz. Und ſo war das letzte Bild, das er aus der Heimat in ſein neues Leben trug, das der Jungfrau, über welcher der Morgenſtern leuchtete.

Die erſten Prüfungen

Die akademiſche Zeit iſt dem Zeitraum nach kein Stufenjahr. Es gibt aber wohl manchen ſtudierten Mann, der mit dieſer erſten Sproſſe auf der Freiheitsleiter auch die oberſte erklommen hat, und keinen einzigen wird es geben, dem, wenn er ſchon lange Jahre den Berg des Lebens abwärts ſteigt, nicht ein Roſenflor der Jugend die welken Wangen überflöge, ſooft Gedanke oder Rede rückwärts ſchweifen auf die kurze Spanne, wo er das Gaudeamus ſang und Unſinn Weisheit nannte.

Und da will uns denn bedünken, als ob das Wertzeichen des Zuſtandes, welchen wir einen glücklichen nennen, weit weniger der Genuß ſei, welchen er gewährt, als die Erinnerung, welche er hinterläßt. Denn, ach, wie bleiern drückte oftmals die Gegenwart, die im Gedächtnis ſo goldig leuchtet! Wie viele freie Muſenſöhne gab es – und gibt es vielleicht auch heute noch –, denen, wenn ſie abends im engen Dachſtübchen matt und müde ſich auf ihr ſchmales Federbett niederwarfen, der Kopf geraucht hat nicht nur von den unlösbaren Problemen der Weisheitsſchulen, ſondern weit mehr noch von den Pauklektionen, in welchen ſie den Tag über noch manch dickhäutigeres Haupt als das eigene rauchen machten; die, nur halbſatt vom Freitiſch im Konvikt und vom barmherzigen Wandertiſch, nach dem Bierſeidel und der Knaſterpfeife, den mundſtopfenden Mächten des knurrenden Magens, vergeblich ſchmachteten; wie viele, denen, wenn ſie ſich morgens die bedenklich ausplatzenden Stiefel wichſten und am fadenſcheinigen Rock die abgeſprungenen Knöpfe feſtnähten, wenn ſie die Kragen und Manſchetten, welche das einzige Wochenhemd ſchamhaft verhüllen ſollten, auf die umgekehrte Seite wendeten, denen dann wiederum der Kopf geraucht hat über das Problem der fälligen Wäſchgroſchen und Schuſtertaler! Ach, wie viele freie Muſenſöhne, die – ade, Humor! – ſehn-

süchtig des goldenen Handwerksbodens daheim gedachten, mit Seufzen die Bissen berechneten, die Vater und Mutter für dieses Martyrium der Gelehrsamkeit dem eigenen Munde absparten, und die dann, „grollend schon in Blütentagen", ausriefen: „O du Galeere, du Sklavenmarkt von Welt!"

Ja, groß war auch in des Hirtensohnes von Werben Zeit und Zone die Zahl dieser Märtyrer der Wissenschaft, welche die beste Jugendkraft verbrauchten, die Dornen und Steine aus ihrem Wege zu räumen, um dann, vom Bücken gekrümmt, ihre Straße sachte bergan zu schlendern und erst beim Rückblick aus weiter Ferne das Haupt wieder zu heben und zu rufen: „Es war doch schön!" Aber der glückliche Hirtensohn und Stipendiat von Werben gehörte nicht unter diese Zahl.

Auch er kehrte abends in ein Dachstübchen zurück; aber es hatte, wie seine heimische Kammer, einen freien Horizont; und schon im zweiten Semester ragte es über die Baumkronen des schönen Gartens, der die Sternwarte umgab, hinweg, und er hatte seinem Hausherrn, dem jetzt urgreisen Chaldäer, statt des Zinses nicht mehr als diesen und jenen Handlangerdienst in seiner Wissenschaft zu entrichten. Auch er hatte sich mit dem Überschwang des Bejahens und Verneinens in den antagonistischen Theologen- und Philosophenschulen abzufinden; aber er zermarterte sich nicht Herz und Hirn über den festen Punkt, an den er sich in diesem Wirrsal zu klammern habe, denn er wußte eine Ausflucht, wo ihm der ewige Gottesgedanke in ursprünglicher Reine entgegenleuchtete, und war er dann und wann übersatt von unverdaulicher Buchstabenspeise, so ward der Durst nach jenem Born, aus welchem wohl Probleme, aber keine Kontraste rieseln, doch niemals gestillt;

sei es, daß er sich morgens unter dem mathematischen Katheder ernüchterte, sei es, daß er nachts durch mächtige Refraktoren eine neue Welt im Himmelsozean auftauchen sah.

Auch er gab in freien Stunden Lektionen und Repetitorien, aber in dem Gebiete, das ihm das geläufigste war, und nur an so weit Vorgeschrittene, bei denen er, indem er lehrte, noch zu lernen vermochte. Auch er setzte dann und wann die Füße unter den Tisch einer freundlichen Studentenmutter; aber nur als geladener, gern gesehener Gast. Er brauchte nicht mit Manschetten und Hemdskragen zu knausern, denn das Waschhaus in der Werbener Pfarre war ein flottes Institut, und wenn er auch seine Stiefel eigenhändig wichste und seine Kleider eigenhändig bürstete, Knöpfe und Bänderchen brauchte einer, der sich Frau Hanna Blümels Sohn nannte, sich nicht eigenhändig anzunähen.

Er war ein kerngesundes Blut, das mit sechs Stunden festen Schlafes übergenug und darum von vierundzwanzigen achtzehn freie Zeit hatte für die Verrichtungen, zu denen der Mensch wache Sinne braucht. Er hatte sich keiner der neuzeitlichen gottesgelehrten Verbindungen eingereiht, war auch weder Burschenschafter noch Korpsbruder irgendwelcher Couleur; demnach ein Kamel, aber doch ein kreuzbraver Kamerad und nach wie vor Peter Kurzens, des standfesten Teutonen, spezialster Spezial, sein zweiter Freund; denn der erste war, „natur- und vernunftgemäß", Peter Kurze selbst. — Er hat sich wenig in Fechthut und Paukhandschuhen auf der Mensur geübt, aber die Flinte lernte er während seiner freiwilligen Dienstzeit gleich im ersten Jahre handlich regieren. Er hatte eine durstige Studentenleber, für alle Tage indessen doch nur auf klaren Born, und durfte er sich auch nicht der Charakterstärke rühmen, die das Übel und Weh der ersten Knasterpfeife mit stoischem

Gleichmut überwindet, um es in der Fertigkeit des Giftverdampfens so weit als möglich zu bringen, ein Spaßverderber war er darum nicht. Er konnte sonder Widerwillen Tabaksqualm riechen und mit Lust einen Salamander reiben helfen, konnte singen, allenfalls auch springen und ließ den Spitznamen des „stillvergnügten Hünen" sich gefallen, als ob es ein Ehrentitel gewesen wäre, würde auch schwerlich Blut darum vergossen haben, wenn ein witzboldiger Kumpan den Hünen in einen Philister umgetauft hätte. Alles in allem: er gehörte auch in dem akademischen Stufenjahre zu den Glücklichen, die schon in der Gegenwart rufen: „Es ist doch schön!"

Ach, die köstlichen Sonntagsstunden, wenn er nach einer Sternennacht und dem Morgengottesdienst den allerneckischsten Röschensbrief erbrach, in Gedanken die vergangene Woche Hand in Hand mit dem lieben Kinde nachlebte und am Abend den Gegengruß, berechnet für das Ohr der gesamten Familie, im allerehrbarsten Dezemsstil niederschrieb! Und dann jene allerköstlichste Zeit – zusammenaddiert ein volles Viertel des Jahres –, die er als alter Pfarrdezem in der Heimat verlebte! Fand er die herrlichen Eltern nicht jedesmal wohlauf und frohmütig wie zuvor? Schienen sie nicht von ihrem Seelenfrieden geschirmt wie von einer Glocke, die sie absperrte gegen den zerstörenden Altershauch? Und fand er nach jeder Pause sein Röschen nicht immer lockender zur Rose erblüht? Klopfte das Herz ihm nicht immer bänglicher, wenn er schied? Wußte er aber nicht auch, daß die Liebeshütte, an der er geschäftig baute, kein leeres Luftschloß war?

Ging er dann freilich aus der Pfarre hinunter in das Schloß, da durchschauerte ihn, je länger je mehr, ein frostiger Odem, als ob er aus einem blühenden Garten in einen

sonnenlosen Kreuzgang träte, und das Bild, das er von der ersten Idealgestalt seines Lebens in sein Studentenstübchen zurücktrug, beunruhigte ihn wie ein Rätsel, dessen Lösung dem Klarheit suchenden Sinne nicht gelingt.

Lydia war kaum minder schön als während der kurzen Wochen, da der Schmelz der Liebe ihre Wangen überhauchte; ja vielleicht schöner; klassischer würde ein Künstler gesagt haben; das Auge erweitert, die Haltung majestätischer, die Konturen gefesteter, marmorbleich und marmorgleich. Aber er sah in ihr nicht mehr einen Verheißung blinkenden Stern, und unwillkürlich erneuerte sich nach jeder Begegnung in des Jünglings Seele der Eindruck jener Vollmondsnacht, die als lebhaftestes Ereignis aus seinen Knabenjahren ragte. Die Blicke haften an der stilleuchtenden Scheibe wie an einem friedreichen Menschenangesicht; da jählings breitet der Erdschatten sich über sie, und als sie vor dem hundertfältig geschärften Auge wieder auftaucht, starrt er auf ein versteinertes Landschaftsbild mit weißen Graten und dunklen Abgründen zwischen ihnen, aber ohne belebenden Strahl und Strom: eine erstorbene Welt oder eine werdende? Das ist das Rätsel.

Was fehlte Lydia? Der Vater, vor dem sie sich lebenslang gebeugt? Der Geliebte, der sie ein paar Frühlingswochen hindurch umfangen hatte? Gibt es für solches Entbehren keine ausgleichende Macht, nicht einmal die der Zeit? Schritt sie nicht unwandelbar auf einer ihrer Natur gemäßen Bahn? Hatte sie nicht das Bewußtsein unerschütterlicher Treue, das ja Genügen geben soll? Hatte sie nicht einen tiefgewurzelten Glauben, der ja beseligen soll? Ihr Haus glich einem Kloster. Aber spricht man nicht von kindlich stillen, glücklichen Nonnenaugen? Auch Lydias Augen waren still, aber glückliche Kinderaugen waren es nicht.

Was fehlte Lydia? fragten mit dem Jüngling auch die Freunde in der Pfarre, für welche das herrliche Menschenbild, ebenso wie für ihn, fast unnahbar geworden war.

„Freude fehlt ihr," schalt Röschen, „nichts als Freude. Wozu ist einer auf der Welt, als seines Lebens froh zu sein und andere sich seiner froh zu machen?"

„Wo das Herz traurig ist, hilft keine Freude," sprach Vater Blümel dem weisen Salomo nach.

„Die liebe Eitelkeit fehlt ihr, nichts als die liebe Eitelkeit," brummte Peter Kurze.

„Und das soll ein Mangel sein?" entgegnete lächelnd Pastor Blümel.

„Wenn es der pure, blanke Hochmut ist, der dieses lebenspendende Fluidum – universal verbreitet wie der Sauerstoff der Luft! – auffaugt, mehr als ein Mangel, Papachen, ein Frevel gegen die menschliche Gesellschaft und eine spontane Verkümmerung des eigenen höchst werten Ich," eiferte Peter Kurze; und setzte erläuternd, mit einem galanten Kratzfuß gegen Schönröschen hinzu: „‚Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten', hat der – na, der unsterbliche Wieland gesagt."

„Beschäftigung fehlt ihr, ausfüllende Tätigkeit," meinte Mutter Hanna, und ihr Konstantin dagegen: „Ja, was soll sie denn tun?"

Ja, was sollte sie tun? Sie tat, was sie vermochte, oder was ihr zu tun gestattet schien. Der Hausstand war nach wie vor in der Mutter Hand verblieben, aber sie sorgte für ihre Familie wie ein Vater, und da es seit dem Vermächtnis Fräulein Thusneldens in der Gemeinde wenig Notleidende mehr gab, ein wohltätiges Eindringen in das Einzelnleben daher unstatthaft geworden war, förderte sie in den Nachbarstädten die Vereine, welche unter dem Namen

der inneren Mission allmählich, wenn auch nur schwächlich in Aufnahme kamen. Mit besonderem Eifer, weil durch eine Persönlichkeit angeregt, widmete sie sich aber den Interessen der äußeren Mission.

Einer der getreuesten Freunde ihres Vaters, der Bruder des Professors Hildebrand, hatte, nachdem er seiner Pfarrstelle verlustig geworden, gefolgt von Weib und Kind, sich der englischen Missionsstation in Palästina angeschlossen und daselbst in religiösem wie in ethnographischem Betracht einen ausgiebigen Wirkungskreis gefunden. Sein „Palmental" war der jungen Freundin vertraut wie eine Heimat geworden, aus seiner Seele zog in die ihre das Verlangen, dem protestantischen Deutschland eine bis dahin schlummernde Teilnahme für die Heilsbestrebungen der englischen und amerikanischen Stammes- und Glaubensgenossen an dieser hehrsten Stätte anzuregen. Sie las, korrespondierte, spendete, sammelte für diesen Zweck, sie schrieb zu seiner Förderung sogar in Zeitschriften, die ihm zu dienen geeignet waren, und da ein verwandtes Streben gleichzeitig in höchstgestellten Kreisen wach geworden war, wurde der Name Lydias von Hartenstein zu einem weithin genannten, während doch ihre Person in fast unnahbarer Zurückgezogenheit verharrte. Eine fürstliche Frau bot ihr einen Wirkungskreis in ihrer unmittelbaren Nähe, mit vom Hofleben befreienden Befugnissen an. Lydia lehnte ihn ab. Die Pflicht, der sie ihr Glück und ihren Herzensfrieden zum Opfer gebracht hatte, war noch nicht erfüllt; sobald sie es sein würde, hegte sie den Plan, in dem neuerrichteten evangelischen Krankenhause der Hauptstadt abschließend einen Beruf zu suchen. Auch bewog sie ihre Schwester Priszilla, in der Zwischenzeit für sie einzutreten.

„Nicht," wie sie dem abmahnenden Pastor Blümel sagte, „nicht, daß das lebensfrohe Kind in diesem schweren Dienst eine dauernde Aufgabe finde, nur eine Schule, wie jedes Mädchen sie durchmachen sollte, um der ernstesten und wichtigsten weiblichen Aufgabe gerecht zu werden."

Und bevor ein Jahr ablief, hatte das schöne, lebensfrohe Kind aus dieser ernsten Schule einen allerseits befriedigenden Ausschlupf gefunden. Ein Kranker, den sie gepflegt, ein nicht mehr ganz junger Beamter, mäßig mit Glücksgütern gesegnet, aber von guter Familie und streng-gläubiger Richtung, daher voller Aussicht zu einer gedeihlichen Laufbahn, bot ihr seine Hand. Sie wurde von Herzen angenommen, und Phöbe, eben herangewachsen, rat an der Schwester Stelle, um nach kaum Jahr und Tag denselben natürlichen Ausweg zu finden. Ja, vielleicht könnte es sich heute noch zutragen, daß einem jungen Fräulein, zumal wenn es sanft und schön wie die Hartensteinschen ist, leichter im Krankensaal als im Ballsaal die Myrte blüht.

Als Dezimus Freys Studienzeit zu Ende lief, lebte Lydia mit der Mutter auf dem Schlosse allein; sie lebten würdig, friedlich und einig nebeneinander, wenn auch nicht miteinander oder ineinander. Frau von Hartensteins Tage waren nach Bedürfen ausgefüllt. Sie schrieb viel mütterliche und empfing viel kindliche Briefe; sie hatte Aussteuern herzustellen, Hochzeiten auszurichten, endlich ein erstes Enkelkind zu wiegen. Was braucht eine Ottilie mehr? Lydia aber, glich ihr Leben denn nicht dem „der hohen freien Geister", für welches ihr Vater sie zu bilden gehofft hatte, erhaben über die gemeine Not? Und dennoch sagte Konstantin Blümel in jener Zeit von ihr zu seinem Sohn: „Sie siecht an ihrem Ideal!"

Vor keinem Menschen hatte Lydia jemals den Namen ihres einstigen Verlobten wieder genannt; auch Sidonie würde für sie eine Verschwundene gewesen sein, wenn Pastor Blümel, dem die Aussöhnung der Familie eine Herzenssache war, sie ihrem geistigen Gesichtsfelde nicht beharrlich genähert hätte. Die erste Anknüpfung bot der folgende Brief, welchen Dezimus an seinem nächsten Geburtstage erhielt.

„Da die vorjährigen guten Wünsche uns in der Kehle steckengeblieben sind, erhalten Sie, wertgeschätztes Johanniskind, die Dosis heuer verdoppelt. Ich sehe im Geiste Sie unschichtig sich erlaben an den Tafeln der Leviten und Chaldäer und rufe ehrlichen Glaubens: Wohl bekomms! Ein braver Hirtenmagen verträgt sauer und süß.

„Nächstdem sollen Sie gebeten sein, sooft Sie etwas zu schreiben wissen, mir einen Brief zu schreiben, frisch von der Leber weg, sonder drapierende Gazewolken, die in unserem biderben Deutsch die Welt allemal gleichsam mit Brettern verschlagen und für geschmackvolle Leute, wie Sie und ich, vollständig aus der Mode gekommen sind. Auch sollen Sie gleiche Gunst von ihrer Rose erbitten; unter dem lockigen Strudelköpfchen blüht manche Blume auf, deren Duft mich erquicken würde.

„Ich grüße die gemütliche Pfarrfreundschaft in corpore; die heilige Schloßfreundschaft nicht einbegriffen; denn ich grüße nur solche, mit denen ich es gut meine, und gut meine ich es mit meiner sublimen Sippe noch immer keineswegs. Aber nicht mehr wegen der Johannisoffenbarung vom vorigen Jahr und ihren Konsequenzen. Aus reiner Idiosynkrasie. Der Lilienduft ist für meine Nerven zu stark. Im übrigen verweise ich, konform dem Gesetz der reinen Vernunft, auf Mama Brigittens Deklaration und rechne dar-

auf, daß der Reverend Primrose Numero zwei mich mit seinem Notpfennig aus dem Werbenschen Opferkasten fortan in Frieden lasse. Sela.

„Ein Stücklein von Held Martin muß ich indes doch noch zum besten geben, bevor ich hinter die feindliche Basenschaft ein Punktum mache; ein Romanstreich, unverkennbar seiner spezifischen Phantasie entsprungen und doch korrekt ein pröpstlich Hartensteinsches Bravourstück. Vernehmen Sie also, daß er mir in optima forma seine tapfere Hand angetragen hat. Mir sage ich, und bin heilig davon durchdrungen, daß er mit diesem Mir nicht Papa Mehlborns gelegentliche Erbin, sondern die von seiner Familie gekränkte Unschuld im Sinne gehabt hat, wie ich gleicherweise davon durchdrungen bin, daß er unter dem Druck des erhaltenen Korbes nicht an Herzbrechen sterben wird. Und so möge sein ritterlicher Wille ihm mit einer Lorbeerkrone vergolten werden.

„In Parenthese und zu Ihrem Nutz und Frommen, hoffnungsvoller Candidatus theologiae und matrimoniae: es gibt keine zärtlichere Paarung, als wo das Fräulein klug und mit einem kleinen Verdruß irgendwelcher Art behaftet, das Männlein statt dessen mäßig gewitzigt, aber schön und womöglich ein Jahrzehent jünger ist. Umgekehrt, will sagen: das weibliche Anwesen jung und einfältig und der Gespons ältlich und hell, da mag der Engel mit dem feurigen Schwert immerhin schon ein wenig auf der Lauer stehen. Wo aber der göttliche Intellekt halbiert ist und Adam dem Evchen, Evchen dem Adam mit gleich scharfen Augen auf die Finger passen, die nach der verbotenen Apfelfrucht langen, da ist der Weg vom Paradies zum Infernum ein Katzensprung; wennschon es auch von dieser Erfahrungsregel gesegnete Ausnahmen gibt, wie ich selbiges

an dem philoſophiſchen Konſortium, zu dem ich neuerdings in Kindſchaft getreten bin, Tag für Tag erfreulich wahrzunehmen habe.

„Nun aber endlich zu den Fragen, mit welchen ich die hochwürdige Blümelei im Chorus mich beſtürmen höre: ‚Wie treibts die kleine Sidi? Wie geht es, wie gefällt es ihr in der arktiſchen Zone, nach welcher ſie urplötzlich aus Arkadien verſchlagen wurde?‘ Einun, leidlicher und luſtiger, Freunde, als Ihr es Euch träumen laſſen mögt; wennſchon es ein eigen Ding bleibt, ſich die Kindlichkeit anzugewöhnen in einem Stadium, das ſich die Würden einer Reſpektsperſon gefallen laſſen könnte. Meine Mutter iſt keine von den Muſen und Grazien, die ich als Nonplusultra der Weiblichkeit zu verehren gewöhnt worden bin; aber eine geſcheite, grundredliche, grundtüchtige Frau. Ich merke mit Staunen, wieviel von ihrem Blute in meinen Adern rinnt. Ja, hätte ich mich ihrer phyſiſchen Naturkraft zu erfreuen, wer weiß, ob ich nicht im allereigentlichſten Sinne ihre Tochter geworden wäre. Aber dieſe Natur! Freund Peter Kurze möge hören und ſtaunen! Nie im Leben hat ihr ein Finger weh getan; ich bin überzeugt, daß ſie uns Kinder vom Baume geſchüttelt hat; nie im Leben hat ſie einen Nerv zucken geſpürt; härter noch als ihr Wille iſt ihre Haut. Stellen Sie ſich vor, daß ſie bis tief in den Herbſt hinein in unſerem See badet, während mir mitten im Sommer die Hand abſtirbt, wenn ich ſie eine halbe Minute aus dem Boot in das eiſige Waſſer tauche. Reines Nixenblut!

„Der Profeſſor – er prätendiert nicht, daß ich Papa zu ihm ſage, ſondern begnügt ſich mit dem guten Freund – iſt ein Ehrenmann. Gentleman würde in gewiſſem Sinne viel zu wenig und in einem anderen ein wenig zuviel für ihn ſein. Kurzum wir vertragen uns, ſonder anſtrengende

Toleranz. Das Land sagt mir zu; wenn nicht in Italien, wüßte ich nicht, wo ich lieber leben möchte. Für meinesgleichen kommt gleich nach der hohen Kunst die hohe Natur und die hohe Gesellschaft erst ein weites Spatium hinterdrein. Indessen ist es auch mit der letzteren nicht ganz so eidgenössisch nüchtern, wie ich gefürchtet hatte, bestellt. Wir verkehren fast nur – wennschon nicht absolut aus freier Wahl – mit Ausländern, will sagen zumeist Deutschen: Flüchtlingen, Mißvergnügten, Phantasten, Narren, aber auch etwelchen tüchtigen und vielen gebildeten Köpfen dermang. Frau Brigitte Zacharias spielt unter diesen Römern in spe die Rolle einer inspirierenden Egeria; ihr Fräulein Tochter die einer preußischen Volumnia oder dergleichen. Will sagen, die kleine Sidi spielt die Patriotin im Ernst. Die schwarzweiße Kokarde ist ja ihr einziges Hartensteinsches Erbe. Leider, daß sie es nicht mit ihrem Bruder teilen kann. Sie wissen ja aber wohl, wie man dem armen Jungen im Vaterlande mitgespielt hat.

„Doch ich bin noch nicht mit der kleinen Sidi zu Ende, da ich ja kein Wort von ihrem wesentlichsten Ingredienz, der edlen Musika, erwähnt habe. Und da hat das Blatt sich denn so kurios gewendet, daß sie, in Ermangelung von fertigen Meistern, mit sehr unfertigen Schülern fürliebnimmt und – hört, hört! – und – na dreist heraus! – Klavierstunden gibt; Tag für Tag vier bis sechs Stück à vier bis sechs Frank, wobei sie sich das Jahr netto auf tausend Taler steht. Wie die alte Harfenmuhme vor Lachen sich schütteln wird, wenn sie aus hohem Himmelsfenster dieses Treiben einer Werbenschen Geschlechtsnachfolgerin erspäht! Denn bis zur reifenden Traurigkeit, Papa Blümel, wird sie es binnen Jahr und Tag dort oben wohl schwerlich gebracht haben. Tat sie sich doch noch in ihrer letzten Stunde etwas

darauf zugut, in diesem irdischen Jammertale eine Achtzigerin geworden zu sein, ohne, es sei denn im Wickelbunde, eine Träne vergossen zu haben.

„Item, es ist ein gutes Geschäft bis auf die rebellischen Nerven. Ihrethalben bin ich indessen schon wiederholentlich auf den Einfall gekommen, in meine sogenannte Heimat zurückzukehren und mich allda redlich, aber etwas gesundheitlicher zu nähren, indem ich mit dem Material Papa Mehlbornscher Kuhställe eine Molkerei im großen begründete. In der Schweiz lernt sich so etwas, und fertig brächte ich allenfalls auch das. Die klügste aller Pfarrmütter hatte, irre ich nicht, schon vorig Jahr, etwas derart mit mir im Sinn. In jenem sturmflutigen Zustand war es zu früh dazu, und heute wahrscheinlich auch noch. Wenn Mama Blümel mir indessen im Milchkeller des Talgutes jährlich tausend Taler verbürgen könnte – denn auf das liebe Geld bin ich ein Vogel, der es Vater Mehlborn wettmacht –, wer weiß, ob ich nicht die patriotische Paukmamsell in der Diaspora aufgäbe und Euch das idyllische Rührstück vorführte: Sidonia in der Käserei!

„Und nun zu guter Letzt noch einen Blick auf den, dessen Stern, ist er gleich aus der Region Ihrer regierenden Jungfrau gestürzt, Ihnen, getreuer Hirtensohn, denke ich, doch immer noch anziehender leuchten wird als der, welcher über dem Haupt der Melkerin der Zukunft kulminiert. Nun, auch mein Mäxchen läßt es sich gefallen, so wie er es treibt, treibt er es auch just nicht so, wie Sie und andere Leute es für ihn in Aussicht genommen hatten. Der Mensch zieht ja nun einmal einen Mißstand seiner Wahl dem Wohlstande vor, den sein bester Freund für ihn ausgeklügelt hat, und nennt seine Freiheit das, was er im Grunde seine Unfreiheit nennen sollte. Kurz und gut: das Mäxchen ist

auf dem Wege nach Rom in Paris hängengeblieben – dem rechten Platze, häßliche Erfahrungen zwar nicht zu verwinden, aber zu vergessen –, und er schwingt allda tapfer nicht bloß die Adlerfeder des Poeten, sondern, wie tutti quanti, auch die Hahnenfeder des Publizisten. (Falls sein jüngster Ruhm noch nicht bis in Ihre Pflegstätte deutscher Wissenschaft gedrungen sein sollte, erlasse ich Ihnen, denselben auszuposaunen.)

„Mag er! ‚Singt er sich auch nicht in eine Fürstengruft', wird der Huf seines Pegasus auch keine Republik der Gleichheit und Brüderlichkeit aus unserem biderben vaterländischen Boden stampfen, solange er bei diesem oder irgendwelchem anderen unschuldigen Zeitvertreib sich frei fühlt und froh, wird frei und froh sich fühlen auch der kleine Trabant, der, nur mit bewaffnetem Auge erkennbar, sich um diesen bis jetzt noch sehr veränderlichen Stern bewegt. Woher kommt denn alles Glück, freilich auch alles Unglück in der Welt, als daß wir, coûte que coûte, uns an ein Individuum hängen müssen, oder sei es meinetwegen an ein Ding? Bleiben Sie darum den hohen Himmelsaugen treu, Hirtensohn. Sie riskieren mit ihnen weniger von Ihrem Johannissegen als mit allen, die Ihnen hienieden blitzen und blinken würden. Solches wünschend verbleibe ich meines standfesten Freundes Polarius gleicherweise standfeste Freundin Sidi."

Die Freunde in der Pfarre spürten zwischen den scherzhaften Worten manchen unterdrückten Seufzer und manche unterdrückte Träne heraus; und wenn es eine gute Art des Mitleids ist, anderen Mitleid ersparen zu wollen, so wurde die Absicht hier nicht erreicht.

Der Eindruck wiederholte sich bei jedem der späteren Briefe, die regelmäßig am Johannistage eintrafen und in

Text wie Ton nicht wesentlich anders lauteten. Sie wurden gleich dem ersten von der gesamten Familie, in verteilten Gebieten, ausführlich beantwortet, so daß die Entfernte in ihrer sogenannten Heimat wohl orientiert bleiben durfte. Dezimus, als Auswärtiger, begnügte sich mit dem Referat über seine eigene bescheidene Person und die Zustände seiner Akademie. Vater Blümel, der Versöhner, behandelte den Artikel: Lydia.

Das liebe Röschen hatte sich Held Martin als Gegenstand auserkoren und freute sich, schon im nächstjährigen Briefe durch folgende Eröffnung auf einen interessanten Effekt rechnen zu können.

„Den alleruntertänigsten Gratulationsknicks zu der Krone, welche meines lieben Fräuleins Sidi verehrlicher Herr Vetter und Freier sich schon in jungen Tagen erworben hat; wenn es vorderhand auch nur eine Myrtenkrone ist. Binnen weniger Wochen feiert er im Werbenschen Ahnensaale Hochzeit mit einem verwaisten Fräulein, das sich zweiunddreißig reiner Ahnen und des erforderlichen ‚Kommißvermögens' – *seine*, des Helden Bezeichnung, nicht *meine*! – zu erfreuen hat. Ein hochnäsiges, blasses Spürrippchen, nach unserem ländlichen Dafürhalten! Der bravste der Braven gab einem gewissen schwarzlockigen Strudelköpfchen nicht undeutlich zu verstehen, daß er kein weibliches Wesen seinem Ideal so gänzlich entsprechend gefunden haben würde als eben besagtes Strudelköpfchen; daß er aber, auch abgesehen von dem Kommißvermögen, als ein Hartenstein Rücksichten zu nehmen habe, welche gewöhnliche Leute Vorurteile nennen. Ei nun, Spürrippchen oder Strudelköpfchen, einmal unter dem Pantoffel, ist er der Held, der mit diesem oder jenem in ein Himmelreich kommt. Mein Dezem gehört, wenn auch aus einiger-

maßen abweichenden Gründen, zu der nämlichen Couleur, mit der wir Mädchen uns eigentlich gar nicht einlaſſen ſollten. Denn wenn ein Mann durch uns nicht unglücklich werden kann, wie ſoll er denn durch uns glücklich werden, oder wir durch ihn? Verſucht wird es mit dem Dezem aber doch wohl werden müſſen."

Jedem dieſer Briefe wurde allerſeits eine herzliche Einladung in das Pfarrhaus beigefügt. Am dringlichſten von Mutter Hanna, wenn ſie es auch ablehnen mußte, die Bürgſchaft für eine auf dem Talgute zu errichtende Schweizerei ſo weit zu übernehmen, daß durch ihre Erträge einem Freiheitsdichter in der Metropole des Genuſſes die Adlerfeder mit feinem Golde überzogen werde. Über Papa Mehlborn, ihre briefliche Spezialität, konnte Mutter Hanna von Termin zu Termin lediglich berichten, daß er rüſtig weiterwirtſchafte und nur ſein Augenlicht immer bedrohlicher im Abnehmen ſei. Er ſtände ja aber auch hoch in ſeinem achten Jahrzehnt.

Philipp von Hartenſteins Vormund war ein gewiſſenhafter Herr. Wenn er unter den Hörern ſeines Kollegs einen gefunden hätte, deſſen mathematiſche Befliſſenheit der exegetiſchen nur annähernd ebenbürtig geweſen wäre, würde er, ohne auf heimiſche Beziehungen Rückſicht zu nehmen, den Zögling des toleranten Pfarrers von Werben ebenſo fern von ſeinem Zögling gehalten haben, als jener ſich ſchon ſeit dem zweiten Semeſter fern von des keineswegs toleranten Herrn Profeſſors Privatiſſimum hielt. Da außer dem Studioſus Frey ſolch ein närriſcher Kauz, der die Mathesis pura als genußreiches Nebenſtudium der Exegeſe betrieb, nun aber einmal nicht aufzutreiben war, und da der Schematiſt von Staat nun einmal einen

gewissen Grad der Mathesis pura für einen zukünftigen Jünger Doktor Martin Luthers unerläßlich fand, da endlich auf diesem neutralen Gebiet konfessionelle Widersprüche nicht zu befürchten waren, machte er aus der Not eine Tugend und wendete dem armen Hutmannssohne von Werben für wöchentlich vier Pauklektionen wöchentlich acht gute Groschen zu. Denn sotane Lektionen aus landsmannschaftlicher Gefälligkeit gratis anzunehmen, dieses hoffärtige Ansinnen konnte dem armen Hutmannssohne selbstredend nicht zugestanden werden.

Nun, wenn auch dafür abgelohnt, machte es Dezimus Freude, seines weißen Fräuleins erziehende Aufgabe, die in bezug auf den Knaben eine schwere war, um ein Bruchteil zu erleichtern, und er nahm es geduldig in den Kauf, daß, bevor das Buch aufgeklappt wurde, regelmäßig ein Sturm leidenschaftlicher Klagen und ein Strom von Tränen, Tränen der Wut, beschwichtigt werden mußten.

Philipp hatte sich während des Siechtums seiner leidenschaftlich geliebten Mutter darein ergeben, dem vom Vater erwählten Tutor zu folgen, und es war im Grunde ja auch nur eine häuslich strenge Regel, welche er mit der anderen vertauschte. Aber es ist ein Unterschied, ob das Haus, in welchem solche Regel waltet, in lachender Landschaft gelegen ist oder in einer halbdunklen, rauchigen Stadtgasse; ob Andachten und Choräle in hohen Sälen erklingen oder in einer engen Gelehrtenstube, ob Benedikte und Gratias an einer völlig besetzten Familientafel gesprochen werden oder vor und nach dem bescheidenen Mahle eines Professors mit dreihundert Talern Gehalt und den Kollegiengeldern eines Privatissimums, das die Zahl der Musen selten erreichte; ob man in den Freistunden sich auf blühender Gartenterrasse – wenn auch nur in Gesellschaft von ein

paar Schwesterchen – austummelt oder sterbensseelenallein in einem mauerumragten Hinterhof; vor allem aber, ob eine zärtliche Mutter wie Frau Ottilie das weibliche Element der Familie vertritt oder eine ältliche, emsige, kinderlose Schaffnerin wie die Hausfrau des Professors Hildebrand.

Hatte schon daheim Magister Klein seine liebe Not mit dem Stillsitzen des lebhaften, nicht unbegabten, aber widerwillig lernenden Knaben gehabt, so war diesem jetzt nun alles und jedes zuwider, sträubte gegen alles und jedes sich sein Hartensteinsches Blut. Unter den Augen seines Zwingherrn saß er mucksmäuschenstill, mit verbissenem Grimm; in der Klasse verstopfte er sich gleichsam die Ohren, um wegen Ungelehrigkeit und Trotz je eher je lieber von der Schule gejagt zu werden. Vor seinem „lieben guten Dezimus" aber tobte er sich aus wie ein unbändiges Füllen. Er wollte fort aus dem Pfaffenhause, in das Kadettenkorps, in die weite Welt, gleichviel wohin, nur fort, fort! Er wollte kein Schwarzrock, er wollte Soldat werden wie alle Hartenstein, sogar sein Vater, als er noch jung gewesen. Warum hatte Martin werden dürfen, was ihm gefiel? Wer gab einer Schwester das Recht, ihren Bruder zu zwingen in ein Verhältnis, das ihm widerstand?

Bei jedem Ferienbesuche brachte er die nämlichen Klagen und Beschwerden auch den Seinigen zu Gehör, wenn auch in abgedämpften Tönen. Denn der Mutter erweckten sie nur unstillbare Seufzer und Tränen, und vor Lydia scheute er sich, da in ihrer Hand ganz allein – das einzusehen war er klug genug – sein Schicksal lag. Wenn er aber niemals eine andere Antwort erhielt als: „Es ist deines seligen Vaters Wille gewesen, harre aus!" dann stürmte

er verzweifelnd in die Pfarre, wo er in Röschen eine offene, in Mutter Hanna eine heimliche Verbündete gegen den Gewaltakt, der an ihm verübt ward, fand, und was Pastor Blümel zur Begütigung dagegen redete, redete er in den Wind. Nicht in den Wind, sondern wie gegen einen ehernen Wall redete Pastor Blümel aber auch zu dem Herzen der väterlich geliebten Lydia, sooft er sich ihr gegenüber zum Anwalt ihres Bruders aufwarf. Sie fragte ihn, ob er in seinem Pflegesohn die Neigung zu einem diesem angemessen dünkenden Beruf nicht gleichfalls niedergehalten habe?

„Nur die Entscheidung dafür bis zu der Zeit seiner Reife," antwortete Pastor Blümel.

„Mehr fordere auch ich nicht," versetzte Lydia. „Sollte für einen halbwüchsigen Knaben die Zeit der Reife aber schon gekommen sein? Und was geht Philipp ab? Würde er in einem Alumnat, wie Sie es vorschlagen, größere Freiheit haben?"

„Keineswegs, und diese würde auch keineswegs zu wünschen sein. Aber eine jugendlich gesellige Sphäre, in welcher er sich nicht in das Extreme getrieben fühlte. Bei jedem zu bildenden Menschen muß mit seinem Temperament gerechnet werden."

„Er ist als jüngstes Kind durch übergroße Liebe verwöhnt; strenge Zucht tut ihm not. Das Leben ist kein bequemes Schaukelbett. Er steht unter Obhut der gewissenhaftesten Pfleger, der treuesten Freunde seines Vaters. Er wird eines Tages arm sein. Je einfacher seine Lebensweise geregelt ist, um so leichter wird er künftige Beschränkungen ertragen. Jedes Kind soll erzogen werden gemäß der Lage, welche sein von Gott berufener Hüter für ihn voraus zu berechnen vermag. Mein seliger Vater

hat bitterlich gelitten, weil, wie er glaubte, dieſe Erkenntnis ihm zu ſpät gekommen iſt."

Was ſollte Paſtor Blümel dieſen logiſchen Folgerungen entgegenhalten? Er ſeufzte. Aber der Seufzerhauch machte nicht, wie der Dichter es will, „ihm der Seele Spiegel klar." Eine deutliche Stimme warnte ihn, daß dieſes ſeltene Mädchen an ſeiner wichtigſten Aufgabe ſcheitern werde, indem es ſie überſpanne, und daß ihr eigener Frieden ſchwerer als der des anvertrauten, leichtblütigen Knaben bedroht ſei. Lydia krankte an ihrem Ideal, und dieſes Ideal war der Glaube an vollkommenen Menſchenwert. Sie hatte ihre Liebe zu Max als eine Irrung erkannt, aber als eine Irrung, von der ſie nicht zu geneſen vermochte, und eben darum war ſie hart mehr noch gegen ſich ſelbſt als gegen den Bruder, in welchem ſie einen Bluts- und Geiſtesverwandten des Geliebten mit nur weit ſchwächerer Begabung ſah. Selbſt ihr Vater ſtand vielleicht nicht mehr ganz ſo hoch wie einſt auf dem Piedeſtal in ihrer Bruſt.

Indem Paſtor Blümel dieſe ſorglichen Erwägungen in des Sohnes Seele ergoß und deſſen Bitten um eine angemeſſenere Behandlung ſeines jungen Freundes mit ihnen abfertigte, fühlte ſich nun aber der Jüngling weit mehr als der Greis der erſten Idealgeſtalt ſeines Lebens innerlich entfremdet. Die kindliche Vertraulichkeit hatte mit Maxens Dazwiſchentreten ja aufgehört; Dezimus ſah Lydia ſeit Jahren nur noch gleichſam aus der Ferne; Erinnerung und Phantaſie jedoch arbeiteten an dem weißen Fräulein geſchäftig weiter, bis allmählich und immer dichter zum Herzen hinan ein kalter Nebelbrodem ſich zwiſchen ſie und ihren jugendlichen Bewunderer drängte.

Je ſchattenhafter nun aber das Bild des weißen Fräuleins

in seiner Seele verblaßte, um so wesenhafter gestaltete sich die Neigung zu der süßen Rose, deren Duft er nach jeder Trennungspause begehrlicher in sich sog. Er dachte gar nicht mehr daran, nach Ablauf seines Trienniums sich noch einmal zu abstrakten Messungen auf die Schülerbank zu setzen; er dachte nur so rasch als möglich ein fertiger Mann, ja durch Aneignung des besten Teiles seines Selbst erst recht zum Mann zu werden. Dezimus, Dezimus, hüte dich! Du bist bisher sonder Hast noch Rast, wie es einem Glücklichen eignet, deine Bahn gewandelt. Hüte dich vor den Dämonen, Jüngling! Laß es mit deinen Sternen nicht deinen Stern dich kosten!

Peter Kurze war es, der jezeitige Doktorand, welcher, etwas weniger euphemistisch ausgedrückt, diesen Warnungsruf vernehmen ließ. „Stillvergnügter," sagte er, „das Kandidatenfieber ist bei dir ausgebrochen!"

Aber Dezimus lächelte nur ob dieser Prognose. Die Sache lag nicht entfernt so bedenklich, wie der Medikus in spe erachtete. Keine Spur von Fieber. Peter Kurze war selber verliebt, daher nicht klarsichtig; in das liebe Röschen verliebt, daher eifersüchtig; viel stärker verliebt als Dezimus, weil ein paar Jahr älter und obendrein Mediziner, will sagen ein Praktikus des Natürlichen und keine Spur von Idealist. Wächst solch ein Kandidatenparoxismus zwanzig Jahre lang aus der Wiege heraus? Trägt Dezimus an seinem Finger ein Ringlein, das zu einer künftigen Kette den Anfang bildet? Hat er dem schwarzen Strudelköpfchen eine einzige Locke geraubt? Sammelt er Vergißmeinnicht oder Busenschleifen? Begnügt er sich nicht mit dem Lichtbild *in* seinem Herzen, statt *auf* ihm eines zu tragen, wie der fortschreitende Erfindungsgeist seit kurzem sie an Stelle der mühsam mit dem Storchschnabel entworfenen

Schattenbilder unserer Väter im Umsehen von der Zauberin Sonne zeichnen läßt? Von all diesen Liebhabermerkmalen kein einziges! Nicht ein Wort ist zwischen dem Studenten und seinem Röschen gefallen, das der Kandidat und seine Rose hätten einlösen müssen. Endlich aber die Hauptsache: was hätte es denn verschlagen, wenn das Kandidatenfieber ausgebrochen wäre? Nur in der Ordnung würde es gewesen sein.

Hieß er denn nicht schon seit Monden Herr Kandidat? Hätte er nicht Predigten halten können, so viel ihm und seinen etwaigen Zuhörern beliebte, ohne daß ein gewogener Professor sein Approbatum darunter setzte? Und ist dieser Abschnitt nicht lediglich darum unerwähnt geblieben, weil er im Grunde ein Abschnitt nicht war und das Aufhören des Trienniums und Stipendiums in seinem Tageslauf so gar wenig geändert hatte! Statt gottesgelahrte Kollegia zu hören gibt er etliche Unterrichtsstunden in einer höheren Lehranstalt, sitzt aber nach wie vor zu Füßen seines herrlichen Chaldäers und arbeitet in der Zwischenzeit mit Feuereifer an der Vorbereitung zu dem Examen pro ministerio, nach welchem der Ordination nichts mehr im Wege steht. Bei dem bevorstehenden österlichen Ferienbesuche wird er seinem Vater erklären, daß im Gestritt der Schulen das, was not tue, ihm unverkümmert geblieben und daß er freudig gewillt sei, dem Vater zur Seite zu treten, sobald dieser ihm sagen wird: „Ich bin müde geworden, mein Sohn. Stehe mir bei, die Seelen unter meinen Augen ein wenig höher gen Himmel zu richten.“ Warum soll der Kandidat daher nicht so gut wie jeder andere an Hüttenbauen denken?

Ja, er lachte den Doktoranden recht stillvergnügt ob seiner Diagnose aus. Bei alledem aber lachte er noch viel

stillvergnügter, als besagter Doktorand und Rival ihm erklärte, daß er der verflixten Promotion halber sich heuer den Appetit auf Mutter Blümels Osterfladen verkneifen müsse, um ohne Gefühlspause über der Pathologie einer Fettleber, seiner schriftlichen Probearbeit, zu büffeln. Es rann in Freund Dezems Adern kein Othelloblut; absolut ohne Dämonen geht es aber auch in der stillvergnügtesten Brust nicht ab. Die Osterwanderung o h n e seinen besten Freund kam ihm noch einmal so vergnüglich vor.

Aber noch ein zweites, leider wenig frohstimmendes Anliegen sollte während ihr erledigt werden. Sämtliche Repetitorien, bis auf das seines jungen Landsmannes, waren aufgegeben worden. Jetzt mußte auch dieses wenigstens beschränkt werden. Die Examenansprüche drängten, und ein erster schriftstellerischer Versuch, ein astronomischer Leitfaden, den er unter der Ägide seines getreuen Himmelsführers unternommen hatte, sollte womöglich noch vor jenem Abschluß vollendet werden. Es galt daher, die Zeit gründlich auszukaufen. Und Philipp hätte doch mehr denn je nicht bloß einer fördernden Nachhülfe, sondern auch eines hingebenden Umgangs bedurft.

Er war zum zweiten Male nicht nach Prima versetzt worden und bäumte sich mit äußerstem Trotz gegen den aufgedrungenen Schülerberuf. Da ihm, als Strafe für seine Lässigkeit, die österliche Ferienreise untersagt worden war, hatte Dezimus sich vorgesetzt, sein Fürsprecher bei Lydia zu werden, um ihre Zustimmung zu der ersehnten Soldatenlaufbahn zu erwirken. Der brave Hirtensohn! Eine Ader Don Quixotes spukte doch wahrlich in seinem mathematischen Kopf. Sich zu unterfangen, woran Konstantin Blümel, der Versöhner, gescheitert war!

Am Nachmittag vor der Reise saß er bei dem Artikel

„Sternschnuppen", einem Leibartikel, über seinem Leitfaden, als Philipp in das Stübchen stürmte und sich lautjubelnd ihm in die Arme warf. Die Decke in seines Professors Rauchneste war zusammengestürzt, es mußte ein Umbau und eine Neuordnung der Bibliothek vorgenommen werden; der unbequeme Hausgenosse wurde daher bis nach den Festtagen zu seiner Mutter entlassen. Dezimus hatte die Eisenbahn, die zwischen der Universitäts- und der Werbenschen Kreisstadt schon seit Jahren fertiggestellt war, noch niemals benutzt; er schritt mit Lust von Zeit zu Zeit einmal tüchtig aus. Dem jungen Faulpelz war nun als Strafe diktiert worden, die Reise statt wie bisher per Dampf diesmal per pedes mitzumachen. Was doch dieser gelehrte Professor für ein Menschenkenner war! Die erste Fußreise, eine Wanderung mit seinem lieben guten Dezimus — eine Strafe! Ach, wenn er doch die ganze Welt mit ihm hätte durchwandern können! Das große Kind hatte sich bereits probeweise Ränzchen und Botanisiertrommel umgehängt, auch einen gewaltigen Knotenstock zugelegt. Er glich dem Vogel, dem die Käfigtür geöffnet worden ist, er sang und pfiff vor heller Lust, krähte wie ein Hahn und wieherte wie ein Roß. Es war ja ganz unmöglich, daß er je wieder in das grauliche Nest zurückkehrte. Wenn nur sein lieber guter Dezimus ihm tapfer beistände, mußte Schwester Lydias steinhartes Herz ja endlich erweicht werden. Der mütterlichen Zustimmung war er längst gewiß. Zum Winter trug er den bunten Rock.

Während dieses wohligen Flügelschlagens erdröhnten die Treppe herauf wuchtige Tritte, die Tür wurde aufgerissen, und in ihrem Rahmen erschien eine Gestalt, die sich bücken mußte, um nicht anzustoßen; halben Kopfs höher als der Hüne unter den Musensöhnen und mindestens

noch einmal ſo breit, wennſchon beſagter Hüne ſich auch keiner Weſpentaille zu rühmen hatte. Ein Prachtſtück von Mann mit ſeinem rötlich gelockten Haar und Bart, dem wetterbraunen Geſicht und den weitgeöffneten meerdunklen Augen. Er kam Dezimus bekannt vor, obgleich er doch wußte, daß er ihn niemals geſehen hatte; ſo wie ihn hatte er ſich ſeinen Vater vorgeſtellt, ſeinen armen Vater, ehe er bis zur Hutmannshütte herabgeſunken war.

„Na, wer von euch Jungen iſts denn?“ rief der Fremde mit hauserſchütterndem Baß; als aber die „beiden Jungen“ verwundert ſchwiegen, brach er in ein ſchallendes Gelächter aus und ſagte, indem er ſich mit der Fauſt vor die Stirn ſchlug: „Dummrian! der winzige Piepmatz kanns doch nicht ſein!“ Dabei kriegte er den Großen beim Kopf, ſchmatzte ihn auf beide Backen, preßte ihm die Hände, daß ihm, der ſonſt bei einer Kraftäußerung juſt nicht zimperlich war, ein „Au!“ entfuhr, und erſt nach dieſer tatſächlichen Begrüßung ſtellte er ſich vor mit den Worten: „Ich bin Bruder Klaus!“

Da gab es denn viel lautes und ſtilles Vergnügen, dann aber gewaltige Neugier und gewaltigen Durſt. Den letzteren von ſeiten des Steuermanns, die erſtere nur von ſeiten der beiden Jungen. Denn Bruder Klaus wußte ja aus zwei langen Schreibebriefen, wie es dem Zehnten des Hutmannshauſes gegangen war, und hätte er es noch nicht gewußt, würde er es ihm an den Augen angeſehen haben: nämlich gut, und weiter brauchte Bruder Klaus nichts zu wiſſen; denn Jahr aus Jahr ein zwiſchen Wind und Wellen, gewöhnt einer ſich das Fragen ab. Dahingegen liebte er es, wenn er einmal auf dem Trockenen ſaß, ſeinen Lungen durch Erzählen Motion zu machen; und ſo tat er denn ſeinen Mund auf und nicht eher wieder zu, bis die Punſchterrine, welche die

Haushälterin des alten Sternenprofessors gefällig besorgt hatte, bis auf den letzten Tropfen geleert und das, was das Herz anfüllte, für heute wenigstens genügend ausgeschüttet war.

Der erste große Schreibebrief, dessen Eintreffen der Inselpastor mit der Bemerkung, daß der Steuermann Frey auf einer Indienfahrt begriffen sei, angezeigt hatte, war Jahr und Tag vor des Adressaten Heimkehr angelangt; die erbetene Antwort aber aus guten Gründen unterblieben. Mit dem Buchstabenmalen hatte Bruder Klaus es schon unter Kantor Beyfußens Fuchtel nicht gar zu weit gebracht, und während der zwanzig Jahre, daß er kreuz und quer die Wasserwelt durchsteuerte, war es ihm „rattenkahl" abhanden gekommen. Auch seine Frau, Stina hieß sie, verstand sich auf diese Fingerkunst nur schwach; kontrarie der Inselpastor, der sich sogar bis zum Bücherschreiben auf sie verstand, würde die Sache doch nicht so ausgedrückt haben, wie es der Klaus mit leibhaftigen Worten getan. „Besser," hatte er zu seiner Stina gesagt, „besser, ich mache bei gelegener Zeit einmal hinein."

„Denn, nicht wahr," so fragte er lachend, „bei euch zulande wird immer noch wie sonst allerwegens gemacht, wo bei uns Strandleuten hingesegelt wird?"

Weil Bruder Klaus nun aber erst noch verschiedentliche große und kleine Touren abzusteuern hatte, war er erst gestern dazu gekommen, zum Dank auch noch für den zweiten Schreibebrief, den der neubackene Kandidat in sein Inselhaus geschickt, sich in Hamburg zum ersten Male im Leben auf eine Eisenbahn zu setzen; mußte auch binnen fünf Tagen schon wieder in seinem Hafen sein, um eine Kaffeeladung aus Brasilien zu holen. Dann aber hatte er sich eine Landpause vorgenommen und gedachte, wenn er es näm-

lich ſo lange aushielt, den Winter über bei Frau Stinen und dem kleinen pausbäckigen Matroſen zu bleiben, der während jener vom Paſtor gemeldeten Indienfahrt in dem Inſelhauſe eingeſprungen war. Neckiſcherweiſe dieſer erſte Bube an einem Tage mit dem erwähnten Bruderbrief, dem erſten Schreibebrief in Mutter Stinas Eheſtande. Der Inſelpaſtor hatte ihn ihr im Wochenbette vorgeleſen, dann hatte ſie ihn ſelber durchſtudiert, und zwar ſo oft, bis ſie ihn auswendig konnte von A bis Z. Der Inſelpaſtor aber hatte beim Kirchgange der Wöchnerin eine Predigt über den Bruderbrief gehalten und das Gleichnis vom Säemann, das juſt an der Reihe war, ſo erbaulich ausgelegt, wie noch keinmal zuvor. Denn das Korn, das der Säemann ausſtreute, hatte er für gewöhnlich Gottes Wort genannt, heute aber nannte er es Menſchenkind. Und von zehn Körnern, die aus einer Mutterähre gefallen, wären ſieben auf die ſandige Düne und die dürre Geeſt geweht und von den Vögeln gepickt worden und nur zwei, die, als der Schnitter mit der Senſe kam, bereits weitab zwiſchen Dornen und Steinbrocken Wurzel geſchlagen hatten, wären ſchlecht und recht fortgekommen. Das zehnte Korn aber ſei auf guten Marſchenboden gefallen, ſei darin angewachſen und werde, ſo Gott wolle, Frucht tragen für die verlorenen ſieben mit. Denn die Ordnung der Natur ſei es wohl, daß eine Kreatur die andere verdränge, um ſich das eigene Leben zu friſten; die Ordnung des Geiſtes aber und unſeres ewigen Heilands Gebot ſei es, daß ein Menſchenbruder für den anderen einſtehe und einbringe, was der andere ledig gelaſſen habe. Und dieſe Ordnung im Gottesreiche nenne man die Liebe.

Um dieſer erbaulichen Auslegung willen hatte die Steuermannsfrau den unbekannten Schwager im Binnen-

lande als Paten ihres Erstgeborenen in das Kirchenbuch eintragen lassen und darauf bestanden, daß der Bube auf den Namen Dezimus getauft werde; sie rechnete aber stark auf die nachfolgenden Neune, von denen jeder einen so schönen Schreibebrief zustande bringen lernen sollte, daß sein Pastor eine Predigt darüber halten konnte, wie die von dem zehnten Korn. Und was die Steuermannsfrau sich einmal in den Kopf gesetzt, das setzte sie auch durch. Bis jetzt waren es der Buben drei. Der allerinständigste Wunsch, den der Buben Mutter seit der Zeit aber im Herzen hegte, war der, daß der schöne Briefsteller, Schwager und Gevatter sie einmal in ihrem Hause, das das allersauberste der Insel war, besuche, und darum hatte sie ihrem Steuermann keine Ruhe gelassen, bis er sich auf die Eisenbahn gesetzt, die Einladung anzubringen.

Dezimus schlug in die mächtige Bruderhand mit dem Versprechen, gestattete es Gott, nach zurückgelegter Prüfung seinen ersten weiteren Ausflug in das saubere Haus seiner Inselschwägerin zu nehmen, und gestattete es deren Herr Pastor, seine erste Predigt in der Kirche zu halten, wo der Erstling aus dem zweiten Geschlecht, das dem armen Hutmannshause entstammte, auf den Namen und in der Hoffnung des zehnten Kornes getauft worden war.

Weniger froh stimmend als das Inselidyll lautete der Bericht, welchen Bruder Klaus zu geben hatte über das zweite Korn, das just oberflächlich Wurzel geschlagen, als der Schnitter die Mutterähre mähete. Bruder Friede hatte sich von amerikanischen Agenten zur Auswanderung anwerben und das, was man Zufall nennt, ihn später mit seinem Ältesten in einem brasilianischen Hafen zusammenstoßen lassen. Aber Bruder Friede trug ein Lumpenkleid.

„Er hätte im Heimlande bleiben und auf den Unter-

offizier dienen ſollen," meinte der Steuermann. „Er war von jeher von einer Gemütsartigkeit, die man bei euch zulande demide oder feige nennt. ‚Der blöde Friede' hat er ſchon auf Kantor Beifußens Schulbank geheißen. Unter den Soldaten aber heißt es parieren, was zu der Feigigkeit paßt; drüben in Amerika kontrarie heißt es ſich rühren und riskieren, was zu der Demidigkeit ganz und gar nicht paßt. Von wegen des Parierens hätte er nun allenfalls auch zum Matroſen getaugt; aber da war nun wiederum der Umſtand mit der Seekrankheit, die dem armen Kerl ganz heidenmäßig mitgeſpielt und vor der er einen Reſpekt ärger als vor dem gelben Fieber hatte."

Einmal wird der blöde Friede es aber doch noch mit dem ſpaßigen Würgengel auf der Salzflut riskieren müſſen. Bruder Klaus weiß ihn zu finden, wenn er nämlich noch am Leben iſt, und wird ihn auf der Retour von ſeiner nächſten Spritzfahrt nolens volens in das Schlepptau nehmen, ihn in ſein Inſelhaus transportieren und während ſeines faulen Winters ſich nach einem Schlenderpoſten für den armen Burſchen umtun. Alſo hat Mutter Stina, in Erinnerung an das zehnte Korn, es dekretiert. Und mit Mutter Stina iſt nicht zu ſpaßen; denn ein Ehemann, der durchſchnittlich von zwölf Monaten elf das Schiffsſteuer führt, hat natürlicherweiſe das häusliche Steuer auch im zwölften Monat ſeiner Ehefrau zu überlaſſen.

Im Haupte des Bruders Kandidaten war dieſer Schlenderpoſten bereits entdeckt. Das Hutmannshaus, jetzt keine elende Herberge mehr, ſtand wieder einmal ohne Anwärter, da für eingeborene Ärmlinge in der Grabesſtraße überflüſſig geſorgt war und eine Gemeinde, die wie die Werbener auf ſich hält, ſich wohl hüten wird, auswärtige Ärmlinge an ihren Benefizien teilnehmen zu laſſen.

Bruder Friede mag in dem Hause sich nach Belieben die Zeit vertreiben, bis über kurz oder lang – Schäfer Kunz hat seine Siebenzig auf dem Rücken – der Hutmannsposten erledigt wird. Wie aber wird die gute Mutter Hanne sich freuen, wenn sie eines Tages aus hohem Himmelsfenster herniederschauend den einen ihrer Zehne die Weideherde und den anderen die Seelenherde in ihrem Dorfe führen sieht!

Nichts hätte dem Steuermann willkommener sein können als der Wanderplan der beiden Jungen. Natürlich trabte er mit in das alte Nest. Bevor der Hahn gekräht hatte, waren sie seelenvergnügt auf dem Wege, und der Kandidat ließ sich auch die Laune nicht verderben, als wider die Abrede vor dem Tore sein guter Freund und Nebenbuhler aus dem dreiblätterigen Klee ein Vierblatt machte. Das geistliche Blut hatte sich zu guter Letzt in dem Doktoranden geregt und das Gewissen ihm geschlagen, die heilige Osterzeit durch die Vertiefung in eine Fettleber zu entweihen. Da überdies ein mäßiger Grad persönlicher Kurzatmigkeit und ein hoher Grad kaum stillbaren Durstes von jener am unrechten Orte abgelagerten rechtmäßigen Substanz hergeleitet werden durften, mußte es dem Doktoranden nicht nur gesundheitlich, sondern auch ärztlich von Wichtigkeit sein, wenn er den abmindernden Einfluß einer energischen Muskelbewegung auf sotane Substanz an seiner persönlichen Leber ausprobierte. Beide Motive leuchteten ein.

Munter ging es nunmehr die pappelgesäumte Straße entlang, welche vor vierzehn Jahren der Held des Glücks als Abenteurer auf dem Bocke und dann zu Füßen der weiland Harfenkönigin mit einem Viergespann dahingerollt war. Bruder Steuermann führte das Wort; der Doktorand wurde übertönt und versenkte sich in die stille

Erwägung, ob sein Weizen ihm nicht etwa als Schiffsarzt blühen könne, oder etwa die Pathologie des gelben Fiebers in dessen endemischer Zone zu studieren sei?

Philipp hatte sich an des Matrosen nervigen Arm gehenkelt, und seine Hartensteinschen frohen Augen hafteten leuchtend an dem wetterbraunen Mannsgesicht. Die Kinderstube auf dem Schlosse von Werben war eine von den wohl seltenen, in welcher Campes Robinson nicht gelesen worden; nun war dem Achtzehnjährigen zumute wie einem Achtjährigen, wenn ihm dieser unersetzliche Liebling der Kinderwelt zum ersten Male unter die Augen gerät. Alles war der jungen Landratte neu: Seeleben und Strandleben, Schiffe und Fische, Wogen und Winde, die gesamte weite, freie Gotteswelt, die jenseit seines grauen, buchgefüllten Kerkers lag. Seine Brust schwellte sich von wollüstigem Sehnen.

Aber auch Dezimus erntete sein Teil von Robinsonfreude, und auch seine Brust schwellte sich von wollüstigem Sehnen. Denn die unstete Woge zu seinen Füßen beherrschen, ist es ja nicht allein, was der Segler auf hohem Meere lernt; auch der Ozean zu seinen Häupten muß ihm ein Vertrauter werden; er muß das Steuer nach den ewigen Gestirnen lenken lernen. Und wie der Freund dieser ewigen Gestirne nun zum ersten Male aus eines Zeugen Munde den Eindruck schildern hörte, den der Weltumschiffer empfängt, wenn er in der Nacht, wo er die Zone überschritten hat, plötzlich eine andere Himmelswelt im Strahlenfeuer der Tropen leuchten sieht und er sich nun vorkommt wie auf einer anderen Erdenwelt, da überrieselten Schauer des Jünglings Leib, und tief aus dem Herzen lockte eine Stimme: Erst einen Blick auf das südliche Kreuz und dann Hütten bauen unter dem Richtstern des Nordens!

Mit kräftigerem Baß war noch kein Osterlied in der Kirche von Werben gesungen worden als von dem Steuermann Klaus Frey; so voll Wunder und Stolz Haus bei Haus in der Gemeinde noch kein Heimatskind willkommen geheißen als der Weltumsegler Klaus Frey. Selber die bleichen Wangen in der klösterlichen Schloßkemnate überflog wieder einmal ein Anemonenhauch. Die Angelegenheit des blöden Friede erledigte sich sonder Bedenken, denn wo es ein Werk der Barmherzigkeit galt, waren Lydia und Konstantin Blümel jederzeit eines Sinnes. Als nach ein paar frohen Tagen Bruder Steuermann aus seinem alten Neste schied, erneuerte Bruder Kandidat das Versprechen, im Verlauf des faulen Winters in dem sauberen Inselhause einzukehren und den Bruder Amerikaner heim in das elterliche Hirtenhaus zu führen.

Nun erst kam die Reihe an Philipps freiheitliches Anliegen. Der arme Philipp! Er hatte das heitere Zusammenleben von der ersten Stunde bis zur letzten hoffnungssicher geteilt; nun traf ihn seiner Schwester Schiedsspruch wie ein Donnerschlag. Es war seit nahezu vier Jahren zum ersten Male, daß Dezimus für länger als eine Begrüßung unter Lydias Augen trat, um als Fürsprecher ihres Bruders diesem den ersehnten Eintritt in den Militärdienst zu erwirken. Lydias strenges Urteil über den Knaben und ihre Weigerung, seiner Lust zu willfahren, waren unüberwindlich.

„Auch zum Soldatwerden," sagte sie, „gehört tüchtiges Lernen, das heißt lernen wollen; denn Sie selber geben zu, daß Philipp es vermag. Zunächst aber Gehorsam lernen. Mein Vater hat in seinem nächsten Zusammenhange erlebt, bis zu welchem Äußersten ein ungezügeltes Temperament vornehmlich in diesem Stande führt, und er hat an sich selbst

erlebt, wie erneuernd Gottes Wort und eine strenge Zucht auf ein Gemüt voll ungestümer Begierden wirken. Eines Vaters Weisheit hat für den Sohn gewählt, er muß unter straffem Zügel ausharren, bis er zur Selbstführung fähig geworden ist."

Lydia geleitete ihren Bruder persönlich in das Haus zurück, das er seinen Kerker nannte. Da er die unumstößliche Weisung erhalten hatte, nicht früher als nach bestandenem Primanerexamen in die Heimat zurückzukehren, mußte auch während der großen, sommerlichen Erholungsvakanz in unzerstreuter Arbeit stillgesessen werden. Der Knabe, dessen Phantasie eben erst die Fühlhörner in ein Reich der Freiheit ausgestreckt hatte, folgte dem eisernen Willen starr und stumm, in verbissenem Grimm.

Dezimus verhehlte sich nicht, daß Lydia dem Wesen nach das Richtige gesagt hatte und es tat; aber die Weise, in der sie es sagte und tat, beklemmte ihm das Herz. Hätte der Vater an seinen Sohn die gleiche Heischung gestellt, würde selbst Konstantin Blümel sie gebilligt haben. Es rumorte ja ein gefährlich unstetes Blut in diesem Geschlecht. Das Beispiel Hilmars von Hartenstein und in anderer Richtung auch das seines Sohnes warnten laut. Nun aber, da es ein Weib war, ein junges Mädchen, das die Heischung stellte, eine Schwester, die sich Vaterrecht anmaßte, nahm die gemütliche Familie im Pfarrhause samt und sonders gegen sie Partei. Vater Blümel sah mit tiefem Seufzen das Bruderherz sich gegen das Schwesterherz empören und den allzu straff gespannten Bogen brechen; seine Hanna beklagte die arme Mutter, deren Tränen so für gar nichts geachtet wurden; Röschen schüttelte unwirsch die schwarzen Locken und schalt wie ein kleiner Rohrsperling auf die tyrannische Nonnenseele im Schloß. Sie würde in

Peter Kurzen, natur- und vernunftgemäß, einen Sekundanten gefunden haben, auch wenn er nicht zufällig ihr zärtlicher Anbeter gewesen wäre. Nun aber, da er es war, verdoppelte sich im Schwelgen von Rosendüften die Idiosynkrasie, welche der nervenstarke Mediziner mit der nervenschwachen Klaviermeisterin gegen das Arom der weißen Lilie teilte. Er nannte sie schlechtweg nur „die Belladonna" und dozierte mit naturwissenschaftlicher Unfehlbarkeit:

„Ein Gramm Blutshoffart, zwei Gramm Heiligenhoffart von der Mutterbrust an stündlich eine Prise voll eingeschnupft, und mit dem Kuckuck müßte es zugehen, wenn aus einem weiblichen Wickelkinde in mannbaren Jahren nicht ein Individuum reif für die Zwangsjacke werden sollte."

Diese allseitige Schilderhebung hatte plötzlich des Kandidaten eigene feindselige Position verändert; er lief spornstreichs in das andere Lager hinüber und brach für sein weißes Fräulein die allerritterlichsten Lanzen. „Es gewährt die Liebe gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt," zitierte er und fand in der Bewunderung von Lydias aufopferndem Streben wenigstens in dem Vater einen standfesten Verbündeten. Des Doktoranden giftige Analyse der hehren Lilie reizte ihn aber Wort um Wort zu weit gewaltigerem Zorn, als die Qualen der Eifersucht auf die liebliche Rose ihn fertiggebracht haben würden, und so muß es als ein Segen gepriesen werden, daß die Pathologie einer Fettleber wieder so mächtig in Peter Kurzen wurde, um ihn schon am zweiten Osterabend in seine Doktorandenklause zurückzutreiben. Wer weiß, ob die Jünglingsstufe eines Glücklichen sonst nicht mit einem blutigen Konflikt abgeschlossen hätte.

Gottlob! der Störefried war fort! Und nunmehr allein im trauten Familienkreise, kam des Kandidaten eigenstes Anliegen an die Reihe der Aussprache. Er eröffnete dem Vater seinen freien und festen Entschluß und hoffte im stillen stark, daß der Vater ihm entgegnen würde: „Salve, mein Sohn! der Greis wird allgemach müde, spute dich!"

Der Greis lächelte aber nur und sagte: „Bene vixit, qui bene latuit! Indessen, mein Sohn, die Stunde der Entscheidung hat noch nicht einmal ausgehoben."

Für den Kandidaten aber hatte sie vernehmlich ausgeschlagen und für sein liebes Röschen, so schien es, auch. Sie umgaukelte ihren Mus wie der allerzierlichste Schmetterling; hing sich im Garten an seinen Arm und flatterte vor ihm her, als er, den Platz zu einem Tempelbau für das Rohr der Zukunft auszuwählen, die Treppe zum Boden hinanstieg. Natürlich wollte Röschen es nicht dulden, daß um des dummen Rohres willen ihre lieben Täubchen aus dem Schlage vertrieben würden, und wenn ihr alter Dezem ihr handgreiflich demonstrierte, daß die lieben Täubchen über dem warmen Kuhstall ja weit behaglicher logieren würden, da erklärte sie ihrem alten Dezem, daß Kuhdunst sie übel mache und daß sie doch wahrhaftig um der langweiligen Sterne willen nicht auf den Besuch ihrer Lieblinge verzichten könne. Und so stritten sie sich hin und her über Taubenschlag und Observatorium, wohl auch über noch mehr dergleichen wichtige Objekte; lachten aber dabei, gingen Hand in Hand und blickten sich wie die allereinträchtigsten Menschenkinder in die Augen.

So schied denn Dezimus, wie er hoffte, zum letzten Male als Feriengast, aus dem Elternhause. Sein Gewissen war leicht, voll sein Herz, auch der Nerv, welcher bisher beunruhigend auf sein Hirn gedrückt hatte, in das Gleichgewicht

gesetzt, seitdem er sich seinem früheſten Zusammenhange wieder eingefügt sah. Frohgemuter als er ist schwerlich ein Kandidat seiner Amtsprüfung entgegengeschritten.

Wer aber überdächte den Lauf auch des glücklichſten Menschenlebens, ob es sein eigenes oder das eines Vertrauten sei, ohne daß in jedem Stufenjahr, ja auf jeder Jahresstufe einer, an welchem sein Blick mit Anteil gehangen oder der, wenn auch nur mittelbar, auf ihn eingewirkt hatte, seinem Gesichtsfelde entrückt worden wäre in das Schattenreich? Klagen und Fragen werden laut; wir fühlen eine Lücke; rasch aber weht die Zeit; Klagen und Fragen verstummen; binnen Wochen oder auch nur Tagen ist die Lücke ausgefüllt, junges Licht verdrängt die Schatten; bald ist es, als hätten wir das, was war, nur geträumt. Das stärkſte Menschenherz hat nur für wenige Schmerzen die Kraft, sie treu bis in das Grab zu tragen.

Auch in des Hirtensohnes von Werben engumschriebenem Jugendkreiſe bewegte sich, wie wir sahen, Stufe um Stufe ein Leichenzug, als deſſen Zeuge er klagen und fragen hatte hören, wohl auch beſcheidentlich mitgeklagt und mitgefragt, bis, wie ein Windeswechsel, ein Hochzeits- oder Kindtaufszug ihn verdrängte. Und so sollte er auch seine Studienstufe nicht vollenden ohne solchen ebbenden und flutenden Strom.

Noch im Frühling traf ihn die Todeskunde von seines Freundes Martin junger Frau. Sie war im ersten Kindbett erlegen; Dezimus hatte sie nicht gekannt; ihre kleine Waiſe wußte er an Frau Ottiliens Herzen mütterlich geborgen; so dauerte ihn denn wohl der arme Witwer, er schrieb ihm auch einen herzlichen Beileidsbrief, und dann

war Lisbeth von Hartenstein zu den Schatten geweht – vielleicht nicht bloß für ihn.

Tiefer griff für viele und auch für Dezimus selbst, ebenso unerwartet, ein anderes Scheiden während der sommerlichen Zeit.

Sidoniens kürzlicher Johannisbrief hatte des Persönlichen wiederum wenig Neues gebracht. Sie sprach mit wachsender Anerkennung von ihrer Mutter und deren Gatten, obgleich sie den letzteren noch immer nicht Vater nannte. Ihre früheren Heimatspläne hatte sie niemals wieder erwähnt; sie mochten wohl mehr Scherz als eine Fühlung gewesen sein.

Eingänglich und mit geistvollem Humor behandelte sie dagegen das politische Gestritt, das, durch den langer Hand vorbereiteten Sonderbundskrieg in nächster Nähe gesteigert, ihr an Harmonien gewöhntes Ohr als krauses Charivari umschwirrte. Da gab es rings um die kleine Musikmeisterin, als der einzigen standfesten Borussin, religiöse Freigeister, staatlich konservativ, staatliche Radikale, schwärmend für eine neue Religion; Liberale aller Grade; begeisterte Polen, umstürzende Russen, italienische Verschwörer, Groß- und Klein-, Alt- und Neuteutonen, Republikaner, Sozialisten und Kommunisten im widerspruchsvollsten Miteinander und Gegeneinander. Aus der Ferne trug dann noch der französierte Bruder Poet eine Klangfarbe hinein, die zwischen Trikolore und blutigem Purpur schwankte, allemal aber ein wenig in das Hartensteinsche Wappengold schillerte.

„In meinem Märchen ist der Junker vom Werdetag wieder aufgewacht," schrieb die Schwester.

Dezimus bewunderte an seiner jungen Freundin den hellen Sinn, der inmitten eines betäubenden Phrasen-

ſchwalls redliche Torheit ſo haarſcharf von gemachter Verwogenheit unterſchied, ohne ſich durch irgendwas oder irgendwen in der eigenen Meinung, der Billigkeit gegen alle und der Liebe gegen einen einzigen beirren zu laſſen. Kritik und Neigung, die feindlichen Schweſtern, gingen in ihrer Natur einträchtig Hand in Hand. Sie verſtand den Menſchen, hielt ſich an ſein Urſprüngliches und nicht an die verkehrten Äußerungen, durch welche er, in eine ſchiefe Stellung gedrängt, überſchüſſige Säfte ausgärte, leider aber auch oftmals ſeine weſentlichſte Eſſenz verflüchtigte. Bei keinem Menſchen aber mehr als bei ihrem Max. Über denſelben ſagte ſie indeſſen auch heuer weiter nichts, als leider verſtändlich genug:

„Paris verdirbt ihn; das heißt die Pariſerinnen, für welche ein ſchöner Mann ein Genie iſt, auch wenn er es nicht wie in ſeiner Art mein Märchen wäre. Wer fragt beim Belvederiſchen Apoll nach ſeiner Leier? Bei aller Abgötterei, die der deutſche Lord Byron mit ſich treiben läßt, glaube ich aber dennoch, daß er wahrhaft geliebt nur die einzige hat, für die er kein Genie geweſen iſt, und daß er eben darum ſie vielleicht heute noch liebt. Das Schwanenlied mit ſeinem Schmachten nach heilig kühlem Frieden iſt das rührendſte, was er gedichtet hat; und wahrſcheinlich das einzige, das ſich in den Herzen dauernd einbürgern wird. Ich habe beim erſten Leſen eine Melodie dazu gefunden, die in Paris entzücken ſoll; notabene, wenn der Dichter ſie ſelbſt vorträgt. Als Ehemann würde er freilich rauhe Seide mit ſeinem Schwan geſponnen haben. Nun, was eine Frau zur Verzweiflung brächte, eine Schweſter hält es aus ohne Herzensbankrott.“

Sidoniens Brief verſetzte, wie immer, Dezimus in eine prüfende Stimmung, heute aber vornehmlich nach einer

Seite hin, die er bisher so gut wie gar nicht in Betracht gezogen hatte. Seine Grundanlage war die der stillen Forschung und seine heimische Zone für politische Strömungen ein schwach lodernder Herd. Auch auf der Hochschule, welcher er angehörte, hatte das vorwaltend theologische Element Aktion wie Reaktion wesentlich vom staatlichen Gebiet in das geistliche gedrängt. Ein außerhalb stark bewegendes Zeitorgan mit radikalen Tendenzen hatte innerhalb nur schwachen Widerhall gefunden und war kaum vermißt worden, als es polizeilich des Landes verwiesen wurde.

Nun jedoch trafen die erregenden Schweizer Nachrichten zusammen mit denen von dem blutigen Aufstande in Polen, zusammen aber auch mit dem ersten größeren parlamentarischen Versuch in unserem Vaterlande, der von den einen hoffnungsvoll begrüßt, von den anderen vielfältig bemängelt, schließlich keinem einzigen zu genügen schien, und an jeden ernsthaften Mann trat die Frage heran, wie er sich inmitten der immer dichter zudrängenden staatlichen Probleme zu stellen, unter welchem Banner er die Aufgabe zu erfüllen habe, die auch dem Bescheidensten als Bürger und Patriot gestellt ist.

Dezimus legte sich diese Frage zum ersten Male vor, und eben darum konnte er zu einem zufriedenstellenden Abschluß, wie er ihn zwischen den theologischen Parteien gefunden zu haben glaubte, nicht gelangen. Es fehlte ihm der ausschlaggebende Drang des Moments: der Affekt. Vielleicht hat es unter den Hunderten seiner jungen Kommilitonen keinen zweiten gegeben, dessen Natur, die innerliche und die äußerliche, so durchaus eine deutsche war wie die des Hirtensohnes von Werben. In deutscher Weise glauben, denken, wollen, handeln war ihm so eingeboren

und unveräußerlich wie Atemholen oder der Mutterlaut; in der fremdartigsten Umgebung würde ein fremdartiger Überguß an ihm abgeglitten sein. Auch schwärmen in deutscher Jugendweise eignete ihm wohl, das heißt schwärmen nicht bloß für ein individuelles, sondern auch für ein zuständliches Ideal; aber das schwarzrotgoldene Banner, für welches die Jünglinge der ihm vorangehenden Generation geschwärmt und gelitten hatten, war für ihn kein solches Ideal. Der Faden, der in ein deutsches Reich der Vergangenheit zurückleitete, war in der Pfarre von Werben schwarzweiß übersponnen worden, und ihn grauste vor den blutigen Strömen, unter welchen allein er in ein deutsches Reich der Zukunft hinübergeleitet werden konnte; die parlamentarischen Forderungen aber, welche jene nämlichen Jünglinge jetzt als Männer stellten, schlugen chaotisch unverständlich an sein junges Ohr. In Summa: der Kulturgipfel seiner Rasse, ja vielleicht aller Rassen, ragte für ihn in einem anderen Kreise als dem staatlichen; in einem engeren für den einzelnen, in einem weiteren für die Gesamtheit. Hätte er wie Max von Hartenstein, als geborener Aristokrat und Millionär in spe, inmitten einer Metropole zeitentzündender Ideen gestanden, wohl möglich, daß die der Gleichheit und Brüderlichkeit einen lebhaften Anklang in seinem Herzen gefunden hätte. Als Sohn der misera plebs auf einem Dorfe durch die Wohltaten höhergestellter, edler Menschen herangebildet, wendete sein Gemüt sich ab von dem demokratischen Schibboleth als einer Undankbarkeit und Überhebung. Wohl dünkte die Zeit ihm herrlich, und er hoffte auf ihre Erfüllung, wo kein verzweifelnder Vater sein Kind statt eines Huhnes oder Lammes als Frönerzins in das Haus barmherziger Menschen zu tragen brauchte; wo kein Richter, wie Ehren-Hecht,

die Übertretungen von hoch und gering, von arm und reich mit ungleichem Maße büßen ließe; wo der Glaube eines Joachim von Hartenſtein und der Zweifel eines Thomas Zacharias ſonder Acht und Bann laut werden durften; für ſolchen würdigeren Zuſtand aber mitzuwirken, anders als im perſönlichen Dienſt ſeines beſcheidenen Heimatskreiſes, trug er kein herzſchwellendes Verlangen. Der Zögling Konſtantin Blümels, des freiwilligen Jägers von 1813, hatte gelernt, daß es ſüß ſei, kämpfend für das Vaterland zu ſterben; daß es auch ſüß ſei, kämpfend für einen konſtitutionellen Staat zu leben, – ei nun, Held Dezimus iſt ja jung, vielleicht lernt er es noch.

Der Inhalt von Sidoniens Brief klang noch in ihm nach, als Dezimus aus dem Pfarrhauſe die Kunde erhielt, daß die lebensvolle Frau, deren noch eben mit würdigender Anerkennung gedacht worden war, nicht mehr unter den Lebenden weile. Kerngeſund hatte Brigitte Zacharias ſich in die ihr ſo vertraute Seeflut geſtürzt; als Leiche war ſie an das Ufer geſpült worden; der Glücklichen eine, die mit Bewußtſein in ihrem Elemente leben und unbewußt auch in ihrem Elemente ſterben.

Und da wurde denn wieder einmal viel bängliches Fragen und Klagen vernommen; denn ein bedeutender Platz war unausfüllbar ledig geworden. Man fühlte die Vereinſamung des Gatten, der mit dieſer Frau in der ſeltenſten Einigung verbunden geweſen war; man fühlte die Schutzloſigkeit der verwaiſten Tochter; vor allem aber fühlte man die Qual des Greiſes, der das letzte, ja das einzige menſchliche Weſen, das er geliebt hatte, vor ſich hinſcheiden ſah, ohne es ſo glücklich gemacht zu haben, wie es in ſeiner Macht geſtanden.

Er hatte ſich, nachdem die Schreckenskunde ihm von ſeiner

Wirtschafterin vorbuchstabiert worden war, in seiner Kammer eingeriegelt und ließ keinen, der ihm Trost zuzusprechen kam, vor sich, weder den alten treuen Blümel noch die neuen Prediger seiner beiden anderen Güter noch selbst den Emeritus Beyfuß, den einzigen, welchem er, als einem Zeitgenossen, sich dann und wann vertraulich näherte, und auch der einzige, gegen welchen er späterhin einmal seines Verlustes erwähnte. „Was hilft mir nun meine Gruft, wenn meine Brigitte nicht drinnen schläft?“ hatte er gesagt. Ihm graute seit der Zeit vor dem Sterben, nach welchem er in den Tagen seines Grimmes sich manchmal gesehnt hatte. Vielleicht schwante ihm, daß seine Brigitte sich in jener Welt vor dem allerhöchsten Throne wiederum eine Stufe höher stellen werde als er und daß er sich in Ewigkeit ohne dankbare Tochter behelfen müsse; und in dieser Welt hatte er doch wenigstens seine dankbare Scholle.

Auch schritt er schon am dritten Tage die Raine seiner Äcker kreuz und quer wie vor der Hiobspost. Er schritt rüstig, wenn auch am Stock, und vor den Augen einen grünen Schirm. Es war ihm nur ein schwacher Lichtschimmer geblieben. Wehe aber dem, der sein Gebrechen ihm anzumerken schien und daraufhin wohl gar sich eine Ruhepause vergönnt hätte! Er kannte blindlings jeden Platz, der einem Arbeiter angewiesen war, und wähnte, für einen Sehenden gehalten zu werden, wenn er seine Stimme so laut erhob, daß seine Befehle weit in die Aue hinein gehört wurden.

„Der Bär brummt!“ hieß es dann in der Gegend, und die Fröner lachten sich in die Faust, weil der alte Spürhund das faule Wesen doch nicht schnüffeln konnte. Er wußte auch recht gut, daß er auf Schritt und Tritt betrogen werde; er witterte einen Dieb hinter jedem Zaun und legte

aus Furcht vor Einbrechern sich nicht zu Bett. Das Reichwerden hatte dem Mann keine schlaflosen Nächte gekostet, aber das Reichsein kostete dem Greise die Ruhe Tag und Nacht. Er verfiel sichtlich.

Mutter Blümel fügte daher ihrem Trauerbriefe an Sidonie die unumwundene Mahnung bei, ihren natürlichen Platz in der Nähe des Großvaters sobald als möglich einzunehmen. Nicht nur aus Kindespflicht gegen den blinden Greis, sondern auch zur Wacht über ihr künftiges Erbe. Dringender denn je wurde die Einladung in das Pfarrhaus wiederholt und Tag für Tag auf einen zusagenden Bescheid gehofft. Tag für Tag jedoch vergebens.

Auch Dezimus schickte sich an, Sidonien ein teilnehmendes Wort, ihrem tapferen Sinne gemäß, zu sagen; unwillkürlich jedoch tönte es aus in einen weicheren Klang, als er sich vorgesetzt hatte; denn während des Schreibens überkam ihn zum ersten Male die Vorstellung, daß – und wie bald vielleicht! – er selbst einen gleichen Schmerz zu tragen haben werde, ja dem Gesetze der Natur nach ihn unvermeidlich tragen müsse, da *seine* Mutter ein Geschlecht vor der geschiedenen vorauszählte. Gottlob! daß ein junger Mensch solche Vorgesichte des Natürlichen nicht lange auszuhalten vermag! Aber mit einem Gefühl der Beschämung ermaß Dezimus den Unterschied des Glücks im Empfangen und Empfinden der Mutterliebe zwischen sich, der Waise, und dem leiblichen Kind; und dieses Ermessen hauchte über seine Worte eine Tränenspur. Auch wollte ihm tagelang nicht gelingen, eine ahnungsvolle Wehmut zu bannen. Endlich aber griff er mit wackerem Entschluß nach seiner Examenpräparation und der Korrektur der ersten Druckbogen seines Leitfadens, und über Präparieren und Korri-

gieren verwehte das bängliche Ahnen mit Mutter Brigitten zu den Schatten.

Ein nachhaltigerer, weil allzu lebendiger Störenfried blieb der arme Philipp, wennschon der Kandidat ihn nur noch selten zu Gesicht bekam. Die Übungsstunden hatten aufgehört, auch darum, weil der Knabe im mathematischen Gebiet weniger einer Nachhülfe bedurfte als in dem der verhaßten alten Sprachen und diese letztere jetzt von dem Professor selbst in verdoppeltem Maße geleistet wurde. Während der großen Ferien jedoch war den beiden Heimatsgenossen dann und wann ein gemeinschaftlicher Spaziergang – selbstverständlich ohne Schenkenziel – gestattet worden; eine Vergünstigung, die Lydias Fürwort zu danken sein mochte und die der ältere ihr auch aufrichtig dankte, wenngleich er mit dem jüngeren mehr denn jemals seine liebe Not hatte.

Nach Hause sehnte sich derselbe zwar keineswegs; denn die Mama saß fern in des verwitweten Martin Kinderstube, und die ausschließliche Gesellschaft seiner hartherzigen Schwester mutete ihn noch graulicher an als die des Horaz und des Professor Hildebrand. Überhaupt genügte ihm die stille Heimstätte von Werben jetzt nicht mehr; ja, es gab kaum einen erreichbaren Platz, der seinem Knabentrotz genügt haben würde. Es war kein Zweifel, daß er auch bei der nächsten Versetzung nicht nach Prima aufrücken werde, und er wollte auch gar nicht hinaufrücken; er wollte nichts, was er sollte; was er aber an Stelle des Gesollten wollte, das wußte er wohl selber nicht, und Dezimus wußte es noch viel weniger. Denn wenn der Junge nach Tollkopfsart sagte: „Noch einen Winter in dem Loche halte ich nicht aus! Lassen sie mich nicht gutwillig los, dann weiß ich, was ich tue!“ da dachte Dezimus: „Ja, was kann er denn tun?

Desperate Burschen laufen heutzutage nicht wie zu Vater Klausens Zeiten unter die Soldaten, sondern allenfalls von den Soldaten fort." Der arme Philipp war des Kandidaten einziges Kümmernis in diesen frohgeschäftigen Sommertagen.

Das Hauptexamen war glücklich bestanden, die wichtigste Stufe zum Altar der Heimatskirche erklommen. Auch der Leitfaden lag zur Überraschung für Vater Blümel bereit, zierlich gebunden, mit kleinen Himmelskärtchen durchschossen und, was die Hauptsache war, gekrönt mit einem Vorwort von des greisen Sternenmeisters eigener Hand. Dieser teuere Gönner hatte von Haus aus, als Einführung in die Gelehrtenzunft, zu einem Versuch aus des Günstlings eigener Gedankenwelt geraten; der Günstling aber sich mit dieser Zusammenstellung für Schülerkreise begnügt. Einmal aus geziemender Bescheidenheit; zumeist jedoch aus dem Verlangen, seinen Vater auf leichtfaßliche Weise in eine Bahn zu locken, welcher der dereinstige Verweser der väterlichen nebenbei keineswegs zu entsagen gedachte. Eine zunftgemäße Abhandlung über die Meteorenschwärme, so luminöse Hypothesen er darin aufstellen mochte, würde Konstantin Blümel, den Greis, noch weniger als in jungen Jahren angemutet haben, während das vorliegende Zeugnis einer der Schule nutzbringenden Tätigkeit recht eigentlich nach seinem Sinne war.

Dezimus nahm nach der Rückkehr aus der Provinzialhauptstadt, vor deren Konsistorium das Examen geleistet worden war, sich nicht die Zeit, sich Lehrern und Freunden zu empfehlen. Binnen kurzem mußte er ja doch wiederkommen, um, je nach des Vaters Entscheidung, Abschied zu nehmen für immer oder seine Lehrertätigkeit zu erweitern.

Der Tag ſollte aber nicht zur Rüſte gehen, ohne daß die frohe Botſchaft den teuerſten Menſchen von Angeſicht zu Angeſicht verkündet wurde, und darum gedachte der Kandidat, nunmehr ja ein gemachter Mann, ſich zum erſten Male den Luxus einer Heimfahrt per Eiſenbahn zu geſtatten.

Auch das Lebewohl von Philipp wollte er ſich und dem armen Jungen ſparen. Der morgende Tag brachte ihm wiederum ein kaum vermeidliches Scheitern; es ſollte nicht geſchärft werden durch den Eindruck des eigenen Gelingens, durch den Sprung in die Heimat die eigene Gefangenſchaft nicht noch empfindlicher gemacht. Als er jedoch aus dem Hauſe trat, um nach dem Bahnhofe zu gehen, kam Philipp ihm entgegen. Er hatte des Freundes Rückkehr erfahren und ihm Glück wünſchen wollen. Nun gab er ihm das Geleit.

Er war wortkarg, ja verbiſſen, wie ſonſt immer nur in Gegenwart ſeines „Kerkermeiſters“; er hielt die Lider geſenkt, ſchlug er ſie aber einmal in die Höhe, dann glimmte ein ſeltſam unheimliches Feuer in den ſchönen, blauen Hartenſteinſchen Augen. Auch fand der Freund ihn blaß und abgemagert; er mochte harte Strafreden hören, harte Klauſur haben aushalten müſſen. Dezimus fragte nicht danach. Zu helfen war hier nicht, und das Mitleid eines Glücklichen iſt ein ſo ſchwacher Troſt.

Im Vorübergehen trat er bei einem Uhrmacher ein, dem er am Morgen ſein ſtolzes Erbkleinodium zu einer leichten Reparatur übergeben hatte, und es iſt der Biograph verdienten Tadels gewärtig, weil er dieſes einzigen Wertſtückes ſeines Helden erſt bei ſo ſpäter Gelegenheit Erwähnung tut. Denn der Werbenſche „Erbſackſeiger“ war ein vielbemerkter Gegenſtand unter der Studentenſchaft geweſen, hier der Bewunderung, dort des Witzes; am häufigſten wohl des

Neides, da, wenn auch nicht ein Stutzer, so doch jeglicher Altertümler ein erkleckliches Sümmchen dafür geboten haben würde.

Umschlossen von einem standfesten Goldgehäuse, näherte das Kunstwerk sich der Kugelform und bildete demnach in des Trägers Westentasche eine Aufbauchung, welche einem Uneingeweihten das Leidwesen von Peter Kurzens Doktorandenvorwurf befürchten lassen durfte; dem Eingeweihten erhöhte selbstverständlich das Gehäuse des Pretiosums Wert; wurde nun aber gar auf der Rückseite ein freiherrliches Wappen augenfällig, mit einer Krone darüber, in deren Perlen sieben kleine Diamanten eingelassen waren, so konnte der Hirtensohn, wenn er sich etwa späterhin auf Reisen begeben sollte, sich dreist für einen Baron ausgeben, ja für einen Krösus gehalten werden, falls er auch noch die kurze Kette mit dem faustdicken Berlockenbündel daranhängte, die er, ein Feind alles Übermuts, bis jetzt in seiner Schieblade verborgen hielt. Auch schätzte Dezimus sein nutzbringendes Pretiosum hoch, vergaß beim Aufziehen – jeden Morgen seine erste Tat – niemals, der großmütigen Testatorin in Dankbarkeit zu gedenken; und wenn er, ausnahmsweise, in der Nacht einmal aufwachte, ließ er die Uhr repetieren, lediglich aus dem Grunde, um sich durch den kräftigen Schlag, dessen kein heutiges Werk sich rühmen dürfte, an die energischen Akzente der alten Harfenkönigin erinnern zu lassen. Die Kluge hatte den rechten Mann für ihr Erbstück gewählt.

Die unbedeutende Herstellung war von dem Meister versäumt worden; binnen einer Stunde hätte sie erfolgt sein können; aber der Kandidat durfte keine Minute zögern, wenn er den letzten Zug noch erreichen wollte. Er mußte sich bis zur Rückkehr von seinem Regulator trennen; für

einen an Pünktlichkeit gewöhnten Sternenschüler und Musterjüngling ein verdrießliches Ding. Aber halt! hatte – leider Gottes! – Doktor Peter Kurze ihm nicht erklärt, daß er nicht ermangeln werde, sich morgen zum Ministeriumsschmause in der Pfarre einzustellen?

„Holen Sie, lieber Philipp, bitte, die Uhr vor Abend ab, und tragen Sie sie zu Doktor Kurzen, der sie mir morgen nach Werben mitbringen wird," sagte der Kandidat und erhielt ein williges Versprechen.

Hastig ging es nun vorwärts; denn zufällig war auch Philipp heute ohne Uhr, und ein eiliger Mensch ist ohne Uhr doppelt eilig. Während Dezimus sein Billett löste, bemerkte er, daß sein junger Freund an den Beamten eines anderen Schalters eine Erkundigung richtete, deren Bescheid ihn auffällig verstörte. Was hatte der Junge vor? Dezimus durfte sich mit Fragen nicht aufhalten, da die Glocke zur Abfahrt läutete. Im Begriff in das Coupée zu steigen, fragte ihn Philipp mit niedergeschlagenen Augen:

„Hätten Sie wohl zehn Taler übrig, um sie mir vorzuschießen?" Und als er nicht augenblicklich eine Antwort erhielt, setzte er dunkelerrötend und stammelnd hinzu: „Ich – ich bin – ich habe – eine Schuld – –"

„Ich habe so viel nicht bei mir," versetzte Dezimus; „aber in ein paar Tagen bin ich zurück, und dann wollen wir die Sache in Ordnung bringen."

Der Schaffner drängte zum Einsteigen. Philipp warf sich mit Ungestüm in des Freundes Arme.

„Behalten Sie mich lieb, guter Dezimus," schluchzte er und wendete sich dann rasch ab, seine hervorstürzenden Tränen zu bergen. Er lief den Perron entlang, als werde er gejagt.

Dezimus war tief betreten. Wäre der Zug nicht bereits

im Rollen geweſen, er würde dem Knaben nachgeeilt ſein, ihn ausgeforſcht, ermutigt haben; er wäre morgen dann mit viel leichterem Herzen heimgereiſt. Ohne Zweifel trug der Arme ſich mit dem Plan, nach verfehltem Examen zu ſeiner Mutter und Martin zu flüchten. Und auch Schulden hatte der Unglücksmenſch! Freilich kein Wunder, denn der Vormund hielt ihn knapp, und er war nicht knapp gewöhnt; auch mochte die Mutter heuer nicht, wie ſonſt in der Ferienzeit, ſein Beutelchen heimlich gefüllt haben. Dezimus nahm ſich vor, des Knaben Lage noch einmal recht ernſtlich mit Vater Blümel und ſogar mit Fräulein Lydia zu beſprechen. Seine vorgeſchrittene geiſtliche Würde machte ihn ſchier verwegen.

Das iſt wohl etwas Großes, wenn ein Kandidat, reif zum Amt und obendrein als gedruckter und honorierter Schriftſteller, zum erſten Male einkehrt in ein pfarrliches Elternhaus, in welchem ihm eine ſorgenloſe Zukunft und köſtlicher Segen geſichert iſt. Da gibt es Lachen und Weinen und Beten und Singen und Händedrücken und zärtliches Umfangen; da gibt es eine ſchlummerloſe Nacht unter Luftſchlöſſerbauen und buntem Erinnern. Aber die glücklichſte von allen iſt doch die Mutter! Wie geſtern erlebt ſteht vor Hanna Blümels Seele die Stunde, wo ſie das arme nackte Dezemkind von ihres Konſtantin Schoße nahm und es in ihres Töchterchens Wiege legte mit dem Gelöbnis, ihm eine Mutter zu werden. Dazumal glänzte ihr Haar noch wie eitel Gold; heute iſt es ein Silberſcheitel, und blühen die Wangen auch noch roſenrot, glatt und gleich ſind ſie nicht mehr, ſondern in hundert krauſe Greiſenfältchen zuſammengezogen. Aber ihr Ziel iſt ja auch erreicht und ſo froh erreicht. Wie oft begegnet ihr denn einer Mutter, die im ſiebenten Jahrzehent, von acht Kindern nicht um ein einziges

Herzeleid oder gar ein Trauerkleid getragen hätte? Die sechs Töchter glücklich in das Leben gestellt hat und nun die siebente am allerglücklichsten gestellt weiß, Herz an Herz mit dem einzigen Sohn! So inbrünstigen Dankes voll wie in dieser Nacht hat Hanna Blümel wohl noch nie an ihren Gott gedacht.

Und die Herzenslust währte noch den ganzen anderen Tag; und wie wurde sie laut in Sang und Schwank, als gegen Mittag Peter Kurze zum Ministeriumsschmause einsprang! Ein redlicher Freund war er, Peter Kurze, das müßte der Feind ihm lassen, wenn er einen hätte. Sonder Falsch noch Neid! Beim eigenen Doktorschmause war er nicht fideler gewesen. Freund Kandidat konnte vor lauter Jokus es nicht ein einziges Mal zu einer eifersüchtigen Wallung bringen.

Wo hatte Peter Kurze denn aber die Uhr? Den Erbsackseiger? – Peter Kurze wußte von ihm nichts.

Ach, nur zu natürlich, daß Philipp in seiner Not das Abholen vergessen hatte. Der arme Junge! Zwischen Mitleid und lustiger Torheit fehlte dem Kandidaten das gewohnte Picken auf seiner Leberseite aber doch. Ein Mittelmaß von Gewöhnsamkeit – geniale Leute schimpfen sie Pedanterie – gehört, so scheint es, zu der Substanz eines Glücklichen.

Just um dieser Substanz willen mußte nun aber nach dem Jubeltag der Werkeltag der Pflicht wieder in seine Rechte treten. Und da war es denn zunächst Peter Kurze, der ein ernsthaftes Dilemma zu allseitigem Gehör brachte.

Peter Kurze nannte sich Herr Doktor, laborierte aber, wie die Mehrzahl junger Anfänger seines Zeichens, kläglich am Patientenfieber, und gering war zurzeit die Aussicht auf ein stillendes Labsal in seiner heimatlichen Provinz, der er den Segen seiner Kunst doch vorzugsweise gegönnt haben

würde. In einer anderen Provinz dahingegen hatten Mißwachs, Hunger und Not eine böſe Seuche gezeugt, von welcher die Zeitblätter ein grauenvolles Geſamtbild entwarfen. Noch grauenvollere Einzelnſchilderungen waren in die Pfarre gedrungen durch Lydia, die ein Kind dieſer Gegend war und mit ihr noch in manchem Zuſammenhange ſtand. Von verſchiedenen Univerſitäten, und auch von der unſeren, waren junge Mediziner zu freiwilligem Helferdienſt aufgerufen worden. Sollte Peter Kurze nun dieſem Rufe folgen?

Sein väterlicher Freund Blümel ſagte mit Entſchiedenheit: „Ja“, und ſein brüderlicher Freund Dezimus wenigſtens nicht mit Entſchiedenheit: „Nein“. Das liebe Röschen ſagte gar nichts, denn das liebe Röschen war gleich bei dem Worte „Typhus“ aus der Ratsſtube gelaufen. Mutter Blümel aber ſagte achſelzuckend: „Ja, mein Junge, wenn du nur ein Tiſchchendeckedich in deinen Arzneikaſten packen könnteſt!“

Und da ſaß eben der Haken! Peter Kurze war Arzt mit Leib und Seele, und Arzt ſein heißt das Gegenteil von einem Haſenfuß. Er dachte nicht an Anſteckungsgefahr, und er ſchmachtete nach einem ernſthaften Duell mit dem Würgeengel Tod. Aber wo blieb die Ehre der Wiſſenſchaft? wo der Erfolg? und wo der Lohn, deſſen ein braver Arbeiter doch allemal wert iſt, inſofern er mit dem Pflaſterkaſten nicht zugleich einen Brotſchrank aufzuſchließen hatte? „Erſt wenn die Hungerleider ſatt gemacht ſind, kann der Vielfraß ausgehungert werden,“ ſagte er und zog ſchließlich ab mit der Entſcheidung, die Sache erſt noch ein paar Wochen mit anzuſehen, ehe er in den ſaueren Apfel beiße. Privatim verſprach er Freund Dezimus noch, den armen Philipp ins Gebet zu nehmen und umgehend über den

Ausfall des Examens Bericht zu erstatten; sich auch gelegentlich nach der Uhr umzutun.

Nun aber saßen im geistlichen Gemach Vater und Sohn allein sich gegenüber zum Ratschluß über die beiden Wege, die vor dem letzteren geöffnet lagen. Auf jeden von ihnen zog ein Magnet, und jeder von ihnen bedingte einen schweren Verzicht. Entweder Altersruhe für den Vater und Rosenwonne für den Sohn; dann aber blieb die Chaldäerforschung ein Fragment. Oder die Chaldäerforschung fortgesetzt bis zu einem zünftigen Grad und statt der Rosenwonne Hangen und Bangen. Und wie entschied der väterliche Berater?

„Ich fühle mich noch nicht fertig, und du bist es noch nicht, mein Sohn. Lehre und lerne weiter wie bisher. Wenn es not tut, werde ich dich rufen."

Was aber war das Hauptmoment bei dem Entscheid, das Moment, aus welchem der Greis auch keineswegs ein Hehl machte? Nun eben die ersehnte Rosenwonne.

„Keine Jünglingständelei, mein Sohn, aber auch keine Jünglingsehe. Mannesreife — —"

Bei diesem Worte stockte er; denn die Tür wurde hastig aufgerissen, und wie in des Sohnes erster Lebensstunde stürzte ein verzweifelter Mensch in das geistliche Gemach. Lydia, die stille, unbewegliche Lydia! Bleich wie ein Geist, schauernd und bebend über den ganzen schönen Leib, sank sie in den Stuhl, von welchem Dezimus entsetzt in die Höhe gefahren war, und reichte ihm, keines Wortes mächtig, ein Blatt, das sie zusammengeknittert zwischen ihren fliegenden Händen hielt. Ein Brief, an Dezimus adressiert, aber erbrochen. Philipps knabenhafte Züge.

„Ich fliehe, Dezimus. Wohin? sage ich Ihnen nicht, weil Sie es nicht verschweigen würden, wenn Lydia Sie fragt. Ich will mich nicht langsam zu Tode quälen lassen.

Ich will leben oder meinetwegen auch sterben; aber ordentlich sterben; wie ein Hartenstein, nicht wie ein Sklave. Ich schreibe in Ihrer Stube. Wenn Sie den Brief finden, bin ich lange dort, wohin ich will. Dezimus, guter Dezimus, ich habe Sie beraubt. Ich hätte es keinem anderen getan; aber ich weiß: Sie schimpfen mich keinen Dieb. Ich konnte nicht anders. Den ganzen Sommer habe ich gespart, bei Mama und den Schwestern gebettelt, nur bei Lydia nicht, weil die mir doch nichts gegeben hätte. Aber ich weiß gar nicht, es wurde immer wieder alle, und ich mußte immer wieder von vorn anfangen. Nun habe ich alle meine Sachen und Bücher heimlich verkauft, aber es reichte doch noch nicht. Und Sie kommen nicht drum, lieber Dezimus. Lydia gibt es Ihnen wieder; der Schande wegen. Aus Liebe für mich hätte sie es nicht getan. Und wenn wir uns einmal wiedersehen, lohne ich es Ihnen tausendfach; denn dann kann ich es. Lange wirds freilich dauern. Und vielleicht sehen wir uns auch gar nicht wieder. Aber dann glauben Sie mir, Dezimus, daß ich in meiner letzten Stunde an Sie gedacht habe als an den, der außer meiner Mama es auf der Welt ganz allein mit mir gut gemeint hat. Ach, meine liebe, liebe Mama! Aber sie hat ja nun die kleine Tili, und sie wußte ja, wie schrecklich unglücklich ich gewesen bin. Sobald ich angekommen, schreibe ich ihr und Ihnen auch.

Philipp.

P. S. Die Uhr hat Aaron Kalb. Sie ist nur versetzt; für zehn Taler kriegen Sie sie wieder. Meine eigene habe ich verkauft um ein Lumpengeld, weil sie nur von Silber war. Und ich könnte sie auf der Reise so gut brauchen. Ach! Wäre ich nur erst fort!"

Was war für eine Lydia der Bruch mit dem Geliebten, was selbst der Tod des Vaters gegen dieses Erleben! An-

geklagt der härteſten Liebloſigkeit, gehaßt von dem Bruder den Gott als Kind an ihr Herz gelegt hatte; verzweifelnd in einen Abgrund, vielleicht in den Tod durch ſie getrieben dieſes Kind, das einzig auf ihren Schutz geſtellt geweſen war!

„Mörderin!“ ſtand es geſchrieben in ihren wahnſinnſtarren Augen.

„Wo – wo ſoll ich ihn ſuchen?“ rang es ſich aus ihrer Bruſt.

„Nicht Sie; überlaſſen Sie es mir,“ ſagte Dezimus, ſelbſt erſchüttert bis auf den Grund; und ſie darauf wie belebt:

„Ja, ja, gehen Sie mit mir. Ich bin ſo fremd in der Welt.“

Paſtor Blümel aber und auch der Vormund, welcher während der letzten Worte eingetreten war – das erſtemal, daß er dieſe geiſtliche Schwelle überſchritt –, widerſprachen ihrem Vorhaben. Sie ſei körperlich zu angegriffen, um einem raſtlos Eilenden zu folgen; die Rückſicht auf eine Frau könne ihn nur aufhalten und hindern.

Sie ſenkte das Haupt bis auf die Bruſt. „Den, welchen er geliebt hat, läßt Gott ihn vielleicht finden – mich nicht!“ Laut geſprochen hat ſie dieſe Worte wohl kaum; aber Dezimus las ſie in ihrer gemarterten Seele.

Er vernahm nur Bruchſtücke der Erläuterungen, welche der Vormund nunmehr über das Entweichen ſeines Pfleglings gab. Hier war ſo wenig zu ſagen wie zu hören, nur Eile tat not, fliegende Eile! Der alte Herr hatte die Schilderung ſeiner Ängſte, ſeines Harrens, Forſchens und Suchens, der vergeblichen Anfragen nach allen Seiten, auch ſeiner Fehlgriffe und falſchen Schritte, die laut machten, was geheimgehalten werden mußte, bis zur endlichen Er-

spürung des Briefes und dem Aufbruch nach Werben noch nicht vollendet, als Dezimus reisegerüstet in das Zimmer zurückkehrte. Nicht einmal den Abschied von seinem irgendwo umherschweifenden Röschen hatte er sich gegönnt; der nächste Zug durfte nicht verfehlt werden. Die günstige Fügung, daß die Mutter die Sparsumme des königlichen Patengeschenkes, deren er zum Zweck etlicher Anschaffungen bedürftig geworden war, kürzlich erhoben hatte, befreite ihn auch hinsichtlich des wesentlichsten Reisebedürfnisses von zeitraubenden Weitläufigkeiten.

„Was darf ich Ihrem Bruder von Ihnen sagen, wenn es mir gelingen sollte, ihn aufzufinden?“ fragte er, indem er zum Abschied Lydia die Hand reichte.

„Was das Herz Sie heißt!“ hauchte Lydia und bedeckte in Angst und Qual dann wieder das Gesicht mit ihren bebenden Händen. Ihr Bruder, ihr Kind: ein Landstreicher, ein Dieb! seine Spur erforscht von einem Fremden, den er geliebt hatte und sie – sie gehaßt!

Um die Mittagsstunde erreichte Dezimus die Universitätsstadt. Er hatte während der Fahrt mit so kaltem Blute, als er das seine abzudämpfen imstande war, den spürenden Blick auf das Ziel gerichtet, das dem Flüchtigen vorgeschwebt haben konnte, und was ist solch ein anstrengendes Erstreben anderes als ein Gebet um Erleuchtung von oben? Bei seiner Mutter oder einem der Geschwister war der Knabe nicht, und den heimischen Militärdienst – so viel mußte ihm klar sein – verscherzte er durch sein heimliches Entweichen. Was kannte er aber, und was gab es außer diesem Dienst Lockendes für ihn in der Welt? Der Weg nach Rußland, wohin sein Vetter Hilmar geflüchtet, war langwierig und schwierig, die Grenze unentdeckt kaum zu erreichen; ohne Empfehlung, ja ohne Legitimation die be-

ſcheidenſte Stellung nicht zu erwarten. Amerika? Aber da galt es zu arbeiten mit Axt und Pflug, die Freiheit, die dort zu finden, war nicht die, welche ein junger Brauſekopf ſuchte. Die Fremdenlegion in Algier? Nein doch, nein! Der Franzoſenhaß lag allen Hartenſtein ſeit Generationen im Blute, und Freund Philipp gebärdete ſich gern wie ein kleiner Marſchall Vorwärts. Aber halt doch, halt! Ein Werbeplatz für die holländiſchen Kolonien!

Das war ſo eine von den luminöſen Hypotheſen wie die beim jüngſten Meteorenſchwarm, und: „jegliche Entdeckung iſt einmal Hypotheſe geweſen," hatte ſein weiſer Sternenvater geſagt.

Wie Schuppen fiel es dem Freunde plötzlich von den Augen. Er ſah des Knaben glühende Blicke bei Bruder Steuermanns Wundermären von der Pracht des indiſchen Himmels, der Üppigkeit der Natur, dem wollüſtigen Schlürfen der eingewanderten Nabobs. Möglich, daß auch noch aus weniger redlichem Munde ihm ein Brillantfeuer vorgeſpiegelt worden war oder daß er irgendwo geleſen hatte von den zahlreichen deutſchen Landsleuten unter den geworbenen Truppen, von ihrem glänzenden Sold, dem raſchen Aufſteigen, den reichen Penſionen, den Schätzen, die um den Preis des Lebens im Kampfe mit wilden Beſtien und Völkerſtämmen aufzuraffen ſein ſollten. Die Jugend nimmt manches Katzengold für echt, und was fragt ein freiheitsdurſtiges Herz nach dem Freiheitspreis? Das indiſche Pfefferland war jener Zeit immer noch das gelobte für abenteuernde Naturen und verlorene Söhne. Die goldenen Berge, welche der arme Junge ſo hoffnungsſicher in Ausſicht ſtellte, beſtärkten die Eingebung, daß es auch ſein Kanaan geweſen ſei.

Je mehr dem Freunde nun aber dieſe jähe Vorſtellung

zur Gewißheit ward, um so bänglicher schlug sein Herz. Auch er, der Ältere, war im weiten Weltwesen ja noch ein Kind. Der Zufall aber hatte gewollt, daß er von einem leichtsinnig verlockten Studenten, der als Deserteur sich wieder in das Vaterland durchgeschlagen, die Wahrheit erfahren hatte über den entwürdigenden Zustand des holländischen Fremdenkorps nicht bloß fern in den Kolonien, sondern selbst auf den heimischen Drill- und Einschiffungsplätzen, und so hätte er sich Flügel anheften mögen, um den Verblendeten zu überholen und Lydias Bruder einem Elend zu entreißen, dem von zehnen neun physisch oder moralisch unterliegen.

Sein erstes war, von dem Beamten jenes zweiten Schalters die Erkundigung zu erfahren, welche Philipp neulich an ihn gerichtet hatte. Der Jüngling war eine auffällige Erscheinung, schön wie alle Hartenstein, mit Ausnahme Martins, und dieser Auffälligkeit es zu danken, daß der Beamte sich der Erkundigung noch erinnerte: der schöne junge Mensch hatte nach dem Preise eines Fahrbilletts bis zur niederländischen Grenzstation gefragt; zuerst nach dem der zweiten Klasse, dann bescheidentlich nach dem der dritten, und die unerwartet hohe Summe auch dieser dritten ihn sichtbar niedergeschlagen. Der Arglose ahnete nicht, daß diese Fragen zu einem Fingerzeig für einen praktischeren Verfolger, als sein gelehrter Vormund, werden konnten. Für Dezimus wurden sie zum Beweis, wennschon weder dieser Beamte noch irgendein anderer sich erinnerte, den auffälligen jungen Mann bei der späteren Abreise wiedergesehen zu haben. Da er an jenem Nachmittag nicht nach Hause zurückgekehrt war, vermutete Dezimus, daß er zu Fuße bis zur nächsten, nur eine Meile entfernten Station gegangen sei und von da aus den Nachtzug benutzt habe.

Dezimus selbst blieben bis zum Abgang des westlichen Zuges zwei lange bange Stunden. Um sie nicht völlig nutzlos hinzubringen, begab er sich zu dem Pfandleiher und – und Kandidat, Kandidat! du fühlst dich zum Priester reif und sündigst wider Gottes heiliges Gebot? Du lügst, lügst ohne Erröten, lügst wie gedruckt, daß du in augenblicklicher Geldverlegenheit, im Begriff, eine kleine Reise anzutreten, deinen jungen Freund beauftragt habest, ein Darlehn auf deine Uhr aufzunehmen, und daß du jetzt kämest, sie auszulösen?

Da der Hüne der Studentenschaft eine wohlbekannte Persönlichkeit war und sein junger Freund ausdrücklich auf diese Persönlichkeit behufs der Auslösung hingewiesen hatte, erlitt dieselbe keinen Anstand und war dem bösen Leumund, soweit in der Eile oder leider überhaupt noch möglich Einhalt getan. Einigermaßen erleichtert trabte Dezimus, sein Pretiosum auf dem Herzen, nach dem Bahnhofe zurück, und nun, du Glücklicher, leite dich dein Johannisstern!

In der Nachmittagsstunde, in welcher er mit seinem Röschen einen Superintendentenbesuch in der Stadt verabredet hatte, dampfte er in die Welt hinein auf der Suche nach dem verlorenen Sohn. Er sah im Geiste das liebe Kind daheim unruhig hin und wieder trippeln, wohl auch ein bißchen schmollen und schmälen, und dann sah er eine andere sich die Hände wund ringen im bittersten Seelenjammer; von der weiten Gotteswelt aber, die sich zum ersten Male vor ihm auftat, sah er leider wenig, was – versteht sich in anderer Stimmung – sein Neulingsauge erquickt haben würde. Er hätte sich, wie bei seinem ersten Abenteuer eine Universität, so heute beim zweiten eine Reise anders denken können. Endlose Stoppel- oder Rübenfelder, wirres Bahn-

hofsdrängen und Treiben, langweilige Gesichter, Gesellen ohne Reiselust wie er selbst, und bald sah er nichts mehr, denn es kam die Nacht, und mit der Nacht kam endlich auch der Genius, der selbst den Unruhigsten ruhig macht. Als des Schaffners Ruf: „Station Deutz!" den Genius verscheuchte, rang sich das erste Morgengrauen durch den Nebel, der über dem Rheinstrom brütete.

Der nordwärts führende Zug ließ ihm so viel Zeit, um über die Schiffbrücke zu gehen und einen Blick auf den Torso des Domes zu werfen, dessen Herstellung seit etlichen Jahren mit so viel Eifer betrieben wurde. Das Königswort, das dieses „Werde" rief, hatte in der Pfarre von Werben einen mächtigen Widerhall gefunden. Es deutete gleich einem Meisterspruch auf einen weit größeren und noch weit unfertigeren Bau, für welchen Hammer und Kelle zu rühren waren. Die Erinnerungen seiner glorreichen Zeit und die Entsagungen, die ihnen folgten, wurden in dem Greise jung; zum ersten Male empfing der Sohn aus dem Munde des alten Christen die Lehre des alten Heiden, daß es süß sei, für das Vaterland zu sterben.

Und dieses Lehrwort wachte an diesem Morgen in seiner Seele auf, als er in dem Irren nach einem sein Vaterland fliehenden betörten Kinde den Strom überschritt, der, von sich hebenden Dunstschleiern umflattert, glanzlos und doch majestätisch, breit und ruhig zu seinen Füßen wallte. Auch dieser Fluß galt ja als Symbol. In gärenden Zeiten wirkt alles Bedeutende als ein Deutnis, und die Zeit, in welcher Dezimus Frey ein Jüngling hieß, kennzeichnete ja durchweg ein gleichsam dichterisches Ringen aus der Vorstellung in die Darstellung.

Jählings haftete sein Blick, starrte sein Schritt. Herr der Welt! Wer ist die jugendlich schmächtige Gestalt, die,

bleich wie ein Schatten, mit weiten, übernächtigen Augen, bebend und schwankend sich über das Gitter beugt, so als ob die nebelumwogten grauen Fluten sie zugleich lockten und schreckten? Der Hut ist vom Kopfe in den Strom gesunken; der feuchte Morgenwind weht durch die wirren, gelben Locken. „Philipp!" schreit Dezimus auf, und – der verlorene Sohn taumelt halb ohnmächtig in seine ausgespannten Arme.

Er zog ihn in das nächste Wirtshaus am Kölnischen Ufer; ein warmer Trunk belebte ihn, die beklommene Brust erleichterte ein Tränenstrom. Ach, dieses ungestählte Muttersöhnchen, wie bald würde es den Heischungen der Macht, die es Freiheit nannte, erlegen sein an jedem Orte, wo es sie wirklich gefunden hätte, nicht bloß sie zu finden gewähnt!

In der Verfolgungsangst und doch wieder der Seligkeit eines der Galeere Entsprungenen hatte er sich keine Raststunde gegönnt, nur immer vorwärts gedrängt von einem Haltepunkt zum anderen, bis er den Werbeplatz am Zuydersee erreichte. Was er dort zu finden hoffte? Eine deutliche Vorstellung wird er nicht gehabt haben. Aber einen bunten Schauplatz, einen lustigen Tummelplatz, vielleicht so etwas von einem preußischen Paradeplatz, auf dem man sang: „Ein freies Leben führen wir!" Und statt dessen sah er das rohe Treiben und Drillen der fremden Söldlinge – der Masse nach Deserteure, Vagabonden, Ausgestoßene aus dem Walle der Familie, der Heimat, der Gesellschaft; mancher mit einem Kainszeichen auf der Stirn –, wurde er Zeuge einer körperlichen Züchtigung, die ihm das Blut erstarren machte.

Ein wohlmeinender Bürger, mit dem er in einem Wirtshaus zusammentraf und den der Anblick des schönen,

betörten Jünglingsknaben rührte, belehrte ihn, daß nach den neueren Beſtimmungen kein Ausländer es im Kolonialdienſt weiter als bis zum Unteroffizierspoſten bringen könne, – und der Knabe hatte von Generalsepauletten, von Orden und Lorbeerkronen geträumt! Der wohlmeinende Warner belehrte ihn fernerhin, daß unbärtige Bürſchchen wie er faſt ausnahmslos ſchon den Einflüſſen des Klimas und ſeiner lockenden Bodenfrüchte erliegen, daß aber ſelbſt abgehärtete, entſagungsſtarke Männer ſich nur in einem Bruchteil gegen die Strapazen des Dienſtes behaupten, – und das Bürſchchen hatte von luſtigen Elefantenritten, von Tigerjagden in Palmenwäldern und einer Nabobsheimkehr geträumt!

Aus allen Himmeln geſtürzt, entſetzt, verzweifelnd, kehrte der freiheitsluſterne Junge, wiederum ohne Atem zu ſchöpfen, die Straße, die er gekommen war, zurück. Die Luft war kühl und ſeine Kleidung noch ſommerlich, ſein Sparpfennig aufgezehrt. Hungernd, übernächtig, ſchauernd vor Froſt, ſchaudernd vor Angſt und Scham ſtand er nun auf der Rheinbrücke von Köln zwiſchen der Wahl – der Heimkehr, als Bettler und Vagabond? nein, der Heimkehr nicht; aber vor der, als Bettler und Vagabond ſich bis über die Grenze zu einem Werbebureau für die franzöſiſche Fremdenlegion durchzuſchlagen oder durch einen Sprung in die Tiefe ſeinem Elend raſch ein Ende zu machen. So ſtand er, kaum mehr fähig zu einem Entſchluß, und ſehr möglich, daß die Erſchöpfung den Taumelnden jedes Entſchluſſes überhoben haben würde, wenn der Stern der Glücklichen ihm nicht einen Wegweiſer mit ſtämmigen Armen entgegengeführt hätte.

Dezimus erfuhr dieſe klägliche Robinſonade von vier Tagen erſt nach und nach in weit ſpäterer Stunde. In der

gegenwärtigen begnügte er sich, zu dem Ausgehungerten zu sagen: „Iß!“ und nachdem er sich sattgegessen, zu dem Übermüdeten: „Nun schlaf!“ Und was hätte auch ein weiserer Mentor, als der Kandidat von Werben sich zu sein vermaß, diesem willenlosen Gottesgeschöpf zur Stunde Weiseres heißen können als: iß und schlaf?

Nachdem das Gottesgeschöpf aber ausgeschlafen hatte, lange und fest wie ein Murmeltier, ließ es sich sonder Skrupel noch Unterhandlungen nach dem Bahnhofe von Deutz zurückführen; alle seine Sorge warf es, zwar nicht auf den Herrn, aber auf seinen lieben guten Dezimus, der würde es wohlmachen. Der liebe, gute Dezimus wollte und konnte zwar nichts versprechen als die Vergebung Schwester Lydias nach vorausgegangener reumütiger Buße; dennoch währte es nicht lange, und das leichte Bösebubenblut wallte so frohgemut auf wie je. Was auch über ihn verhängt werden mochte, alles war besser als die Fuchtel von Harderwyk und der Hunger auf der Rheinbrücke von Köln.

Es war spät am Abend, als sie die heimische Pfarre erreichten, unangemeldet, da Telegramme des Privatverkehrs es auf dieser Strecke zu jener Zeit noch nicht gab. Die Bewohner hielten sich schonend zurück; nach flüchtiger, freudiger Begrüßung des Sohnes überließen sie es diesem Glücklichen, seinen Findling in die eigene Bodenkammer zu geleiten und in sein eigenes Bett zu verweisen, allwo er sich denn wiederum in Bälde des Schlummers des Gerechten oder des Murmeltiers erfreute. Dezimus dagegen begab sich, so spät es war, nach dem Schloß.

Dort hatten sich infolge der Schreckenspost die gesamte Familie und deren nächste Freunde zusammengefunden: die Mutter mit ihrem kleinen Pflegling, Martin,

ſeine Schweſtern und ihre Gatten, der Vormund und ſelber der alte, treue Magiſter Klein waren herbeigeeilt, um gemeinſam mit dem anerkannten Haupte der Familie, mit Lydia, zu beten, zu ratſchlagen, je nachdem zu handeln, oder auch nur zu weinen und verzweifelnd die Hände zu ringen. In allen Zimmern des Schloſſes brannte noch Licht; ein jeder ſaß angſtvoll wach in ſeinem Kämmerlein.

Doch ſah Dezimus nur Lydia. Als ſie ſeine frohe Botſchaft vernommen hatte, faßte ſie ſeine beiden Hände, neigte ihre Stirn zu ihnen herab, und heiße Tränen, die erſten, welche den Krampf des Herzens löſten, rannen auf ſie nieder. Ein vernehmliches Wort ſprachen die zitternden Lippen nicht. Als ſie das ſchöne Haupt aber wieder erhob, da ſtand in ihren Augen geſchrieben: „Du haſt mir mehr als das Leben gerettet, Freund.“

Keiner wußte beſſer als Dezimus ſelbſt, wie ſo gar gering ſein Verdienſt bei dieſer Rettung war, wie alles nur das Wirken jener heimlichen Macht, welche die einen Zufall nennen, die anderen Stern, und die Glücklichſten Gottes Rat. Was er im Leben aber noch von Menſchenkreuz und Leid zu tragen haben mag, der Dankesblick, der in dieſer Nacht aus ſeines weißen Fräuleins Augen ſtrahlte, wird ihn bis in ſeine Sterbeſtunde beſeligen.

Eine ſchriftliche Weiſung des Vormunds entbot am anderen Morgen den verlorenen Sohn und „ſeinen edlen Erretter“ – „hört, hört!“ ſpottete das luſtige Röschen – nach dem Schloſſe. Ein ſchwerer Gang für den edlen Erretter, denn er ahnte mit Fug, kein feſtliches Gewand werde dem verlorenen Sohne entgegengetragen und kein gemäſtetes Kalb zu ſeinem Willkomm geſchlachtet werden, dagegen ein ſtrenger Areopag den Spruch über ihn fällen

und das Los über seine Zukunft werfen. Selbst wenn Lydia nach den Erschütterungen der letzten Tage mit solch einer Manifestation des Familienrechtes nicht einverstanden gewesen wäre, wenn sie im stillen Kämmerlein, wo ein Erlöster betet, zu ihrem Bruder hätte sagen mögen: „Ich vergebe dir," würde sie über Nacht inmitten eines bluts- und wahlverwandten Kreises den hohen, feierlichen Grundton, auf welchen bei aller Abgeschlossenheit ihr Vaterhaus gestimmt worden war, haben herabstimmen können?

Auch Philipp mutmaßte eine widerwärtige Szene, und seine Stimmung war halb trotzig, halb verzagt. „An Ihnen, Dezimus, habe ich mich vergangen, das ist richtig," sagte er. „Sie aber haben mir vergeben, haben meinen dummen Streich sogar vertuscht. Und was habe ich den anderen getan?"

„Die Ungehörigkeit gegen meine Person war bei weitem die leichtere," entgegnete Dezimus, „wenngleich sie, nach dem Maße der Welt gemessen, schwer genug in das Gewicht fallen mag. Das bittere Herzeleid aber, das Sie Ihrer Mutter und Schwester angetan haben, kann Ihnen kein Mensch vergeben, bis Sie es durch freudigen Gehorsam gesühnt."

„O, meine Mama, die ist bloß froh, daß ich wieder da bin," versetzte der Leichtfuß mit obligater Torenzuversicht. „Und Lydia, was für ein Recht hat denn Lydia über mich? Und was kann sie mir am Ende denn auch tun? Legt sie mich noch zehnmal an die Kette, reiße ich mich noch zehnmal wieder los. Sie wird sich aber wohl hüten; denn mit dem Pastorwerden habe ich es – Gott sei Dank! – doch ein für allemal verschüttet."

„Mit dem Soldatwerden aber auch," entgegnete Dezimus.

Der Leichtfuß seufzte und ließ ein Weilchen den Kopf hängen. „Sie sollen mich wie Vetter Hilmar nach Rußland schicken —“ meinte er darauf. „Ich wäre von selber hingegangen, wenn es nur nicht gar zu weit gewesen wäre. Und dann wollte ich doch für mein Leben gern einmal eine große Seereise machen.“

Das Wort verhallte in diesem Augenblick eindruckslos an des Freundes Ohr; in dem Augenblick der Entscheidung aber wachte es plötzlich lebendig in dem Herzen auf, wie ein Samenkorn, das ein Insekt in einen Blütenkelch getragen hat.

Sie hatten den wenig bemerkten Eingang über die Terrassen genommen. Im Schlosse herrschte, ungeachtet der zahlreichen Insassen, Totenstille. Es galt ein heimliches Gericht; die weibliche Dienerschaft war durch verschiedentliche Aufträge für die Morgenstunden entfernt worden; nur der alte Wagner, ein Getreuer und Vertrauter aus der einstigen Heimat, zurückgeblieben, und sein auch wohl das Verdienst, jene unzuverlässigen Zeuginnen beseitigt zu haben. Schweigend mit zerwühlten Mienen öffnete er die Tür des Ahnensaales.

Dezimus hatte ihn seit der Leichenfeier für den Propst nicht wieder betreten. Dessen Bild hing wie dazumal über dem kleinen Betaltar; da, wo der Sarg gestanden hatte, stand heute eine dunkelverhangene Tafel, an welcher der Familienrat gehalten werden sollte. Die männlichen Mitglieder waren bereits versammelt; die beiden Geistlichen im Ornat, der Obertribunalsrat und der Kammerherr, die Gatten von Priszilla und Phöbe, das weiße Johanniterkreuz auf den schwarzen Leibrock geheftet; Martin im Dienstanzug, den Helm unter dem Arm. Alle standen mit den Gesichtern dem Bilde des Vaters zuge-

kehrt und ſchienen den Eintritt ſeines ungeratenen Sohnes nicht zu bemerken.

Menſchen aus einem Guſſe – Martin etwa ausgenommen – waren ſie über die zu treffende Entſcheidung eines Sinnes und der Zweck der demonſtrativen Verſammlung, neben dem perſönlichen Genügen, wohl kaum ein anderer als der, der unglücklichen Mutter in imponierender Weiſe eine harte Notwendigkeit erklärlich zu machen. Denn ein ſo ſchwacher Menſchenkenner, daß er erwartet hätte, durch ſolch feierlichen Aktus einen Philipp zur Zerknirſchung und zur Umkehr zu bewegen, ein ſo ſchwacher Menſchenkenner war doch wohl nur der alte, ehrliche Profeſſor Hildebrand.

Philipp hatte beim Überſchreiten der Schwelle die Lippen trotzig übereinandergebiſſen. Glut und Bläſſe wechſelten auf ſeinem Geſicht. Er hielt des Freundes Hand feſt umklammert; die ſeinige war eiskalt. Aber nur die Frauen waren es, vor deren Wiederſehen ihm bangte, die geliebte Mutter und die Richterin Lydia. Als er daher gewahr wurde, daß er es nur mit den Männern der Familie zu tun haben ſollte und er dieſe Männer ihm ſo gefliſſentlich den Rücken kehren ſah, hatte er Mühe, ein Lachen zu unterdrücken, und drehte in Gedanken dem hohen Gerichtshof eine echte, rechte Böſebubennaſe.

Dezimus zog ihn in eine Fenſterniſche, welche der Eingangstür zunächſt und der Verſammlung zufernſt lag; und da konnte der brave Martin es denn nicht länger über das Herz bringen: er ging auf Dezimus zu, drückte ihm die Hand, zuckte die Achſeln, ſchüttelte den Kopf, ſchlug mit einem Seufzer vor ſeinem Nichtsnutz von Bruder die Augen nieder und kehrte dann ſchweigend zu dem ſchweigenden Chor zurück.

Noch dauerte es eine gute Weile, in welcher Dezimus nichts als das Ticktack des Corpus delicti in ſeiner Weſtentaſche vernahm. Endlich aber öffnete der alte Wagner die Tür, und in den Saal wankte, von Lydia geſtützt, von ihren beiden jüngeren Töchtern gefolgt, die unglückliche Mutter, Martins Töchterchen auf dem Arm. Sie ſank wie gebrochen auf den erſten erreichbaren Seſſel.

Beim Erblicken dieſes gramdurchwühlten, gütigen Mutterangeſichts, der weiten, leeren Augen, welche in den jüngſten Tagen ihren Tränenborn erſchöpft zu haben ſchienen, riß ſich Philipp von des Freundes Hand und ſtürzte mit einem ſchrillen Aufſchrei zu der Matrone Füßen. So, den Kopf in ihren Schoß vergraben, blieb er liegen während der ganzen Verhandlung. Die Mutter hatte den einen Arm um ſeinen Nacken geſchlungen, als ob ſie ihn feſthalten wollte gegen den Bannſpruch der Gerechtigkeit; im anderen Arme lag die ſchlummernde Enkelin, ein ſpärliches Würmchen, das während der jachen Reiſe unpaß geworden war und das die treue Pflegerin in all ihrer Angſt und Not nicht für eine Stunde aus den Augen gelaſſen haben würde. Sie weinte auch jetzt nicht; nur dann und wann vernahm man ein leiſes Wimmern, ohne daß man unterſchied, kam es aus des Kindes oder der Matrone Bruſt.

Die ſchweigende Gruppe unter dem Bilde hatte ſich den Eintretenden zugewendet; der Vormund ſchritt auf ſie zu; die drei Schweſtern neigten ſich bis zur Erde vor dem greiſen Seelſorger und Vertreter des Vaters; ſie küßten ſeine Hand, ſo wie ſie beim Morgengruß die des Vaters zu küſſen gewohnt geweſen waren. Die ſonſt ſo freundliche Mutter grüßte nicht einmal mit den Augen. Sie hatte nicht daran gedacht, ihren Morgenanzug mit

einem der Feierlichkeit entsprechenden zu vertauschen. Lydia trug, wie noch immer seit ihres Vaters Tode, ein Trauerkleid, und die beiden Schwestern hatten es ihr heute nachgetan. Es handelte sich ja wieder um einen düsteren Akt im Ahnensaale.

Der Professor bot Frau von Hartenstein den Arm, sie an den Ehrenplatz der Gerichtstafel zu führen. Sie schüttelte schweigend das Haupt und rührte sich nicht aus ihrer mütterlichen Umstrickung. Priszilla und Phöbe hätten sich wohl gern in ihrer Nähe gehalten, doch folgten sie gehorsam ihren Gatten an deren Seite.

Der Ehrenplatz blieb unbesetzt, da auch Lydia ihn ablehnte. Sie trat zur Seite in einen zweiten Fensterbogen, von welchem aus sie die Schmerzensgruppe der Mutter mit dem Sohn im Auge halten konnte. Dort stand sie aufrecht mit gefaltenen Händen, ohne sich zu regen; das, was um sie her laut ward, schien an ihrem Ohr abzugleiten, ein innerlichster Vorgang sich zur Klarheit durchzuringen, aber einer, unter welchem das gebeugte Haupt sich hob. Daß der uneingeweihte Kandidat dem Wink des ordnenden Vormunds an das untere Ende der Tafel nicht Folge leistete, sondern in seinem dunkelumhüllten Fensterwinkel verharrte, wird die Versammlung der Eingeweihten ihm als geziemende Bescheidenheit angerechnet haben.

Magister Klein setzte sich an die Orgel; das alte Lutherlied „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" wurde angehoben; Lydia sang nicht mit, auch die am tiefsten von der Not Bedrängten, Mutter und Sohn, waren nicht gestimmt zu einem Gebet mit Sangesklang. Dann trat der Professor vor den Altar und hielt eine Ansprache über das Heilandsgebot: „So dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn, und so er sich bessert, vergib ihm." Gewißlich das rechte Gebot

in dieser Stunde und mit bewegter Seele auch ausgedeutet, wie es dem Priester gebührt: den Folgesatz an der Spitze.

Aber die schwere Aufgabe dieser Stunde war zur Erleichterung jedes einzelnen unter die Berufenen verteilt worden, und der Folgesatz hatte einen Vordersatz, dessen Klarlegung dem Rat vom obersten Gerichtshof, als Vertreter der weltlichen Gerechtigkeit, sach- und fachgemäß zustand. Daß dieser seine Aufgabe lösen werde sonder Ansehn der Person, daß er streng nach dem Gesetzeslaut deduzieren und urteln werde, durfte von einem preußischen Richter selbst in einem Familienrat vorausgesetzt werden.

Er verlas aus dem Landrecht die Paragraphen, gegen welche der Angeklagte gefrevelt hatte: durch die Aneignung fremden Eigentums, durch seine heimliche Auswanderung vor erfüllter militärischer Dienstpflicht, durch seine Flucht aus der vormundschäftlichen Gewalt. Er verlas auch das Strafmaß, das auf diese Vergehen gesetzt war, und das Maß war kein geringes.

Dies vorausgeschickt, glaubte das rechtsbeflissene Mitglied der Familie sich bei alledem – vielleicht nicht ohne gelinde Beugung seines staatlichen Gewissens – zu dem Antrage befugt: in Betracht der Jugend des Übeltäters, in fernerweitigem Betracht, daß durch den rechtzeitigen Eingriff eines Dritten die sträfliche Handlung hinsichtlich der beiden letzten Anklagepunkte beim Versuche geblieben sei: die dem Staate zustehende Pflicht der Strafe in diesem besonderen Falle auf die Familie zu übertragen; unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß eine so gläubig in sich gefestete Familie wie diese das Maß der Buße dem des Vergehens adäquat bemessen und die bürgerliche Gesellschaft vor fernerer Schädigung durch den jungen Übeltäter schützen werde.

Dieſer kriminaliſtiſchen Klarlegung, vorgetragen im allerernſthafteſten Ernſt, angehört dagegen mit allſeitig zerſtreuten oder gleichgültigen Mienen, folgte eine Pauſe atemloſer Spannung für die Mutter, ihren Sohn und deſſen Freund. Wem von ihnen wäre auch nur einen Augenblick der Gedanke an die materielle Statthaftigkeit eines Rechtsſchutzes und Strafaktes von ſeiten des Fiskus in den Sinn gekommen? Dahingegen die Frage, in welcher Weiſe die ſo gläubig in ſich gefeſtete Familie ſolchen Rechtsſchutz und Bußakt fordern werde, ſchwer die Herzen jener drei belaſtete. Die übrigen Familienglieder waren über dieſe Frage ſchlüſſig geworden in einer ſchlummerloſen Nacht; auch die jungen Schweſtern hatten der Entſcheidung zugeſtimmt, wennſchon mit zerrüttetem Herzen; auch Lydia, und ſie ſogar mit gehobenem Herzen. Es handelte ſich nur noch, dem verlorenen Sohn, und vornehmlich ſeiner Mutter, den Beweis zu führen, daß um ſeiner eigenen Exiſtenz wie um der Ehre und Ruhe ſeiner Angehörigen willen keine andere Wahl als die getroffene zu treffen war. Und dieſe Darlegung hatte der Kammerherr von Behrmann, Phöbes Gatte, übernommen. Nach dem Prieſter und Richter war die Reihe an dem Kavalier.

„Welch eine Zukunft," ſo fragte er, „bleibt einem jungen Edelmann, der wohlbegabt und wohlgebildet, in zurechnungsfähigem Alter, von der Scheu vor geiſtiger Anſtrengung und chriſtlicher Zucht ſich ſo weit treiben ließ, die natürlichſten und heiligſten Bande ſchnöde zu zerreißen und als Abenteurer in die Welt zu gehen? Der, um ſeiner eigenen Ruchloſigkeit zu frönen, unter trügeriſchen Vorwänden ſich die erforderlichen Mittel erſchwindelt, ſeine Habſeligkeiten – geſpendete Wohltat ſeiner ſchweſterlichen Verſorgerin – heimlich verſchleudert, ja, ſich ſogar an dem

Eigentum eines Fremden vergreift, eines dürftig von anstrengender Arbeit lebenden Heimatsgenossen, des Schützlings seiner edlen mütterlichen Ahnen? Selbst für den Fall, daß infolge vorbeugender Maßnahmen, welche die Dankbarkeit diesem braven jungen Manne eingegeben hat, der schmähliche Handel als Geheimnis in einem kleinen Kreise gewahrt bleiben sollte – was im höchsten Maße zu bezweifeln ist –, selbst für den Fall, daß, verborgen vor den Augen der Welt, sich eine Umkehr wirkende Buße hätte ersinnen lassen – was keinem seiner nächsten Angehörigen gelungen ist –, selber in diesen günstigsten Fällen: welche Laufbahn könnte in unserem Staate einer betreten, oder in welcher könnte er sich behaupten, der in seinen eigenen Augen und in denen, sei es auch nur eines Dutzend Menschen, ein Betrüger ist, ja ein Dieb? Der Jüngling hat sich auf den im Blute der Hartenstein ererbten Soldatenberuf gesteift: Leutnant von Hartenstein, kann einer dem Verbande eines Offizierkorps angehören, den, sei es auch nur ein Dutzend Menschen, als Betrüger kennen, ja als Dieb?"

Der Leutnant von Hartenstein antwortete kleinlaut: „Nein", und daß er dabei rasselnd an seinen Säbel schlug, geschah wohl weniger, um das Nein zu verstärken, als es den Ohren des brüderlichen Betrügers und Diebes unhörbar zu machen. Der Kammerherr von Behrmann aber hatte das Nein gehört und durfte sich darauf berufen.

„Sein edler Vater," so fuhr er fort, „hatte für den Sohn den geistlichen Beruf erwählt. Des Sohnes störriges Widerstreben trieb ihn in die Sünde. Gesetzt den Fall, die Strafe der Sünde wirke Reue, die Reue Besserung: kann einer als Gottes Priester die Gebote, die auf den Gesetzestafeln geschrieben stehen, verkünden, der weiß und von dem auch

nur ein Dutzend Menschen weiß, wie schwer er selber gegen mehr als eines dieser Gebote gesündigt hat?"

Die beiden Priester der Versammlung schüttelten schweigend die grauen Häupter. Da sie redliche Priester und sich wohl bewußt waren, daß schon aus manchem freiheitslüsternen Adamssohne mit der Zeit ein um so eifermütigerer Apostel geworden ist, galt ihre schweigende Verneinung gewißlich nicht der Frage im allgemeinen, sondern dem Zweifel an einer geistlichen Umkehr in diesem besonderen Fall. Und in diesem besonderen Fall stimmte ihnen der werdende Priester im Fensterwinkel aufrichtig, wenn auch nur in der Stille des Herzens bei.

„Kann einer Richter sein," fuhr der Fragsteller fort, „Hüter des gesellschaftlichen Rechts in irgendwelchem Amt, Verwalter der Autorität oder des Eigentums seines Staates, der nur vor eines Dutzend Menschen Augen und seinen eigenen mit dem schimpflichsten Makel behaftet ist?"

„Nein, dreimal nein!" rief der Rat vom obersten Gericht mit der Energie eines Mannes, der für die Sicherheit von König und Vaterland einzustehen hat.

Die Reihe der Erwägungen war mit diesem dreifachen Nein erschöpft; von irgendeinem theoretischen Berufe konnte bei des Jünglings unstetem Temperament nicht die Rede sein und irgendein industrielles Gewerbe nicht in Betracht kommen in einem Kreise, der von allen attischen Anschauungen keine so gründlich wie die der schändenden Handarbeit in sich aufgenommen, der schändenden Handarbeit selbst für einen, den die Natur nun einmal absolut zum Geistarbeiter verdorben hat. Das Korrektiv würde schmählicher als das Übel, welches es herstellen sollte, erschienen sein. Der ritterlichen Hand geziemte das Schwert, die Feder und allenfalls noch – der Pflug.

Freund Dezimus, der während der hochnotpeinlichen Argumentation wie auf Kohlen gestanden und vielleicht mehr als Inkulpat selbst Blut und Essig geschwitzt, hatte die sichere Hoffnung gehegt, daß der kammerherrliche Schwager, der in einer abgelegenen Provinz ein ihm eignendes Rittergut von mäßigem Umfang persönlich bewirtschaftete, abschließend seine Bereitwilligkeit erklären werde, den Bruder seiner Gattin als landwirtschaftlichen Eleven in seine Zucht zu nehmen, und wenn die unglückliche Mutter überhaupt eines Rettungsplanes fähig gewesen wäre, würde auch sie keinen anderen als diesen ins Auge gefaßt haben. Ihr Eidam, der diese mütterliche Hoffnung mutmaßen mochte, war daher beflissen, ihr sie mit ausführlichen Gründen zu benehmen. Nicht nur daß der zeitweilige Dienst bei allerhöchsten Personen, neben anderweitigen ritterschaftlichen Obliegenheiten, ihn außerstand setzten, eine so schwere Verantwortung wie die Korrektur und Rehabilitierung eines derartig verirrten Familiengliedes auf sich zu laden, nicht nur, daß die Zwitterstellung eines Blutsverwandten und Untergebenen fast immer eine unhaltbare ist, daß sie bei einem so zügellosen Temperament zu einem gefährlichen Beispiel für die nächste Familie wie für Untergebene werden kann: welche Aussicht bot, selbst bei soliderer Anlage, die ökonomische Laufbahn einem jungen Edelmann, der gänzlich ohne Vermögen war? Wohl geziemte der Pflug einer ritterlichen Hand; aber der eigene Pflug mußte es sein. Konnte ein Hartenstein wie Hinz und Kunz lebenslang Verwalter oder allenfalls Pächter eines Fremden sein? konnte er der von einem Privatmann besoldete Jäger oder allenfalls Unterförster sein? Eine erneuernde Arbeit in Wald und Flur blieb demnach gleichfalls von der Wahl ausgeschlossen.

Und so lautete denn – wie leider schon oftmals nach

einem jugendlichen Tollkopfsstreich! – der Schiedsspruch, der, in der Stille der Nacht einmütig gefaßt, nunmehr im Ahnensaale von Werben verkündet und einmütig bestätigt wurde: „Das Exil!“ Nur fern von seiner Familie, seiner Heimat, seinem Staat und Erdteil, von allem, an dem er bisher gehangen, nur als Fremdling in einer fremden Zone, unter einer unfertigen Gesittung, konnte einer, der in seiner Ehre also beschädigt, in seiner Sitte also gesunken war, den Raum finden, auf dem er sich zu einem neuen Menschen umbildete. Fort in eine neue Welt! fort!

Philipp hatte bei der letzten Ausführung den Kopf von der Mutter Schoße emporgerichtet, seine Augen funkelten vor Lust und Ungeduld. Was wollten denn diese törichten Schwätzer als sein eigenes glühendes Verlangen? War die Strafe, die sie diktierten, denn etwas anderes als das Vergehen, dessen sie ihn beschuldigten? „Juchhei in eine neue Welt! Fort! fort!“ rief er gleichzeitig mit dem Antragsteller.

Der Brust der Mutter aber entrang sich bei diesem bannenden und jauchzenden „Fort!“ ein so markerschütternder Schrei, daß der Redner in seinem Vortrag innehielt und der Sohn den Kopf wieder in ihren Schoß sinken ließ. Alle Blicke richteten sich nach der unglücklichen Frau; Priszilla und Phöbe näherten sich ihr mit überströmenden Augen. Der Knabe war auch ihr Liebling gewesen; beide waren junge Mütter; sie hatten den Streich vorgefühlt, und sie fühlten ihn jetzt nach, der mit dem grausamen „Fort!“ das zärtlichste Herz wie ein Todesstreich durchzuckte, ohne daß sie, ach! ihn abzuwehren vermochten.

Nur Lydia war auf ihrem Platze verharrt; mit weitgeöffnetem Blick starrte sie auf die bewegte Gruppe; ihre Glieder bebten unter dem faltigen Trauerkleide, selber ihre

Lippen waren weiß. Sie hatte den Schmerz der Trennung, die ihr Rettung hieß, nicht in dieser Muttertiefe geahnt; sie hatte das Opfer, das sie selbst befreien sollte, mehr als das bedacht, welches sie auferlegte. „Das ist dein Werk!" klagte der unerbittliche Genius in ihrer Brust sie an. Das Wort der Erläuterung, der Beschwichtigung, das Wort, welches die Strafe als eine Gnade darstellen sollte, war ihr zugeteilt gewesen; da sie es nicht auszusprechen vermochte, tat es der väterliche Freund an ihrer Statt.

Er ging auf Frau von Hartenstein zu, ergriff ihre Hand und redete ihr zu Gemüt mit bewegtem, ja fast mit zürnendem Klang. Durfte sie ihm zutrauen, daß er ein Kind, an dem er Vaterstelle vertrat, einen Sohn Joachim von Hartensteins, einen Knaben mit noch unentwickelten, selbst körperlichen Kräften, in die Fremde hinausstoßen werde, in die Irre einer ungebändigten äußeren Natur, in das Wirrsal der wüsten Gesellschaft, die jenseit des Ozeans den Boden für neue Kulturen düngt? Nimmer, nimmermehr! Der Port, in welchem ihr verirrtes Kind landen sollte, war ein Friedensport, die Hütte, die ihn bergen sollte, war eine Hütte der Liebe, die Arme, die ihn umfangen und leiten sollten, waren Vaterarme. Kannte die Mutter ihn denn nicht, hieß sie ihn denn nicht ihren Freund, den treuen Mann, der in der Zeit der Drangsal Amt und Heimat verließ, um als Sendbote seines ewigen Herrn das Licht des Heils in das Bereich nachtumschatteter Seelen zu tragen? Wirkten nicht Weib und Kind, lehrend und pflegend, frohbeglückt an seiner Seite? Hatte er nicht manchen Jünger aus seiner deutschen Heimat zu gleichem Wirken sich nachgezogen? Nannten Kirche wie Gelehrtenwelt seinen Namen nicht mit Stolz? Waren es nicht Festtage in der Familie Joachim von Hartensteins, wenn aus dem Palmen-

tale neue Kunde anlangte von dem Gnadenwunder, das die Gebete und die Opfer heimiſcher Bekenner in immer weiteren Kreiſen falſchgerichteter Seelen zeugten?

„Unſer Vaterland, die Wiege des Proteſtantismus, hat ſich in einer der erhabenſten Aufgaben von ſeinen Tochtervölkern ſchmachwürdig überholen laſſen. Noch wirken an der Stätte, auf welcher das Heil gezeugt, von welcher es in die Welt hinausgetragen worden iſt, die deutſchen Sendboten, die es in jene verdunkelte Stätte zurücketragen, unter fremder Ägide. Schon jedoch ſind die höchſten und hehrſten Herzen dafür erweckt, die Säumnis einzuholen. Bald wird das Friedenskreuz auf preußiſchem Banner wehen und unter dieſem zweifach heiligen Zeichen der dem Vaterlande verlorene Sohn demſelben wiedergewonnen werden. Seine Strafe heißt Liebe dulden und ſeine Buße Liebe üben lernen; ſein Exil iſt der Boden, der jedes Chriſten teuerſte Erdenheimat iſt."

Es war eine eingängliche Schilderung, welche nach dieſen warmen Worten Profeſſor Hildebrand von dem äußeren und inneren Gedeihen der engliſchen Miſſionsſtation in Paläſtina entwarf; wohl nur darum ſo eingänglich, um der aufgeregten Mutter eine Pauſe der Sammlung zu gewähren. Denn weder ihr noch irgendeinem ſeiner Hörer wurde etwas Unbekanntes mitgeteilt. Leider auch dem nicht, auf welchen jenes Gedeihen eine Heilswirkung üben ſollte. Wenn früherhin der Vormund über ſeines Zöglings Stumpfſinn, ja ſeinen Abſcheu vor vertiefenden Lehrworten geklagt hatte, ſo war es zweifelhaft, was dem Kindskopfe gründlicher widerſtand, ob die Schulexpoſitionen der alten Heidendichter oder die Berichte der neuen Heidenbekehrer, die ein Hauptthema der Unterhaltung in ſeinem „Kerker" bildeten. Was fragte der Sauſewind Philipp nach den

Operationen der Gnade in einer Berbernseele? was nach den Rudimenten von Sprache und Sage semitischer Völkerbrocken? Die „Friedenshütte des Palmentales" war ihm nur wiederum ein Gefängnis, in welchem gesungen und gebetet wurde, abgeschieden von allem, was auf Erden lacht und lockt, noch weit einödiger als der Ahnensaal von Werben oder die Bücherklause der Gelehrtenstadt.

Während des Professors Vortrag wachte der alte Unband denn auch merkbar in ihm auf; er warf den Kopf in die Höhe, wollte aufspringen, murrte halb unterdrückte Laute. Da die Mutter aber ihren Arm immer dichter um seinen Hals schlang, ihm die Locken streichelte und in sein Ohr flüsterte: „Still, still, mein Kind, ich verlasse dich nicht," wurde ein Ausbruch notdürftig gehindert, bis der Redner geendet hatte. Zustimmungssicher überblickte er den Kreis seiner Hörer; einer nach dem anderen neigte schweigend das Haupt; nur Lydia stand in sich versunken, und die Matrone erhob sich zu einer Gegenrede von ihrem Platz.

Eine Purpurwoge überflog ihr blasses, kindliches Gesicht; sie zitterte so heftig, daß sie die schlummernde kleine Enkelin, um sie nicht fallen zu lassen, auf ihren Sessel niederlegte und mit beiden Armen den Sohn umklammerte. Sie rang nach einem Wort, war aber so gewohnt, sich schweigend zu fügen, daß sie den Sinn nicht alsobald fand, und den Laut drängte alles, was Angst und Qual heißt, in die Brust zurück. Nach einer erwartungsvollen Pause fragte der alte Freund daher, ob sie gegen das Rettungswerk, welches er nach bestem Wissen und Gewissen, im Einverständnis mit allen den Ihrigen zum Vorschlag gebracht, einen Einwand zu erheben habe.

Sie schüttelte das Haupt. „Nein, nein," preßte sie her-

vor. „Aber – aber, ich verlasse meinen Sohn nicht, – ich gehe mit, wohin er geht."

Die sanfte Frau sah danach aus, als ob sie zu dieser mütterlichen Heldentat unwiderruflich entschlossen sei. Keiner hatte diesen Zug von Energie je an ihr wahrgenommen. Eine lange Pause entstand. Die richtenden Männer blickten betroffen erst die Matrone, dann sich untereinander an. Wo blieb die Strafe und wo die Buße des verlorenen Sohnes unter diesem Geleit? Die jungen Töchter warfen sich an der Mutter Herz, entsetzt von der Vorstellung der Entbehrungen und Gefahren, welche das zarte, teuere Leben bedrohten. Auch Martins Augen waren feucht. Er näherte sich der Gruppe, hob sein Töchterchen von dem Sessel in die Höhe und legte es in der Mutter Arm, während er mit dem seinen ihren bebenden Leib umspannte.

„Und was soll aus diesem armen Würmchen werden, wenn auch du von ihm gehst, Mama?" fragte er mit schluchzender Stimme.

Die unglückliche Frau taumelte auf ihren Platz zurück. Zum ersten Male entstürzte ein Tränenstrom ihren Augen. Im Arm das schwache, mutterlose Kind, an der Hand den geächteten Sohn, schweiften ihre Blicke von jenem zu diesem und von diesem zu jenem. Welches von beiden liebte sie mehr: das schuldige Kind oder das unschuldige? Welches von beiden bedurfte der Liebe einer Mutter mehr? Ach, bewahre doch Gott in Gnaden ein armes Frauenherz vor solcher Liebeswahl! Kein Atemzug wehte durch die Schwüle des Ahnensaals.

Da nahte sich Lydia mit festen Schritten; das schöne Haupt hoch aufgerichtet, ein hehres Feuer in den Augen und auf den Wangen eine Purpurblüte. „Nicht du, meine Mutter," sagte sie, indem sie die Hand der Witwe an ihr

Herz drückte. „Dein Platz ist bei diesem Kind. Mit deinem Sohne gehe ich, und ich gelobe dir, fortan mit deinen Augen über ihn zu wachen."

Die Mutter lehnte ihr Haupt an der Tochter Brust.

„Lydia!" stammelte sie. „Lydia, du mit ihm! du! – o, mein Joachim, hast du es gehört?"

In diesem unter sich so vertrauten Kreise ahnete keiner, daß der Entschluß, welchen Lydia mit solcher Ruhe äußerte, nicht erst die Eingebung des Augenblicks sei, sondern eine vorbedachte Selbstbefreiung von schwerem Druck, – keiner als Dezimus, der einzige dem Kreise nicht Vertraute. Alle anderen sahen nur das Opfer; die Mehrzahl neben dem moralischen Opfer auch das materielle, da es ja den Verzicht auf das Werbensche Erbe in sich schloß; und gewiß berechnete mancher die Einbuße, die auch ihn mittelbar bedrohte. Aber so natürlich erschien alles, was dieses Mädchen Besonderes tat, so besonders alles, was ihm natürlich war, und so unbedingt war die Schätzung ihrer adligen Natur, daß auch nicht der leiseste Einwand gegen ihr Vorhaben erhoben wurde. Der schwere Familienkonflikt würde heute wiederum wie beim Tode des Vaters durch das Opfer der Schwester erledigt worden sein, wenn – ja, wenn nicht der gewesen wäre, welchem es dazumal einschließlich und heute ausschließlich gebracht wurde.

Der aber, der törichte Knabe, gebärdete sich plötzlich, als ob der böse Geist in ihn gefahren sei. In dem Geleit der Mutter, so aufrichtig es gemeint war, hatte er eine gütige Täuschung gesehen, einen Einfall, der ihm das Wasser in die Augen trieb, aber doch nicht viel mehr als eine Seifenblase. Wenn es auf ihn selber angekommen wäre, ei freilich, was hätte er sich denn Besseres wünschen können, als mit seinem Mütterchen eine Bußfahrt um die halbe Welt

zu machen, an irgendeinem hübſchen Platze es zum Ausſteigen zu bereden und allda ſeines jungen Lebens froh zu werden! Aber die anderen! Was ſollte dieſe liebe, gute, engliſche Mama unter Juden, Heiden und Türken? Weit eher, als daß man ſie fort ließ, ließ man ihn ja los. Die ganze Geſchichte war dummes Zeug.

Nun jedoch, da Lydia an der Mutter Stelle trat, wurde die Geſchichte bitterer Ernſt, und die lange verbiſſene Wut brach jählings in dem Unband aus. Er riß ſich von der Mutter Hand, ballte die Fäuſte und ſtampfte mit den Füßen. Die Augen ſprühten wie wilde Katzenaugen.

„Und ich gehe nicht mit!“ kreiſchte er mit überſchnappender Fiſtelſtimme. „Ich kann keine Heiden bekehren, und ich mag keine bekehren. Ich bin ſelber ein Heide. Ja, ein Heide bin ich. Ein Heide! Ich will nicht beten und ſingen, zu Hauſe nicht und im Gelobten Lande noch viel weniger. Schleppt mich nur hin; ich laufe unter die Türken und werde Soldat. Sperrt mich nur in die Kajüte, bindet mich feſt, beim Landen müßt ihr mich doch losmachen, und ich ſpringe ins Meer und ſchwimme mich frei, lebendig oder tot!“

Welcher Umſchlag in den Gemütern! Lydia ſtand ſtarr und fahl wie ein Geſpenſt; alles Mitleid der jungen Schweſtern war verſtummt, ſelbſt die Mutter blickte verzagt. Die Männer zitterten oder knirſchten vor Empörung.

„In die Zwangsjacke mit dem Beſeſſenen!“ murmelten die geiſtlichen Freunde.

„In das Zuchthaus mit dem Böſewicht!“ riefen die weltlichen Schwäger.

Dann eine Pauſe ſtummer Ratloſigkeit. Philipp wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und den weißen Schaum von den Lippen. Die Tarantel hatte ausgebrauſt. Wallt

doch selbst in grauen Siedeköpfen die wilde Wut einen Atems auf und ab, und hat sie abgewallt, ist das Gehäus bis auf weiteres entleert. Gegenwärtigen kindischen Siedekopf aber gar, hätte man fünf Minuten, nachdem er sich als Heide proklamiert, ihn an Bord eines christlichen Missionsschiffes geführt, er würde gefolgt sein wie ein Lamm. Ja, er blickte schon wieder ganz wohlgemut dem Freunde zu, dessen Gegenwart er seit einer Stunde vergessen hatte und den er jetzt aus seinem Fensterwinkel auf die rat- und sprachlose Versammlung zuschreiten sah. Sein lieber, guter Dezimus, er würde ihn schon noch einmal aus seiner argen Klemme ziehen!

Die Blicke der weisen Richter waren denen des jungen Toren nicht ohne Befremdung gefolgt. Was wollte Saul unter den Propheten?

Wenn für ein Problem, das Tag wie Nacht hindurch Hirn und Herz zerwühlt hat, im Sturme des Affekts, jach wie ein Blitz, die Lösung uns durchzuckt, dann, nicht wahr? dann nennen wir es Eingebung? Und wenn, wiederum im Sturme des Affekts, die Eingebung einen zündenden Ausdruck findet, dann nennen wir diesen Beredsamkeit? Wirkung und Wirksamkeit solcher Art war dem glücklichen Kandidaten in dieser Stunde beschieden. Er hatte einen Einfall zu rechter Zeit, was allemal ein Treffer ist in der Lebenslotterie; einen recht einfachen Einfall, ebenso einfach wie der des Kolumbus, nicht da er Amerika entdeckte, sondern da er das bewußte Ei zum Stehen brachte.

In Parenthese: Nach Frau Hanna Blümels Dafürhalten ein weit verwunderlicheres Kunststück als die Entdeckung Amerikas, insofern das Ei weder ausgelaufen noch ein hartgesottenes gewesen sein sollte.

Diesen einfachen Einfall brachte der Kandidat nun aus

eigener Machtvollkommenheit der bestürmten und bestürzten Versammlung zu Gehör, aus warmem Herzen mit warmem Wort, denn er sprach als Freund. Daß er dabei nicht ohne gewisse diplomatische Rücksichtsnahmen verfuhr, wird man hoffentlich seinem redlichen Hirtensinn weder als Ironie noch als Achselträgerei auslegen. Selber von der Kanzel herab muß ein Redestück ja wohl dem Auditorium ohrgerecht zubereitet werden, wie viel mehr in einem Ahnensaal.

Unabsichtlich kunstgemäß nahm er seinen Ausgang von dem geringfügigsten Punkt, will sagen von seiner eigenen Person. Er erzählte denen, die es noch nicht wußten, und just denen galt ja seine Überredung, von seinem Bruder, einem erprobten Seemann, der den kommenden Winter in einem bescheidenen Heimwesen auf einer der friesischen Inseln auszuruhen gedenke, und daß er, der Kandidat, im Begriffe stehe, einer geschwisterlichen Einladung in dieses Heimwesen zu folgen. Unumwunden richtete er darauf an die, welchen die Entscheidung über seines jungen Freundes Schicksal zustehe, die Bitte, ihm denselben als Begleiter auf dieser Reise anzuvertrauen und, falls die Verhältnisse seinen Erwartungen entsprechend gefunden werden sollten, ihn alldort für eine Probezeit der Obhut braver, einfacher Menschen und der geistigen Führung des Predigers der Insel, dessen Name ja als der eines treuen Christen und bewährten Pädagogen weit über den Kreis seiner nächsten Wirksamkeit hinaus bekannt sei, zu überlassen.

(Erstes Zeichen redneriſchen Erfolges: die beiden frommen Seelsorger neigten bei diesem Passus vom Inselpastor zustimmend die Häupter.)

„Insofern nämlich der Jüngling gewillt sei, sich dieser Probezeit ohne Sträuben zu unterwerfen und – –“

„Ja, ja, ich will!“ unterbrach ihn Philipp freuderot, indem er Anſtalt machte, ſich ſeinem Erretter in die Arme zu ſtürzen.

Der aber wehrte ihn ab. „Nicht an Ihnen iſt zunächſt die Entſcheidung, und es iſt kein Freudenleben, das Sie erwartet, törichtes Kind,“ ſagte er mit Mentorwürde, für welche Zurechtweiſung er ein zuſtimmendes Neigen auch der beiden ſchwägerlichen Häupter erntete.

„Ein unruhig neugieriges Verlangen,“ ſo fuhr er fort, „prickelnd in den Adern dieſes Jünglings, den ich, über ſeine Jahre hinaus, noch einen Knaben nennen möchte, hat ihn in eine ſchwere Verirrung getrieben, und es iſt im Kreiſe dieſer Berufenen entſchieden worden, daß unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen einem derartig Verirrten ſeines Standes, ſelbſt wenn er ein anderer geworden wäre, nicht den Raum gewähren, auf welchem er ſich zu einem nützlichen und glücklichen Menſchen heranbilden dürfte. Mir, in meiner Stellung, gebricht wie das Urteil ſo die Befugnis, ſolchem Entſcheid zu widerſprechen.“

(In Mienen und Gebärden allſeitige Zuſtimmung des Männerkreiſes bei dieſem Zeugnis beſcheidener Selbſtſchätzung.)

„Sollte aber nicht vielleicht für eine derartig angelegte Natur der Beruf des Seemanns in Betracht zu ziehen ſein? Sollte — —“

„Ja, ja, Seemann will ich werden!“ unterbrach ihn Philipp zum zweiten Male, um zum zweiten Male zur Ruhe verwieſen zu werden.

„Der maritime Verkehr unſeres Vaterlandes,“ ſo hob ſein Fürſprecher von neuem an, je mehr und mehr auch von einem ſachlichen Eifer beherrſcht, „beſchränkt ſich bis jetzt auf den Handel von Privaten. Die Sehnſucht des

Volkes aber drängt zu Schutz, Förderung und Forſchung nach einer ſtaatlichen Ausdehnung dieſes Verkehrs."

(Seitens des Kammerherrn Zeichen der Mißbilligung, von dem Redner leider unbemerkt.)

„Und wenn dieſe Ausdehnung eines Tages errungen werden ſollte, würde dann für einen bereits ſeemänniſch Geſchulten nicht auf eine angemeſſene Stellung im vaterländiſchen Dienſt zu rechnen ſein?"

(Die Nichtübereinſtimmung mit dieſer zweifachen Erwartung einer preußiſchen Flotte und eines auf ihr bedienſteten Schwagers wurde jetzt auch an dem hohen Rat ſo augenfällig, daß der Kandidat ſich beeilte, eine ſympathiſchere Saite anzuſchlagen.)

„Aber auch abgeſehen von dieſer zweifelhaften Zukunftsfrage, wie häufig iſt es ausgeſprochen worden, und wem leuchtete es nicht ein, daß das wagnisvolle Ringen zwiſchen Ozean und Himmel wie kein anderer Beruf geeignet ſei, einen ſchwanken Menſchen feſt, einen ſchwachen ſtark zu machen; warum nicht auch dieſen Jüngling, dem ein unbeſtimmter Drang in das Weite den Segen der Nähe verkennen läßt? Warum mit der Zeit ihn nicht auch reif für das erhabene Amt, das ſeine Freunde für ihn erwählten, wenn er auch heute noch nicht fähig iſt, ſeine heiligende Bedeutung zu faſſen? Schon manchen unſerer wirkungsvollſten Miſſionare hat der Drang der Forſchung, ja der Abenteuer unter die Heidenwelt getrieben, bevor das Erbarmen mit deren geiſtiger Armut den Eifer des Apoſtels in ihm zum Durchbruch brachte.

„Wenn aber auch dieſer höchſte Segen eine Frage der Zukunft bleiben muß, ſo würde der Gewinn für die Gegenwart wohl in keiner Weiſe eine Frage ſein. Ein winterlicher Aufenthalt auf dem einſamen Eiland, unter den Ein-

drücken elementarer Allgewalt, im ausschließlichen Umgang mit Menschen, die vertraut sind den herben Entsagungen und Drohnissen des seemännischen Berufs, würde die Entscheidung für oder gegen diesen Beruf in dem Jüngling zur Klarheit bringen, würde den Seinen, wie ihm selbst, zur Wahl eines anderen die Frist gewähren; der zarte Körper würde sich kräftigen, äußere Kenntnisse und innere Erkenntnis würden gefördert, knabenhafte Einbildungen verscheucht werden, der Übermut Grad um Grad sich zu besonnenem Mannesmut abdampfen."

Als der Kandidat mit diesen Worten seine Jungfernrede schloß, erntete er einen großen Triumph. Der verlorene Sohn hing an seinem Halse, nannte ihn seinen Retter, seinen einzigen Freund; Bruder Martin nannte ihn gar ein famoses Genie, und die beiden Schwestern umschmeichelten ihn unter Lachen und Weinen, ohne daß ihre Herren Ehegemahle darob eifersüchtig wurden. Die unglückliche Mutter aber dankte ihm wie eine zum Tode Verurteilte für die erwirkte Gnadenfrist.

„Ja, er soll mit Ihnen gehen," schluchzte sie. „Handeln Sie für ihn, als ob er Ihr Bruder wäre."

Und endlich die weisen Richter, was blieb ihnen übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und ihren Herrgott im stillen zu preisen, weil ihnen einen Winter lang vor dem bösen Buben Ruhe verschafft worden war? Keiner aber inniger als der alte Familienfreund, der vier Jahre hindurch bei seinen Vormundspflichten weit Unleidlicheres auszustehen gehabt hatte als der junge Leichtfuß bei seinen Mündelpflichten. Die Seemannsprobe unter der geistigen Obhut des wohlberufenen Inselpfarrers war eine Erlösung für den gottesgelehrten alten Herrn. Er stellte daher, einer etwaigen weichmütigen Sinnesänderung vor-

zubeugen, auch lediglich die Bedingung, daß die Reise sobald als möglich angetreten werde; und als Dezimus sich jede Stunde zu ihr bereit erklärte, gleichviel ob Bruder Steuermann bereits in sein Winterquartier gerückt sei oder nicht – Herr im Hause war ja doch die Steuerfrau –, wurde gleich der heutige Abend zum Antritt der Bußfahrt bestimmt. Diese würde unter persönlicher Führung des treuen Vormunds vonstatten gegangen sein, wenn nicht Fräulein Lydia sich zu seiner Stellvertretung erboten hätte; ein Tausch, gegen welchen von keiner Seite Einwand erhoben wurde und von Seite des Kandidaten Frey am wenigsten.

Die unglückliche Lydia! Sie allein teilte die allgemeine Befriedigung nicht. Wohl drückte auch sie Dezimus die Hand, wie man sie einem nothelfenden Freunde zu drücken pflegt; aber die Purpurblüte war auf ihren Wangen erloschen und auf ihre Seele die Last zurückgewälzt, von welcher sie sich durch ein edles Opfer zu erlösen gehofft hatte. Keiner im Kreise ihrer Gleichgesinnten ahnete diese Last. Der einzige Fremde in diesem Kreise aber verstand und empfand sie wie einen eigensten Schmerz.

Im Pfarrhause feierte der Kandidat, der eine bängliche Schicksalsfrage so befriedigend gelöst hatte, einen zweiten außerordentlichen Triumph; wenn auch nicht gerade als inspiriertes Genie, so doch als ein Held des Glücks. Vater Blümel, der Versöhner, würdigte diese Lösung zwar als den ersten tatsächlichen Beweis, daß der Sohn über den Angelegenheiten im hohen Himmel und an demselben nicht zum Simplex und Tolpatsch in den Nöten des Menschenlebens geworden sei; Mutter Hanna aber, die eines solchen Beweises längst nicht mehr bedurfte, sah in dem bösen Buben bereits den Admiral einer in Zukunft möglichen

deutschen Flotte oder doch zum allerwenigsten einen wackeren Schiffskapitän; das jedoch keineswegs um seiner maritimen Begabung willen, sondern lediglich aus dem Grunde, daß die Hand ihres gesegneten Johannistinds sich in seine Untaten gemischt hatte; und Röschen – ja freilich, das liebe Röschen schmollte und schmälte recht strudelköpfisch, bei Lichte besehen war aber auch dieses Schmollen und Schmälen ein Triumph und ein recht süßer Triumph.

Dieser alte Dezem! Kaum in das Haus, wollte er schon wieder fort, und Röschen hatte sich doch den ganzen langweiligen Sommer hindurch auf die Kandidatenvakanz, und zum ersten Male seit vier Jahren auf eine lustige Weinlese gefreut! Und wenn er noch ganz allein auf seine wüste Insel gegangen wäre! Aber in Gesellschaft eines wunderschönen Fräuleins – denn der dumme Junge zu dritt, der zählte für Null – bei Nacht und Nebel in die weite Welt hinein zu dampfen, schickte sich das? Schickte sich das ganz besonders für einen Kandidaten pro ministerio? Nein, es schickte sich nicht. Und darum wollte Röschen mit. Röschen wollte endlich auch einmal eine Reise machen, das Meer sehen, eine große Stadt und was es etwa sonst noch Hübsches bei Wege zu genießen gab.

Ja, das liebe Röschen wollte mit, absolut mit; und ihren alten Dezem, ei nun, den hatte sie bald genug herum. Fürs Leben gern hätte er sie mitgenommen. So als zehntes Korn, von Rosen und Lilien eingefaßt, oder als Dezemshuhn, von Lerche und Schwan begleitet, was hätte das für einen Einzug in Mutter Stinens Inselhause gegeben!

Der Plan scheiterte aber leider an dem Nein des sonst so nachgiebigen Papa Blümel, der seinen Liebling eine

kleine Törin ſchalt; und als nun auch Leutnant Martin ſich die Vorſtellung erlaubte, daß eine ſo ſchöne Dame wie Fräulein Roſe doch eine gar zu gefährliche Eskorte für einen jungen Sträfling wie Bruder Philipp ſein würde, und weheleidig hinzuſetzte, daß er und ſeine beiden Schweſtern ſich ſo herzlich auf ein zerſtreuendes Zuſammenſein mit ihrer liebenswürdigen Freundin gefreut hätten, was blieb dem lieben Röschen da übrig, als zu lachen und ihrem alten Dezem zu erklären: während er mit dem ſchönen Fräulein Bußpſalmen ſinge, werde ſie, um ſich ſeiner angemeſſen zu beſchäftigen, es ſich angelegen ſein laſſen, einem betrübten Witwer gründlich Troſt zu ſpenden.

Zu welchem lobenswerten Vorſatz der alte Dezem ſeinen Segen gab.

Ach, es war durchaus keine Luſtreiſe in des lieben Röschens Sinn, zu welcher die drei jungen Menſchen mitten in der Nacht aufbrachen. Eine haſtige, ſtillernſte Fahrt durch Gegenden, in welchen, auch wenn die Sonne ſcheint, die ſchlummernde Seele nicht erwacht und die bedrückte ſich nicht erhebt. In keiner der bedeutenderen Städte wurde geweilt; umgehend löſten Dampf- und Poſtverbindung ſich ab. Mit ſchwerem Herzen durch Dunkel und Nebel nur immer voran!

Aber nicht Lydia allein, auch Dezimus fühlte ſich beklommen. Von ſeinem Heldenſtolze war eine klägliche Neige übriggeblieben. Wie ein Experimentator, ja, wie ein Abenteurer kam er ſich vor, wie ein waghalſiger Spieler mit fremdem Glück. Graue Dunſtſchleier umhüllten das Inſelhaus, das er als einen Hafen geſchildert hatte; und wenn das ſteuerloſe Boot, das er in dieſem Hafen bergen

wollte, nun als Wrack an die heimische Küste zurückgespült wurde, wie sollte er vor dem Chor der strengen Richter bestehen, wie vor Lydias ernster Seele?

Nur der, welcher diese Zweifel um das Geratewohl einflößte, empfand von ihnen keine Regung. Nachdem er sich den Abschied von seinem Mütterchen aus dem Sinne geschlagen, schaute er so wohlgemut drein wie seit seinen Kinderjahren nicht mehr; bald genug aber drückte er, da es des Unterhaltenden weder zu sehen noch zu hören gab, seine Guckaugen zu und ließ sich in den Schlummer rütteln, der Glückliche seines Schlags auf hartem oder weichem Polster, bei gutem oder bösem Gewissen nicht lange auf sich warten läßt.

So ohne Zeugen, in stiller Nacht dem jungen Manne gegenüber, dem sie so Bedeutendes zu danken glaubte, bezwang Lydia endlich den in sich gekehrten, mitteilungsscheuen Sinn. Dezimus war ihr seit Jahren ein Fremder geworden, und schwerlich mochte sie ihn jemals in irgendeinem Sinne als ihresgleichen geachtet haben. Nun jedoch, da er in einer entscheidenden Weise in ihr eigenstes Leben eingegriffen hatte, erkannte sie sein Anrecht, ihren Nächsten zugezählt zu werden. Denn nur Vertrauen kann eine Guttat lohnen; und wie es einen Spürsinn gibt für die wahrhaftige Teilnahme, welcher der vernehmbare Ausdruck nicht genügt oder nicht gelingt, so löste sich im Sagen und Verstandenfühlen das Band, das ihre Brust zusammenschnürte, und sie redete, wie sie es seit ihrer großen Schicksalswendung nicht mehr getan hatte, in vollen, freien Herzenstönen. So gestand sie denn auch, was Dezimus von vornherein geahnt hatte, daß der Entschluß, ihren Bruder zu begleiten und sich dauernd aus allen heimischen Verhältnissen zu lösen, nicht bloß als Gewissensakt einen lockenden

Zauber auf ſie geübt und daß ſeine Vereitelung ihr einen tiefen Niederſchlag bewirkt habe.

„Wie oft," ſagte ſie, „iſt es doch die nackte Selbſtſucht, welche die Aureole eines Opfers umſchimmert! Ohne es mir deutlich einzugeſtehen, ſehnte ich mich nach einer veränderten Sphäre, nach einem Anfang gänzlich neuen Lebens. Die Aufgabe, welche ich meiner Familie gegenüber zu erfüllen hatte, wäre überdies mit dieſem Neuanfang erfüllt geweſen. Meine Schweſtern ſind verſorgt, die Mutter hat in Martins Hauſe den ihr gemäßeſten Wirkungskreis. Den durch meine Schuld verirrten Bruder glaubte ich in meines Vaters Sinne und törichterweiſe auch in des Knaben eigenem beweglichen Sinne auf einen guten Weg zu führen: ich durfte einen Platz räumen, auf dem ich mich allezeit als Eindringling gefühlt habe."

Dezimus erlaubte ſich, dieſe letzte Auffaſſung als eine unrichtige zu bezeichnen. Sie ließ aber ſeinen Widerſpruch nicht gelten.

„Ich mußte," ſagte ſie, „in jener äußerſten Bedrängnis es als eine göttliche Fügung nehmen, die mir dieſe Ausflucht bot. Sie koſtete mich mein Selbſtgefühl; aber ich hatte keine Wahl. Nach ihrer Mutter Tode ſteht Sidonie heute hülfloſer da als ich, und es iſt mir nicht etwa Pflicht, nein, Wohltat, ſie an meine Stelle treten zu laſſen und das, was ſie aus meiner Hand ablehnen zu müſſen glaubte, dankbar aus der ihren anzunehmen. Das heißt die Mittel, welche Philipps von neuem zweifelhaft gewordene Exiſtenz erfordert, während ich meinen eignen Weg einſchlage."

Dezimus kannte die kleine Sidi gut genug, um voraus zu wiſſen, daß ſie auch dieſe in eine zu erweiſende Wohltat umgekleidete erwieſene Wohltat noch ablehnen werde. Muß einer denn aber wahrlich nicht ein Johannisskind

sein, der auf diesem „am Golde hängenden, nach Golde drängenden" Erdenrund das seltene Schauspiel genießt, zwei gleich bedürftige und keineswegs durch Sympathie verbundene menschliche Wesen sich gegenseitig einen Goldhaufen zuschieben und gegenseitig zurückschieben zu sehen? Eine Schimäre ist das Gold leider Gottes nicht, aber hier wurde es schlechthin zur Schikane.

Während er lächelnd diese Betrachtung anstellte, war Lydia unvermerkt auf die jammervollen Einzelnheiten übergegangen, welche ihr alter Lehrer über die Heimsuchung in seiner Provinz den Freunden hinterbracht hatte. Hier wäre nun der geeignetste Platz für eine, die eine Lebensaufgabe sucht, gewesen; ungeschult, wie sie in der Krankenpflege großen Stils indessen noch war, würde sie für die gegenwärtige Not zu spät gekommen sein. Sobald sie aber zu einem einigermaßen befriedigenden Überblick über ihres Bruders neue Lage gekommen sein werde, erklärte sie sich fest entschlossen, sich zur Diakonissin auszubilden und dauernd ihren Beruf in diesem Amt zu finden. Was hätte denn auch einer Lydia angemessener sein können als solcher Entschluß?

Dennoch war Dezimus auf diese Konsequenz ihres Planes, das Vorrecht an Werben ihrer Cousine abzutreten, nicht gefaßt gewesen, und ein Krampf schnürte plötzlich seine Brust zusammen. Er fand keinen stichhaltigen Einwand, und er hätte keinen finden können. Aber Lydia fühlte ihm an, daß er nach solchem Einwand ringe, und kam ihm mit einem ehrlichen Bekenntnis zuvor:

„Meine natürliche Aufgabe war, einigen wenigen viel zu sein. In eigensinniger Verblendung habe ich diese Aufgabe verfehlt, und ich nehme es als Buße hin, fortan allen Einfluß auf des mir anvertrauten Kindes Schicksal seinen

beſſeren Freunden zu überlaſſen. Was könnte in ſolcher Lage nun aber gebotener ſein als das Streben, vielen etwas zu werden, und gäbe es für eine Frau, die der Familienpflicht enthoben iſt, wohl einen erfüllenderen Beruf als den, welchen wir, ziemlich hochtrabend, Samariterdienſt nennen?"

Dezimus hätte wohl einen erfüllenderen Beruf gewußt; aber durfte ein dreiundzwanzigjähriger Kandidat der Gottesgelahrtheit dem allerſchönſten Fräulein, das es für ihn gab, unter vier Augen raten: „Ja, einem einzigen alles werden!" Obendrein, da dieſes allerſchönſte Fräulein ſchon einmal an dieſem Alleswerden geſcheitert war? — So ſagte er denn nur kleinlaut, mit niedergeſchlagenen Augen, indem er das Blut in ſeine Wangen ſchießen fühlte: „Keinen für eine, der das Ungemeine das Naturgemäße iſt."

„Warum," rief Lydia mit einem Eifer, ja mit einem Feuer, wie ſie vielleicht niemals geredet hatte, „warum ſoll dem Weibe nicht naturgemäß ſein, was es dem Manne doch iſt? Oder nennen Sie den Beruf des Arztes auch einen ungemeinen? Es müſſen mehr ſolche allgemeine Aufgaben uns erſchloſſen werden. Die Erfüllung, die Sie zu meinen ſcheinen, liegt nicht in unſerer Gewalt; wofür wir aber die zulängliche Kraft des Organs in uns erkennen, müſſen wir auch das Recht haben, uns auszubilden und das Ausgebildete zu verwerten. Ich bin von meinem Vater für ernſte Lebenszwecke erzogen worden. Soll ich die letzten Jahre der Jugendkraft ratlos und tatlos in einer Sinekure verträumen? Darf ich es? Und wenn ich dürfte, ich vermöchte es nicht. Nicht mehr. Seit der Stunde, wo mein harter Wille einen ſchwachen Knaben an den Rand des Abgrunds trieb; ſeit ich erkannt habe, daß das, was

ich für meine Reife hielt, meine Unreife war, drängt eine unwiderstehliche Gewalt mich aus meiner beengenden Stille heraus. Mir ist, als senke sich ein dichter Schleier, der mir seit Jahren das wahrhaftige Leben verhüllte, und ich sehe keine Hülfe für mich als die Hülfe einer Tat."

Die Sonne war während dieser Rede aufgestiegen, eine goldigklare Oktobersonne. Philipp erwachte von dem Schein, der ihm plötzlich in die Augen fiel, und Lydia versank wieder in stilles Sinnen. Dezimus wechselte mit dem Jünglinge gleichgültige Bemerkungen über äußere Eindrücke; sein Herz aber war froh bewegt; auch ihm hatte sich der Schleier gesenkt, der ihm sein weißes Fräulein seit Jahren verhüllt hatte.

Nach einer ruhigen Überfahrt langten sie auf der Insel an. Die Brüder waren vor ein paar Tagen heimgekehrt; der timide Amerikaner, um — so hatte es die regierende Steuerfrau dekretiert —, bevor er in das binnenländische Hirtenhaus übersiedelte, in kräftigender Strandluft und Bekösti gung sich von der läppischen Seekrankheit gründlich auszuheilen.

Die Freude des brüderlichen Wiedersehens und Sichkennenlernens äußerte sich, je nach der Art, in starken, schwachen oder auch in gar keinen Lauten; aufrichtig aber war das Willkommen, das die unbekannten Begleiter empfing. Diese seefahrenden Insulaner sind Leute, die mit allerlei Volk umzugehen lernen, und das saubere Haus am Strande war auf Gastlichkeit eingerichtet. Während der Badezeit hatte es Herrschaften, die ebenso fein waren wie die gegenwärtigen, wohl schon des öfteren beherbergt. Im Winter jedoch und aus barer Freundschaft noch nie; auch erklärte Mutter Stina, so wunderschöne Menschenbilder wie diese Hartensteinschen noch nie mit Augen gesehen zu

haben, nicht einmal gemalt. Der blöde Bruder Friede aber, der, wenn auch etwas abgezehrt, an Leibeslänge seinem Ältesten kaum etwas nachgab, verwendete kaum die Augen von dem lieben prächtigen Junkerchen und folgte ihm auf Schritt und Tritt, wie eine Neufundländer Dogge einem freundlichen Kinde folgt.

Die Bedingungen zu Philipps Beherbergung erledigten sich daher zu allseitiger Zufriedenheit, und daß es der kernhaften Steuerfrau, samt Steuermann, kein Hexenstück deuchte, neben ihren bis jetzt bloß drei persönlichen Buben einen freiherrlichen Wildfang zum Schiffsjungen zu dressieren, verdient schwerlich der Erwähnung.

Tiefer eingeweiht in des Wildfangs Vorgeschichte wurde der Inselpastor, ein Mann so recht von Grund aus, wie er Lydia in ihrer gegenwärtigen Stimmung not tat und für ihr dringendstes Anliegen wie geschaffen. Als Sohn eines Schiffskapitäns mit nautischer Kenntnis vertraut, war es ihm leicht, den Jüngling auf den erwählten Beruf hin zu prüfen; als vormaliger festländischer Gymnasiallehrer und als unverheirateter Mann war es ihm ein wohltuender Wechsel, sich ein paar Tagesstunden dem klassischen Unterricht zu widmen und seine Augen wachsam auf eine junge Seele gerichtet zu halten. Philipp versprach seinem Freunde Dezimus in die Hand, gehorsam und fleißig in seiner Verbannung auszuhalten.

„Und da ich Ihnen die Hand darauf gegeben," so lautete seine Logik, „halte ich es auch. Lydia hatte ich nie etwas gelobt, warum hätte ich ihr parieren sollen?"

Es verschwand demnach von vornherein das kleinmütige Verzagen. Alles und jedes ließ sich an so, wie der Held des Glücks im entscheidenden Moment es geschaut und geschildert hatte. Er hat sich weder auf seinen Scharfsinn,

noch auf seine Rhetorik etwas zugute getan, die Wochen aber, welche er an der Seite seines weißen Fräuleins des frohen Gelingens Zeuge ward, hat er nicht aufgehört, zu den köstlichsten seines Lebens zu zählen, denn es waren ewige Offenbarungen, welche beider Seelen auf der stillen Insel eingegeben wurden.

Sie, wie er, feierte den ersten weiten Ausblick in die Welt; sie, wie er, fühlte zum ersten Male den starken Pulsschlag der Natur: denn sie standen am Meer. Wohl waren es nicht die hesperischen Gestade, zwischen welchen Lydia nach dem Palmentale zu segeln gehofft, nicht des Kreuz des Südens, das Dezimus sehnend sich im tropischen Ozean spiegeln sah. Es war ein kahler Strand, ein nebelgrauer Himmel, eine nordische See. Aber doch die See! Und von allen Natureindrücken wirkt keiner so überwältigend wie der des Meeres, weil es nicht nur den höchsten Sinn, sondern jeglichen Sinn des Leibes und des Geistes gefangennimmt.

Wir sehen sein Lächeln und sein Zürnen wie die einer beseelten Kreatur, wir hören den Rhythmus seiner Sprache, atmen seinen seltsam würzigen Brodem, fühlen die wogende Kühle, mit der es uns umspült. Und wie lockt es die Phantasie in seine Tiefen, wie lockt es den forschenden Gedanken in alle erreichbare Fernen, während es gleich dem unerreichbaren Firmament, das es widerstrahlt, das Ahnen und Mahnen des Unendlichen im heimlichsten Seelengrunde aufstört.

Endlich aber: es ist unser eigen! Welches Gemüt erschütterte nicht das Ringen, unter welchem die schwache Eintagsfliege, Mensch, zum Herrn über den Leviathan sich setzt? sei es, daß sein Kiel die Brandung durchfurcht, sei es, daß er mit Ameisenfleiß seine Scholle zum Schutz gegen

Sturm und Woge umwallt. Wie zeugt und hebt es jede Mannestugend und Kraft! Wer darf sagen, daß er das Geheimnis der Heimatsliebe spüre so wie der spärliche Menschenrest auf diesen Inselbrocken, die einstmals blühender, fester Boden waren? Hunderttausende, die er genährt, hat die einbrechende Flut verschlungen, und die wenigen, die sie verschonte, hat sie jede Stunde zu verschlingen die Macht. Und doch klammern sie sich an ihn, schützen, bebauen ihn, und aus paradiesischer Üppigkeit lockt es den Seefahrer an seine rauhe, umbrandete Küste wie in einen weichumfangenden Mutterarm, und der sturmgepeitschte Wogenschlag hallt ihm wie ein Wiegenlied.

Und all diese Schauer einer hehren, herben Größe empfanden Lydia und Dezimus zu zweien so, als wären sie allein. O, was waren das für Stunden am Strand, im Boot, in dämmernder „heiliger Frühe", bei glutdurchströmtem Tagessinken, unter dem nächtlich strahlenden Firmament! Wie weitete sich seine Brust, wie färbten sich ihre lange bleichen Wangen! Diese reine Menschenblüte, die unter rauhem Frühlingssturme ihren Kelch zusammengezogen hatte, sie öffnete ihn zu düftereichen Strömen, und die ernste Freundschaft, die sich in diesen Stunden des Erwachens schloß, die wird wohl standhalten wie am mitternächtigen Horizonte der Stern, der dem Piloten auf hoher See die Richtung gibt.

Freund Kandidat saß wieder im Giebelstübchen des Chaldäerhauses. Da der Seelenvater sich wie zuvor schon der Sternenvater für Zurücklegung auch des Oberlehrerexamens entschieden hatte, war wider Hoffen und halb und halb auch wider Verstehen die Rosenwonne in die Ferne gerückt. Indessen ließ nachts die Beobachtung ge-

wiſſer Lieblingsphänomene, die am novemberlichen Himmel zu ſchwärmen pflegen, und ließ am Tage die Rückſchau auf phänomenale Meeresoffenbarungen es zu beängſtigenden Schauern des Kandidatenfiebers nicht gelangen. Unter ſprühenden Weltenfunken und goldenen Erinnerungen, unter Träumen von eitel Frieden und Freude flogen Tage und Wochen dem Glücklichen hin, als jach das Schickſal geſchritten kam, das mit ehernem Tritt Bahnen verſchüttet und Bahnen bricht.

Die mehrerwähnte böſe Seuche hatte ſich von ihrem urſprünglichen Herd auch über andere Teile des Vaterlandes, wo ſie ein dichtgedrängtes Volk der genügenden Nahrung entbehrend fand, ausgebreitet. Für die Werbener Gegend war man jedoch außer Sorge; unter den erquicklichen Luftſtrömen ihres Tales und ſeinen der Mehrzahl nach wohlhäbigen Bewohnern hatte ſeit Menſchengedenken ſelbſt keine Kinderkrankheit epidemiſch Fuß gefaßt. Die Cholera war vor Jahren in den nachbarlichen Auenſtädten und Dörfern wie ein Würgengel aufgetreten; an der Werbener Flurmark machte ſie halt. Im frommen Dank für dieſe Gnade hatte man dazumal in der Pfarre wie auch in dieſem und jenem Bauernhofe, wo die Blümelſche Sinnesart allmählich Widerhall gefunden, für die Heimgeſuchten gearbeitet, geſammelt, geſpart, das Entbehrliche hingegeben, und alſo geſchah es heuer wieder. Tropfen leider auf einen heißen Stein!

Lydia ſandte unter des Kurators Zuſtimmung den größten Teil der aufgeſparten Hälfte ihrer Rente in die bedrängten Gegenden; ſie glaubte ſich zu dieſem Eingriff in ihre eigene Ordnung berechtigt, da binnen kurzem ja das volle Einkommen auf ihre Couſine übergehen werde.

Denn das herzſtärkende Zwiſchenſpiel am Meer hatte

Lydia in ihrem ernſten Zukunftsplane nur gefeſtigt; Sidonie war durch Freund Blümel bereits davon benachrichtigt, daß jene unmittelbar nach Philipps Entſcheidung über ſeinen Beruf, alſo zum Frühling, in die große Diakoniſſenanſtalt am Rhein eintreten werde. Sie lebte zurzeit auf dem Schloſſe wieder ganz allein. Die Geſchwiſter waren in ihre Heimſtätten, die Mutter in Martins Haus zurückgekehrt.

Paſtor Blümel bekämpfte ihr Vorhaben nicht; doch bangte ihm vor deſſen Ausführung, weniger um ihretwillen als um ſeiner ſelber willen. Lydias Verhältnis zu ihm und ſeinem Hauſe war ſeit der Heimkehr von der Inſel ein verändertes. Sie beſuchte regelmäßig ſeine Kirche; von Mutter Hanna wurde ſie in ihrer Einſamkeit gleich einer Angehörigen gehegt, und auch Röschen gewöhnte ſich an das „In die Höhe blicken“ und „Schweigenhören“, wie ſie es nannte; der Vater aber liebte ſie mehr denn je wie ein eigenes Kind, ja wie ein im Greiſenalter erfülltes hehres Traumbild der Seele. In ſeinem Erinnerungskalender aus jener Zeit ſteht, offenbar in bezug auf Lydia, die Bemerkung:

„Wie gewiſſe ſtark organiſierte Körper ſich erſt völlig entwickeln nach einem Fieber, das die in der Ruhe ſtauenden Säfte in Umſchwung bringt, ſo gibt es hochgerichtete Seelen, in denen erſt durch einen Irrtum, ja durch ein Fehl ein Gleichmaß der Wirkungen hergeſtellt wird. Hier wie dort ringt die unterdrückte Natur ſich aus ihrem Bann.“

Auch mit Dezimus war Lydia in Briefwechſel getreten. Der Austauſch der immer zufriedenſtellenderen Nachrichten von der Inſel gab den Anlaß dafür, wenn auch nicht ſeinen einzigen Stoff. Da aber neben jenen Nachrichten die Außen-

welt ihnen wenig Erfahrungen zutrug, tauschten sie die immer reichlicher strömenden ihres inneren Lebens gegeneinander aus, und Dezimus genoß die volle Seligkeit, in die Seele einer Freundin zu ergießen, „was durch das Paradies der Brust“ in seinen Sternennächten gewandelt war. Er hätte schwerlich entscheiden können, welches Kuvert er freudiger erbrach, das von einem ernsten Lydiabriefe oder das von seines Röschens schelmischer Wochenepistel.

Es war am Morgen des letzten Sonntags im Kirchenjahr, welcher dem Gedächtnis der Verstorbenen geweiht ist, als Dezimus vor der erwarteten Familienpost einen Brief von Lydia erhielt; schon ehegestern geschrieben, hatte ein Zufall die Beförderung verzögert; leider verzögert, da er eine zur Eile drängende Kunde enthielt: die Fieberseuche war in Talwerben ausgebrochen.

Einer von den Ärmlingen des Eichsfeldes, welche im Frühling aus ihren Dörfern wandern, um tief in das Land hinein Arbeit zu suchen, hatte in Schlesien größeres Elend gefunden, als er daheim verlassen, und statt Winterbrot den bösen Krankheitsstoff zurückgetragen. Bettelnd schleppte er sich mühselig den weiten Weg entlang, bis er endlich vor der Schenke des Talgutes zusammenbrach und in einer Scheune verschied. Unerfahrenheit in der Behandlung und Bestattung mochte die Schuld getragen haben, daß das Unheil mit der Hast und Vehemenz eines bösen Zaubers sich von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf in der Aue verbreitete. Der zur Leichenschau berufene Gerichtsaktuar, der Küster, ein paar Knechte und Mägde des Gutshofes waren bereits erlegen. Ein panischer Schrecken hatte das Volk gepackt, man scheute sich der dringendsten Handreichungen. Lydia durfte autodidaktisch eine tüchtige Vorschule zu dem erwählten Berufe durchmachen.

Auch ärztliche Hülfe tat not, da die aus den Nachbarstädten meistenteils erst gesucht wurde und gebracht werden konnte, wenn Hülfe zu spät kam. Lydia forderte Dezimus daher auf, so rasch als möglich einen jungen Mediziner für den Dienst in ihrer Gegend anzuwerben. Sie bot ihm bis zum Erlöschen der Epidemie freie Station im Schloß und neben seinen ärztlichen Gebühren ein Salär aus ihren Mitteln. Noch fügte sie hinzu, daß Hochwerben bis jetzt verschont geblieben sei, der Vater aber seines Amtes im Filial mit Jünglingseifer warte.

Dezimus war entschlossen, noch heute zur Unterstützung seines Vaters und seiner Freundin nach Hause zu eilen, sobald er nur des Auftrags der letzteren sich entledigt hätte. Die natürliche Wahl fiel auf Freund Kurzen, nicht bloß weil er ein Heimatsinteresse für die Sache hatte, sondern auch weil er keinen eifrigeren und tüchtigeren jungen Mann seines Faches kannte und sein gutes Zutrauen ihm noch kürzlich von dem ersten klinischen Lehrer der Universität bestätigt worden war, als er mit ihm bei seinem alten Chaldäer zusammentraf. Er fand den Freund indessen weder in seinem unbehaglichen Dachgelaß noch in den behaglicheren Lokalen, in welchen er seinen gesunden Appetit, zumal auf „flüssiges Brot", zu stillen pflegte. Wo hätte er ihn außerdem suchen sollen? Auf Praxis leider nicht; denn seit netto sechs Monaten hatte Doktor Peter Kurze in Blättern und Blättchen, zwanzig Meilen in der Runde, seine ärztlichen Dienste ausgeboten wie – sein eigenes Gleichnis – wie sauer Bier; jedweder rationellen Kur, inklusive Zahnausziehen und Hühneraugenschneiden, würde er sich mit Hochgenuß unterzogen haben: dennoch hatte sich, etwelche akademische Kneipkumpane ausgenommen, die honoris causa behandelt werden mußten, noch

kein einziges einer rationellen Kur bedürftiges Individuum in ſeine ausgeſpannten Netze verfangen.

Als nach langem, vergeblichen Umherirren Dezimus nach ſeiner Wohnung zurückging, in der Abſicht, ſeinen Auftrag ſchriftlich anzubringen, ſtürmte ihm von dorther der Geſuchte entgegen, indem er ſchon auf zwanzig Schritt Diſtanz die große Mär zu verkünden begann, daß heute, an dem jedes mediziniſche Herz bewegenden Totenfeſte – obſchon für ſeine eigene ärztliche Perſon an jeglichem wiſſenſchaftlichen Verbrechen noch unſchuldig wie ein neugeborenes Lamm –, der Entſchluß in ihm reif geworden ſei, aus der Not eine Tugend zu machen und ſeine Künſte bei den Waſſerpolacken an den Mann zu bringen. Er hatte ſeine akademiſche Legitimation bereits in der Taſche; morgen in Tagesfrühe wollte er aufbrechen.

Da, in der letzten Stunde ſtößt er auf den Fortunatus aus der Heimatsaue, der ihm ſtatt der fernen Klientel, die den Bettelſack trägt, in nächſter Nähe eine andere mit gefüllten Brotſchränken anbietet, dazu freie Station in einem Edelhofe und ein ganz reſpektables Gehalt!

Wie das Elend einer Menge dem einzelnen ja häufig zum Segen wird, ſo wird die anſteckende Hungerſeuche Doktor Peter Kurzen zu einem Schmaus. Er tut auf offener Straße einen Freudenſprung in die Luft, dann einen zweiten dem hünenhaften Glücksboten an den Hals. Ade, Waſſerpolackei! Morgen mit dem Tagesgrauen iſt der Retter in der Heimat! Er würde es ſchon heute abend ſein, wenn er nicht zuvor ſeinen Pflaſterkaſten mit Säftchen und Pülverchen für die erſte Hülfe zu füllen hätte; zum Zweck welcher Vorſichtsmaßregel auch noch in der Eile ein kleines freundſchaftliches Bargeſchäft erledigt werden muß. In Peter Kurzes Augen genoß der Sti-

pendiat und Legatar von Werben das Anſehn eines Millionärs.

Während Dezimus ſein Bündel ſchnürte, wurde ihm ein zweiter Brief gebracht; nicht der erwartete von Roſens, ſondern wiederum von Lydias Hand. Er war mit citissimo bezeichnet und enthielt nichts als die Worte: „Kommen Sie ohne Verzug!“ Selbſt Datum und Unterſchrift fehlten.

Das Herz ſtockte in ſeiner Bruſt. Welches Unheil hatte dieſen Ruf der Todesangſt eingegeben? Er hätte ſich Flügel anheften mögen und mußte warten, warten, warten bis zum Abend.

Endlich brauſte der Zug heran. Gegen die eine Stunde, welche die Dampffahrt währte, dünkten ihm die früheren ſieben Wanderſtunden ein Flug. In dunkler Nacht erreichte er die Halteſtelle; keuchend legte er den Reſt des Weges zurück; die Schritte ſtockten in dem vom Regen erweichten Boden. Kein Stern leuchtete am Himmel, und im Herzen – ach, verhülle dich nicht auch du, Stern aller Bangenden in dunkler Weltennacht!

Des Eilenden Blicke haften an dem lieben Hauſe auf der Höhe, aus deſſen Fenſtern je näher je mehr ein flackernder Lichtſchimmer den Nebel durchdringt, ſo als ob angſtzitternde Menſchen von Zimmer zu Zimmer irrten. Wer war da oben krank, wer vielleicht – tot?

Als er um die Friedhofsmauer bog, rollte von der Pfarre her ein Fuhrwerk ihm entgegen. Doktor Brands wohlbekannte Chaiſe. Mit einem Satz war Dezimus am Schlag, das fahle Laternenlicht fiel auf ſeine qualverzerrten Züge.

„Sie kommen zu ſpät, armer Freund,“ rief der alte Familienarzt ihm zu.

„Wer, wer?“ ſtieß Dezimus hervor.

Die Pferde zogen an, Dezimus, der ſich an den Schlag geklammert hatte, wurde zu Boden geſchleudert; die Antwort verhallte.

Er raffte ſich auf und eilte nach der Pfarre. Die Haustür ſtand offen, doch mochte ſein Schritt gehört worden ſein, denn auf dem Treppenabſatz trat Roſe ihm entgegen. Die blühende, fröhliche Roſe, fahl wie ein Geſpenſt, mit gläſernen Augen, von Schauern geſchüttelt, auf den Wangen eiskalte Tränen und eiskalte Schweißtropfen auf der Stirn. Ja, krank auch ſie, aber Gott ſei gelobt, noch lebend. Ohne einen Laut ſank ſie an ſeine Bruſt.

„Der Vater?“ flüſterte er.

Sie ſchüttelte den Kopf.

Die Mutter alſo, ſeine Mutter!

An den Bruder geſchmiegt, von ſeinem Arm umfangen, trat Roſe in das Krankenzimmer. Der Vater ſaß auf dem Bettrande, die Hände der ſterbenden Gattin in den ſeinen. Ihre Augen waren geſchloſſen, die Züge friedvoll wie in der erſten Stunde nach vollbrachter Erdenqual. Doch lebte ſie noch und liebte auch noch. Denn als ſie das Nahen der Kinder ſpürte, ſchlug ſie den Blick in die Höhe, und ein letztes Lächeln flog über ihr gutes Geſicht.

Sie ſanken vor dem Bett auf die Knie. Die Sterbende machte eine unruhige Bewegung, indem ſie auf ihren Trauring deutete, richtete dann einen flehenden Blick zu ihrem Konſtantin hinüber und ſenkte mit dem Ausdruck freudiger Erfüllung die Lider, als der Vater die Rechte des Sohnes und die der Tochter ineinander und die halberſtarrten Mutterhände auf die Häupter der Verlobten legte.

Und ſo im Segen tat das fröhlichſte Mutterherz ſeinen

letzten Schlag. Eine und die nämliche Minute hatte die Liebenden einander zu eigen gegeben und ihnen die älteſte Liebe geraubt. Dezimus fühlte nicht ſeinen großen Gewinn, er fühlte nur ſeinen großen Verluſt; den erſten von den Schmerzen, die ein Glücklicher trägt bis in das Grab.

Sein Brautſtand

Eine jähe Bewegung unterbrach die heilige Stille, in welcher die Verlobten, die kalten Segenshände der Mutter und die warmen des Vaters auf ihren Häuptern, dem Entatmen lauſchten. Roſe war ohnmächtig zuſammengeſunken. Als Dezimus ſie in ſeine Arme nahm, um ſie in ihre Kammer zu tragen, bemerkte er Lydia, die ſtill zu Füßen des Sterbebettes geſtanden hatte. Sie folgte ihm, um die gebotenen Belebungsmittel anzuwenden; tröſtend flüſterte ſie ihm zu, daß ſie keinen Anfall der herrſchenden Krankheit befürchte, da dieſe unter anderen Symptomen aufzutreten pflege. „Sterben ſehen iſt ſchwer – und dieſe Mutter!“ ſagte ſie.

Dezimus kehrte in das Totenzimmer zurück, als eben der Vater der treuen Gefährtin zum letzten Lebewohl die Hand drückte. Er war ſo ruhig wie alle Tage. „Ich komme bald, meine Hanna,“ ſagte er leiſe, und Dezimus las in ſeinen erſchöpften Zügen, daß dieſe Zuverſicht nicht trügen werde.

„Nimm auch du Abſchied,“ wendete er ſich darauf zu dem Sohn, „du darfſt dieſes Zimmer nicht wieder betreten.“

Während der Jüngling die toten Lippen und Hände küßte, öffnete der Greis die Fenſter und drängte den Widerſtrebenden dann aus der Tür, die er verſchloß und deren Schlüſſel er zu ſich ſteckte.

„Es iſt unſere Pflicht,“ ſprach er, „voranzugehen mit dem Beiſpiel der ſtrengen Vorſicht, die wir von anderen fordern müſſen, ſelbſt wenn ſie, wie hier wahrſcheinlich, nicht vonnöten wäre.“

Während eines Ganges durch den Garten erzählte er dem Sohne darauf den leidvollen Vorgang, der erſt in der vorigen Nacht mit einem Schüttelfroſt ſeinen Anfang genommen und deſſen Ende, ohne Schmerzgefühl, ſchon nach zwölf Stunden eine Lähmung auf die ſanfteſte Weiſe vor-

bereitet hatte. Es war daher glaublich, daß, durch Sorgen und Mühen der letzten Tage beschleunigt, es lediglich der Lauf der Natur war, der sich an der Greisin erfüllt hatte. Wenn es aber auch der Beginn der Epidemie gewesen wäre, so gebührte Gott zweifach Dank für diese rasche Erlösung ohne Qual und Angst, in Klarheit und Freudigkeit bis zum letzten Augenblick. Sie hatte vollbracht! Des Greises Sorge galt der Tochter, die erst vollbringen lernen sollte.

„Sie ist dein geworden, mein Sohn, früher, als ich gedacht, wolle Gott nicht zu früh!" sagte er, „führe sie an fester Hand treu durch das Leben!"

Mit dem Händedruck, der statt des Dankesworts des Vaters Rede erwiderte, betraten sie Rosens blumengeschmücktes Mädchenzimmer. Sie lag auf ihrem Bett in Lydias Armen. Das Leben schien ihr in Übermaß zurückgekehrt; das Gesicht flammte, nach Atem ringend wendete sie sich ruhelos hin und wieder. Plötzlich richtete sie mit starrem Blick den Kopf in die Höhe, und ein Blutstrom entquoll ihrem Munde. So in Todesschmerz begann und in Todesängsten endete Dezimus Freys Verlobungsstunde.

Spät in der Nacht kehrte er mit Doktor Brand, den er zu Hülfe geholt, aus der Stadt zurück. Die Geliebte lag einer Schlafenden gleich, doch mit nur halbgeschlossenen Augen; Glut und Blutung waren gestillt; die Flammen auf den Wangen erloschen. Sie gab auf keine Frage einen Laut, kein Zeichen des Verstehens, sie regte sich nicht, atmete kaum merklich. Der alte Vater war auf einem Stuhl an der Bettseite eingeschlummert. Lydia hatte die eine Hand auf die Stirn der Kranken gelegt, mit der anderen hielt sie deren beide Hände, ineinandergefügt, umspannt. Sie glaubte an das Auflegen der Hände. Man braucht aber

nicht ſo ſtarken Glaubens wie Lydia zu ſein, um die wohltuende Wirkung zu ſpüren, wenn durch innige Berührung eines kraftvollen Menſchen gleichſam ein Strom warmen Lebens in einen Entkräfteten übergeht, oder ein kühlender Hauch in das Blut des Fieberglühenden.

Der Doktor fand keine beunruhigenden Symptome. Er kannte Roſen ſeit ihrer Geburt; ihre Lungen waren heil; der matte Puls deutete nicht auf Entzündung. Das frohlebige Kind war ekel und krankenſcheu; die ſchauervollen Schilderungen, die ihr nicht hatten erſpart werden können, die Furcht vor Anſteckung, der Anfall der Mutter, Angſt und Schmerz, das erſte Totenbild im Leben hatten die Nervengeiſter überreizt und einen abnormen Blutandrang bewirkt, deſſen Ergießung naturgemäß die Erſchöpfung folgte. Unbedingte Ruhe, zweckmäßige Koſt und einige leichte Tonika würden den erſchlafften Lebensgeiſt bald wieder aufrichten, meinte Doktor Brand.

Er hatte ſich noch nicht aus der Pfarre entfernt, als, wie er verheißen, Doktor Kurze ſich in dieſer einſtellte. Wenngleich ein Anfänger, konnte ihm als Verwandten und Freunde des Hauſes ein Einblick in den Zuſtand der Kranken nicht verweigert werden. Und ſo gewährte — wenn auch als Braut eines anderen, wie leider, natur- und vernunftgemäß, ſeit Jahren vorauszuſehen — Schönröschen den heißerſehnten erſten kritiſchen Fall, über welchen Doktor Peter Kurze ein ärztliches Gutachten abzugeben hatte. Da Doktor Peter Kurze aber mit Leib und Seele zu den Erſtlingsjüngern der neuen Schule zählte, die beim Abweichen von typiſchen Lebenserſcheinungen das Pünktchen über dem i zu ergründen trachtete, wollte er von des alten Kollegen ſeeliſch geſtörtem Lebensgeiſt nichts wiſſen und ſuchte den Sitz des Übels in Störungen

eines leiblichen Organs und einem äußerlichen Motiv. Seine erste Frage war nach Quantität und Qualität des entleerten Bluts, und als er von keiner Seite eine befriedigende Antwort erhielt, da es ununtersucht beseitigt worden war, schüttelte er mit energischer Entrüstung sein ärztliches Haupt. Er machte darauf mit der Neuigkeit des Beklopfens, Behorchens und anderer exakten Untersuchungen, allerdings nur bei den Laien in der Krankenstube, einen bedeutenden Effekt. Lächelte nun der alte Spiritualist über den modernen Hokuspokus, mit welchem kein Hund aus dem Ofen gelockt werde, so lachte der junge Naturalist über die blutspeiende Seele und die vor Olims Zeiten ausgeheckten Arkana, die nur den Apothekerkarren schmieren helfen; nannte der Alte den Jungen – selbstverständlich hinter seinem Rücken – einen in der Wolle gewaschenen Scharlatan, so nannte der Junge den Alten – ebenso selbstverständlich hinter seinem Rücken – einen mürben Schlauch, an dem kein neuer Flicken hafte. Und da mußte es denn um der lieben Rose und derer willen, die für ihr Leben zitterten, als ein Segen betrachtet werden, daß der Antagonismus in Diagnose und Prognose sich nicht auch auf die Behandlungsweise erstreckte. Kühle Temperatur, kuhwarme Milch und Ruhe, anderes als der spiritualistische Äskulap wußte der materialistische auch nicht anzuraten, und mit der Vorschrift: „Keine Jammermienen! lachende Gesichter!" – einer Vorschrift, die doch auch nicht lediglich auf eine Störung deutet, die man tastet, hört und sieht, verließ Peter Kurze des geliebten Röschens Lager, um unter Führung des ungeliebten Schloßfräuleins als Held auf sein erstes Kampffeld vorzudringen.

Rose lag unverändert, ohne merkbares Leiden, ohne Regung und Bedürfnis irgendwelcher Pflege. Der alte

Vater wich nicht aus ihrer Nähe; am Abend übernahm Dezimus die Wacht. Der Tag war ihm auch äußerlich ruhelos vergangen: er hatte das Begräbnis anzuordnen, das ſchon am anderen Nachmittag ſtattfinden ſollte, auch die Trauerbotſchaft in die Ferne mitzuteilen. Es war des Vaters ausdrücklicher Wille, und er war überzeugt, darin nach dem ſeiner Hanna zu handeln, daß keines der Kinder oder Enkel um dieſer Feier willen die infizierte Gegend betrete.

„Für die unheilvollen Folgen rechtmäßiger Handlungen gibt es keine Verantwortung," ſagte er und machte ſich daher auch nicht die geringſten ſelbſtquäleriſchen Gedanken, den Anſteckungsſtoff vielleicht in ſeine Familie getragen zu haben. Eine Befriedigung des Gemüts und der Sitte, die niemand Hülfe und vielen Gefahr bringen konnte, rechnete er aber nicht zu jenen obligatoriſchen Handlungen.

Auch die Kranzbinderin der Gemeinde hatte der Mutter nicht den letzten Schmuck reichen können, und als in der ſchweren Stunde ein Sonnenblick, den Herbſtnebel durchdringend, auf ihr Lager fiel und ein flüchtiges Lächeln auf ihre Lippen zauberte, da ahnete ſie nicht, daß er das friſche Grab ihrer Mutter beſchien und daß der wärmſte Liebesſtrahl aus ihrem Leben gewichen war.

Dem Sarge folgte nur der greiſe Gatte, geſtützt auf den Sohn und hinter beiden Lydia. Die angſtzitternden Gemeindeglieder hielten ſich in weitem Abſtand von der Grube. Keinen der Befallenen hatte der Würgengel ja ſo haſtig abgetan wie die alte Paſtorfrau. Doch fehlte es an Tränen, an aufrichtigen Tränen nicht. Hanna Blümel hatte viel früher als ihr Konſtantin und faſt ohne Ausnahme die Herzen ſeiner Pfarrkinder zu finden gewußt.

„Vater, ich danke dir für den Segen, den du mir für

Zeit und Ewigkeit in dieſem Weibe beſcheret haſt," ſagte Konſtantin Blümel mit feſter Stimme, ſprach dann den Friedensſpruch über das Grab und ſtand, bis dasſelbe gefüllt war, in ſtillem Gebet auf der Stelle, die er ſich dicht daneben zur letzten Ruheſtatt vorbehalten. Wenige Schritte zur Seite lag der Hügel der armen Hirtenfrau, welche Dezimus das Leben gegeben hatte; aber erſt heute war ihm eine Mutter verſenkt worden.

Das Opfer im Pfarrhauſe blieb das einzige der Obergemeinde; um ſo weiter verbreitete ſich die Epidemie in der Aue. Doktor Peter Kurze ſchwamm wie ein Fiſchchen in ſeinem Element; er gönnte ſich nur wenige Raſtſtunden im Schloß; dieſe wenigen aber wußte er zu rühmen. Ein Komfort, wie er unter Frau Ottiliens Walten zur häuslichen Regel geworden, war für Doktor Peter Kurzen ein entdecktes Schlaraffenland, und daß er in der unnahbaren Schwanenkönigin, die er vor wenig Monaten reif für das Narrenhaus erklärt hatte, über einen ſo praktiſchen, unermüdlichen Amanuenſis zu verfügen haben werde, das hätte Doktor Peter Kurze ſich noch viel weniger träumen laſſen. Lydia ſchaltete mit angemaßten Herrenrechten in der Untergemeinde Haus bei Haus, und Haus bei Haus ließ man in der Not den angemaßten Herrendienſt ſich gefallen. Peter Kurze zog aus dem phyſiologiſchen Grundſatz von den angewandten Kräften einen ihm neuen pſychologiſchen Beweis:

„Wie ſcharmant dieſe heilige Jungfrau latente Stoffe aus ſich herausarbeitet," ſagte er zu ſeinem Freund, dem Kandidaten.

Lydia dahingegen dachte ſtill bei ſich: „Wie die Tüchtigkeit in ſeinem Beruf doch den gewöhnlichſten Menſchen zu adeln vermag!"

So blühten „Yſop und Lilie“ friedfertig nebeneinander und wirkten einträchtig Hand in Hand. Bei Peter Kurzen aber datierte ſeit den Erſtlingstagen ſeiner ärztlichen Praxis die Schwärmerei für eine Sprungfedermatratze und ein weibliches Ideal.

Sooft er von ſeinen Rundgängen nach dem Schloſſe zurückkehrte, ſprach er in der Pfarre vor, um nach dem „herzigen Dinge“, dem Röschen, zu ſehen, deſſen ausſchließliche Behandlung er für ſein Leben gern in die Hand genommen hätte, da die andauernde Erſchlaffung ihn zu beunruhigen begann. Sämtliche innere Organe hatte er nach exakteſter Unterſuchung – wie ſein altmodiſcher Kollege ohne eine ſolche – als heil erklären müſſen; für das Sprengen etwelcher überfüllter Äderchen machte er dagegen ſtatt heimlich empörter Nervengeiſter den ſpirituoſen Inhalt eines zur Hälfte entleerten Fläſchchens verantwortlich, das von dem alten Kollegen als vorbeugendes Mittel in das Haus geſtiftet worden war und von welchem das arme Kind im Glauben, daß viel viel helfe, über Gebühr Gebrauch gemacht haben mochte. „Das Blut, ſo viel deſſen noch vorhanden, iſt mit Gift verſetzt,“ erklärte er. Indeſſen nur guten Muts! Doktor Peter Kurze iſt bei der Hand, und wenn alle Stränge reißen, weiß er ein heroiſches Korrektiv, für deſſen Wirkung, natur- und vernunftgemäß, gutzuſagen iſt. Einſtweilen gilt es, mit gelinden Reizmitteln den Grad der Inertie auf Apathie oder Anäſtheſis zu unterſuchen und zunächſt mit dem unverfänglichſten aller Reize, dem auf die Lachmuskeln, eine Probe zu machen. Wenn freilich der kleine Schelm über einen Heidenſpaß nicht mehr lachte, dann ſtand es bedenklich um das arme Kind, und das heroiſche Korrektiv mußte ernſthaft in das Auge gefaßt werden.

Auf dieſe Probe hin betrat Doktor Peter Kurze in der Veſperſtunde des Begräbnistages das Krankenzimmer, nachdem er ſich außerhalb desſelben wegen ſeines notgedrungenen Fehlens bei der Trauerfeier entſchuldigt hatte.

„Ich komme direkt von Ihrem großen Feinde Mehlborn, Papa Blümel, und quaſi als deſſen Friedensgeſandter an Sie,“ hob er mit ſeinen munterſten Trompetentönen an. „Nämlich und ſo, wie Vater Walbe ſagt: Auf Befehl meiner hohen Prinzipalin bin ich in die ſagenhafte Bärenhöhle gedrungen, nach deren Erforſchung ich ſchon längſt ein naturwiſſenſchaftliches Lüſtchen gehegt. Muhme Timpel, die Wirtſchaftsdame, hatte ſich am Morgen gelegt, wie ich ſchwarz auf weiß geben kann, indeſſen nicht unter den Erſcheinungen des Hungertyphus, au contraire, im Gegenteil unter denen einer übervölligen Ladung von Wellfleiſch und Sauerkraut. Das ſchmauſt und zecht anjetzo im Herrenhauſe, als ſtünde man vor dem Jüngſten Tag.“

„Iſt der Amtmann denn krank?“ fragte Paſtor Blümel, indem er den Erzähler in die Nebenſtube winkte. Der draſtiſche Erregungsverſuch entheiligte ihm ſeines Kindes Leidensſtatt. Zu des Heilkünſtlers ärztlichem wie zärtlichem Bedauern hatte er ſich auch als total unwirkſam erwieſen.

„Krank! nichts weniger,“ antwortete der Doktor lachend. „Aber rein aus dem Häuschen, ſage ich Ihnen. Der Tod der Tochter mag ihm doch ärger mitgeſpielt haben, als er ſich merken ließ, und die unerlebte Seuchennot macht ihn nun vollends toll und töricht. Gott weiß, in welcher alten Scharteke er einmal von dem ſchwarzen Tod, will ſagen von der Peſt, die vor ſoundſo viel Jahrhunderten auch in der Werbenſchen Gegend reinen Tiſch gemacht haben ſoll, geleſen hat; Cholerageſchichten neueren Datums kommen

dazu, kurzum, der alte Knabe bildet ſich ſteif und feſt ein, das ſchwarze Geſpenſt ſei wieder da und habe ihm, Johann Mehlborn, zur Strafe für ſeine Sünden den Morbus in den Leib gejagt. Beſagten Morbus läßt er ſich nun abſolut nicht ausreden, wennſchon ihm keine Ader weh tut und er lediglich vor Sterbensangſt verfällt. Sein Leichnam iſt heil wie der eines bemooſten Hechts. Bis auf die Augen verſteht ſich. Denn die ſind futſch, inſofern er es nicht auf eine Operation ankommen läßt. Ich habe ihm den Staarſtich gratis angeboten. Was täte es, wenn er mißläng'? Blind iſt er ſowieſo; und wo fände ich eine herrlichere Gelegenheit zu einem erſten Verſuch? Aber gegen dieſen Mehlwurm iſt ein Stier ein Lamm."

„Welches iſt denn nun aber der Auftrag, den er dir an mich gegeben hat?" unterbrach mit merklichem Unwillen Paſtor Blümel den Vortrag dieſes „aufheiternden" Erlebniſſes.

„Daß Sie zu ihm kommen und ſein Herz entlaſten ſollen, Papachen," antwortete der Doktor, in ſeinem natur- und vernunftgemäßen Vorhaben keineswegs irritiert. „Seit die Timpel ihm dummerweiſe den Heimgang der guten Mutter hinterbracht hat, ächzt er, ringt die Hände und flennt wie ein geprügelter Bube. „Wenn ich nur hinan könnte!" ſtöhnt er ein über das andere Mal; „aber kann einer ſich rühren, der den Morbus im Leibe hat?" Ich ſchlug ihm zur Herzensergießung und eventuellen Abſpeiſung – in deren Folge bei derartigen Todeskandidaten regelmäßig die Geneſung einzutreten pflegt –, item, ich ſchlug ihm den werten Amtsbruder in Bielitz vor. Aber da kam ich ſchön an, Papachen! Was weiß ſo ein grüner Junge – er iſt vorige Woche ein Sechziger geworden! – von Werbenſchen Zeiten und Mehlbornſcher Not? Hat

der Bielitzer die Brigitte nur mit Augen gesehen? hat er der Röse und dem Hannes den Sermon gehalten? Nein, sein Werbenscher mußte es sein, sein Blümel mußte es sein. Und wenn der 'runter kam und ihm seine Sünden vergab und ihm den Lebenslauf zu halten gelobte, dann mochte es seinethalben mit dem schwarzen Morbus sein Bewenden haben."

Konstantin Blümel, der Greis, bedachte sich keinen Augenblick, wenige Stunden, nachdem er sein Weib bestattet hatte, das Krankenbett seines liebsten Kindes zu verlassen und, erschöpft von Gram und Sorge, wie er war, bei anbrechender Nacht in das Tal hinabzusteigen, um der Einbildung eines alten Toren genugzutun, des einzigen Menschen, der ihm im Leben feind geworden war. Der Sohn mochte warnen, soviel er wollte, Freund Kurze mochte sich ob seiner übel angebrachten Aufmunterung zehnmal einen Esel schimpfen – wer aber hätte natur- und vernunftgemäß einem Siebziger auch noch solchen Hitzkopf zutrauen können? – Der Pastor hängte sein Chormäntelchen um und schritt voran.

Indessen schon unter der Tür knickte er zusammen; die jungen Männer mußten ihn zu seinem stillen Kinde zurückführen.

„Geh du an meiner Statt," sagte er zu Dezimus; und als dieser zögerte, Vater und Braut, beide seiner Pflege bedürftig, um eines eingebildeten Kranken und auch seines einzigen Feindes willen zu verlassen, rief der Alte, als ginge es, wie Anno 13, fort von Weib und Kind in den Kampf: „Tapfer voran, mein Sohn! Recht trauern heißt sich selbst überwinden."

So machte der Kandidat sich denn auf den Weg zur ersten Probe in seinem seelsorgerischen Amt. Freund Kurze

verſprach, während ſeiner Abweſenheit in der Pfarre Wacht zu halten.

Dezimus hatte ſeit ſeiner großen Erfahrung noch keine Viertelſtunde gehabt, in welcher ſeine Tränen unbeobachtet fließen durften; nun genoß er dieſe Wohltat auf dem abendlichen Gange. Im Kahn traf er mit Lydia zuſammen, die in das Tal ging, die Nacht bei einem ſchwerkranken Kinde zu durchwachen. Sie reichten ſich ſchweigend die Hände und gingen dann ſchweigend nebeneinander hin. In Freude oder Leid, mit Lydia fühlte Dezimus ſich niemals zu zweien.

Auf dem Talgute ſah es wüſt und öde aus. Dienſtboten zur perſönlichen Abwartung hatte der Amtmann niemals gehalten; die alte Ausgeberin lag krank im Oberſtock; Knechte und Mägde taten ſich gütlich auf Schlenderwegen; keiner kümmerte ſich um den blinden Greis. Sie machten ſich luſtig über ihn und gönnten ihm die Qual, die er ſich in den Kopf geſetzt hatte, da der liebe Herrgott nun einmal mit ſo unverdienter Barmherzigkeit ſeine Geißel an dem erbarmungsloſen Geizkragen und Leuteſchinder vorübergehen ließ.

Der alte Mann ſaß mutterſeelenallein in ſeiner Bärenhöhle; im Ofen qualmte ein halberloſchenes Torffeuer, der Docht der zinnernen Öllampe blakte; ſchwärzliche Dünſte von Ruß und Rauch zogen gleich Wolken durch die wochenlang nicht gelüftete Stube. Auf dem vielleicht ebenſo lange nicht abgeſtäubten Tiſche ſtanden eine Kanne kalten Kamillentees und ein Napf gleichfalls kalter Roggenſuppe; beides noch geſtrige Krankentraktamente Muhme Timpels. Daneben lag das Rezept, das Doktor Kurze verſchrieben und für das ſich noch kein Bote gefunden hatte. Es mochte wohl von dem Kaliber deſſen der Muhme Timpel ſein, über

welches Doktor Kurze vorhin geäußert hatte: „Wäre sie eine Dame gewesen, würde ich gesagt haben: ‚Reinen Born getrunken!‘ da sie eine alte Großmagd war, verschrieb ich den Born mit Sirup braun gefärbt.“

Dezimus hatte seit seinen Knabenjahren den Amtmann nicht in der Nähe gesehen. Hätte er nicht gewußt, daß er keinem anderen als ihm gegenüberstehe, er würde den behäbigen Mann nicht wiedererkannt haben in der schier unheimlichen Gestalt mit dem verfallenen Leib, dem eisengrauen, struppigen Haar und Bart, der weißen Nebeldecke über den eingesunkenen, schwarzen Augen. Das ist der Mensch!

Der Kandidat hatte von seiner Adoptivfamilie angenommen, das sachsenhöfliche „schön“ vor dem „guten Morgen“ oder „guten Abend“ fortzulassen; als der Alte daher einen ungewohnten Tritt und die kurze „preußische“ Begrüßung hörte, kreischte er vor Freude laut auf, und dann schluchzte er vor Rührung wie ein Kind:

„Sie kommen, Herr Pastor! Ach, Sie guter Herr Pastor, Sie armer Herr Pastor! Weiß der Herr, ich habe nicht zum Begängnis 'nauf gekonnt! Sie sehens ja, kann ich mich rühren? Und was für eine schöne Predigt werden Sie ihr gehalten haben! Und nun sind sie alle beieinander, die Frau Pastorin und meine Brigitte und meine Röse und mein Hannes, alle beieinander, und ich, ich habe den Tod im Leibe und muß auch fort. Herr Pastor, Herr Pastor, glauben Sie, daß ich, wenn ich fort bin, zu den Meinigen kommen werde?“

„Ich glaube, daß wir im jenseitigen Leben mit denen wiedervereinigt werden, die wir hienieden treuliebend im Herzen getragen haben,“ versetzte Dezimus, durch seine Erinnerungen bewegt. „Im übrigen ist es nicht Pastor

Blümel, der vor Ihnen ſteht, Herr Amtmann. Da er ſelbſt für den Weg ſich körperlich zu erſchöpft fühlte, ſendete er mich, um ihm Ihre Wünſche zu hinterbringen. Ich bin Dezimus Frey."

„Dezimus Frey!" ſchrie der alte Mann auf und fuhr von ſeinem Stuhl in die Höhe, als hätte ihn eine Horniſſe geſtochen. Die Schwäche ließ ihn jedoch alſobald zurückſinken, und ſo ſaß er eine lange Weile in ſich gekehrt und nickte und murmelte vor ſich hin, indem er aufwachende Erinnerungen und Vorſtellungen, wie ſonſtmals die Wagniſſe und Treffer einer Spekulation, an den Fingern abzählte. „Dezimus Frey, – der Hirtendezem, – dem ich den Inſpektor gelobt habe, – der Königspate, – den, den ich um ein Haar maſſakriert, – der, der kommt gerade alleweile, wo ich den Tod im Leibe habe. – Gottes Finger! Gottes Finger! – Röſe, meine Röſe! – Herrgott, ich ſchwerer Sünder! – Und er iſt am Ende ſchon ordentlicher Paſtor droben – –"

„Noch nicht, Herr Amtmann," unterbrach ihn Dezimus. „Und, ſo Gott will, noch lange Zeit nicht."

„Aber doch Paſtors Subſtitarius, gelt?"

„Auch dazu bedürfte ich erſt noch der Ordination. Ich bin erſt Kandidat und nur nach Werben gekommen, um meinem Pflegevater bei den jetzt ſo ſchweren Obliegenheiten ſeines Amtes, ſoweit ich dazu berechtigt bin, beizuſtehen."

„Aber das iſt ja Jacke wie Hoſe! Subſtitarius oder Kandidat! Paſtors Abgeſandter, das iſt die Sache! Und er kommt aus gutem Willen herunter und fürchtet ſich nicht vor dem Gift in meinem Leib. Und abſpeiſen wird er mich, und mir den Lebenslauf halten wird er. Und ich habe ihn windelweich geblaut, und ich hätte ihn totgeſchlagen in meiner Wut. Aber ich will alles wieder gleichmachen,

alles wieder gut; verlaſſen Sie ſich auf mich, verehrlicher Herr Kandidat."

„Nennen Sie mich doch du und Dezimus, wie ſonſt, Herr Amtmann," ſagte Dezimus lächelnd, worauf der Alte jedoch mit Eifer entgegnete:

„Beileibe nicht! Beileibe nicht ‚höre' ſagen zu einem, der einem zum geiſtlichen Troſte abgeſandt iſt und einem die letzte Ehre erweiſen darf. Nur wenns mir einmal ſo unverſehens herausfährt, da nehmen Sie mirs nicht für ungut um der alten Freundſchaft willen, verehrlicher Herr Kandidat."

Wieder ſaß er eine lange Weile in Gedanken verſunken, wiegte den Kopf und zählte an den Fingern. Dann aber ſchlug er jählings mit beiden Fäuſten auf den Tiſch, daß Kanne und Napf aneinanderklirrten, und rief mit einer Stimme, die an den alten Kraftmenſchen Mehlborn erinnerte:

„Ja, ſo ſtimmts; ſo ſolls ſein. So und nicht anders; ſo wahr ich Johann Mehlborn heiße! Alles ſoll dir zukommen, alles ſollſt du haben, Kandidat, alles! Denn warum? Wen habe ich außerdem? Und was wird, wenn ich fort bin, aus dem lieben Gut? Und du haſts um mich verdient. Denn warum? Was gehe ich dich an? Habe ich wie ein Pate an dir gehandelt oder nur wie Königs Prokuriſt? Wie ein Sakermenter habe ich an dir gehandelt, und du handelſt an mir wie ein Chriſtenmenſch. Und du biſt auch der Mann dazu, Kandidat. Was für ein hübſcher Kerl du geworden biſt! Komm doch einmal recht dicht an mich heran; mein Geſicht iſt bei Abend ein bißchen blöde geworden. Aber das hat nichts auf ſich. Was ich ſehen will, ſehe ich doch. Und ſchneiden laſſe ich mich nicht. Partoutement nicht. Aber eine Brille will ich mir anſchaffen,

wenn ich wieder geſund geworden bin. Eine grüne, wie die von Beyfußen. Grün ſtärkt."

Der Kandidat mußte ganz nahe an ſeinen Stuhl treten, mußte ſich bücken, drehen, ſich betaſten, beſtreichen, der Länge und Breite nach mit den Fingerknöcheln ausmeſſen laſſen, genau wie eine Kreatur, die vom Roßkamm erhandelt wird.

„Ja, weiß Gott, ein ſtrammer Burſche biſt du geworden," wiederholte der Alte nach der Unterſuchung. „Einen Kopf höher wie mein ſeliger Hannes und noch einmal ſo breit. Und ſchon einen Bart, und Haare ſo weich wie ein Seidenhaſe. Wie die Haare, ſo's Gemüt, ſtehts geſchrieben. Und kein Finger tut dir weh, gelt? Hundert Jahre kannſt du werden und was vor dich bringen in deinem Leben. Denn warum? Ein Rechenmeiſter biſt du geweſen, wie du noch im Kittel liefſt, und wie mans ſo nennt, einen Turkel haſt du gehabt vom Mutterleibe an. Und ſiehſt du, Kandidat, Glück haben iſt im Menſchenleben Numero eins und Grütze im Oberſtübchen Numero zwei. Und wenn dein Vater auch als ein Saufaus bis zum Schafhirten heruntergekommen iſt, ein richtiges Werbener Kind biſt du doch und heißt anjetzo Herr Kandidat und dürfteſt einen abſpeiſen, und wenns ein König wäre; und wenn einer keine eigenen Angehörigen hat, da iſt einem der Pate doch immer noch der nächſte. Denn ſiehſt du, Kandidat, meine Brigitte, die iſt dir im Seebade ertrunken. Hätte ſie ihre Schuldigkeit an mir getan, wäre ſie bei mir geblieben, ſie lebte heute noch und kriegte nun alles. Für wen habe ich mich geſchunden und geplackt? Was habe ich nicht alles an ſie gewendet: erſt in der Benehmichte und dann bei der Wirtſchaft mit dem Windhund von Baron! Hätte ſie mir gefolgt, – aber Strafe muß ſein, ſo ſtehts geſchrieben,

und darum hat sie in ihren jungen Jahren daran glauben müssen. Und höre, Kandidat, der zweite Mann, den sie genommen hat, der ist dir noch zehnmal ärger als der erste. Denn warum? Der erste, das war doch bloß ein Schwerenöter, dahingegen der zweite, – na, es wird dir nicht verborgen geblieben sein auf deiner hohen Schule, – der zweite, das ist ein Freimaurer, so einer von der Zunft, die den Herrgott im Himmel absetzen will; und meine Brigitte, sagen die Leute, hat ihm mit ihrer Feder bei dem Geschäfte geholfen. Und nun stelle dir einmal die Wirtschaft hienieden vor, Kandidat, wenn den beiden und ihren Helfershelfern ihr Vorhaben gelungen wäre: keinen Schöpfer im Himmel, keinen Vater, keinen Richter und zu guter Letzt keinen Erbarmer! Der Erdenmensch ein Wurm, der auffrißt, was er findet, und am Ende selber von den Würmern gefressen wird!"

Der alte Mann machte eine Pause; er faltete die Hände, vielleicht betete er zu dem Erbarmer für seine Brigitte, die an die Würmer geglaubt, und die nun die Würmer nagten. Der Kandidat machte einen schwachen Versuch, ihn über die freimaurerische Wirksamkeit Frau Brigittens und ihres zweiten Gatten tröstlich aufzuklären, da er heute aber durchaus nicht in lehrhafter Stimmung war, lenkte er des alten Mannes Gedanken auf seine Enkelkinder, die jener völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben schien, schlug jedoch mit den bloßen Namen wie mit einem Stock in einen Wespenschwarm. Der alte Mehlborn, wie er vor zwanzig Jahren leibte und lebte, war jählings wieder aufgewacht.

„Die, die!" schrie er, die Hände zu drohenden Fäusten geballt, „die sind erst recht von der giftigen Couleur! Für die ist das vierte Gebot nun vollends ein Kinderspott. Meine Brigitte, die hat mir zum wenigsten doch alle

Monate einen Schreibebrief geſchickt. Geleſen habe ich ſie ſeit ihrer zweiten Heirat nicht mehr, aber aufgehoben habe ich ſie alle, eine ganze Kiſte voll, Kandidat. Aber die, die Brut! Fragt eines nur nach mir in meiner ſchweren Not? Da laſſen ſie mich blind werden und ſterben und verderben. Und ſie, juchhei, oben hinaus! Und wenn ich tot bin, da kommen ſie und ſacken ein. Aber proſit die Mahlzeit! Nichts ſollen ſie haben, das blanke Nachſehen ſollen ſie haben; du ſollſt alles haben, Kandidat. Grün und gelb ſollen ſie ſich ärgern, berſten vor Bosheit ſollen ſie, Kandidat!"

Der Kandidat ließ geduldig den aufgebrachten Großvater ſeinen Ingrimm auspoltern, ſetzte ſich und dachte an ſeine liebe ſtille Mutter im Grabe und ſein liebes ſtilles Röschen auf dem Krankenbett. So viel von der menſchlichen Naturgeſchichte verſtand allenfalls auch er, um zu wiſſen, daß ein deutſcher Bauer, ſolange er noch einen Blutserben hat, ſein Hab und Gut nicht einem Fremden gönnt, und wenn der Fremde ſein beſter Freund und der Blutserbe ſein Erzfeind wäre. Der ſchwarze Tod und die Patenerbfolge erledigten ſich Hand in Hand. Ohne Widerrede rückte er daher auch, wie der Alte es ihm hieß, eine ſchwere Eiſentruhe unter ſeinem Stuhle hervor, ſetzte ſie vor ihn auf den Tiſch, öffnete ſie und reichte ihm das Kontobuch, das obenauf lag. Des Blinden zitternde Finger blätterten darin, während er mit einem mißtrauiſchen Schielen ſagte:

„Bei Heller und Pfennig weiß ich, was drinne ſteht, und was im Kaſten drinne liegt, bei Heller und Pfennig weiß ichs auch. Nur über das Mußteil bin ich nicht ganz helle. Denn ſiehſt du, Kandidat, das Mußteil kann ich ihnen nicht entziehen, ſo ſtehts einmal geſchrieben im Geſetz. Aber

keine hohle Nuß kriegen sie über das Muß; das übrige kriegst du, alles du, Kandidat. Und wenn wirs miteinander ausgerechnet haben, dann lasse ich anspannen, und du fährst heute noch in die Stadt und holst die Gerichte. Aber nicht den alten Hecht. Ich hätte es für die Langeweile bei ihm, denn er ist mein Justiz. Ich wende es aber dran: du holst das richtige Amt. Denn siehst du, Kandidat, der Hecht, der ist ein Fuchs. Der hat mir die Suppe mit der alten Exzellenz eingebrockt, und du, armer Kerl, hast sie austütschen müssen. Wahrlichen Gott! ich hätte dich totgeschlagen, so war ich in der Wut. Aber nun kriegst du dafür auch deinen Lohn, und wenn die Sonne aufgeht, ist alles baumfest gemacht, und der dickschnäuzige Absalon und seine bucklige Schwester sollen daran glauben lernen, einen Muttervater wie Johann Mehlborn über die Achsel anzugucken."

„Sie irren, Herr Amtmann," wendete Dezimus ein. „Ihre Enkelin ist eine vortreffliche Dame, sehr gescheut und gar nicht stolz. Sie wird ohne Säumen zu Ihrer Pflege herbeieilen, sobald ich ihr schreibe, daß Sie nach ihr verlangen."

„Ich verlange aber nicht nach ihr, dummer Junge," fuhr der Alte auf, „und das Schreiben sollst du unterwegs lassen! Das Muß sollst du mir ausrechnen, und in die Stadt sollst du fahren und mir die Gerichte holen."

„Ich verstehe mich auf derartige Berechnungen nicht, Herr Amtmann," versetzte Dezimus, „und für einen Stadtweg habe ich heute abend keine Zeit. Ich muß nach Hause eilen, da Vater und Schwester krank liegen."

Der alte Mehlborn zuckte bei den letzten Worten zusammen, als sähe er ein Gespenst. Hatte eben noch der Bär gebrummt, nun krümmte sich der Wurm.

„Die auch! die auch!“ ächzte er. „Das Roſenpatchen auch! Großer Gott, in deine Hände! die auch den ſchwarzen Tod!“

„Wir fürchten ſo Schlimmes nicht, Herr Amtmann. Nur die ſtarke Erſchütterung — —“

„Aber ſie liegt doch krank, ſie kann doch ſterben, und ſie wird auch ſterben, ſchon mir zum Schure wird ſie ſterben und vor mir hinaufgehen und mich droben anklagen bei meiner Röſe — und — und — und das wars ja eben, derhalben ich den Herrn Paſtor zu mir herunter genötigt habe, und was Sie nun als ſein Abgeſandter anhören ſollen, verehrlicher Herr Kandidat, daß Sie, wenn Sie mir den Lebenslauf halten, mich nicht vor der lieben Menſchheit blamieren.“

So hörte denn Pate Kandidat als ehrwürdiger Beichtvater das Bekenntnis an, das halb mit Reue und halb mit Selbſtbeſchönigung ſich der alten Seele in ihrer vermeintlichen Todesnot entrang. Habſucht, Geiz, Hartherzigkeit im allgemeinen war es nicht, was ihn behelligte, und unerwartet Beſonderes erfuhr der Sohn Mutter Hannas auch nicht. Der Mann, der für einen Millionär geſchätzt wurde, war, um zirka hundert Taler willen, ſeiner treueſten Freunde Feind geworden, und ohne daß er es ſich eingeſtand, ſein eigener zumeiſt, denn mit dem Reſpekt vor ſich ſelbſt war es ſeitdem vorbei, mit dem vor allen andern Leuten aber auch; denn was ich denk und tu, das trau ich anderen zu.

Er hatte die Patenbüchſe aus der Hand ſeiner ſterbenden Röſe genommen, mit dem Gelöbnis, ſie der Frau Paſtorin zu dem bewußten Zwecke auszuhändigen, und dieſe Aushändigung nun; „die hatte er in der Rage vergeſſen.“ Er hätte ſie freilich auch gar nicht nötig gehabt; denn was in

der Wirtschaft erübrigt wird, gehört dem Ehemann und nicht der Frau; so steht es geschrieben im Gesetz; und schwarz auf weiß war auch nichts über die Sache dagewesen. Wenn einer aber einen in den letzten Zügen liegen sieht, verspricht er manchmal etwas, was ihn nach der Zeit wurmt. Kurz und gut: der Amtmann hatte die Patentaler – beileibe nicht etwa unterschlagen – nur auf Hypothek gegeben, jetzt aber wollte er sie ausliefern, obendrein Zins auf Zins; aber freilich nur dritthalb Prozent, denn mehr komme bei der Ökonomie nicht heraus, und tue er ein übriges mit einem Dokument über hundertfünfzig Taler. Das aber sollte der Kandidat noch diese Nacht seiner Schwester aushändigen, ehe sie etwa auch noch daran glauben müsse und Johann Mehlborn am Ende als ein schwerer Sünder von seiner Rosine vor Gottes Thron empfangen werde.

Er kramte während dieser Beichte unter den Papieren in seinem Kasten und tastete trotz Blindheit und schwarzen Todes geschickt genug ein Hypothekendokument hervor, von welchem der Kandidat nicht mit Unrecht vermutete, daß es auf schwachen Füßen stehe, da Johann Mehlborn sich sonst wohl kaum so leichten Herzens von ihm getrennt haben würde. Er, der Kandidat, machte zwar den Einwand, daß er die Sache erst mit seinem Vater bereden und morgen dessen Entscheidung bringen werde, da er aber sah, wie so gar eilig der Alte es hatte, zwei Fliegen mit einem Schlage zu klappen, indem er gleichzeitig sein Gewissen entlastete und sich eines verdrießlichen Wertzeichens begab, steckte er das Schriftstück ein.

Mit merklich erleichtertem Herzen sagte der reuige Sünder darauf:

„Und wie ichs mit dir vorgehabt, Kandidat, dabei

bleibts. Denn warum? wer solls kriegen? Und weißt du, was meine Röse in ihrem letzten Stündlein für mich gesagt hat? ‚Johann,‘ hat sie gesagt, ‚sooft du der armen Hirtenwaise etwas zugute tust, wird es der liebe Heiland dir an Leib und Seele gesegnen.‘ Und was einer in seinem letzten Stündlein prophezeit, das kommt von oben. Der Herr wird mirs an meinem Leiblichen gesegnen. Und darum sollst du alles haben, Kandidat, alles bis auf das Muß.“

Der Kandidat riet ihm, die Angelegenheit zuvörderst zu beschlafen, dann ruhig zu überlegen, bis eines seiner Enkelkinder, mit dem er sie besprechen könne, in seiner Nähe sei. „Nur eine Woche Geduld, Herr Amtmann, und ich bürge Ihnen dafür, daß wenigstens Fräulein Sidonie Ihnen zur Seite steht.“

„Wenn sie die Erbschaft wittert, ja warum denn nicht!“ versetzte der Alte mit höhnischem Gelächter. „Was ein Rabe ist, fliegt nach Gold.“

„Ich wiederhole Ihnen, Sie verkennen Ihre Enkelin, Herr Amtmann. Fräulein Sidonie ist weder hoffärtig noch verschwenderisch. Sie hat diese Jahre her Klavierstunden gegeben, um ihrer seligen Mutter die Haushaltung zu erleichtern.“

Das war eine glückliche Wendung. Sie machte dem reichen Mann, der sein einziges Kind hatte darben lassen, sichtbar einen bedeutenden Eindruck. „Stunden? Stunden für Geld?“ fragte er.

„Für Geld, Herr Amtmann.“

„Aber was kann bei dem Fingerieren denn herauskommen, Kandidat?“

„Fräulein Sidonie ist sehr geschickt in ihrer Kunst; sie schlug ihren jährlichen Erwerb auf tausend Taler an.“

„Wa–wa–was, tauſend, tauſend Taler?“

„Sie wird aber keinen Augenblick anſtehen, dieſen einträglichen Erwerb aufzugeben, um dem Vater ihrer ſeligen Mutter – –“

„Na, die Spielſtunden, die müſſen ihr freilich angerechnet werden im Teſtament,“ unterbrach ihn der Alte. „Für dich bleibt dann immer noch genug und ſatt, Kandidat. Aber mehr, als das Muß und die Stunden zu Kapital gemacht, *nicht*. Denn ſiehſt du, Kandidat, die Sache hat einen Haken. Das Mädchen iſt ſchief. Und wenn einer ſchief iſt und wenn einer ſchielt, da traue ich ihm nicht quer über den Weg. Und Männer kriegt ſie, weil ſie ausgewachſen iſt, wohl zehne, aber Nachkommenſchaft keine. Und wenn an Nachkommenſchaft nicht zu denken iſt, was wird da aus dem ſchönen Anweſen, das Johann Mehlborn ſechzig Jahre lang ſich zuſammengerackert? Grund und Boden wird um ein Dudeldei verſchleudert, alles zu bar gemacht für den Bruder Luft und von dem Bruder Luft außer Landes verjuchheit. Nein und ein Punktum dahinter: Nein! Die Wirtſchaft muß beieinanderbleiben; der Bruder Luft ſoll auch auf Umwegen nichts erlangen, keinen Pfifferling über das blanke Muß!“

Dezimus wendete ein, daß Fräulein Sidonie beſſer als er ſelbſt imſtande ſein werde, des Großvaters ungünſtige Meinung über ſeinen Enkelſohn zu zerſtreuen, und daß ſie für ihre eigene Perſon gar wohl an die Gründung einer Familie denken dürfe, da ihr körperliches Gebrechen durchaus nicht ſo erheblich ſei, als jener es ſich in den Jahren der Entfernung vorgeſtellt. Fräulein Sidonie wäre eine geſunde und ſehr hübſche Dame. Das aber waren gute Worte und keineswegs in den Wind geredet. Der Großvater dachte ſchon gar nicht mehr an das Patenerbe, und

wenn er es auch nicht eingeſtand, brannte er vor Verlangen, ſein Tochterkind zur Stelle zu haben. Als Dezimus erklärte, daß er ſie morgenden Tages nach Werben einladen werde, da hatte der alte Mann nur noch das einzige Bedenken, daß das Schweizerland erſchrecklich weit gelegen ſei und der ſchwarze Tod raſchen Prozeß mit einem Menſchen mache. Der Kandidat ſuchte ihn auch darüber zu beruhigen.

„Doktor Kurze verſichert ja aber, daß Sie von der böſen Krankheit gar nicht befallen ſeien, Herr Amtmann, und Sie ſehen auch wahrlich nicht danach aus, als ob Sie dieſelbe zu befürchten hätten.“

„Nicht, meinſt du wirklich nicht, Kandidat? Aber ſiehſt du, meine grauſamen Schmerzen!“

„Wo tut es Ihnen denn weh, Herr Amtmann?“

„Hier und da, ach du meine Güte, überall. Das Herzgeſpanne! das Kreuze — —“

„Aber zum Aushalten iſt es doch?“

„Je nun, zum Aushalten wäre es allenfalls. Aber die Beine, wie die ſteif ſind und eiskalt. Und höre nur, Kandidat, wie's mir im Bauche knurrt.“

„Sie werden Hunger haben, Herr Amtmann.“

„Na freilich, Mordhunger! Die Krankheit heißt ja eben darum die Hungerſeuche. Denn wenn einer, der ſie hat, was zu ſich nimmt, drückt es ihm auf der Stelle das Herz ab. Seit zwei Tagen iſt kein Biſſen über meine Lippen gekommen. Nur wie ichs gar nicht mehr aushalten konnte, hat mir die Timpeln ein bißchen von ihrem Tee und von ihrem Mehlmus geſchickt. Ich konnte aber nicht einen Löffel voll hinunterbringen, ſo wendete ſich mir das Eingeweide um. Und ſiehſt du denn nicht, Kandidat, meine Hände ſind ſchon ganz ſchwarz.“

„Der Lampenſchatten fällt darauf, Herr Amtmann. Ei,

nicht doch, Sie haben sich beim Torfanlegen geschwärzt. Waschen Sie sich, und Sie werden sehen, daß sie rot wie alle Tage sind."

„Waschen, ja waschen!" entgegnete der Alte in ärgerlich weinerlichem Tone. „Wo soll ich denn Wasser hernehmen und Seife und eine Quehle? Kann ich denn aufstehen? Habe ich denn einen, der nach mir fragt? Ja, wenn meine Röse noch lebte oder mein Sidonchen wäre schon da. Siehst du, Kandidat, wenn einer ein Lump ist, da springen die Leute ihm bei und greifen ihm unter die Arme. Wenn einer aber in Schweiß und Plack etwas vor sich gebracht hat, da beschreien sie ihn, wünschen ihm die schwere Not an den Hals, und ist sie da, lachen sich die Neidhammel in die Faust. Du wirsts schon auch einmal erleben, Kandidat, wenn du erst oben in deiner schönen Pfarre sitzest."

Der geistliche Berater und Beichtiger ging in die Küche, holte warmes Wasser und Waschzeug und reinigte dem reuigen Sünder das Gesicht, das nicht weniger wie die Hände von Ruß und Kohle geschwärzt war, dann aber ließ er den Sünder sich die Hände so lange seifen und reiben, bis wieder eine menschliche Farbe zum Vorschein kam. Von Gram und Sorge bedrückt, wie er war, und wahrlich nicht aufgerichtet durch die kindische Zerknirschung und selbstsüchtige Großmut einer Greisenseele, die sich am Grabesrande wähnt, muteten diese Handreichungen ihn nahezu erheiternd an. Denn wenn eine rasche, mutige Tat, für welche einem Menschen – und auch nur dem glücklichsten – vielleicht ein- oder zweimal im Leben die Herausforderung geboten wird, ihn aus seiner Bedrängnis über sich selbst erhebt, so sind es die gemeinen Erweisungen des Tageslaufs, welche das gestörte Gleichgewicht mählich wieder in die Richte bringen. Und ist

denn dieſes Gleichgewicht am Ende nicht unſer wahrhaftes Glück?

Die Hände waren rein; auch das Zimmer notdürftig gelüftet und das qualmende Ofenfeuer zum Lodern gebracht. Der Kandidat riet dem armen Hungerleider nunmehr auf ſeine ſeelſorgeriſche Verantwortung hin, ſich etwas Leibliches zugute zu tun, erbat ſich die Schlüſſel zu Keller und Speiſekammer, die der Hausherr Muhme Timpeln bei ihrer Erkrankung abgenommen, holte Brot und einen Schinken, entdeckte glücklich auch noch eine Flaſche alten Rheinweins, die während der ſtolzen Magnatenzeiten in das Haus geſtiftet und in einem Kellerwinkel vergeſſen worden ſein mochte. Und der arme Todeskandidat ſchlürfte den Labetrunk wie ein lechzender Storch und verſchlang die köſtlichen Mundbiſſen wie ein ausgehungerter Wolf.

„Ach, wie das gut tut!“ rief er ein über das andere Mal ſich auf den Magen klopfend. „Nun erzeige mir aber auch noch den Gefallen, Kandidat, und ſtelle die Neigen hier unter meinen Stuhl, daß keiner dazu kann und ich ſie gleich bei der Hand habe. Oder möchteſt du etwa auch ein Häppchen?“

Dezimus dankte.

„Aber doch einen Schluck?“

„Auf Ihr Wohl, Herr Amtmann!“ ſagte Dezimus, indem er ihm das Glas aus der Hand nahm. Der Alte bemerkte ſchmunzelnd, daß es ſich nicht leerer anfühlte, als es ihm wieder zurückgereicht wurde.

Noch mußte der Kandidat die Eiſenlade wieder ſorgfältig ſchließen und verbergen, dann entkleidete er den taumelnden alten Mann, führte ihn an ſein Bett, und nachdem er ihm die dicke Federdecke bis an die Ohren gezogen, dies kaum geſchehen auch ſchon die erſten Laute eines

Mehlbornſchen Schlummers vernommen hatte, ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen und eilte freiaufatmend ſeinem ſtillen Hauſe zu. Als er ſich der Fähre näherte, hörte er ein Poſthorn ſchmettern; ein Wagen bog von der Stadtſeite her in die Dorfgaſſe ein. „Wiederum ein Kranker, dem ein Arzt zu Hülfe gerufen worden iſt," dachte Dezimus ſeufzend.

In der Pfarre ruhte der Vater bereits, und Peter Kurze ſehnte ſich laut gähnend, nach des Tages Laſten auf ſeiner Sprungfedermatratze einen tiefen Schlaf zu tun. Auch dem armen Bräutigam fielen vor Erſchöpfung die Lider zu. Auf die litauiſche Lene war ja Verlaß. Strickſtrumpf und Kaffeetrank halten alte Augen wach; das liebe Röschen war ja auch ihr Hätſchelkind, und leider verlangte es nichts anderes als dann und wann mit einem matten Blick nach einem Tropfen Waſſer. Dezimus warf ſich in ſeinen Kleidern auf das Sofa der offenen Nebenſtube. Der Tag, der im hehrſten Schmerzgefühl begonnen hatte, in Trübſal und Trivialität verlaufen war, endete mit einem Totenſchlaf. Darf einer aber ein Glücklicher heißen, der mehr als *einen* ſolchen Tag erlebt?

Am anderen Morgen entſchied der Vater dafür, das Dokument anzunehmen. Sein Wert erſchien auch ihm äußerſt fragwürdig; „aber," meinte er, „was kann es uns auf ein Dankeswort ankommen, wenn der kindiſche alte Mann durch dieſes Scheingeſchenk mit ſich ſelber ausgeſöhnt wird?"

Dezimus machte den Verſuch, ſein Röschen durch die Mitteilung von dem Patenlegat zu erheitern. Sie verblieb unbeweglich mit halb geſchloſſenen Lidern, und als er die blaſſen Wangen ſtreichelnd ſie fragte, ob ſie ſich denn nicht

auf das kleine Treibhaus, das ſie ſich für das Geld bauen wollten, ein wenig freue, wendete ſie, als ob ſie kein Wort mehr hören möge, den Kopf nach der Wandſeite. Das bewegliche junge Herz ſchien gegen Wunſch wie Gram erſchlafft. Dezimus zitterte bei der Vorſtellung, daß das liebſte Leben in ſolch geheimnisvoller Stille entweichen könne. Er hätte die welken Hände nicht aus den ſeinen laſſen, die Blicke nicht von dem weißen Roſenantlitz verwenden mögen.

Aber der Vater geſtattete ihm kein müßiges Weilen. „Laß den Greis wachen," ſagte er, „und wirke du an ſeiner Statt."

Der Amtsbruder in Bielitz mußte um ſeine Vertretung bei ſakramentalen Handlungen angegangen werden, in manches Kranken-, in manches Trauerhaus der Untergemeinde war Ermutigung und Troſt zu tragen. Ja, Vater Blümel ging ſo weit, an die Vorbereitung zur Sonntagspredigt, des Sohnes erſte Predigt, zu mahnen; damit hatte er des Sohnes Kraft und guten Willen aber doch überſchätzt.

Der Abend dämmerte, als er das Gut betrat, in welchem er die dankbare Annahme des Vermächtniſſes melden ſollte. Wie eilig er nun aber auch war, wie tief von Weh und Angſt erſchüttert, wie bänglich er ſich in die ſtille Leidenskammer der Geliebten ſehnte: eine ſonderbare Veränderung des verwahrloſten Herrenhauſes konnte ihm nicht entgehen. War es doch, als ob kleine dienſtfertige Wichtelmännchen über Nacht darin gewaltet hätten. Die blinden Fenſterſcheiben blinkten hell, die Spinneweben waren fortgefegt, die Steinflieſen des Flurs geſchwemmt und mit weißem Sand beſtreut; aus Kohlenpfannen wirbelten würzige Wacholderdämpfe in die Höhe. Auch die Wohnſtube war geſcheuert und gelüftet, auf dem ſauber gedeckten Tiſche

Wein und ein Veſperimbiß aufgetragen. Der Amtmann gewaſchen, gekämmt und raſiert, mit dem guten Kirchenrock angetan, ſchien um ein Mandel Jahre verjüngt, um ſeine breiten Lippen ſpielte eine neckiſche Laune, die früherhin keineswegs zu ſeinen Temperamentseigenſchaften gezählt hatte. Als Dezimus vom Flur her das Zimmer betrat, verließ es jemand durch die Kammertür. Wer? war im Zwielicht nicht zu unterſcheiden. Das Rauſchen eines Frauenkleides ließ indeſſen darauf ſchließen, daß Muhme Timpel die Anfechtung von Wellfleiſch und Sauerkraut ſo glücklich überwunden habe wie ihr alter Herr den Würgengel der Hungerſeuche, und daß zum Dank für dieſe Gnade ſie einen neuen, reinlichen Menſchen angezogen.

Dezimus richtete ſeinen Auftrag und ſprach ſeine Befriedigung über des Herrn Amtmanns ſichtliches Wohlbefinden aus, worauf der Herr Amtmann, indem er das Glas, aus welchem er ſich eben geſtärkt hatte, aus der Hand ſetzte, lachend erwiderte:

„Na ja, mein Junge, wie es ſo den Anſchein hat, kannſt du es noch zum richtigen Paſtor bringen, ehe du mir den Lebenslauf zu halten haſt. Aber höre, Kandidat, die Klughänſe von Doktores, die ſollen mir mit ihrem Mehlmus und Kamillentee gewogen bleiben. Nicht heraus, hinein treiben ſie das ſchwarze Geſpenſt. Du biſt mein Mann, Pate, mit deinem Schinken und deinem Wein! Aber freilich, noch ein drittes muß dazukommen, wenn dem Morbus der Garaus gemacht werden ſoll.“

Er blinzelte bei dieſen Worten mit den Augen, die nicht mehr ganz ſcharf ſehen, und ſpannte mit den Ohren, die noch immer ſehr ſcharf hören konnten, nach der Kammertür, durch welche der Weiberrock verſchwunden war. Pate Kandidat aber lächelte und dachte: „Jawohl, das Gemüt,

befreit von dem Druck eines Handgelöbniſſes und eines unſicheren Dokuments."

Der ſo wunderbar vom Tode Gerettete rieb ſich ſeelenvergnügt die Hände. Plötzlich jedoch ſchien eine unbehagliche Vorſtellung ihm durch den Kopf zu ſchießen. Er fragte, ob der Kandidat ſich mit der Zitation des ſtädtiſchen Gerichts auch nicht übereilt habe, und als die Frage verneint ward, kehrte die joviale Stimmung ihm zurück.

„Siehſt du, mein Junge," ſagte er, „es wäre bloß weggeſchmiſſenes Geld. Wofür brauche ich denn ein Teſtament? Du wirſts wohl gemerkt haben, es war nächtens in meinem Oberſtübchen nicht ganz helle. Die grauſame Krankheit hatte mir gar zu ſchmählich mitgeſpielt. Und darum hatteſt du von wegen des Beſchlafens wieder einmal ganz recht. Heute bin ich auf dem richtigen Punkte. Wozu brauche ich einen letzten Willen? Ich habe zwei leibliche Tochterkinder, und das mit dem Muß – Pflichtteil nennens die Gerichte, ich konnte mich nur nächtens nicht auf den gehörigen Titel beſinnen – wäre zuwider Gottes Ordnung in der Heiligen Schrift. Meinſt du nicht auch, Kandidat?"

„Jedenfalls, Herr Amtmann, zuwider der Natur und einem gütigen Vaterherzen," antwortete Dezimus.

Der Amtmann drückte ihm, nach ſeiner Art gerührt, die Hand. „Eine ehrliche Haut biſt du, Kandidat," ſagte er, „das muß der Feind dir laſſen. Eine grundehrliche Haut. Und helle biſt du auch, mordhelle, haſt ein Einſehn in jedwede Sache, wie ſie ſchmeckt und riecht. Aber dein Schade ſolls nicht ſein. Verlaß dich auf den alten Mehlborn, wenn er auch nicht dein Pate iſt. Denn was verſchlägt am Ende ein königlicher Prokuriſt? Der alte Mehlborn hats gut mit dir im Sinn."

Er machte eine Pauſe, ſimulierte ein Weilchen, indem er,

wie vorhin, nach der Kammertür ſtarrte, dann hob er von neuem an:

„Siehſt du, Kandidat, es iſt mir über Nacht, wie man zu ſagen pflegt, ein Licht aufgeſteckt worden. Mein Enkelſohn betreibt in der franzöſiſchen Hauptſtadt die Wiſſenſchaft und ſchreibt Leſebücher. Er hat die Kunſt von ſeiner Mutter, meiner Brigitte, geerbt; nur daß das, was mein Enkelſohn macht, ſich reimt wie die Lieder, die im Geſangbuche ſtehen. Aber eine Sünde iſt das Verſemachen nicht und eine Schande auch nicht; und ein ganz hübſches Stück Geld kommt bei dem Bücherſchreiben heraus. Meinſt du nicht auch, Kandidat?“

„Unter Umſtänden allerdings.“

„Unter Umſtänden bloß, he? Wovon hätten denn meine Brigitte und ihr Profeſſor gelebt und gut gelebt? Geld wie Heu, ſage ich dir, wenn auch nicht ganz ſo viel, wie ſich bei der Ökonomie herausſchlagen läßt. Aber die kann mein Enkelſohn ja auch noch betreiben lernen, er iſt ja noch ein junges Blut. Was aber den Profeſſor anbelangt, den Wittmann von meiner Brigitte, kein Gedanke an einen Freimaurer bei ihm! der Beyfuß iſt ein Eſel, daß er mir den Freimaurer in den Kopf geſetzt. Die Leſebücher, die der Profeſſor ſchreibt, kann einer wie Beyfuß ja gar nicht verſtehen. Und den Herrgott hat der Profeſſor in ſeinen Schriftſtücken auch beileibe nicht abgeſetzt. Nur einen anderen Mantel hat er ihm umgehängt; grasgrün und himmelblau, ſtatt nach der alten Mode Purpur und Gold. Na, das iſt ſeine Sache. Herrgott bleibt Herrgott. Die Hauptſache iſt das Geſetz. Was nun aber vollends mein Sidonchen — —“

Er machte von neuem eine Pauſe, und Dezimus ſtand vor Staunen ſtarr und ſtumm. Wer hatte dem blinden

Greiſe dieſes Licht aufgeſteckt? Ein Traumgeiſt, der Geiſt des Weins, oder bloß das Frohgefühl der Geneſung? Hatte Peter Kurze ihn in die Kur genommen? oder etwa – etwa Lydia? Zuzutrauen wäre die Abſicht dem weißen Fräulein ſicherlich geweſen; aber die Wirkung, dieſe Wirkung einer Lydia auf einen Johann Mehlborn? Des Kandidaten Blicke folgten denen des Amtmanns nach der Tür. Er unterſchied aber nichts als die blankgeputzte Meſſingklinke.

„Was aber mein Sidonchen anbelangt," fuhr der Alte fort, „ſo haſt du zum dritten Male wahrgeſprochen, Kandidat. Mein Sidonchen iſt dir ein ganz ſcharmantes Mädchen; rund und rot wie ein Borsdorferapfel, zum Anbeißen, ſag ich dir, und von wegen des Schulterſtücks, na, weiß Gott, die Brille müßte einer aufſetzen, wenn er die Schiefigkeit bemerken ſollte!"

Kicherte da nicht jemand hinter der Kammertür? Törichte Einbildung! es iſt ja alles mäuschenſtill, und der über Nacht bekehrte Großvater fährt auch ganz ungeſtört in der Anpreiſung ſeines Fleiſches und Blutes fort: „Zehn Männer, Kandidat, kann dir mein Sidonchen kriegen; ein Dutzend Wochenbetten wären nicht zuviel für ſie; bis zur goldenen Hochzeit kann ſie's bringen. Und höre, Kandidat, geſcheut iſt dir mein Sidonchen, geſcheut wie ein Advokat, und die Worte kann ſie dir ſetzen wie der allerſchönſte Paſtor, und auf die Wirtſchaft verſteht ſie ſich, daß meine ſelige Röſe dir nichts, egal gar nichts dagegen geweſen iſt. Eine Käſerei will ſie bei mir anlegen, ſo wie ſie draußen in der Schweiz ſchon manchen armſeligen Hutmann, wie dein Vater einer war, Kandidat, zum reichen Manne gemacht hat. Nur daß draußen, außer dem Rindvieh, anſtatt wie bei uns Schafe, mehrenteils Ziegen gehalten werden und die Ziegen

nicht so viel Fütterung brauchen. Dafür haben wir aber die Wolle."

Der Kandidat faßte sich mit beiden Händen nach der Stirn. Träumte er, oder war hier ein Wunder geschehen? Sollte Sidonie geschrieben haben? Aber der blinde Großvater hätte den Brief ja nicht lesen können. Die Frage nach Lydia brannte auf seinen Lippen, des Alten Redefluß ließ sie aber nicht zum Ausdruck kommen.

„Und siehst du, mein Junge," fuhr er in einem Atemzuge fort, „weil du doch nun einmal halb und halb meine Pate bist und ich dir den Inspektor versprochen und nicht gehalten habe, — denn warum? du wolltest ja nun einmal absolut auf den Postor studieren, — und weil meine selige Röse dich mir, sozusagen, aufs Herz gebunden hat, und weil ich dir nächtens, wo mich die Morbuslaune ein bißchen benebelt hatte, mit der Erbschaft einen Floh ins Ohr gesetzt habe; desselbigengleichen aber auch, weil die Werbensche Pfarre ein einträglicher Posten ist und einer ganz bequem die Wirtschaft auf dem Talgute daneben betreiben kann, und weil die paar Tausend Legation von dem römischen Fräulein doch auch eine angenehme Zubuße sind, kurz und gut, weil alles klappt und stimmt wie gemaust, derhalben will ich dir mein Sidonchen zur Frau geben, und lieber heute als morgen kann die Hochzeit sein."

Dezimus, bei aller Betrübnis seiner Seele, hatte Mühe ein Lachgelüst niederzukämpfen, und noch war er zu einer schicklichen Gegenrede nicht gelangt, als eine kühle Frauenhand sich in die seine legte und eine wohlbekannte klangfrische Stimme fragte:

„Nun, was sagen Sie zu dem Antrag, Johanniskind?"

Da stand er denn wie eingewurzelt mit stockendem Atem, so, als wäre der liebe Mond gleich einer Bombe zu seinen

Füßen niedergeplatzt. Gottlob! daß es halb Nacht in der Stube war und keiner bemerken konnte, wie der kalte Angstschweiß ihm von der Stirne tropfte.

Der alte Mehlborn hatte nach seiner anstrengenden Werbung sich durch ein Spitzgläschen von seiner bewährten Medizin gestärkt; – Johann Mehlborn stand wahrlich in Gefahr, in alten Tagen zum Bacchusjünger auszuarten! – nun kicherte er, sich die Hände reibend, vor sich hin:

„Stockstumm vor Plaisir steht er da, hihihi! wie der dumme Junge von Meißen steht er da, hihihi!"

„Sie sagen nichts, und das ist genug gesagt," flüsterte Sidonie, indem sie langsam ihre Hand aus der seinen zog; Dezimus aber, der sich mühsam gefaßt hatte, erwiderte:

„Ich beklage, gnädiges Fräulein, daß diese Greisenschrulle vor Ihren Ohren laut werden mußte, und ich beschwöre Sie, zu glauben – –"

„Na, was tuschelt Ihr denn so heimlich miteinander?" unterbrach der Großvater die feierliche Beschwörung. „Liebeswörtchen schon? hihihi!"

„Nicht doch, Großvater," antwortete Sidonie mit ruhiger Stimme, wennschon Lippen und Glieder leise zitterten. „Der Schlaukopf hat es gemerkt, daß du deinen Spaß mit ihm getrieben."

„Ich, einen Spaß? einen Spaß, ich?" rief der Alte völlig verdutzt.

„Nun was denn sonst, Großvater? Habe ich dir denn nicht gesagt, daß er schon seit Jahren ein Schätzchen im Herzen trägt? Nicht? Ei was, da habe ich gedacht, die Sache verstünde sich von selbst. Siehst du, Großvater, ein Kandidat, der bloß mit einer Herzallerliebsten von der hohen Schule abgeht, der kann sagen, daß er noch mit einem

blauen Auge davongekommen ist; gewöhnlich erfreut er sich schon einer verlobten Braut. Habe ich nicht recht, Herr Kandidat?"

„Soweit es meine Person betrifft, allerdings, gnädiges Fräulein," antwortete Dezimus bewegt, „ich habe seit Jahren eine Liebe im Herzen getragen, und die Geliebte ist meine verlobte Braut geworden. Auf ihrem Sterbebette hat meine Pflegemutter die Hand ihrer Tochter in die meine gelegt für das Leben."

Er atmete nach diesem Geständnis auf wie erlöst. Sidonie war betroffen ein paar Schritte zurückgewichen; es war minutenlang in dem dunklen Zimmer kein Atemzug zu hören. Jählings jedoch schlug der alte Mehlborn mit beiden Fäusten auf den Tisch und stieß mit der Naturkraft seiner guten Tage einen Fluch aus, vor welchem eine andere nervenschwache Dame als die gegenwärtige bis zur Ohnmacht erschrocken sein würde. „Das ist," schrie er, nachdem das Donnerwetter ihm Luft gemacht, „das ist ja egal wieder so ein hinterrücksscher Streich wie dazumal der mit der alten Exzellenz, das ist ja — —"

„Nicht doch, Großvater," unterbrach ihn Sidonie, die sich gefaßt hatte. „Es ist eine Zuneigung und ein mütterlicher Plan von Kindesbeinen an. Wenn du in letzter Zeit mehr mit unseren guten Freunden in der Pfarre zusammengekommen wärest, würdest du den Braten längst gerochen haben."

Sidonie lachte bei den Worten mit seltsam vibrierendem Klang; der Bär war aber einmal aufgewacht, und so brummte er sich unerschütterlich aus.

„Schwatz doch nicht so dummes Zeug, Sidonchen! Das ist ja alles nicht hotte und nicht hü. Wenn zwei miteinander in der Boje gelegen haben, zum Henker, das ist ja egal,

als ob Bruder und Schweſter Mann und Frau werden wollten. Die Geſchichte muß auseinander. Ein Sterbebett iſt doch nicht etwa Gottes Altar und Brautſtand noch lange kein Eheſtand. Der Junge müßte ja des Teufels ſein, Sidonchen. Die kleine Röſe iſt arm wie eine Kirchenmaus, und mit dir kriegt er einmal ein Rittergut und eines in der Taſche obendrein.“

Sidonie lachte von neuem und natürlicher als vorhin.

„Ja, wenn er nur früher gewußt hätte, wie gut du es mit ihm vorhatteſt, Großvater,“ ſagte ſie, trat an den Tiſch, ſchenkte das Spitzgläschen wieder voll, und der Großvater, nachdem er es ausgeſchlürft, ſtreichelte ihr zärtlich die Backen und ſagte ſchmunzelnd, von einem lichtvollen Einfall durchzuckt:

„Weißt du was, mein Sidonchen, weil du es biſt, will ich ein übriges tun. Höre, die kleine Röſe, ſo pauvre wie ſie iſt, die geben wir deinem Märchen, und er zieht mit ihr hinüber und wirtſchaftet als mein Verwalter in Bielitz. Du nimmſt den Kandidaten und bleibſt hüben bei mir. Und wenn dein Märchen etwa — —“

„Du haſt recht,“ fiel Sidonie ein, „das wäre ein Vorſchlag zur Güte, den wir miteinander überlegen wollen, Großvater. Jetzt aber mußt du durchaus ruhen. Das viele Sprechen hat dich angegriffen; du ſiehſt ſchon ganz blaß aus und biſt rauh auf der Bruſt. Daß um Gottes willen kein Rückfall kommt! Mit ſolch einer Krankheit iſt nicht zu ſpaßen, Großvater!“

Der ſtörriſche alte Mann gehorchte wie ein Kind. Er ließ ſich von ſeinem Sidonchen nach dem Kanapee führen, ſtreckte ſich, wie ſie es vorſchrieb, „der Länge lang“ aus und drückte die Augen zu. Bald verriet der ſchnarchende Atem, daß die ungewohnte Labe auch heute wieder ihre

Schuldigkeit getan. Sidonie legte ihren Arm in den des Kandidaten, und sie verließen das Zimmer.

Eine Weile gingen sie nebeneinander her und schwiegen sich aus. Ach, solch ein armseliger Stümper ist ja der stolze Willensheld, Mensch genannt, daß eine unbehagliche Situation die wärmsten Affekte seiner Seele wettzumachen vermag. Wo fänden wir den idealen Helden, welcher die Weihe des Ostermorgens Doktor Fausten unverdrossen nachempfunden hätte, wenn ebenso unverdrossen eine Brummfliege sich auf seine Nase setzte? Dezimus Frey hatte gestern seine Mutter begraben, er zitterte für das Leben einer geliebten Braut, rings um ihn her wüteten Tod und Verderben, in diesen Minuten jedoch empfand er nichts, rein gar nichts als die Verlegenheit des armen Schäfersohnes, der einem reichen Edelfräulein ins Angesicht einen Korb gegeben hat; eine Verlegenheit, die allerdings Märchenhelden öfter empfinden werden als ein Kandidat der Theologie. Die Not wurde aber immer romantischer, da das verschmähte Edelfräulein sich mit der Unbefangenheit einer glücklichen Braut an des Schäfersohnes Arm hängte und zweifelig mit ihm im Mondenschein spazierte über den Hof, durch den Garten, längs des murmelnden Flusses, bis zu dem friedlich ruhenden Nachen. Das Fräulein hätte, fürchten wir, bis zur Stadtbrücke mit dem Hirtensohne spazieren können, ohne daß ihm in der Schwüle seines Intellekts ein würdiges Wort oder auch nur eine unwürdige Redensart zur Aufklärung und Entschuldigung gelungen wäre.

Das Fräulein war es, welches, beherzter als er, endlich den Bann der Stimmung brach, und – ja Laut scheucht Furcht – und mit dem ersten sonoren Klang ihrer Rede, da wurde auch dem verlegenen Kandidaten wieder ganz

friſch und beherzt zumute; das aber um ſo mehr, da er lediglich zuzuhören und nur ſelten ein Wörtchen dareinzugeben hatte.

„Menſchen wie Sie, Dezimus, und ich," hob Sidonie an, „dürfen ſich, denke ich, ohne Verwirrung alles ſagen und alles voneinander hören. Und ſo ſage ich Ihnen denn, was Sie ohnehin von vornherein durchſchaut haben werden, daß Papa Mehlborns Antrag weder ein Scherz noch die Schrulle eines Greiſes geweſen iſt, ſondern mein eigener, zwar raſch gefaßter, aber wohlbedachter Plan. Auf Ihre Ablehnung war ich gefaßt und würde ſie Ihnen zugute gehalten haben, auch wenn Sie – worauf ich allerdings nach dem Tone Ihrer Briefe keineswegs gefaßt war – nicht bereits der hoffnungsvolle Eheſtandskandidat einer anderen geweſen wären. Die Wahrheit zu ſagen, ich hatte Ihr Röschen von jeher Freund Kurzen zugedacht. So wenig ich nun aber Ihnen den Ungeſchmack in der Lebenskunſt zutraue, ſich, und wäre es um zehn Rittergüter willen, zum Mann einer Frau machen zu laſſen, die Ihnen mißfiel oder einfach bloß nicht gefiel, ſo wenig werden Sie meiner Perſon die Abgeſchmacktheit einer verliebten Laune zutrauen, auch wenn ich Ihnen ehrlich geſtehe, daß Sie der einzige Mann ſind, dem ich einen ſolchen Antrag hätte ſtellen laſſen, ja eben darum nicht. Ich dachte mir aber, Dezimus, daß zwei gute Freunde, beide frei und klug, ohne Anlage zu leidenſchaftlichen Problemen, ungeplagt von dämoniſchen Störefrieden, beide dagegen anhangend einem tief aus der Seele treibenden Lebenszweck, daß dieſe beiden ihre Hände ineinanderlegen könnten, vertrauend jenem Gleichgewicht und jener verſtändnisvollen Selbſtbewußtheit, auf welchen letztlich die Befriedigung jedes Zuſammenlebens doch beruht. Sie, Dezimus, würden durch die

Verbindung mit mir Ihrer beſchränkenden Lage entrückt, Ihnen die weiteſte Umſchau am Himmel und auf Erden, die freieſte Entwicklung gewährt worden ſein, dazu der Anteil, das völlige Verſtehen eines Nächſtgeſtellten. Mir gewährte ſie ein ſtarkes Herz und eine feſte Hand. Und ſehen Sie, Freund, die arme kleine Sidi bedarf mehr denn jemals eines ſtarken Herzens und einer feſten Hand, um ihr eine Gefahr abwenden und ein Schickſal tragen zu helfen, denen ſie ganz allein machtlos gegenüberſteht."

„Sie ſprechen von Max?" fragte Dezimus.

„Nun ja, von wem denn ſonſt? Iſt er nicht mein Lebenszweck, wie die Chaldäerweisheit der Ihrige iſt? Ihr lebt hier, ſo ſcheint es, wie Cruſoe auf ſeiner Inſel, ſpürt nichts von den Wettern, die über dem Feſtlande brauen, und von den Dämpfen, die unter demſelben brüten. Ich aber komme von ſolchem Herd, und Max ſteht harſch an dem Krater, von welchem der Ausbruch droht. Nicht Schwarzſeherei, Hellblick, Hellblick der Liebe iſt es, wenn ich ihn von den ſpeienden Flammen ergriffen und unter der Aſche verſchüttet ſchaue. Noch in dieſer Nacht werde ich ihm ſchreiben, und weil die Beredſamkeit eine Gabe iſt, die er vor vielen beſſeren Gaben ſchätzt und auf ſich wirken läßt, werde ich ihn mit ſo viel rhetoriſchem Aufwand, als einer Schweſter zu Gebote ſteht, beſchwören, vor dem Ausbruch in unſeren ſtillen Hafen zu flüchten. Wenn er ſich in Bielitz einrichtete, ſoviel ihm beliebt als Grandſeigneur, es wäre ein ableitender Wechſel. Wenn er ſich einen eigenen Herd gründete, es wäre, wie ſchwach auch immer, eine Bürgſchaft der Stetigkeit. Mit den äußeren Mitteln ſoll nicht gekargt werden; der ſchwarze Tod hat mir trefflich in die Hände gearbeitet und kein anderer als Sie, Johanniskind, mich auf den Zaubertrank verwieſen,

mit dessen Darreichung die geheimnisvolle Wandlung vollzogen werden wird. Ich traue mir zu, diesen halsstarrigen Greis zu regieren wie eine Gliederpuppe, mit List oder Gewalt ihm den Schlüssel seiner Eisentruhe zu entwinden. Was kommt es mir darauf an, um einen vollebenden Zwanziger zu retten, einem absterbenden Achtziger ein X für ein U zu machen? Die Frage ist nur, wird mein Plan an dem nicht scheitern, den er retten soll? Und wenn der Reiz ritterlicher Seßhaftigkeit den Unsteten heimwärts lockte, würde er nicht bald wieder zurückgetrieben werden in sein geniales Zigeunertum? Würde selber die Liebe zum Weibe imstande sein, ihn häuslich zu bannen? Wird, wenn den Rhein herüber die Fanfaren schmettern, die ihm das, was er Freiheit nennt, verkünden, wird er dann, wie ein feuriges Roß, nicht jeden Zügel sprengen, und werden Sie dann, Dezimus, mit Manneswillen und Manneskraft — für ihn einstehen? — Nein, das läge außer Ihrer Macht, — aber zu seiner Rettung für mich eintreten, nicht als ein Bruder, wie ich Törin einen Augenblick gewähnt, aber als — —"

„Sein Freund und Ihrer, Sidonie," sagte Dezimus mit warmem Händedruck.

Sidonie erzählte darauf, daß sie alsobald nach ihrer Mutter Tode sich bewußt gewesen, wo fortan ihre Heimstatt und welcher Art ihre Werkstatt sei. Die Neueinrichtung ihres Stiefvaters und ein Nervenleiden, das sie hart mitgenommen, hatten die Ausführung verzögert. Bei ihrem endlichen Aufbruch vor ein paar Tagen sei es auf eine Überraschung im Blümelhause abgesehen gewesen. Als sie jedoch beim gestrigen Eintreffen in der Stadt den Ausbruch der Epidemie, den Tod der guten Pfarrmutter und Rosens Erkrankung erfahren, sei sie ohne

Verzug nach dem Talgute aufgebrochen und daſelbſt angelangt, als juſt der Kandidat die heroiſche Kur an Papa Mehlborn vollbracht und zum Lohn dafür das Erbe der unartigen Enkelkinder in Ausſicht geſtellt erhalten habe. Mit ergötzlicher Laune ſchilderte ſie nunmehr, wie ſie die günſtige Konjunktur benutzt, um ſich, in Verbindung mit Traum- und Weingeiſtern, raſch in des alten, mürbe gewordenen Eiſenmannes Gemüt und Hauſe feſtzuſetzen, und mit welchen Engels- und Teufelskünſten ſie geſonnen ſei, ihre Poſition zu behaupten.

„Greiſe ſollen wie Kinder behandelt werden," ſagte ſie. „Mein altes Kind wird ſich nicht über ſein pflegendes Mütterchen zu beklagen haben; er darf aber niemals aufhören, ſich vom Würgengel bedroht zu wähnen, und niemals bezweifeln, daß er ſieht, was zu ſehen er ſich und anderen vorſpiegelt."

Sie waren der Fähre nahegekommen, als Sidonie, ihren Arm aus dem des Begleiters ziehend, mit folgender Wendung abſchloß:

„So, nun ſtehen wir, will es Gott, für das Leben klar und feſt uns zur Seite; und mir erübrigt nur noch der Glückwunſch zu Ihrer Verlobung, Freund. Ein redlicher Wunſch, aber leider nur ein Wunſch, denn die Zuverſicht Ihres Eheglückes habe ich nicht. Brummen Sie doch nicht ſo unwillig in Ihren kürzlich geſproßten Bart, Kandidat! Als ob ich die Zärtlichkeit Ihrer gegenſeitigen Gefühle bezweifelte oder mir anmaßte, irgend etwas von irgendeiner erotiſchen Gefühlsſpezies zu verſtehen, und mich nicht gern belehren ließe, daß eine Gewohnheitsneigung, „aus der Boje" herausgewachſen, ſich zu einer dergleichen Spielart entwickeln könne. Das aber weiß ich, daß zum Dauerglück in der Ehe, will ſagen einer Ehe, die nicht bloß auf

die gemeine Plattheit hinausläuft, mehr gehört als irgend eine Spielart der Liebe. Denke ich an den kurzen Wonnetraum von Max und Lydia zurück, wie er, doch wahrlich einer reellen, raſchen Herzensglut entſpringend, dennoch beim erſten Anſtoß in Groll und Zwietracht zerſtob, halte ich dagegen die in Kampf und Not unerſchütterliche Befriedigung der auf keinen lebhafteren Pulsſchlag gegründeten zweiten Ehe meiner Mutter, ſo ſage ich: Kontraſte reizen; die Harmonie der Treue erwächſt aus verwandten Elementen. Auf die gleiche Sehweite kommt es nicht an, aber auf die gleiche Sehlinie kommt es an. Was aber verſteht Liebchen Roſe von des Chaldäers Sternenziel? Was der lichtſuchende Chaldäer von ſeines Roſenliebchens Erdenluſt? Falter und Roſe, Mäxchen und Röschen – Freund, wären Sie nicht bis über die Ohren vernarrt, Sie nennten den Einfall meines alten, neuen Herrn ſchlechthin luminös. Sie aber, Sternengucker, tröſteten ſich, müßten ſich tröſten, würden ſich tröſten, nicht etwa mit der kleinen Sidi, die Ihnen außer etwelchen Rittergütern nichts als einen hellen Kopf auf einem ungleichen Schulterſtück als Mahlſchatz zubringen würde, ſondern mit der zum Himmel ſtrebenden, hehren Lilienblüte, die ohne Sie einſam im Mondſchein des Kloſtergartens verduften würde."

Dezimus prallte ſchier entſetzt einen Schritt zurück; ſein ganzes Weſen proteſtierte gegen dieſe wenn auch nur ſcherzhaft gemeinte Weisſagung. Ließ der kleine Kobold an ſeiner Seite ihn aber nur zu Worte kommen? Lachte er nicht ſo ausgelaſſen, wie bloß Kobolde einem verblüfften Menſchenkinde in das Geſicht zu lachen imſtande ſind? Und ſchmetterte er dann nicht mit ſeiner metallhellen Stimme ſein muſikaliſches Capriccio unerſchütterlich zu Ende?

„Aber ſo fahren Sie doch nicht gleich aus der Haut,

Kandidat, wenn ein alter, ehrlicher Kamerad Sie beſſer kennt als Sie ſich ſelbſt; hören Sie doch ruhig erſt den natürlichen Folgeſatz: Lieben Sie Ihr Röschen, ſo zärtlich Sie es fertigbringen, heiraten Sie es meinetwegen auch: das weiße Fräulein war, iſt und bleibt bei alledem Ihr Ideal. Indeſſen nur getroſt. Sagte ich Ihnen bei einer anderen Gelegenheit: ein geſunder Magen und ein geſunder Kopf vertragen vielerlei, ſo ſage ich Ihnen bei der heutigen: ein geſundes Herz verträgt noch mehr, ja ſogar mehr zu gleicher Zeit. Eine Wiegenliebe wie die zu Ihrer Roſe, eine verſtändige Freundſchaft wie die zu der kleinen Sidi und ein hehres Traumbild wie das der Schwanenjungfrau, Sie haben Platz für alle drei und bleiben ungeſtört und unbeſchwert, möglicherweiſe ſogar als Ehemann, unſer muſtergültiges Johanniskind."

Damit ſchüttelte ſie ihm herzhaft die Hand und ſchlug dann lachend, ſo raſch ſie vermochte, den Rückweg ein. Der ungalante Korbverleiher dachte nicht daran, ihr das Geleit zu geben.

Dezimus, du Held des Glücks, ſie nennen dich eine redliche Haut und preiſen dich ob deines ruhigen Bluts; das große Wort Liebe iſt dir niemals allzu geläufig geweſen, ſogar nicht gegen deinen beſten Freund, und der biſt auch du am Ende doch wohl ſelbſt; deine Phantaſie hat ſelten mit Amoretten gegaukelt, und zum Heroismus der Leidenſchaft zum Weibe haſt du bis dato keinen Drang gefühlt; ſolange du von deinem Leben weißt, haſt du den Zug zu der holden Schweſterblüte geſpürt wie dein natürlichſtes Recht, und ſeit du dich als Mann fühlſt, wie deine natürlichſte Pflicht; was du von Hangen und Bangen empfunden, das hangte und bangte nach ihr. Und da kommt nun ein Menſchenkind, lebenskundig und wahrheitsmutig, wie du

kein zweites kennſt, nennt ſich deinen braven Kameraden und ſagt dir auf den Kopf zu, daß deine Liebe gar nicht die echte, rechte Liebe ſei; daß du – ſchäme dich, Dezimus! – ein leibhaftiger Don Juan, noch ehe du ein Bräutigam geworden, ein zweites und drittes Verhältnis angebandelt habeſt, und am Ende kommen noch ein halbes Dutzend hinterdrein, denn wo iſt bei ſolcher Anlage ein Aufhören abzuſehen? Zum allerärgſten aber hat dieſes kluge Menſchenkind ſich darauf geſteift, daß du ein Traumbild umkreiſeſt, nicht bloß in der Phantaſie, wo es hingehört und, dir wenigſtens, nicht ſchaden kann, ſondern als leibhaftiger Mann ein leibhaftiges Weib, als ſein prädeſtiniertes anderes Ich!

Aber ſo habe dich doch nicht wie ein Narr, Kandidat. Denke doch an deine erſte Sonntagspredigt! Du ſchreiſt dich ja heiſer mit deinem „Hol über, hol über!“ Hat der alte Veit ſich bereits auf das Ohr gelegt, ſo erweckt ihn nicht die Poſaune des Jüngſten Gerichts. Du nimmſt dann den Weg über die Brücke und läufſt dir den Wirrwarr von Liebesgedanken aus dem Hirn. Welchem Menſchen, der ſich geſunder fünf Sinne erfreut, fällt es ein, bei Seuchenzeiten, in rauher Novemberluft durch den Fluß zu ſchwimmen, um nichts und wieder nichts als eine halbe Stunde früher bei der zu ſein, die er wirklich liebt? Und ſieh, da kommt ja auch ſchon der alte Veit, fein gelaſſen, in deinem eigenen, bedächtigen Hirtenſchritt, in welchem ein Menſch ſein Ziel am zuverläſſigſten erreicht. Und nun biſt du jenſeit, und wenn du auch wie ein Wetter durch die Dorfgaſſe fegſt, du haſt bis zur Pfarre hinlänglich Weile, dir zu überlegen, ob ein Ideal in Wahrheit ein ſo gefährliches Weſen ſei, wie man dir hat einreden wollen, ein Weſen, das dich in deiner Herzenstreue beirren könnte?

Und ſiehſt du wohl, ehe du noch den Gottesacker erreichſt, da biſt du ſchon wieder der alte Dezem aller Tage, ja wahrhaftig, du lachſt! Was verſteht ſolch ein armes, verkümmertes Weſen, das keinen Näheren als einen Bruder lieben darf und will, von eines Jünglings Roſenwonne? Was verſteht die kleine Sidi, mit ihrem altklugen Kopf und vorwitzigen Mund von einem Traumbild der Seele? Sind die hohen Himmelslichter dort oben nicht auch deine Traumbilder geweſen, und würdeſt du ſie als Ideale gehegt haben, wenn du ſie mit deinen Armen umſpannen konnteſt wie die blühende Erde, in welcher dein Daſein wurzelte? Sei und bleibe dein weißes Fräulein dir ein Ideal und eine Seelenſchweſter für das Leben; die, nach welcher deine Pulſe ſchlagen, das iſt „die liebliche, geliebte Eine, die Jugend dir und Jugenddrang verbunden", das iſt dein Blumenkind, deine Roſe!

Sie lag noch ſo ſtill, anteillos und doch ruhelos, wie er ſie verlaſſen hatte. In dieſer Nacht aber hätte keiner bei ihr Wache halten dürfen als er allein. Er ſetzte ſich auf den Bettrand, ſchlang den einen Arm um ihren Hals und umſpannte mit der anderen Hand die beiden welken, kühlen Kinderhände. Und wie er ſo eine Weile geſeſſen hatte, ihr Köpfchen an ſeiner Bruſt, da war es, als ob ein Strom von ſeinem flutenden Leben in das ebbende hinüberwogte. Sie ſchlug einen Augenblick lächelnd wie ſonſt die Lider zu ihm in die Höhe, dann fielen ſie ihr zu, und ſie ſchlummerte ein. Die heißerſehnte Schlummerruhe, Geneſungsruhe! Er neigte die Lippen auf die wirren Locken über ihrer Stirn, — der erſte Bräutigamskuß! Er ſog ihren Odem ein, den göttlichen Lebenshauch! Er hätte das Klopfen ſeiner Pulſe hemmen mögen, um ſie nicht zu erwecken, und doch laut jubeln aus voller Bruſt: „Dich liebe ich, dich ganz allein!"

Doktor Brand fand Rosen am anderen Morgen noch schlummernd; aber es war nicht die erquickende Ruhe der Genesung, es war die betäubende der Erschöpfung. Fast schien es, als ob die Schlummernde, ohne wieder zu erwachen, in den ewigen Schlaf hinübergleiten werde, so matt schlug der Puls, so kaum hörbar schlichen die Züge des Atems. Wohl oder übel mußte der alte Symptomiker der Diagnose des jungen Exaktikers zustimmen; der Blutverlust war stärker gewesen, als er angenommen, und nicht seelische Überwältigung hielt den Körper im Bann, sondern körperliche Erschlaffung die Seele. In welcher Weise aber den Verlust ersetzen, da das liebe Kind die geringste Nahrung verschmähte, der Schlaf, statt zu stärken, abspannte und kein Heilmittel anschlug? Der alte Herr war am Ende mit seinem Latein, und wie in derartigen kritischen Fällen, wo eben kein Rat mehr zu geben ist, auch ein braver Medikus zu der Auskunft gelangen kann, den Patienten aus seinem Gesichtsfelde zu verweisen, z. B. an die Homöopathie, über welche – bei unkritischen Fällen – kein Sarkasmus beißend genug im Sprachschatze einen Ausdruck findet; oder in ein entlegenes Bad, dessen Heilkräfte allerdings innerhalb der eigenen Praxis nicht erprobt worden sind, wo aber, falls sie sich an dem Patienten bewähren, die Genesung dem kundigen Berater zugute geschrieben wird, falls sie sich dagegen nicht bewähren, ein Kurverstoß, Diätfehler, Erkältung und so weiter die Schuld zu tragen hat, im allerschlimmsten Falle jedoch der Patient wenigstens nicht unter des Beraters Augen die seinigen schließt, – desselbigengleichen wollte auch Doktor Brand, obschon er skeptisch die Achseln zuckte, gegen das heroische Korrektiv seines neubacknen Kollegen nicht länger Widerspruch erheben.

Das Korrektiv, in einem Familienrate, dem auch Lydia beiwohnte, dargelegt, hieß: Transfusion fremden Bluts. Kein neues Mittel, allein selten angewendet. Peter Kurze selbst hatte die Operation nur ein einziges Mal von dem Meister, „zu dessen Füßen er gesessen" – eine von den wenigen euphemistischen Redensarten, deren Peter Kurze sich bediente –, vollziehen sehen, aber mit glorreichem Erfolg. Er nannte sie, natur- und vernunftgemäß, den direktesten Erneuerungsprozeß und würde ihm die weiteste Verbreitung in Aussicht zu stellen gewagt haben, insofern sich die Schwierigkeit überwinden ließe, für jedes blutarme oder blutkranke Individuum ein blutreich gesundes aufzufinden, das sich zur Teilung seines wertvollsten Lebensstoffes entschlösse. Denn von dem Lebensstoff als Lebensmittel höchst wertvoller Vierfüßler wollte der materialistische Doktor nichts wissen; der Mensch sei zwar auch eine warmblütige Bestie, aber eine Bestie, die durch Vermittlung ihres spezifischen warmen Blutes denkt. Hypothese zwar noch vorderhand, aber keineswegs eine irrationelle: mit Hülfe frischen Lebenssaftes sei sogar ein Greisenleben wieder jung zu machen!

Der Vortrag, mit Begeisterung zu Gehör gebracht, wurde nicht ohne Begeisterung aufgenommen. In Vater Blümel dämmerte die Erwähnung des Verfahrens bei einem seiner alten Heiden, deren Heilverständnis er von den Neueren selten übertroffen achtete; Lydia sah in dem Akt ein symbolisches Opfer, das ihrem innersten Sinne entsprach; Dezimus aber stimmte voll beseligender Hoffnung zu. Aus wessen Adern als den seinen hätte der lebenspendende Quell in die der Geliebten denn geleitet werden dürfen?

Noch in der Nacht dampfte Peter Kurze nach der

Univerſitätsſtadt, um – des ängſtlich ſchwachen Papa Blümel mehr als überflüſſige conditio sine qua non! – von dem Meiſter, zu deſſen Füßen Peter Kurze geſeſſen, ein Zeugnis einzuholen ad eins: über die Zuläſſigkeit der ſeltſamen Spende für die bedürftige kranke Tochter und ihre Ungefährlichkeit für den verleihenden geſunden Sohn. Ad zwei: – Superlativ aller Überflüſſigkeit! – über Doktor Peter Kurzens Befähigung für die betreffende Operation.

Schon am anderen Mittag kehrte er mit einer Siegermiene zurück. Er brachte ſchwarz auf weiß die abſolute Erledigung aller überflüſſigen Bedenken vornehmlich des ad zwei; brachte den erforderlichen Apparat und ſogar zwei junge Kollegen, welche des Meiſterſtücks Zeuge zu werden ein wiſſenſchaftliches Verlangen trugen. Er hätte unverweilt zum Angriff ſchreiten mögen; da aber in Roſens Zuſtand verſchlimmernde Symptome ſich nicht geäußert hatten und die Hoffnung nicht aufgegeben werden durfte, auch ohne das Wagnis eine Beſſerung eintreten zu ſehen, wurde auf Vater Blümels Verlangen die Operation auf Sonntag nachmittag verſchoben. Es war der des erſten Advent und des Sohnes erſte Predigt eine weihevolle Vorbereitung zu der lebenſpendenden Tat.

Das Gotteshaus war am Sonntagmorgen dicht gefüllt, ſelbſt die Untergemeinde durch ihre geſunden Inſaſſen männiglich vertreten, Not lehrt ja beten, und die quaſi Probepredigt eines Pfarramtskandidaten lockt auch in Drangſalszeiten an, zumal wenn der Prediger der Sohn des Gemeindehirten iſt. Lydia ſaß im Herrenſtuhl, und ſogar des Profeſſor Zacharias wahlverwandte Stieftochter hatte ihrem Kameraden zu Ehren die Scheu vor Kirchenluft überwunden. Als während des Morgenliedes „Auf, ermuntere dich, mein Geiſt“ der Kandidat mitten aus den

Frauenreihen heraus der kleinen Sidi hohen, hellen Diskant unterschied, hätte der kräftige Zuruf seinen Geist wohl ermuntern können, falls er bänglich bedrückt gewesen wäre.

Aber Dezimus war zu tief bewegt, um bänglich bedrückt zu sein. Hatten Muße wie Stimmung zur Vorbereitung ihm auch gefehlt, nach einer Woche wie seiner letzterlebten und über einen Epistteltext wie den des dreizehnten Kapitels des Römerbriefes, da läßt sich frei aus dem Herzen heraus am allererwecklichsten reden. War seine ganze Seele doch voll von dem einen: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung" und von dem anderen: „Die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf." Ja, hätte er auch nichts über die Lippen gebracht als das Gebet für seine Mutter, die einzige der Obergemeinde, die in dieser Woche heimgegangen war, dies Gebet würde mehr Tränen haben fließen lassen als der kunstfertigste Redebau.

Beide denn auch mit Tränen in den Augen stießen Lydia und Sidonie unter der Kirchpforte aufeinander, zum ersten Male seit ihrem harschen Bruch. Sie reichten sich schweigend die Hände und lebten fortan nebeneinander, wenn auch nicht wie Schwestern, aber doch als so gute Basen, wie es einer Tochter Joachim von Hartensteins und einer Zöglingin der alten Harfenkönigin gegeben sein konnte. Das strittige Erbobjekt war durch Sidoniens dauernde Übersiedlung in ihres Großvaters Haus erledigt, und auch Lydia hatte in ihrer nächsten Umgebung eine Aufgabe gefunden, die sie an auswärtigen Samariterdienst vorderhand nicht denken ließ.

Die Sonne stand am Himmel so hoch und so leuchtend, wie sie am ersten Advent zu steigen und zu leuchten vermag, als man sich im Pfarrhause zu der Tat bereitete, vor welcher das Herz des rüstigen Unternehmers stärker als in seiner

bisherigen Praxis, ja als in ſeinem ganzen bisherigen Leben pochte. Der Wagehals ſpielte mit ſeinem „direkten Erneuerungsprozeß“ hinſichtlich ſeines ärztlichen Renommees ſchlechthin va banque, für ſeine Heimat mindeſtens. Das Verfahren war unerlebt und unerhört, in ſiebenfache myſtiſche Dunſtſchleier gehüllt. Blut iſt eben ein ganz beſonderer Saft; es darf, nein, es muß vergoſſen werden im Kriege, von der Juſtiz, auch durch die Chirurgie. Die Zahl der Werbenſchen Gemeindeglieder, zumal weiblichen Geſchlechts, war nicht gering, die ohne gelegentliche Abzapfung mittelſt Schröpfköpfen oder Lanzette ihr Leben bedroht erachtet haben würde; aber den abgezapften Stoff, anſtatt ihn in die Goſſe zu ſchütten, einem Nebenmenſchen in den Leib zu filtrieren, das ſchien ein Frevel wider die Natur, wenn nicht gar gegen den Heiligen Geiſt, und ſcheu von der Seite, ſchier wie ein Schwarzkünſtler wurde der allbekannte Luſtigmacher des Pfarrhauſes angeſehen, als er ſich vermaß, mit der geheimnisvollſten menſchlichen Flüſſigkeit wie mit einem Apothekerſäftchen umzuſpringen; dahingegen ſein ſtillvergnügter Kumpan, der Hirtendezem, bis dato immer noch ein bißchen über die Achſel angeſehen, gleich einem Opferlamm mit weheleidigen Blicken betrachtet ward. Hätte ihn während der Operation etwa der Schlag gerührt, ſeine braven Werbenſchen Landsleute würden einen neuen Märtyrer in ihren Kalender aufgenommen haben.

Weder Neugierde noch Teilnahme ſind vorherrſchende Bauerneigenſchaften, da dieſe außerordentliche Begebenheit aber einmal direkt durch den Emeritus Beyfuß, indirekt durch deſſen vertraute Freundin, die litauiſche Lene, ruchbar geworden war, zogen Teilnehmende und Neugierige herbei, des verwogenen Bluthandels in der Pfarre Zeuge

zu werden, und die alte Lene hatte ihre liebe Not, den Zudrang der Nachbarn und Einwohner im Vorgärtchen festzuhalten, während oben im Flur Freund Beyfuß, die Kantoren beider Gemeinden, der Amtsbruder von Bielitz nebst Sidonien, die ja kein Blut sehen konnte, mit gespanntem Atem nach dem Resultat im Krankenzimmer lauschten.

Dahinein waren dem Doktor Brand zwei wissensdurstige städtische Kollegen gefolgt, im Verein mit den beiden, welche Doktor Peter Kurze aus der Universitätsstadt herbeigeführt hatte, ein Fünfgericht, und wahrlich kein milde gestimmtes, vor welchem ein junger Praktikus sich, sei es als Koryphäe der Zukunft, sei es als Scharlatan zu erweisen hatte. Der junge Praktikus bezweifelte nicht entfernt das Natur- und Vernunftgemäße der Operation an sich; er bezweifelte ebensowenig, daß ohne sie die Patientin ihrer Erschöpfung erlegen sein würde. Erlag sie ihr trotz der Operation, so hieß er ihr Mörder und – Doktor Faust, suche dir eine Klientel unter den Wasserpolacken oder den Antipoden!

An eine Stuhllehne geklammert, stand im Hintergrunde der alte Vater zitternd und bleich. Sein liebes Kind, sein jetzt ach! so weißes Röschen saß aufgerichtet, von Lydias Armen umschlungen, im Bett; das matte Köpfchen an der Freundin Brust gelehnt, ließ sie anteillos, wenn nicht bewußtlos das Erforderliche mit sich geschehen. Lydias Blicke hingen unverwendet an denen des Freundes, als ob sie dringen wollten in den innersten Grund, dem der lebenspendende Quell entsprang. Er hatte ruhig seinen Arm entblößt und mit einer wollüstigen Empfindung die roten Tropfen aus seiner Schlagader strömen sehen. Als nun aber auch der Geliebten die Pforte, durch die das Leben

einziehen ſollte, geöffnet ward, da erblaßte er, erbebte, und minutenlang, da kein Hauch im Zimmer rege ward, lag vor ſeinen Augen ein ſchwarzer Flor.

Aber der Schleier fiel; ein Schein wie vom Morgenrot flog über das weiße Blütengeſicht; die Lider weit geöffnet, ſchauten die Augen fragend und halb lächelnd im Kreiſe umher. Der Greis lag mit emporgehobenen Händen auf ſeinen Knien; Jairi Töchterlein war lebendig geworden! dem Verlobten war es, als hätte ſich eine Ehe vollzogen.

Ein Moment heiliger Stille, aber nur ein Moment! Der ſieghafte Praktikant winkte mit der Hoheit eines Souveräns die gelehrte und bewegte Verſammlung aus dem Krankenzimmer, das während der Stunden eines erhofften, herſtellenden Schlummers nur von ihm ſelbſt und der unſchädlichen litauiſchen Lene betreten werden durfte. Kein Laut der Freude, der Frage, nicht einmal ein Lobſpruch des genialen Wunderdoktors durfte in dem Gehörfelde der Patientin geäußert werden. Unten aber im geiſtlichen Gemach, da brach der Jubel aus, und war der Kandidat, als er vor drei Monaten im Ahnenſaale der Werben das Ei des Kolumbus zum Stehen brachte, ob ſeines Blicks und ſeiner Rede wie ein Genie geprieſen worden, ſo wurde er heute gefeiert, als hätte er ein Heldenopfer vollbracht.

„Edler Freund!“ ſtand in Lydias ſtrahlenden Augen geſchrieben.

„Tapferer Kamerad!“ ſchmetterte die kleine Sidi mit einem ſtarken Händedruck.

Der Greis aber zog ihn an ſein Herz und ſtammelte unter Tränen:

„In dieſer Stunde, mein Sohn, haſt du der fremden Frau die Liebe einer Mutter heimgezahlt!“

Ein paar Unzen überſchüſſiges Blut für mehr als

zwanzigjährige Muttertreue! Ach, wie oft ſind es doch ſo leicht erkaufte Erfolge, die am höchſten angerechnet und am reichſten gelohnt werden! Die wahren Opfer werden im Verborgenen gebracht, und keiner zählt ſie, und keiner zahlt ſie heim.

„Ein Glückspilz biſt du, und ein Glückspilz bleibſt du, alter Dezem! Wer ſich mit dir einläßt, hat gewonnen Spiel!“ ſagte mit einem Luftſprung Peter Kurze, und nach des Glückspilzes Dafürhalten hatte Peter Kurze den Nagel wieder einmal auf den Kopf getroffen.

Die geliebte Roſe erholte ſich wie durch ein Wunder; Leib und Seele wachten auf gleichzeitig zu Lebensluſt und Todestrauer. Nun erſt ward ſie das Fehlen der Mutter gewahr, nun erſt floſſen ihre Tränen und dämmerte das Ahnen, daß in einer kurzen Spanne ſie völlig eine Waiſe ſein werde. Denn der erſte Todesſchmerz, und wenn der Verluſt längſt überwunden wäre, die ſorgloſe Zuverſicht zu dem Leben hat er für allezeit ausgelöſcht. Die Tochter wußte, was der hinfällige Greiſenleib bedeute, und ſie hatte von Kind auf dem Vater ſtärker als der Mutter angehangen. Ihre Züge trugen ſeitdem ein vertieftes, herzrührendes Gepräge; Dezimus fand ſie reizender denn je; Vater Blümel aber, der Blumiſt, ſah in ihr nicht mehr die zum Entfalten reife Zentifolienknoſpe, des Gartens köſtlichſte Zier, und gottlob! auch nicht mehr die weiße Roſe mit dem lichtgelben Kelch, die wir ſymboliſch auf unſere Gräber pflanzen, er verglich ſie jener lieblichen Gattung, welche „errötende Jungfrau“ genannt wird, weil nur ein verſchämtes Glühen aus der Tiefe heraus die zarte Hülle durchſchimmert. Da er dieſen Wandel aber vornehmlich inneward, wenn er die Tochter in der Nähe ihres Verlobten ſah, erfüllte ſie ihn mit inniger Freude.

Der Vater hatte nicht wie ſeine Gattin auf eine Vereinigung der beiden Kinder gerechnet und ſie auch kaum gewünſcht. Er hielt geſchwiſterliche Gewöhnung weder für den Grund, aus welchem bräutliches Verlangen, noch für den, aus welchem die Würde der Ehe erwächſt. Wohl war ihm des Sohnes zärtlicheres Bezeigen ſeit ſeinen Jünglingsjahren nicht entgangen, Röschen aber, ſein Spätling, war über die gewöhnliche Grenze hinaus ein Kind geblieben, und ihre unverändert neckende Vertraulichkeit deutete nicht auf einen wärmeren Herzſchlag. Er verlängerte daher gefliſſentlich des Sohnes Entfernung vom Hauſe, bis die Vernunft oder vielleicht eine andere Neigung das reine brüderliche Verhältnis zu ſeiner Tochter hergeſtellt haben würde. Nun jedoch, da ſie unter dem Schatten des Todes ſeine Braut geworden war, da ſie dem Liebenden ein neues Leben zu danken hatte, ahnete er in der errötenden Mädchenblüte das heimliche Erwachen des Weibes, und ſeine letzte Erdenſorge ward mit dieſer Wahrnehmung geſcheucht: denn iſt der Liebesſchutz eines Gatten nicht allemal erfüllender als der der treueſten Brüderlichkeit?

Faſt in gleichem Verhältnis wie die Kranke im Pfarrhauſe ſich erholte, erloſch die Seuche in der Auengegend, und da nach ſolchem Abſchluß ein beſonders günſtiger Geſundheitszuſtand einzutreten pflegt, ſchloß gegen die Weihnachtszeit hin auch Peter Kurzens erſter Wettlauf in der ärztlichen Arena ab. Er ſchied nicht ganz leichten Herzens, aber mit dem Nimbus eines Doktor Eiſenbart. Seine Erfolge hatten in der Nachbarſchaft Aufſehen gemacht und er ſelber weislich dafür Sorge getragen, daß ſein Licht auch für weitere Kreiſe nicht unter dem Scheffel leuchte. Weit über die heimiſche Provinz hinaus ſtand in wiſſenſchaftlichen Blättern und unterhaltenden Blättchen

zu leſen von dem plötzlichen Halt der Werbener Epidemie infolge des energiſchen Eingriffs und der rationellen Behandlungsweiſe eines freiwillig zur Hülfe geeilten jungen Arztes Soundſo. Auch die wunderartige Rettung eines halb ſchon erſtorbenen jungen Mädchens durch die bisher ſelten gewagte Übertragung fremden, kräftigen Blutes wurde an dieſer Stelle in fachgemäß wiſſenſchaftlicher Beleuchtung, an jener Stelle in herzrührend populärer dargeſtellt. Auf dieſe wirkſamen Empfehlungen hin fühlte Doktor Peter Kurze ſich befugt, ſich in der Univerſitätsſtadt, „dem geiſtigen Zentrum der Provinz", zunächſt zwar nur als Praktiker niederzulaſſen, unter günſtigen Konjunkturen ſich aber auch als Dozent daſelbſt zu habilitieren. Sattelfeſt auf jeglichem ärztlichen Flügelroß oder Gaul, leuchtete ihm die ſo glorreich erprobte Blutmethode als demnächſt zu kultivierendes Steckenpferd verheißungsvoll vor. Er fühlte ſich als gemachten Mann, als ſelbſtgemachten Mann, als den eigenen Schöpfer ſeines Glücks.

Als gemachten Mann aber auch noch in einem zarteren Sinne als dem mediziniſch chirurgiſchen. Eigentümlicher Rapport mit ſeinem zweiten Freund: von nicht weniger als drei Huldgeſtalten umſchwebt, und juſt den nämlichen wie jener ſkrupulöſe Freund, ſagte – aber ohne jeglichen Skrupel – Doktor Peter Kurze der Heimatsaue Lebewohl! Numero eins: die alte Flamme, für das Herz; Numero zwei: ein weibliches Ideal, für die Phantaſie; unſchätzbare Schätze eine jede in ihrer Art. Aber ein geſetzter Mann denkt, wenn er liebt, an Hüttenbauen, und zum Hüttenbauen eines doch immer noch lediglich von der Hoffnung zehrenden Doktors der Medizin war, aus Brotſchranks- wie anderen Gründen, weder Flamme noch Ideal leider angetan. Dahingegen die dritte, keine Huldgeſtalt in

rationellem Sinn, aber geſcheut, pikant, intereſſant, als demnächſtige Erbin mehrerer Rittergüter, zum Hüttenbauen für einen dergleichen Doktor expreß geſchaffen ſchien. Über ſeinen Erfolg hegte er nicht den geringſten Zweifel. Fräulein Sidonie hatte ſich in Gelehrtenkreiſen bewegt, wußte daher eine aufgehende Leuchte der Wiſſenſchaft von einem Dreierlicht zu unterſcheiden. Fräulein Sidonie trug einen altadeligen Namen, beſaß aber hinlänglich Ingenium, um über verrottete Vorurteile erhaben zu ſein oder mindeſtens um Vorurteil gegen Vorurteil mathematiſch abzumeſſen und einzuſehen, daß ein ungleicher Schulterbau am Ende eine Freiherrnkrone und mehrere Rittergüter aufwiegt. „Transfuſion und Sidonie von Hartenſtein!“ mit dieſem Feldgeſchrei rückte Doktor Peter Kurze in die Arena des geiſtigen Zentrums ſeiner Heimatsprovinz ein.

Im Frühling wurde es ein halbes Jahrhundert, daß Konſtantin Blümel ſein erſtes theologiſches Examen abgelegt hatte. Bis zu dieſem Jubiläum, falls er es erlebte, gedachte er ſein Amt dem Namen nach beizubehalten, dann ſollte der Sohn an ſeine Stelle treten. Den Sohn drängte es nach dieſem Abſchluß. Nicht ſowohl in ſeiner Kandidateneigenſchaft als in der des Bräutigams, dem das Amt eine nicht mehr bloß mit Freuden, ſondern mit Bangen erſehnte Erfüllung bringen mußte.

Denn ſeltſam! die Roſenwandlung, welche dem Vater ſo befriedigend erſchien, ſie erſchien dem Verlobten je mehr und mehr befremdlich, und wenn der völlige Beſitz die Wandlung nicht rückläufig machte, ſo hätte er ſchier verzweifeln müſſen. Die errötende Jungfrau, ach! war ſein liebes Röschen nicht mehr! Nicht, daß ſie ſich unſchweſterlich gegen ihn bezeigt hätte; im Gegenteil, nur allzu

ſchweſterlich, ja im Grunde erſt jetzt ſchweſterlich, da bisher doch immer mit dem ſchelmiſchen Übermute eines Hätſchelkindes zu rechnen geweſen war. Nun zeigte ſie ihm den Anteil einer mehr Verpflichteten als Berechtigten, ſorgte für ihn mit nahezu dem Eifer ihrer ſeligen Mutter, ging ernſthaft wie eine Freundin auf ſeine Beſtrebungen ein, nannte ihn, Tränen in den Augen, ihren Lebensretter; aber ſie neckte ihn nicht mehr, widerſprach ihm nicht mehr, umtändelte ihn nicht mehr wie ſonſt, und wo war die Liebende, die hoffende Braut? Hatte ſie ſich bisher hüpfend an ſeinen Arm gehängt, ſich die Händchen ſtreicheln laſſen, Wangen und Stirn ihm zum Kuß gereicht, nun ging ſie ehrbarlich an ſeiner Seite, entzog ihm die Hand, entwand ſich den Armen, die ſie verlangend umfingen, und ach! von Sichküſſenlaſſen durfte gar nicht mehr die Rede ſein.

Anfänglich ehrte Dezimus dieſe Zurückhaltung als ein geziemendes Traueropfer, oder er dachte wohl auch: ſie hat dem Tode in das Auge geſehen und muß erſt wieder leben lernen; bemerkte er aber, wie ſie in Gegenwart dritter zu all ihrer früheren Munterkeit zurückkehrte, hörte er die Scherzreden, die ſie mit der kleinen Sidi wechſelte, überlas er die je mehr und mehr ſich wieder freudig ſtimmenden Briefe, die ſie an die Schweſtern, an Philipp, Peter Kurzen und ſogar Freund Martin ſchrieb, dann mußte er ſich ſagen, daß eine natürliche, wenn auch noch ſo leidvolle Erfahrung das Grundweſen eines Menſchen auf die Dauer nicht umwandele und daß das heitere Blumenkind einzig und allein gegen ihn verändert ſei. Sollte das in Wahrheit der Umſchlag geſchwiſterlicher in bräutliche Liebe ſein?

Die Couſinen Hartenſtein trafen ſich allabendlich in der Pfarre, und niemals kamen ſie, ohne dem Greiſe irgend-

eine Erquickung mitzubringen; die eine eine ſchöne Blume oder Frucht; die andere von dem guten Wein, der ſich an Papa Mehlborn dauernd als Spezifikum bewährte. Lydia und der Vater unterredeten ſich dann erbaulich miteinander, während Sidonie in der Nebenſtube auf dem klangvollen Flügel der Harfenkönigin muſizierte. Zwar hatte ſie ihren eigenen nicht minder klangvollen ſich aus der Schweiz nachſchicken laſſen; was aber ein richtiger Muſikant iſt, verlangt nach dem Anklang in einem Menſchenohr, und weder das von Papa Mehlborn noch von Muhme Timpel waren akuſtiſch auf ein Echo angelegt. Auch Dezimus leiſtete ſeinen kräftigen Baß, und Röschen trillerte wie ein junger Pirol, wenn es, der Trauerzeit entſprechend, auch nur ernſte Weiſen waren, die zum Vortrag kamen.

Nach dem geiſtlichen Konzert wurde geleſen. Sidonie, die weitaus am reichſten Gebildete des jugendlichen Kreiſes und mit allem Trefflichen wohl verſehen, hatte das Buch des Tages, den Kosmos, in das Haus geſtiftet. Ihr Kamerad trug vor, erläuterte und ſchwelgte dabei in ſeinem eigenſten Element; der Greis überſetzte, nach ſeiner Art, die wahrnehmbare Welt ſymboliſch in die des ahnenden Gemüts; Lydia, die Hände im Schoß, ſog mit großen Augen und der Begierde eines dürſtenden Kindes ungekannte Lebensſtoffe ein; Sidonie nickte verſtändnisvoll, während die Hände wie auf einer Klaviatur ſich dehnten und drückten, Roſe aber lächelnd mit den zierlichen Fingern Läppchen und Fädchen zu Blättern und Blumen zuſammendrehte und nur mit halbem Ohr auf die Wunder der Welterſcheinung lauſchte, von denen ſie ſogar nur wenige mit ganzen Augen betrachtet haben würde. Wenn Peter Kurze Zeuge dieſer abendlichen Unterhaltungen geweſen wäre, was er indeſſen nicht ward – möglicherweiſe weil

ein gewiſſer Korb ihn beſchwerte, wahrſcheinlichererweiſe weil er bereits anderweitigen Spuren folgte –, angenommen aber, daß Peter Kurze den Lektor ſo inmitten der drei ungleichartigen Hörerinnen, die ſich gleicherweiſe ſeine Freundinnen nannten, hätte ſitzen ſehen, würde er ihn dem Hahn im Korbe oder, edler ausgedrückt, der Perle im Golde verglichen, ein Uneingeweihter aber eine Braut unter den Freundinnen ſchwerlich vermutet haben.

Zwei von ihnen führte der Freund dann regelmäßig im winterlichen Abenddunkel nach ihren Heimweſen zurück; Lydia bis an das Schloß, Sidonie die Terraſſen hinab zum Gute hinüber; kehrte er aber dann beflügelten Schrittes ſehnſüchtig nach der Pfarre zurück, ſo hatte die, welche ſeine Braut hieß, ſich bereits zur Ruhe gelegt und dem Vater ihren Gutenachtgruß aufgetragen. Seufzend ſetzte der Bräutigam, bevor er ſich in der Kammer des Vaters auf ſein Bett warf, ſich an den Arbeitstiſch, zerwühlte ſich Hirn und Herz, aber die exegetiſche Abhandlung rückte nicht vor und die über die Sternſchnuppen kam ihm gar nicht mehr in den Sinn.

So war es denn ein wunderliches Weſen, das in dem ſtillen Pfarrhauſe ſich umtrieb; aber froh und reich verlief unter demſelben dem Greiſe der Winter, den er mit ungetrübter Klarheit ſeinen letzten nannte, ja gefliſſentlich ſo nannte, um die Kinder mit ſeinem Heimgange vertraut zu machen. Seine Körperkräfte ſchwanden ſichtbar, aber die des Geiſtes und ſelber die der Sinne blieben rege. Schlummerte er auch oftmals ein, beim Erwachen fühlte er ſich aufgefriſcht zum Geben und Empfangen. Sein Trachten ging dahin, den friedlichen Zuſtand, in welchem er ſchied, ohne Unterbrechung für ſeine Lieben zu befeſtigen.

An einem Nachmittage bald nach Neujahr, als er mit

dem Sohne zum Zweck von deſſen Sonntagspredigt das Evangelium von der Hochzeit von Kanaan mit der herrlichen Epiſtelperikope des zwölften Römerbriefes erläuternd zuſammengeſtellt hatte, winkte er auch die Tochter an ſeine Seite, und indem er beider Hände in die ſeinen nahm, ſagte er ohne weitere Einleitung:

„Und warm im Herzen von dieſer öffentlich verkündeten apoſtoliſchen Vorſchrift, die für den prieſterlichen Stand wie für den ehelichen eine goldene Regel iſt, verlies dann, mein Sohn, das geſetzliche Aufgebot und erflehe Gottes Segen zu deiner Verbindung mit meinem lieben Kind."

Beide Verlobte ſtießen einen Schrei aus. Er der hellen Freude, ſie des Erſchreckens, ja ſchier des Entſetzens. Der Vater achtete weder des einen noch des anderen, ſondern fuhr in ſeiner natürlichen Gelaſſenheit fort:

„Daß es mein Wunſch iſt, als letzten Dienſt in meinem Amt eure Hände ineinanderzulegen, vielleicht noch eine kurze Spanne eures Glückes Zeuge zu ſein, dürfte gegen manche ſchwer wiegende Bedenken kaum in Betracht kommen. Aber indem ich eure Vereinigung beſchleunige, erleichtere ich euch die Trennung von mir. Denn das iſt ja eben der höchſte Segen der Ehe, daß ſie die Bürde des Lebens erleichtert, weil ſie die Tragkraft verdoppelt. Indeſſen hat, neben der des Gemüts, noch eine zweite weltliche Erwägung dieſen Entſchluß in mir gereift. Stürbe ich, bevor ihr Mann und Frau geworden, würde die friedliche Ordnung eurer Gegenwart für längere Zeit unterbrochen. Es gäbe ein Rennen und Laufen, das in Trauertagen doppelt ſtörend iſt. Entweder müßteſt du, Dezimus, bis nach deiner Ordination die Pfarre verlaſſen und das Amt, das du im weſentlichen verwalteſt, einem anderen anvertrauen; oder Roſe müßte im erſten Herzeleid zu einer

ihrer Schwestern übersiedeln, da ihr über meinen Begräbnistag hinaus nicht unter einem Dache leben dürftet."

„Und warum," rief Rose und schüttelte das Strudelköpfchen so unwirsch wie in ihren fröhlichsten Tagen, „warum, Väterchen, sollen Bruder und Schwester nicht wie bisher unter einem Dache leben dürfen?"

„Weil sie Bruder und Schwester nicht mehr sind, sondern Bräutigam und Braut, mein Kind," versetzte der Vater, „und weil jeder Mensch, aber ein Diener des Amts zumeist, sich den gemeingültigen Gesetzen der Sitte und Schicklichkeit zu fügen hat."

„Aber welchem vernünftigen Menschen fällt denn so etwas – so etwas Albernes ein?" eiferte Rose. „Und bloß um der dummen Bauern willen sollen wir die Trauerzeit um unsere Mutter mit einem Feste unterbrechen?"

„Wir werden kein Fest feiern, mein Töchterchen. Ich lege in Gegenwart unserer lieben Abendgäste eure Hände still ineinander, und deine verklärte Mutter wird segnend im Geiste unter uns sein."

Der Vater sagte das wohl und sagte es mit Überzeugung. Im Herzensgrunde jedoch hatte der Vorwurf der Tochter Einlaß gefunden. Nicht daß er ihn bei sich selbst unerwogen gelassen, aber daß er ihn von ihr nicht erwartet hätte. Er blickte mit bewundernder Liebe auf sein zartsinniges, treues Kind, und als er gar Tränen in seinen Augen gewahrte, sagte er, nach einer sinnenden Pause, mit jener Kindesunschuld, die sich bis zum Grabesrand in diesem seltenen Menschen der gereiftesten Weisheit verbunden hat:

„Wer sollte es nicht würdigen, wenn ein feiner weiblicher Sinn vor der höchsten Erfüllung bangt, solange einem berechtigten Empfinden nicht sein Genügen ward?

Kennen wir denn aber nicht unſeren Dezimus? Er wird in deiner kindlichen Treue eine Bürgſchaft mehr für ſein eigenes Glück gewahren und ſich, auch als dein Gatte, mit der Liebe einer Schweſter begnügen, ſolange der Trauer um eine Mutter nicht ihr Recht geſchehen iſt."

Dezimus legte ſchweigend ſeine Hand in die dargebotene des Greiſes. Er tat es mit niedergeſchlagenen Augen, und wennſchon er im Leben nicht ſelten mit verräteriſchen Blutwogen zu ſchaffen gehabt hat, ſo über und über in Karmin getaucht wird ſein ehrliches Geſicht ſchwerlich je zuvor oder je nachdem geweſen ſein, aber auch ſein Herz ſelten peinvoller geſchlagen haben.

Roſe hatte während des Vaters letzten Worten wie verſteinert geſeſſen. Jählings überfiel ſie ein Zittern; ſie ſprang auf, und die Hände vor das Geſicht geſchlagen, floh ſie aus dem Zimmer. Der Vater lächelte ſtill vor ſich hin. Dem Bräutigam lag eine Zentnerlaſt auf dem Herzen.

Zu ſeiner Erleichterung trat im nämlichen Augenblick der Emeritus Beyfuß ein, behufs einer amtlichen Anfrage, da er der Küſterpflicht nicht gleichzeitig mit der des Schulregenten entſagt hatte. Sein alter Herr teilte ihm die gefaßte Entſchließung mit. Es lag ihm daran, ſeine Gemeinde über die Beweggründe des immerhin auffälligen Schrittes vorbereitend aufzuklären, und für derlei Vorbereitungen war der Adlatus Beyfuß juſt der rechte Mann. Mutter Hanna hatte ihn allezeit die wandelnde Glocke genannt.

Roſe kehrte in das Zimmer erſt zurück, nachdem die beiden Freundinnen eingetroffen waren; ſie ſetzte ſich in den Ofenwinkel und ſprach an dem Abend kein Wort. Der Bräutigam ſtand ebenſo ſchweigſam im Fenſterbogen. Er ſtarrte zum Himmel empor, an dem doch, ſo dick war

der Nebel, kein einziges Sternchen zum Durchbruch kam. Der Vater teilte auch seinen lieben Abendgästen das Vorhaben mit, das seinem Leben einen beruhigenden Abschluß geben sollte. Da Rose ihre Bedenken nicht von neuem laut werden ließ, blieben sie unerwähnt, und es befremdete Dezimus einigermaßen, daß Lydia, die für alles Edle und Schickliche doch so feine Organe hatte, jene Bedenken nicht vorauszusetzen, sondern das Verlangen nach der väterlichen Weihe für den Bund der Herzen das natürlichste zu finden schien. Das musikalische, für Mißklänge daher äußerst scharfe Ohr der kleinen Sidi dahingegen spürte die durch diesen Akkord gestörte Harmonie bald genug heraus, war auch über die Urheberschaft der Störung nicht im Zweifel. Dem Vater sagte sie zwar nur in trockenem Ton, daß ihm eine recht lange Frist gegönnt sein werde, sich des Glückes seiner Kinder zu erfreuen, da Todesvorbereitungen gewöhnlich in Lebensverlängerungen umschlügen; während des Heimwegs, der heute zu verfrühter Stunde, weil ohne geistliches Konzert samt Weltbetrachtung, angetreten ward, spottete sie jedoch nach Herzenslust über die hochzeitliche Stimmung, die im Schmollwinkel ausgeschwiegen worden sei.

Die kluge Sidi hatte, wenn sie spottete, immer einen Zweck und fast immer einen so guten, daß Lydia ihm zugestimmt haben würde, insofern sie ihn unter solcher Verkappung erkannt hätte. Sie erkannte ihn auch heute nicht. Rosens Widerstreben war ihr wohl nicht entgangen, aber das leichtherzige Kind gewann dadurch in ihrer Schätzung, wie es schon in der des Vaters gewonnen hatte, und so wendete sie mit vorwurfsvollem Tone ein:

„Muß denn nach dunkler Nacht das Auge sich nicht erst an das Sonnenlicht gewöhnen lernen?“

Dezimus drückte ihr für dieſes gute Wort die Hand; Sidonie zuckte nur ſchweigend die Achſeln, als ſie den Weg aber allein mit dem Freunde fortſetzte, ſagte ſie unmutig:

„Wenn dieſe Idealiſten doch nur das Urteilen bleiben laſſen wollten! Alles wird nach dem eigenen Gefühlsmaßſtabe bemeſſen; nichts nach dem der Natur, der Individualität. Zu ſtark wäre für dieſes frohe Auge das Licht des Glücks? Zu ſchwach iſt es ihm. Das Leben iſt mächtiger als der Tod. Roſe denkt nicht an ihre Mutter!“

Sie merkte zu ſpät, daß ſie die wundeſte Stelle im Herzen des Freundes berührt habe, und lenkte daher begütigend ein:

„Das liebe Mädchen, mit Staunen haben wir alle es bemerkt, hat ſich redlich Mühe gegeben, ſich Ihrem Weſen, Freund, anzubilden. Nicht weil ſie Ihre Braut geworden, dies Verhältnis dünkte ihr von klein auf das natürliche, aber weil ſie Ihnen das Leben zu danken glaubt und ſie das Leben liebt. Nun müſſen aber auch Sie ſich Mühe geben, ſich ihrem Weſen anzupaſſen; das heißt nicht nur es ſich ſpieleriſch gefallen zu laſſen, ſondern ernſthaft darauf einzugehen. Roſe iſt durchaus nicht das Kind, für das ſie ſich gibt und für das ſie genommen wird. Sie iſt eine fertige Natur und kann ein Charakter werden. Sie weiß, was ſie will, weiß, warum ſie lacht und weint, mit dem Lockenköpfchen nickt und es ſchüttelt. Und eben in dieſer bewußten Urſprünglichkeit, in dieſer Wechſelwirkung von Kinderſinn und Überlegung wirkt ſie auf jedermann ſo reizend. Allezeit ein Kind ſein macht läppiſch, allezeit überlegt ſein unausſtehlich. Bei alledem iſt ihr Grundweſen die Freude, und dieſem natürlichen Freudenſinn müſſen Sie auch bei dem gegenwärtigen Anlaß Rechnung tragen,

Dezimus. Ihr gegenseitiges Verhältnis ist ja nicht auf eine sich überstürzende Leidenschaft angelegt, so wie etwa mein Max eine ‚große' Liebe versteht. Wie oft mögt ihr beide euch in aller Seelenruhe euer Verhältnis als Mann und Frau ausgemalt haben, kaum viel anders als das von Bruder und Schwester. Aber die Hochzeit hat die Kleine sich jederzeit als ein besonderes Fest gedacht, in ihrem beschränkten Kreise sie niemals anders als hohes Fest gefeiert. Die Hochzeit ist im Frauenleben der trennende goldene Schnitt, der leuchten soll weithinaus in ein nur allzuoft graues, trübseliges Einerlei. Was bedeutet der Braut nicht schon das frohe Schaffen der Aussteuer? die Wahl des Hochzeitskleides, der Gedanke an Schleier und Kranz, in dem auch die Häßlichste einen Schönheitstriumph feiert! Nehmen Sie ihr aber auch noch Sang und Klang des Polterabends und Hochzeitsschmauses, und aus dem goldenen Schnitt wird ein bleierner oder bestenfalls einer, der sich von dem abgebleichten Metall der Altargefäße nicht unterscheidet. Ja, wer weiß, hat sich Ihr bewegliches Bräutchen nicht gar auf eine Hochzeitsreise gespitzt! Es geht nicht, Freund, so ohne Zier und Lust; ein Sterbebett im Hintergrunde und eines im Spiegel vorgehalten, die Kinderstube, in der die Wiege gestanden hat, nunmehr die Hochzeitskammer. Papa Blümel würde freilich diese unklassische Auffassung vom goldenen Schnitte nicht gelten lassen. Sie müssen ihn hinzuhalten suchen; ich will Ihnen treulich darin beistehen. Ich kenne aus alter wie neuer Erfahrung die Zähigkeit eines Greisenlebens. Lassen Sie nur erst die Frühlingssonne scheinen und im Garten die Blumenkinder sprießen, dann wallen auch im Herzen die stockenden Säfte wieder auf, der umnebelte Hochzeitsstern wird golden blinken, und die Kranzjungfern Lydia und

Sidi werden mit Peter Kurzen und Held Martin den luſtigen Brautreigen führen."

Hatte das kluge Mädchen recht? War es wirklich nur das? Und konnte es dem Liebenden ein Troſt ſein, wenn es wirklich nur verkümmerte Freude war, welche den ſtarken Trieb des Weibes alſo im Banne hielt? Nein, ach nein! Er ahnete es ja nicht erſt ſeit heute, daß es ein anderes war; ein größeres oder geringeres; die Wirkung des unerklärlichen Roſenwandels. Mochte Lydia den Ernſt der Stimmung zu hoch anſchlagen, Sidonie ſchlug ihn zu niedrig an. Hier klaffte eine Lücke, und welches Geheimnis auch auf ihrem Grunde brütete, die Stunde drängte, er durfte ſein Auge nicht länger vor dem ſchneidenden Lichtſtrahl verſchließen.

Stundenlang nach der Trennung von Sidonien war er im dicken Nebel, der Himmel und Fluß umhüllte, den Uferpfad hin und wieder geſchritten, Zweifel und Fragen auf und ab wälzend wie den Stein des Äoliden: „daß der Schweiß ſeinen Gliedern entfloß, von ſchrecklicher Mühe gefoltert." Mitten in der Nacht kehrte er heim. Der Vater war längſt zur Ruhe gegangen, und eben das hatte er gewollt. Er hätte heute kein Wort mehr aus ſeinem Munde, den Blick ſeiner Augen nicht ertragen. Aber im Wohnzimmer brannte noch die Lampe, und ſchon auf der Treppe kam Roſe ihm entgegen, mit dem Finger auf dem Munde und einem Wink, bei ihr einzutreten. Sie ſah ſo blaß aus wie jüngſt auf dem Krankenlager; ein Zug faſt von Trotz dehnte die Lippen, die ſich ſonſt ſo anmutig kräuſelten, als ob ſie in einem gewaltſamen Entſchluß die Zähne aufeinanderpreſſe. Über den Augen jedoch lag ein feuchter Flor; ſie hatte geweint.

„Ich habe dich erwartet, Dezimus," ſagte ſie ruhig,

indem ſie auf einen Stuhl dem ihren gegenüber deutete, „weil ich dir heute noch etwas ſagen muß. Es wird dir wehe tun; aber irremachen wollen darfſt du mich nicht, denn ändern kann ich es nicht, wahrhaftig nicht.“

Sie ſann ein Weilchen, den Blick am Boden, dann fuhr ſie fort:

„Dezimus, wir müſſen dem Vater den Willen tun. Er iſt ſo ſchwach, und wir wiſſen jetzt, wie raſch ein Leben endet. Er muß im Glauben an unſer Glück die Augen ſchließen oder ganz allmählich an eine andere Auffaſſung gewöhnt werden. Darum verkünde nur das Aufgebot. Drei Wochen ſind eine lange Friſt. Es wird ſich bis dahin ein Aufſchub erſinnen laſſen. Im äußerſten Falle werde ich wieder krank. Mir iſt ſchon jetzt, als würde ich es ohne Lüge. Es rückt dann die Faſtenzeit heran, in der er nicht leicht eine Ehe ſchließen würde; es kommt der Frühling, der ihn kräftigen wird, – wenn nicht – nun, du verſtehſt dies ‚wenn nicht‘. Wir erſparen ihm die Wahrheit, oder er könnte ſie ertragen; die Wahrheit, Dezimus, daß, ſeit ich deine Braut geworden bin, ich weiß, daß ich deine Frau nicht werden kann.“

„Haſt du mich denn nicht mehr lieb, Roſe?“ fragte er; nein, er hauchte es, oder vielleicht dachte er die Frage auch nur; aber Roſe hatte ſie verſtanden. Sie mochte die Tiefe ſeiner Bewegung nicht geahnt, den Grad ſeiner Wärme nach dem der ihren bemeſſen haben. Möglich, daß ſie bis dahin auch mehr das, was ſie ſelber aufgab, als die Entſagung, die ſie forderte, in Betracht gezogen hatte. Nun, da ſie ſeine Erſchütterung inneward, ſagte ſie mit herzlicherem Klang als zuvor:

„Ich habe dich noch lieb, Dezimus, mehr denn jemals lieb, ja im Grunde liebe ich dich erſt jetzt; denn erſt jetzt

weiß ich, was du wert biſt, und daß es keine beſſere Liebe gibt als die deine zu mir. Sieh, ſeitdem ich mich auf mich ſelbſt beſinne, dachte ich nicht anders, als daß wir von Natur zueinander gehörten; ich freute mich auf die Zukunft, die der Vergangenheit glich, und fühlte mich als deine Verlobte, lange bevor ich es war. Denn in der Stunde, da ich es ward, fühlte ich nur den eiſigen Tod, und dann fühlte ich tagelang nichts, gar nichts, bis du mir mit deinem Blute das Leben wiedergegeben hatteſt und ich nun plötzlich wußte, wie ich dich liebte, wie tief ich dich liebte, – aber nicht als dein verlobtes Weib. Es war eine Blutesliebe geworden, eine Geſchwiſterliebe, und nicht wahr, guter Dezimus, du würdeſt mir das Leben erkauft haben, auch wenn du wußteſt, welchen Preis du dafür zu zahlen hatteſt?"

Er ſagte nicht ja, obgleich er es hätte ſagen dürfen. Nach einer Pauſe fragte er ſo leiſe wie vorhin: „Liebſt du einen anderen, Roſe?"

Das ſchelmiſche Lächeln ihrer früheren Tage flog über ihre Lippen. „Einen anderen?" verſetzte ſie. „Närriſcher Dezem, ei, wen denn wohl? Peter Kurzen oder Held Martin? Schäme dich doch, Dezimus, du beleidigſt dich und mich mit derlei Rivalen! Und dennoch," ſetzte ſie nach einer nachdenklichen Pauſe hinzu, „und dennoch könnte ich am Ende mit jedem von ihnen leichter fertig werden als mit dir. Denn über ſie lachte ich mich hinweg; aber mit dir iſt es mir heiliger Ernſt; dir könnte ich nichts Halbes geben, heute mindeſtens nicht mehr geben."

Sie hielt betroffen inne, da ſie ihn mit einem Tränenſtrom kämpfen ſah; dann aber, immer wärmer und wärmer werdend, fuhr ſie mit der ihr eignenden holden Beweglichkeit fort:

„Ich werde nie einen Menschen, wie du bist, wiederfinden. Ich habe dich lieber als alle anderen Menschen, als meine Schwestern alle zusammengenommen. Nur meinen Vater habe ich ebenso lieb wie dich; aber wie lange werde ich meinen lieben Vater noch haben? Dezimus, ich blicke zu dir auf wie – zu meinem Schutzengel würde ich sagen, wenn ich die fromme Lydia und nicht Rose Blümel wäre, die an Schutzengel nicht glaubt, nur an gute Menschen wie du. Sieh, Dezimus, ich wüßte mir nichts Schöneres auszudenken, als mein Leben lang um dich zu sein, hier in der Pfarre oder anderwärts, wo es dir gefiele, als dein Kind, als deine Schwester, deine Freundin, deine Versorgerin, als – ach, lächele doch nur ein einziges Mal, Dezimus – als deine demütige Magd, nur nicht als deine Frau. Erst seit dein Blut in meinen Adern fließt – oder wäre es, daß der Tod mich reif gemacht? –, erst seit ich deine Braut bin, weiß ich, was es heißt, eines Mannes Weib zu sein, und ich weiß auch, was es heißt, eine Sünde begehen wider den Heiligen Geist. Ich würde den Himmel auf Erden an deinem Herzen haben, und wenn ich dich von mir weise und habe auch meinen Vater nicht mehr, ach, dann bin ich ja das allerverlassenste arme Kind auf der ganzen Welt. Und dennoch, etwas, etwas Heimliches, das ich nicht nennen kann – es muß doch wohl mit dem Dämon, an den des Vaters alte Heiden geglaubt, seine Richtigkeit haben, Dezimus! –, ja, ein Dämon sträubt sich und bäumt sich gegen meinen Willen wie gegen einen Frevel an der Natur. Du weinst, Dezimus? Ach, weine doch nicht! Ich bin ja deine Tränen gar nicht wert. Nein, so traurig darfst du mich nicht ansehn, Dezimus. Hast du mich denn wirklich so sehr lieb? Das habe ich mir ja gar nicht gedacht. Du bildest es dir am Ende nur ein. Du

wirſt eine andere finden, die beſſer iſt als ich; die wirſt du heiraten und glücklich werden und mir es noch einmal danken, daß ich dich nicht ſo geliebt habe, wie ſie dich liebt. Oder höre, Dezimus, wer weiß, ob es bei mir nicht ein Nervenſpuk iſt, den die Krankheit zurückgelaſſen hat, oder das Todesgeſicht? Die ſelige Mutter hat mich ja immer einen Querkopf geſcholten! dein Blut in meinen Adern kann verſickern. Der Menſch wird alle paar Jahr ein neuer, ſagt Peter Kurze. Ich glaube es freilich nicht; aber es kann ja ſein; du mußt nur Geduld mit mir haben, Dezimus. Ich kann dich ja wieder lieb haben lernen wie ſonſt, wo ich ſo gern deine Frau geworden wäre, ſo lieb, wie ich dich lieb haben möchte. Aber wahrlich, wahrlich, Dezimus, niemals mit einer beſſern Liebe als in dieſer Stunde, wo ich ohne Neid und Groll eine Stimme im Innerſten ſagen höre: Es iſt ſein alter Johannisſegen, der ihn vor dir und vor ſich ſelbſt bewahrt."

Dezimus reichte ihr ſtumm die Hand und ſchlich in die Kammer, wo der Vater ſchlief. Und da hat er in dieſer Nacht wohl einen guten Kampf gekämpft, aber keinem Menſchen iſt es eingefallen, ihn ob ſeines Sieges als Helden zu preiſen. Und ob ihm ſein ſchweigendes Bräutigamsopfer eines Tages heimgezahlt werden wird? — Ach, was fragt ein Menſch nach dem Glück, das er gewinnen kann, in dem Augenblicke, wo er das, was er beſaß, verlor? Dezimus hatte ſeine Roſe niemals ſchöner geſehen, ſie niemals ſo heiß geliebt wie in dieſer Nacht.

Der Morgen kam, der Vater erwachte. Dem armen Dezimus wurde es plötzlich wieder ſchwarz vor den Augen. Denn in dem Kampfe, den er auszukämpfen hatte, da ſchien die Proklamation, welche ihm für den Sonntag auf-

gegeben worden war, freilich nur ein geringfügiges Hindernis. Wenn aber einer eine schwere Last bergan zu tragen hat, da hemmen die Steinbrocken, die auf seinem Wege verstreut liegen, den strauchelnden Schritt mehr als der jähe Felsenvorsprung, der sich in weitem Bogen umgehen läßt. Tag und Nacht rang Dezimus mit dem Entschluß, dem Vater die Wahrheit zu bekennen. Aber der Greis war in diesen Tagen so sterbensmatt; hätte eine starke Erregung gewagt werden dürfen? oder welche schonende Täuschung wäre zu ergrübeln gewesen?

So legte Dezimus sich denn am Sonnabend nieder mit dem Vorsatz, morgen nach der Predigt zu verkünden: „Es sind entschlossen in den heiligen Ehebund zu treten" und so weiter und darauf des Himmels Segen zu seiner Verbindung mit Rose Blümel zu erflehen. Fest jedoch stand es in ihm, nach dieser bewußten, groben Unwahrheit mit dem priesterlichen Amte abzuschließen, sobald er die müden Greisenaugen zugedrückt haben würde.

Einer Nacht ohne Schlaf folgte gegen Morgen ein Halbschlummer ruhelos wie jene. Die häßlichen Zweifel des Wachens verkehrten sich in Schwindelängste des Traums. „Von der Kanzel fallen" nennt der Volksmund das kirchliche Aufgebot. Bräutigam und Braut stehen auf einem hohen Gerüst. Er sieht sie straucheln, sinken, will sie halten, taumelt und stürzt mit einem gellen Schrei ihr nach in die Tiefe. Über dem Schrei wachte er auf. Der Greis stand an seinem Bette.

„Du sollst nicht lügen, mein Sohn," sagte er ruhig, und das kirchliche Aufgebot wurde nicht verkündet.

Wochen vergingen ohne in die Augen springende Veränderung; der Vater schien seinen Plan vergessen zu haben,

und wer hätte ihn daran erinnern ſollen! In der Gemeinde hatte ſich die Sage verbreitet, der Paſtor habe, da er ſich merklich kräftiger fühle, die Trauung verſchoben, bis er ſie zum Frühling in ſeiner Kirche zu vollziehen imſtande ſei. Möglich, daß Roſe des befliſſenen Adlatus Einbläſerin geweſen iſt; vermutlicher indeſſen Fräulein Sidonie.

In der Pfarre wurde die Weltbetrachtung fortgeſetzt; Sidonie ſpielte ihre Fugen. Dezimus dankte es Lydia, daß ſie, ihre Sangesſcheu vor fremden Ohren überwindend, jetzt regelmäßig an ſeiner Statt den Vater durch ein Beethovenſches Gellertlied oder eines von ſeinem alten Bach erquickte. Nie hatte er einen reineren, edleren Alt gehört. Ohne daß ein aufklärendes Wort gefallen wäre, verſtanden beide Freundinnen den Grund von des Bräutigams traurigen Augen. Sidonie, wenig von der heimlichen Löſung überraſcht und ſie noch weniger beklagend, dachte: „Er muß durch!“ ſuchte ihn mit Ernſt und Scherz zu zerſtreuen, brachte ihm gute Bücher, Karten, kleine optiſche Inſtrumente, machte ihm Freude, wo ſie konnte. Mehr aber, wahrhaft wohl, tat ihm Lydia, die, ahnungslos von ſeiner Erfahrung betroffen und in ſeine Seele betrübt, ihn mit einer leiſen, ſchweſterlichen Güte umſpann und in deren Blicken geſchrieben ſtand: „Ich weiß, was Sehnſucht heißt, mein Freund.“ Zu ihrem von Tage zu Tage wachſenden Verſtändnis ſeiner wiſſenſchaftlichen Intereſſen geſellte ſich nun noch ein herzliches Mitleid, wie ſeinerſeits der gewohnten hohen Verehrung ſich eine dankbare Rührung verband, um ihre gegenſeitige Freundſchaft zu einer vollſtändigen zu machen. Oftmals aber ſchmerzte es ihn, daß von all dieſer Güte er allein der Empfangende war, und um die arme Roſe, die ihre Brautkrone doch ſo tapfer der Wahrhaftigkeit geopfert hatte

– die Billigkeit dieſer Einſicht hatte die Kränkung dem Verſchmähten, Gott ſei Dank, nicht geraubt –, um ſie kümmerte ſich keiner als er allein.

Freilich ſah Roſe nicht danach aus, als ob ihr eine Zukunft verſchüttet worden wäre. Ein neuer, ſeltſamer Geiſt ſchien in ihr aufgewacht. Oder wäre es der ihres Einſt geweſen, der mit dem „reifenden Todesgeſichte" um ein heimlich Werdendes rang? Wallende Unruhe wechſelte mit grübelndem Verſinken; manchmal war es, als fühle ſie ſich ſelbſt ängſtlich den Puls, manchmal, als dränge es ſie, ſich einem Menſchen an die Bruſt zu werfen. Die ernſte Lydia nannte ihren Zuſtand Gewiſſensbangen, die kluge Sidi dagegen einfach Langeweile ob Fugen und Weltbetrachtung. „Das Roſenkind weiß, was es will, wenn es am wenigſten es zu wiſſen ſcheint," war heute wiederum ihr Satz.

Ob die kluge Sidi ſich aber heute nicht wiederum täuſchte? Ob das Roſenkind wirklich wußte, nach was es verlangte? Und was verlangte es denn? Sich freuen, gefallen, geliebt werden wie einſt? Oder was mehr? War die „querköpfige Laune" verflogen? das Blut des Bruders in ihren Adern verſickert? Bereute ſie den heimlichen Bruch? Hatte die „beſte Liebe" der natürlichen Liebe wieder Raum gegeben? Dezimus, wenn er ihren lächelnden Blicken begegnete, wenn ſie ihm herzlich die Hand reichte, die er freiwillig nicht mehr zu berühren wagte, der arme, törichte Dezimus hoffte wieder nach armer, törichter Liebhaber Art.

In dieſe lauernde Stimmung drang nun aber, ſonderbar belebend, ein Hauch von dem prickelnden Atem der Zeit, und wie Sidonie es geweſen war, welche die Weltbetrachtung gegen die Todesbetrachtung auf die Tagesordnung gebracht hatte, ſo war ſie es jetzt wieder, welche

für die Streitfragen der Herzen in denen der Politik einen Ableiter fand. So zurückgezogen ſie gegenwärtig lebte, ſie hatte bis vor kurzem in einem regen Verkehr geſtanden, ſtand noch mehrfältig und zumal mit ihrem Stiefvater Zacharias in einem Briefwechſel, der ſich nicht mit Intimitäten befaßte; ſie hielt die bedeutendſten Zeitblätter und Publikationen auch des Auslandes, und was der Hauptfaktor war, bei ſtarker Erhaltſamkeit der Geſinnung beſaß ſie einen ſcharfen Sinn für das Schürende und Treibende im Einzelleben wie im allgemeinen. Allerorten witterte ſie Gärung und glimmende Glut, zumeiſt aber dort, wo das Herz ſchlug, in dem das ihre pulſte.

Für den Augenblick zwar wußte ſie Max fern. Der Brief, in welchem ſie ihn zu dem Herrenleben in Bielitz einlud, hatte ſich mit einem gekreuzt, in welchem er ihr einen Winteraufenthalt in Andaluſien meldete. Lange freilich würde es ihn, dem holdeſten Himmel zum Trotz, unter mauriſchen Schönheitsreſten nicht dulden; ſeine Zone war die der Aktualität. Die Schweſter war indeſſen ſchon froh genug, ihn fern zu wiſſen in einer Gegenwart, wo ſie nun einmal, mochte es ein Nebelbild ſein, bedrohliche Dämpfe dem Krater entſteigen ſah.

Die Stoffe, die ſie am Tage geſammelt hatte, die trug ſie am Abend nun hinauf in die ſtille Pfarre, und der ſie am gierigſten verſchlang, der ſie einſog wie einen belebenden Wein, das war der friedliche, ſterbensmatte Greis. Er konnte den Moment kaum erwarten, in welchem ſeine kundige, junge Freundin das Zimmer betrat; er lauſchte, fragte, las in kräftigeren Stunden mit der regſten Neubegier; und wie ein erfahrener Landmann, wenn er in weitem Abſtand Blitze züngeln ſieht, am Zuge der Wolken und Wechſel der Winde, am Fluge der Vögel und manchem

anderen tierischen Instinkt sorglich die Niederschläge berechnet, die seine Heimatsflur erquicken oder bedrohen können, so spähete und spannte der alte Freiheitskämpfer von 1813 nach der elektrischen Spannung, welche, sich entladend, in seinem Preußenlande eine Saat, die er selbst mit ausgestreut hatte und deren Reife er nicht mehr erleben sollte, je nachdem befruchten oder vernichten würde.

Patriotische Erinnerungen und Erwartungen ließen, so schien es, ihn den Zwiespalt zweier junger Herzen vergessen.

Noch war es indessen ja nur die Schwüle vor dem Orkan, welche der Empfängliche spürte; noch ahnete keiner, an welcher Stelle und in welcher Weise der atmosphärische Strom sich entladen werde. Als Sidonie jedoch eines Abends die Neuigkeit von dem Ableben des alten Dänenkönigs brachte, als sie mit apodiktischer Beweisführung dartat, daß sein Nachfolger die strittige Nationalitätenfrage zugunsten des Gesamtstaates lösen werde, ja von seinem Standpunkte aus lösen müsse, da steigerte sich in dem Greise das bängliche Vorgefühl zu einem prophetischen Gesicht. Er sah den Funken in seinem Volke niederschießen, nicht wie schon manchmal als einen kalten Schlag; und wie entfernt und beschränkt auch immer der Herd, große Geschicke sah er sich auf ihm entzünden. Sidonie lächelte über den aufgeregten alten Herrn. Mochte er recht haben! Der Kampf um einen Fetzen deutschen Landes, um eine Handvoll „deutscher Sklaven" war keiner, für welchen ihr Max weder zum Rebellen noch eventuell zum Patrioten ward. Die zündende Idee vertrat ihm auch an dieser Stelle Deutschlands Feind.

In dem Sohne dagegen zitterte des Vaters Erregung nach. Schon während seiner Universitätszeit hatte „der

Schmerzensſchrei" der Herzogtümer wie in den Herzen der Kommilitonen ſo auch in dem ſeinen einen ſtarken Widerhall gefunden. Er hatte dem alten, redlichen Vater Jahn endloſen Beifall klatſchen helfen, als dieſer bei Gelegenheit eines Sängerfeſtes in der Umgegend die deutſche Jugend im Binnenlande aufrief, ſich zu ſcharen unter dem Banner der durch einen ſchmachwürdigen Königsbrief bedrohten deutſchen Brüder diesſeit und jenſeit des Eiderfluſſes, und als darauf in tauſendſtimmigem Chorus „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" geſungen wurde, da erſcholl der Baß des Hünen der Studentenſchaft ſo donnermäßig wie vor der Zeit noch nie und nach der Zeit nicht wieder. Er, der Hüne, hatte ſogar es ganz plauſibel gefunden, als Vater Jahn darauf öffentlich ſeine Mißbilligung ausſprach, daß jenes herrliche deutſche Lied in Klang geſetzt worden ſei zu eitlem Prahl; auf die Weiſe „Flieg, Käfer, flieg!" müſſe das heiligſte Anliegen ſeines Volkes ſchon dem Kinde an der Mutterbruſt durch die Ohren in das Gemüt dringen und ihm das Eingeweide umwenden.

Feuerfangen wie Stroh und wie Strohfeuer verflackern iſt aber nicht eines Glücklichen Art. Dezimus hatte nach jenem beweglichen Sängerfeſte oftmals über die Bruderſchaft an der Eider nachgedacht, und wenige Streitfragen der Zeit waren ihm ſo verſtändlich geworden wie dieſe. Zwar ſchätzte er auch die Inſeldänen als deutſche Brüder, aber doch nur als Halbbrüder, und da vollbürtige Geſchwiſter den halbbürtigen im Erbe, auch der Liebe, vorangehen, jene halbbürtigen ſich überdies wie recht feindliche Stiefbrüder gebärdeten, fühlte er aus dem Herzen der vollbürtigen heraus ein gutes Recht gekränkt. Als er nun aber bei ſeinem kürzlichen Inſelaufenthalt einen Teil dieſer

rechten Brüder kennen lernte und so kernhafte, tüchtige Menschenbrüder unter ihnen, als er anschaulich in dem Küstenstreifen, um den es sich handelte, die Pforte in das Weltweite erkannte, deren kein zum Leben berufener Staat entraten kann, da brannte ihn die Schmach, die ein kleines einiges Volk seinem großen uneinigen Volke anzutun wagte, und er ermaß die Gefahr für einen dem letzteren unentbehrlichen Besitz. Mußte dieser Besitz, mußten Recht und Ehre in blutigem Streit erobert werden, diesen Streit hätte er ausfechten helfen mögen; in seiner gegenwärtigen Stimmung aber mehr denn je. Oft, ach, wie oft, sehnte er sich aus seiner Schwüle heraus nach einer erfrischenden Tat!

Wie es denn nun aber in Fragen um das Allgemeine oftmals ein Persönliches ist, welches den Anteil schärft, ja sogar ihm eine veränderte Richtung gibt, so war es an jenem Abend der Gedanke an Philipp, der sorgenvoll aus Lydias Seele in die ihres Freundes zog. War er es doch, welcher den Jüngling in den Umkreis des glimmenden Herdes geführt hatte; die Verantwortung für sein Schicksal fiel auf ihn. Er spürte, wie das Hartensteinsche Blut in dem Jüngsten des Geschlechtes aufschäumte, wie es ihn hinriß zu Torheit und Übermut; er sah ihn ergriffen, verzehrt von den Flammen. Und so spukte der tote Dänenkönig in dem friedlichen binnenländischen Pfarrhause gleich einem drohenden Gespenst.

Zum Glück spuken Gespenster jedoch nicht über Nacht, wenigstens nicht in einem Pfarrhause wie dem Blümelschen. Am anderen Tage fühlte ein jeder, daß er mit seinen Befürchtungen weit über das Ziel hinausgeschossen habe und daß nicht mit Feuer und Schwert erledigt zu werden brauche, was mit Feder und Tinte zu erledigen ist. Der

alte Dänenkönig war tot, was wußte die kleine Sidi von den Staatsgedanken des neuen?

Um ſo friedfertiger, als man geſtern kriegeriſch geſtimmt geweſen, vertiefte man ſich heute ſtatt in die Politik der Neuen Rheiniſchen Zeitung in die Phyſik des greiſen Humboldt; und da war es denn eine Anſpielung von ihm, welche, um der gründlichen Lydia genugzutun, den Vorleſer zu der Verdeutlichung des optiſchen Grundſatzes, daß jeder Menſch ſeinen eigenen Regenbogen ſehe, veranlaßte. Das führte Vater Blümel nun hinwiederum recht behaglich in ſein Lieblingsgebiet, die Geſetze der ſichtbaren Natur auf die der unſichtbaren zu übertragen. Sidonie, die während dergleichen „Transfigurationen“ nicht immer ſtreng bei der Sache war, ſummte vor ſich hin: „Zart Gebild wie Regenbogen wird auf dunklem Grund gezogen“, Roſe aber ſog den Duft einer Hyazinthe ein, lächelnd mit halboffenem Munde, ſo als ob auch ihr ein heiteres Gebilde ſich auf dunklem Grunde male, und als ob auf ihren Lippen der Ruf ſchwebe, „ſieh, die liebe Sonne iſt wieder durchgebrochen!“

Dezimus gedachte des Tages, wo ihm der Vater das Wunder der bunten Himmelsbrücke als eine Tat der göttlichen Verſöhnung erklärt hatte und er, hinauslaufend, um noch eine Spur aus der himmliſchen Werkſtatt zu entdecken, ſein weißes Fräulein wie einen Engel der Verheißung ſtehen ſah. Und bei dieſem Erinnern überkam ihn ſo völlig wie noch nie das Bewußtſein deſſen, was er dieſem herrlichen Weſen ſchuldig geworden war; nicht bloß durch die Wirkung, welche es auf ihn geübt, ſondern mehr noch durch die, welche ihm geſtattet worden war, dagegen auszuüben. Und das iſt ja wohl das Höchſte, was ein Menſch dem anderen danken kann. Seine Blicke hingen an dem

edlen Gebilde, das auch ihm ſich auf dunklem Grunde erhob; er ſah, wie ſie die Brücke der Verſöhnung, die aus dem eigenſten Gemüte heraus in den Himmel führt, dem Greiſe gedankenvoll nachbaute, wie ſie verſtändnisvoll mit einem innigen Blicke ihm die Hand drückte. Dann aber ſah er ſie, erbleichend, plötzlich auf ihrem Stuhle zurückſinken: die Tür ihr gegenüber war leiſe geöffnet worden, und in ihrem Rahmen ſtand, wie von der unerwartetſten Erſcheinung gebannt, die Blicke auf ſie geheftet, ein ſchlanker, bleicher Mann, die unerwartetſte Erſcheinung auch für ſie. „Max!“ jubelte Sidonie auf, indem ſie ſich in ſeine Arme ſtürzte, „Max!“

Ja, Max! Länger als vier Jahre waren es, daß er den Groll des Titaniden in dieſem Raume ausgeſtrömt; länger als vier Jahre, daß er mit neuen Titanengelüſten gegen den alten Himmel geſtürmt, Menſchen nach ſeinem Bilde gedichtet und – wohl mehr denn der urſprüngliche Prometheus – genoſſen und ſich gefreut als geweint und gelitten hatte. Die Büchſe der Pandora hatte ſich auch über ſeinem Haupte ergoſſen; die Jünglingsblüte, das Erbe eines kampfgeſtählten Geſchlechts, war auf dem Antlitz des Mannes verwelkt; die bleiche Farbe, das erweiterte Auge, die gedehnten Züge ſprachen von der Müde, die der Überreizung folgt, und dennoch, ja darum erſt recht, war er der ſchönſte Mann, welchen alle in dieſer Minute auf ihn gerichteten Blicke jemals geſchaut hatten oder ſchauen würden, und darum erſt recht war er, wie man es ſo nennt, ein intereſſanter Mann.

Menſchen aus einem Guſſe wie Lydia, oder nach ſeiner Art auch Held Dezimus, werden ſchwerlich, ſogar von ſchmeichelnden Biographen, als intereſſante Leute aufgeführt werden. In Max von Hartenſteins Anlage und

Schicksal, ja bis auf den äußerlichen Habitus hinab, lag jedoch wie selten in einem jenes zwiefältige oder zwiespaltige Etwas, das als Zauber der Interessantheit wirkt. Er war nach Geblüt und Neigung Edelmann und nach Gesinnung Demokrat; er fühlte sich einen Dichter und lebte wie ein Kind der Welt; er wußte sich und stellte sich dar als den Erben einer Million und darbte wohl manchmal um das tägliche Brot; er betrat den heimischen Boden als ein Fremdling und den Kreis der Gleichgestellten nahezu mit dem Stigma des Ausgewiesenen, aber mit den Ansprüchen und dem Gebaren des Herrn; er trug noch das strenge Trauerkleid um seine Mutter, aber von einem Schnitt, wie im weiten Umkreis seines künftigen Dominiums noch kein Kleiderschnitt gesehen worden war. Und wie trug er das Kleid! Wie ließen dem blondlockigen Germanen mit dem tiefblauen, treuherzigen Hartensteinschen Blick und Ton die flüssigen Allüren, die spielenden Aperçüs eines Eingewohnten von Paris; wie verstand er, wenn er wollte, und heute wollte er es, jedem zu sagen, was ihm zu hören gefiel, wie kaum merklich zu schmeicheln, wäre es auch nur mit einem Augenaufschlag, einer Bewegung der Hand. Und doch war er zum Komödienspiel zu gründlich Stimmungsmensch und zur Koketterie zu selbstbewußt und stolz.

Er war seiner Überraschung alsobald Herr geworden und grüßte nun rund im Kreise mit vollkommener Unbefangenheit. Nachdem er sich vor Vater Blümel ehrerbietig wie vor einem Patriarchen verbeugt, zog er die Hand, die Lydia ihm schweigend gereicht hatte, ebenso schweigend an seine Lippen und hielt sie ein paar Sekunden an denselben fest. Etwas anders nüanciert, nicht ganz so ernsthaft oder vielleicht ritterlich war die Berührung der rosigen Fingerspitzen ihrer Nachbarin, der erste Handkuß, mit

welchem irgendein Menſch das Pfarrröschen ehrte; ſelber ihr alter Dezem war in den Tagen ſeiner Roſenwonne auf ſolche Galanterie nicht verfallen; und wer in aller Welt hatte vor dieſem ariſtokratiſchen Demokraten das Pfarrröschen jemals „gnädiges Fräulein“ tituliert, wer ſich ſo ausdrucksvoll gewundert, wie bis zum Nichtwiedererkennen in den Jahren der Trennung eine freundliche Gönnerin größer und ſchöner – das letzte Epitheton wurde nur mit den Augen gelächelt – geworden ſei? Auch der Herr Kandidat würde mit dem biderben Handſchlag, den er erntete, wohl zufrieden geweſen ſein, wenn die nachfolgende Gratulation zu ſeinem Verlobungsglück ihm nur nicht wie ein Stich durch die Bruſt gefahren wäre. Endlich aber die kleine Sidi, die ließ der prächtige Menſch gar nicht aus dem Arm, nicht von ſeiner Hand. Er ſtreichelte ihre blaſſen Wangen, ihren ſchlichten Scheitel, blickte und nickte ihr zu wie eine Mutter ihrem kranken Kind, und alles das ſo einfach, als ob das Gehörige auch immer das Natürliche wäre.

Er erzählte darauf, daß er in die Heimat gekommen ſei, um unter den Auſpizien ſeiner Schweſter ein tüchtiger Landwirt zu werden, daß er ſich auf ihre Überraſchung gefreut und, als er ſie nicht in ihrer Werkſtatt, den armen alten Großvater aber bereits ſchlummernd gefunden, er der Lockung nicht habe widerſtehen können, ſie im Kreiſe der Freunde aufzuſuchen.

Welche wohlgelungene Überraſchung nicht bloß für die Eine, der ſie galt! dieſe Eine aber ſtrahlte wie eine Selige; kaum daß ſie die Augen von ihrem Liebling verwendete, heute in Wahrheit ihrem Bertrand de Born! Denn auch des Greiſes Puls ſchlug in einem lebhafteren Takt, und der betrübte Kandidat des Predigtamts ſah ſeinen Jovis-

ſtern leuchten wie in der Schülerzeit; die aber, welche als ſeine Braut von dem Gaſte beglückwünſcht worden war, die noch vor einer Stunde ſo träumeriſch prüfend zu dem brüderlichen Verlobten hinübergeſchielt hatte, die funkelte und ſprühte jetzt wie ein geſtreicheltes Kätzchen, tändelte zierlich mit dem Teegeſchirr und hatte – wo nahm ſie es nur auf einmal her? – für jedes heiter neckende Wort ein heiter neckendes Gegenwort. Das friſche Blut, das aus einem fremden Herzen dem ihren eingeimpft worden, war nach langem Stauen in Fluß gekommen, das kindliche Geſicht bis unter die üppigen Locken mit ſeinem Purpur übergießend. Die verſchämte Mädchenblüte hatte ſich wiederum zur Zentifolienknoſpe umgewandelt, die unter dem erſten Sonnenſtrahl die Hülle ſprengen wird.

Nur Lydia ſchien von dem allſeitigen Zauber unberückt, ſie, die doch zweifellos die einzige war, welche der Zauberer des Berückens wert geachtet, und ebenſo zweifellos die einzige, für welche ein jeder im Kreiſe die Bezauberung am natürlichſten gefunden haben würde. Ihr greiſer Freund lauſchte mit einem Ausdruck froher Hoffnung zu ihr hinüber; ihr junger Freund mit einem der ſcheuen Furcht, über deren Beweggrund er ſich keine Rechenſchaft hätte geben können; ſie aber war wieder das unnahbare Kloſterfräulein geworden; wie das Röschen plötzlich zur Roſe aufzubrechen ſchien, ſo hatte ſie den geöffneten Lilienkelch zuſammengezogen. Sie blickte ernſt vor ſich hin, ſprach nur, wenn ſie eine Antwort zu geben hatte, und als die Stunde des gewöhnlichen Aufbruchs gekommen war, erhob ſie ſich vor den anderen, um heimzukehren. Dezimus wollte ſie begleiten; Sidonie aber ſagte lachend:

„Für heute, Freund, ſind Sie Ihres Ritterdienſtes quitt. Unſer Weg führt ja am Schloſſe vorüber. Verzögern Sie

Papa Blümel, der über Gebühr aufgeregt worden ist, den Abendsegen nicht."

Lydia legte ruhig ihren Arm in den, welchen Max ihr bot; Sidonie hing sich in den anderen. Rose flatterte wie ein Schmetterling ihnen bis an die Haustür voran und kehrte nicht wieder in das Wohnzimmer zurück; Dezimus hatte das Nachsehen, ein schmählich ausgestochener Held. Er sang dem Vater das Abendlied, schloß keine Wimper in der Nacht und fühlte am Morgen sich doch, als erwache er aus einem wüsten Traum. Wie gestern die kriegerische Wallung, war heute die zauberische Blendung gescheucht. Aber die Augen taten ihm weh und das Herz wie kaum je.

Rose hatte an diesem Tage zu schaffen wie die Maus in sieben Wochen. War das aber ein Wunder? Rose war ja an die Stelle der Hausfrau gerückt und es Mutter Hanna gleichzutun sicherlich nichts Kleines. Die alte Lene mußte frische Teekringel backen, obgleich der Vorrat noch nicht aufgezehrt war; ei nun, er mochte etwas abschmeckend geworden sein; dem Bräutigam fehlte dafür nur das würdigende Organ; ihm mundete frühерhin alles und jetzt leider nichts. Reine Gardinen wurden aufgesteckt. Zuverlässig waren die alten bestäubter gewesen, als sie dem Bräutigam vorgekommen, Sterngucker haben für Mullwolken selten den richtigen Blick; wem aber hätte es auffallen dürfen, daß blühende Hyazinthen und Tazetten mit Myrten und Geranien zu zierlichen Gruppen geordnet wurden? Hatte das liebe Röschen ihre Umgebungen nicht allezeit gern geputzt? Die Lust zum Putzen war ihr nur in den Schattenmonden eingeschlummert. Aber sieh doch! hat sie sich selbst heute zum ersten Male nicht wieder geputzt? Gott behüte; sie trägt ja ihr tägliches Trauerkleid, und wenn die schwarze Krause den schlanken Hals etwas

weniger knapp umſchließt, die natürlichen ſchwarzen Löckchen etwas zierlicher ſich ringeln, ſo iſt das zufälliges Geraten oder, wenn ja ein bißchen Kunſt mit unterlief, das allererfreulichſte Zeichen. Sich hübſch machen, heißt bei einem ſiechenden Kinde geneſen ſein und bei einem geſunden doch wahrhaftig nicht etwa eine Sünde!

Lydia ſtellte zu gewohnter Stunde ſich ein.

„Aber wo bleibt denn Sidi?“ fragte Roſe und ſpähete aus dem Fenſter, wenngleich es ſo rabendunkel war, daß weder auf dem Talwege noch irgendeinem anderen ein lebendes Weſen hätte erſpäht werden können; und nach einer Viertelſtunde fragte und ſpähete ſie von neuem, obſchon der Mond noch immer nicht aufgegangen war. Sidonie kam nicht; das geiſtliche Konzert unterblieb; Roſe erklärte ſich für heiſer, dem Kandidaten war die Kehle zugeſchnürt. Auch der Kosmos wurde heute nicht aufgeklappt, da Lydia es angemeſſen fand, der Freundin nicht zuvorzueilen, und auch kein anderer ein lebhaftes Verlangen nach einem Horizont, der über den beider Werben hinausreichte, zu tragen ſchien. Dagegen ſang Lydia, ehe ſie ſich entfernte, zum erſten Male das Novalislied, das ſie ihrem Vater jeden Abend vor dem Schlafengehen geſungen hatte:

„Wenn alle untreu werden, ſo bleib ich dir doch treu.“

Als Dezimus ſie nach dem Schloſſe zurückführte, fragte ſie ihn, welchen Eindruck Max auf ihn gemacht habe, und er bekannte ihr aufrichtig den Zauber, den dieſe außergewöhnliche Perſönlichkeit mehr denn je auf ihn und die Seinen ausgeübt. Sie erwiderte im Augenblick nichts; aber er dankte ihr ſchon die Frage; es war das erſtemal, daß ſie den Namen des einſt ſo tiefgeliebten Mannes vor ihm oder irgendeinem anderen ausgeſprochen hatte. Liebte ſie

ihn noch, oder liebte sie ihn wieder? Nach einer langen Stille sagte sie:

„Es ist etwas Seltsames um solch ein Wiedersehen. Man merkt an ihm erst das Wirken der Zeit. Mir ist, als ob eine Binde von meinen Augen gefallen wäre."

Sie ahnete wohl nicht, daß sie mit diesen Worten dem Freunde ein Rätsel aufgegeben hatte. Denn die Zeit versöhnt, und die Zeit verlöscht.

Rose war heute ausnahmsweise noch nicht in ihr Stübchen gegangen. Sie stand wieder am Fenster und schaute in das Tal hinab, das jetzt vom Mond beleuchtet ward. „Wie langweilig diese Lydia ist," sagte sie mit krauser Stirn, ein Gähnen unterdrückend. „Hätte Sidonie nicht ein bißchen Leben in die langen Winterabende gebracht, sie wären nicht zum Aushalten gewesen."

Als sie Dezimus zur guten Nacht die Hand reichte, fragte sie:

„Glaubst du, Dezimus, daß Lydia den Baron noch liebt?"

Das war ja eben die Frage, die ihm so mächtig in Kopf und Herzen herumging; aufrichtig aber, wie er nun einmal war, auch wenn er mit seiner Aufrichtigkeit sich selbst ein Leides tat, antwortete er, daß er das allerdings nicht wissen könne, aber ihre Liebe zu ihm ebenso natürlich finden würde wie die seine zu ihr.

„Er – sie? Ach warum nicht gar!" rief Rose unmutig. „Es ist Torheit, was man von alter Liebe sagt. Was im Herzen gestorben ist, wacht nicht wieder auf. Und wie viele mag er in der Zwischenzeit angebetet haben! Sie ist ja auch viel zu alt für ihn."

„Sie ist zwei Jahr jünger als er."

„Aber steif wie eine Großmutter."

Das liebe Röschen war keineswegs, wie die kluge Sidi

behauptete, ihrer Stimmungen allezeit Herr, ſonſt würde ſie die heutige fein für ſich behalten haben; denn wehe tun wollte ſie ihrem armen Dezem gewißlich nicht.

Am nächſten Sonntag, dem, an welchem das dritte Aufgebot und nach ihm die Trauung ſtattgefunden haben würde, war Max mit ſeiner Schweſter in der Kirche. Er hatte ſeinen Platz dem Herrenſtuhl gegenüber gewählt, wo er von Lydia bemerkt werden mußte, ſobald ſie den Blick der Kanzel zuwendete. Sie wendete, nach ihrer Gewohnheit, während der Predigt ihn kaum von der Kanzel ab, der Prediger hätte aber nicht die leiſeſte weltliche Störung ihrer Andacht wahrnehmen können. Wenn die alte Liebe wieder aufgewacht war, mußte der heilige Ort den gebührenden Bann ausüben.

Unter der Kirchpforte ſtieß das Geſchwiſterpaar mit dem nominellen Brautpaar zuſammen und geleitete es zu einer Staatsviſite in die Pfarre.

Der Herr Baron wunderte ſich, daß er das gnädige Fräulein nicht in der Kirche bemerkt habe, worauf das gnädige Fräulein mit einem allerliebſten Schelmenblinzeln erwiderte, der Herr Baron habe eben mit dem Rücken gegen den Pfarrſtuhl gelehnt geſtanden. Das hätte der Herr Baron ſich nun für künftige Kirchbeſuche geſagt ſein laſſen können. Leider hatte es jedoch bei dieſem erſten Beſuche ſein Bewenden. Es wäre der Werbenſchen Erbgruft nur ein Erinnerungszoll dargebracht worden, äußerte der Herr Baron.

Überhaupt drückte in dem Baron der Umſchlag aus einer intereſſant gemütlichen in eine intereſſant ironiſche Stimmung ſich deutlich aus. Er beglückwünſchte Paſtor Blümel über das Wunder der Toleranz, das ſein Beiſpiel in der Gemeinde gewirkt habe. Wie müſſe dem ſtandfeſten Onkel Propſt im Chore der himmliſchen Heerſcharen zu-

mute ſein, wenn er ſeine Tochter mit ſo ſeelenruhiger Andacht einem unioniſtiſchen Gottesdienſte beiwohnen ſähe? Schreite die Freiſinnigkeit in gleicher Progreſſion fort, könne die einſtmalige Seelenfreundin des Profeſſor Hildebrand es noch zur Adeptin von Papa Zacharias bringen.

Paſtor Blümel erwiderte ruhig, daß er dieſe Befürchtung nicht hege, und lenkte das Geſpräch auf ein Gebiet, wo er ſeinen Gaſt mehr als in dem eines gläubigen Herzens zu Hauſe halten durfte: auf das der Politik; indeſſen auch auf dieſes nur ſo weit, als es die vaterländiſche Grenze nicht berührte. Er bat um eine nähere Erklärung der Reformbankette, die in den Zeitblättern ja nahezu als eine Exiſtenzfrage des franzöſiſchen Staates behandelt würden, war aber nach erhaltener Aufklärung merklich enttäuſcht, da er hinter dem ungeſtümen Verlangen, ein Mahl zu halten und beliebige Toaſte auszubringen, eine karbonariſtiſche Verſchwörung oder andere dergleichen Heimlichkeit, welche die Regierung ausgewittert, vermutet hatte. Worauf denn Herr von Hartenſtein lächelnd erwiderte, es ſei in Frankreich nichts Neues, mit Exploſivſtoffen in der Form von Knallbonbons eine Feuersbrunſt zu entzünden. Im teuren Vaterlande walte die entgegengeſetzte Manier ob. Wenn die Mine bis zum Platzen vollgeladen ſei, leite man ſie in Äderchen und Kanälchen ab, und der erſte beſte Landregen ſpüle ſie in den Strom der Zeit.

Nun, Konſtantin Blümel wußte von einer vaterländiſchen Mine, und er hatte ſie ſelbſt mit laden helfen, die gar wuchtig einen Koloß über den Ozean geſchleudert hatte! Doch verlautbarte er dieſe Erinnerung nicht, ſondern erkundigte ſich nach dem Befinden des Herrn Amtmann Mehlborn. Der Pulsſchlag ſeines Entzückens hatte ſich während dieſer Sonntagsviſite indeſſen bedeutend ermäßigt.

Am anderen Tage fand Roſe es dringlichſt angemeſſen, daß der amtliche Stellvertreter des Vaters dieſe Viſite erwidere, fühlte ſich ſelbſt auch hinlänglich zu einem Spaziergang bei ſo prachtvollem Winterwetter gekräftigt, begleitete den väterlichen Stellvertreter demnach ein Endchen und bekam bei Wege ein unwiderſtehliches Gelüſte, zu ſehen, wie Freundin Sidi ſich in der alten Bärenhöhle ihr Neſt eingerichtet habe.

Ei nun, fürwahr traulich genug. Zunächſt gab es gar keine Höhle mehr, ſondern ein ſauberes Wohngelaß und in dem Gelaß keinen brummenden Bären, ſondern einen gemütlichen alten Herrn, der ganz fidel hinter ſeinem Spitzgläschen ſang: „Geſtern abend war Vetter Michel da“, und dann ſeine Augen zutat und ſchlief. Die Augen ſeiner Hüterin aber, die klugen Sidiaugen, die hatten noch nie in einer reineren Freude geſtrahlt. Zum erſten Male hatte ſie einen Menſchen, vor dem ſie ihre reichen Gaben unter keinem anderen Zwang als dem der natürlichſten Liebe entfalten durfte, den ſie hegen und pflegen durfte, den ſie zu halten hoffte für das Leben. Denn auch er war glücklich neben ihr und durch ſie.

Wer liebte nicht das Neue? wer bedürfte ſeiner nicht? Wer aber hätte jemals mehr unter ſeinem Banne geſtanden als der Dichter Hartenſtein? Er lebte und webte im Wechſel. Der Wechſel war ſein Element, ſein tägliches Brot. Der erwünſchteſte Zuſtand hätte ihn auf die Dauer bedrückt, der unerwünſchteſte Umſchlag ihn momentan aufgeſchnellt. Paris mit ſeiner unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit war ihm daher der gedeihlichſte Boden und die Ebbe und Flut ſeiner äußeren Mittel, die ihn zwiſchen den verſchiedenartigſten Exiſtenzen auf und nieder trieb, für

seine Schaffenskraft das vielleicht notwendige Ferment. Allezeit im Salon, würde er aufgehört haben ein Dichter zu sein; allezeit in der Mansarde, wäre er es wahrscheinlich niemals geworden. Auch die Einsamkeit wurde dann und wann zu einem ersehnten Wechsel. Auf Alpengipfeln, am Meeresstrand, oder wie diesen Herbst unter einem südenprächtigen Himmel, ganz allein, da dehnte sich die Brust, schwellte sich die Künstlerseele – drei, vier Wochen lang, dann aber zog es ihn wieder in das Gewühl wie in ein Heim.

Dieser Aufenthalt mitten im Winter, in nüchterner Landschaft, auf Papa Mehlborns emsigem Wirtschaftshof hätte daher, so scheint es, der widerwärtigste sein müssen, den er erwählen konnte. Aber es war etwas Neues; er nannte ihn ein Idyll. Die Erwartung des großväterlichen Ablebens, das, gegen ihren Glauben, seine Schwester ihm als bevorstehend dargestellt hatte, eine brüderliche Wallung, vielleicht eine momentane Geldklemme hatten ihn hergetrieben; nun hielt das Wohlgefühl zärtlicher Fürsorge, mit welchem zum ersten Male seit seiner Kindheit ein Mensch ihn umspann, ihn fest; die materielle Fülle, das Ansehn der Seßhaftigkeit machten sich geltend, hohe Kulturbestrebungen, im nächsten Zusammenhange mit seinen bisherigen literarischen Tendenzen, tauchten auf. Möglich, daß auch die Wiedereroberung seiner frühesten, einzigen wahrhaft Schönen, auf welche unerwartet sein erster Blick gefallen war, ihn lockte, daß nebenbei das deutsche Pfarrtöchterchen ihm zu einem kleinen Roman allerliebst genug dünkte. Einem Dichter ist Frauengunst ja der Kastalische Quell, und hat denn nicht der alte Meister, welchem der junge bescheidentlich nachstrebte, die angenehme Empfindung einer gleichzeitigen Doppelliebe zu rühmen gewußt?

So war er denn allen Ernſtes gewillt, in dem ſtattlichen Grafenſchloſſe von Bielitz, deſſen Erbe zu werden er jeden Tag erwarten durfte, ſich häuslich einzurichten und a priori den Herrn in ihm zu ſpielen. An dem nervus rerum gebrach es nicht; Sidonie war vollſtändig Meiſterin der Lage, der alte bärbeißige Mehlborn ein ſtillvergnügter Knabe geworden, ſeitdem ſeine junge Pflegemutter ihm die Milch des Alters nicht ausgehen ließ. Er nippte, zippte und nahm ſeinen Herrgott für einen frommen Mann. Wiederholt hatte Dezimus ſeinem guten Kameraden dieſe Behandlungsweiſe vorgehalten: „Sie ſchläfern Ihr altes Kind mit Mohnſäftchen ein und erziehen es zum Idioten," hatte er geſagt, ſie aber lachend erwidert:

„Zum Idealiſten erziehe ich es, und die guten Genien der Jugend wecke ich auf. Hätte ich mein Papachen bei ſeinem Dünnbier belaſſen, fühlte es ſich blind und elend, wäre mißtrauiſch und mißvergnügt, keifte am Tage mit widerborſtigen Frönern und grauelte ſich nachts vor Raubmördern und dem Geſpenſt des ſchwarzen Todes. Nun ich ihm ſtündlich ein Gläschen von dieſer braven Liebfrauenmilch einſchenke – ſelbſtverſtändlich unter der Etikette „Werbenſches Gewächs" –, glaubt er, liebt, hofft, vertraut, ſieht mit Augen ſeine Felder ſprießen, an ſeines Sidonchens problematiſchem Schulterſtück zwei goldene Engelsfittiche leuchten und ſchlummert von vierundzwanzig Stunden netto zwanzig wie der Gerechte in Abrahams Schoß. Wer ein Achtziger werden will, kann ſich nichts Beſſeres wünſchen."

Indem Sidonie auf dieſe Weiſe Genien der Jugend, die in Papa Mehlborn bis dahin geſchlummert hatten, zum Leben erweckte, war ſie indeſſen vorſichtig und auch gutmütig genug, die Dämonen des Alters, die von Kindes-

beinen an in ihm rege gewesen waren und selten gründlich einzuschläfern sind, nicht heraufzubeschwören. Die vielwerte Eisentruhe blieb unverrückt unter Papachens Bett, ihr Schlüssel tags in Papachens Rocktasche, nachts unter seinem Pfühl. Sein Sidonchen hatte noch keinen Blick in die Truhe getan. Ihr genügten die Wirtschaftserträge, nach welchen Papachen wenig mehr fragte, und gewisse Stempelbogen, zu deren Kontrasignatur – unter der Rubrik Rechnungen, Quittungen und so weiter – sie sonder jeglichen Gewissensskrupel Papachen die Hand führte. Die großjährige Enkelin und Erbin des unzurechnungsfähigen Greises erfreute sich eines weittragenden Kredits, bedurfte desselben aber auch nach Ankunft ihres Bruders in täglich wachsendem Maße.

Er hatte Bedürfnisse der mannigfaltigsten Art, eine allezeit offene Hand, auch große philanthropische Projekte, für welche bis zum reellen Erbantritt wenigstens die Einleitungen getroffen wurden. Sidonie nahm alles auf ihre Kappe; ihres Bruders Kredit blieb unangetastet, sein Name stand unter keinem Wechsel; er war der Schöpfer, sie der Handlager. Da sollten die Lasten der „weißen Sklaven" nicht etwa abgelöst, sondern einfach aufgehoben werden, den freiwilligen Arbeitern Häuser gebaut, gegen welche die der Grabesstraße von Werben armselige Hütten waren, und dergleichen vieles. „Der Baum eines Volkes treibt von unten herauf," sagte er, und wer hätte etwas dagegen sagen können? „Seine Wurzeln müssen gedüngt und begossen werden." Wo Max von Hartenstein lebte, mußte menschenwürdig zu leben sein; war er ein Egoist, so war sein Egoismus großmütiger Natur. Ja, er trug sich allen Ernstes mit dem Entwurf eines Phalansteriums auf seinem einstigen Grund und Boden, nachdem er für die

Errichtung eines ſolchen in überſeeiſchen Zonen ſeit ſeinen Pariſer Tagen geſchwärmt und ſchriftſtelleriſch gewirkt, ſogar gedichtet hatte. In der Neuordnung des Eigentums ſah er die große Frage der Zukunft und in der republikaniſchen Freiheit, der ſozialen Gleichheit nur ihre Vorläufer.

Vorderhand mußte man ſich freilich begnügen, das eigene Leben menſchenwürdig auszugeſtalten. Die Einrichtung des Herrenſitzes, Anſchaffungen, Beſtellungen, anzuknüpfende Verbindungen ließen es auch für die unermüdliche Intendantin zu regelmäßigen Pfarrbeſuchen nicht mehr kommen. Um ſo erfreulicher waren die Überraſchungen, wenigſtens für Freundin Roſe. Sidonie war befliſſen, ſie in ihre Nähe zu ziehen, ſie zu ſich einzuladen, ſich auf ihren Fahrten in Stadt und Umgegend von ihr begleiten zu laſſen, und der Vater gönnte ſeinem Liebling dieſe Erholung, bevor binnen kurzem ſich wiederum ein Trauerſchleier über ihren Jugendtag breiten würde. Auch das peinliche Zuſammenſein der dem Namen nach noch immer Verlobten erhielt dadurch eine für beide Teile wohltätige Unterbrechung.

Denn, ohne es auszuſprechen, hatte der Vater von der erſten Stunde ab nicht nur die Löſung des Verhältniſſes, das ſeine Kinder ein paar Monate hindurch gequält hatte, klar erkannt, ſondern auch ehrend und verſtehend deren Grund; und wenn er die Getrennten dennoch vereint in ſeiner Nähe hielt, ſo geſchah es in der Hoffnung, daß ſie ſich ſtillſchweigend wieder in jenes geſchwiſterliche Verhältnis zurückleben würden, das ſie mehr als zwei Jahrzehnte beglückt hatte. Er achtete den Sohn für ſtark genug, dieſe ſchwere Probe zu beſtehen, und gönnte ihm die Befriedigung, ſeinem väterlichen Wohltäter bis zu ſeiner letzten Stunde eine Stütze zu ſein. Nach derſelben mochte

er frei aus seinem Gemüte heraus die Entscheidung über seine Zukunft treffen. Sein Vögelchen ließ er für ein Weilchen fliegen!

Und da waren es für das Pfarrröschen wohl goldene Stunden, wenn es, in seidene Wagenpolster gedrückt oder im luftigen Schlitten, den der schöne, junge Baron hinter den beiden Damen lenkte, ein zierlicher Jockey zu Pferde vorantrabend, in der Gegend umherschwärmte, Stunden, wie sie das Pfarrröschen wohl für eine Märchenprinzeß geträumt, einen wirklichen Menschen sie aber noch niemals hatte durchkosten sehen. Es mochte der weltlustigen jungen Seele bedünken, als ob das Schicksal sie recht irrtümlich in den Schoß einer still in sich begnügten geistlichen Familie getragen habe.

Indem Sidonie die Freundin auf diese Weise ihrer heimischen Sphäre entfremdete, nahm sie den Bruch des Verlöbnisses als ein fait accompli und als des Bräutigams gutes Glück. Hätte sie sein Glück aber auch in Rosens Besitz gesehen, würde sie schwerlich angestanden haben, es auf diesen Bruch ankommen zu lassen, insofern das Wohlbefinden ihres Bruders auch nur auf Momente dadurch gefördert wurde. Es galt, ihn mit starken Reizen an die Heimat zu fesseln. Lydias Wiedergewinn würde der am stärksten wirkende gewesen sein. Aber die Kluge zweifelte nicht bloß an dem aus ihm erblühenden Segen, sondern einfach an seinem Gelingen, und so wurde die leicht zu gewinnende liebliche Rose, coûte que coûte, als Gegenreiz in den Vordergrund geschoben. Dieses von Grund aus gütige, recht und billig denkende Mädchen, das einst seine unglückliche Verwandtin „eine Jesuitin der Familienpflicht" gescholten hatte, es fand jetzt jedes Mittel gut und gerecht für einen Liebeszweck, dem sie sich blind wie einem

Schickſalszwang unterwarf. Ach, der Ärmſte, den ſie ein Johanniskind nannten! Hätte Freund Peter Kurze ihn gegen Ende des Winters geſehen, er würde ihn nicht, wie zu ſeinem Anfang, als Hahn im Korbe beneidet haben. Verlaſſen hatte ihn die Braut, verlaſſen ſein Kamerad; ohne das Recht des Eingriffs und doch ohne die Freiheit zur Flucht ſah er, in der beſchämendſten Lage, ratlos und tatlos ein Verhängnis herantreiben, dem er ſich mit ſeiner letzten Kraft hätte entgegenſtemmen mögen, und er würde an ſich ſelbſt und an aller Menſchenhoheit und Treue haben verzweifeln müſſen, hätte nicht ſein weißes Fräulein feſt und ermutigend ihm zur Seite geſtanden. Ja, Lydia war ihm geblieben, Lydia und Konſtantin Blümel, der herrliche Greis, der ſich noch niemals ſo väterlich ihm zugeneigt hatte wie jetzt, da es galt, die Wunden zu verbinden, die ſein liebſtes Kind ihm ſchlug; die Wunden, welche der Sohn um jeden Preis dem Auge des Vaters – ach nein, jedem Auge – hätte entziehen mögen.

Der alte Vater erkannte mit Reue ſeinen Irrtum, als er dem flügellahmen Vögelchen den Käfig öffnete. Er hatte ſeinem Liebling den kleinen Finger bewilligt, und der Liebling herzhaft beide Hände ergriffen. Der alte Vater, ſo todesgewiß er war, er hätte jetzt leben mögen, leben mit Jugendkräften, um den Flatterling wieder einzufangen, das betörte Kind zu überwachen, das ſtrauchelnde zu leiten und es, würdig ſeiner ſelbſt, nicht mehr, wie er eine kurze Zeit gehofft, dem Gatten am Herzen, aber dem Bruder an der Hand zurückzulaſſen.

Der Greis ſo wenig wie der Jüngling war erfahren in den Vorſpiegelungen, unter welchen eine Leidenſchaft ſich unbewußt in die Herzen ſchmeichelt, und noch minder waren es beide in den bewußten Kunſtgriffen, die jenem

natürlichen Ränkespiel in die Hand arbeiten. Aber sie sahen mit Blicken, welche die Liebe schärfte, die einfache Liebe, die *sie* verstanden. Und da konnte ihnen denn nicht entgehen, daß Max Rosen niemals beflissener entgegenkam, den Zauber seiner Persönlichkeit niemals verführerischer zur Geltung brachte, die Wichtigkeit seiner philanthropischen Pläne, die Vorzüge seiner gesellschaftlichen Stellung niemals geschickter hervorhob, als wenn er Rosen in Lydias Gegenwart sah. Nicht die leichte Eroberung, die schwere war sein Ziel, ohne Zweifel sein ernsthaftes Ziel, und seine gröbliche Täuschung nur die, daß er in tändelnder Laune auf Eigenschaften zu wirken hoffte, welche eine reine Seele nicht einmal begreift, eben darum aber – so widerspruchsvoll geht es in den Phantasien solcher Pseudoidealisten zu –, eben weil sie jede niedrige Regung ausschloß, ihm diese reine Seele zu der begehrenswertesten machte. Denn hätte Lydia das lockende Spiel verstanden und ihm nicht widerstanden, würde sie ihm der Mühe des Spiels noch wert erschienen sein?

Nicht mehr ungetrübt der Sohn, wohl aber der Vater hoffte noch, daß auch die sonst so scharfsichtige Rose dieses Ränkespiel durchschaue und daß sie mit unberührtem Herzen sich nur von der glänzenden Neuheit der Weltfreude blenden lasse. Indessen auch dieser dämonischen Blendung mußte gesteuert werden, und wenn den Bitten nur wiederum Bitten, der Mahnung Liebkosung, der Warnung ein Schelmenlächeln entgegengesetzt wurden, so blieb endlich nur das Gewicht der väterlichen Autorität, um die Wagschale in die Richte zu bringen.

Die jenseitigen Wiesen, über die im Herbst der Fluß getreten, waren zugefroren, auf weiter Strecke eine Eisbahn bildend, welche Max, ein gewandter Schlittschuh-

läufer, wie als echter Hartenstein der gewandteste Reiter, Schütze und Fechter, täglich benutzte, – vielleicht weil sie aus den Fenstern des Schlosses überschaut werden konnte. Auch die Pfarrkinder waren vom Vater zu dieser Übung angehalten worden, und Rose hatte sie erst aufgegeben, als ihr Dezem auf die Universität zog und sie nun die Schlittschuh sich eigenhändig anschnallen und ohne jeglichen Zeugen ihre Kunststückchen hätte machen müssen. Jetzt aber wachte plötzlich die alte Lust in ihr wieder auf, und Tag für Tag wurden ein paar frohe Stunden auf dem glatten Spiegel vergaukelt. Da Freundin Sidoniens Gesundheit ihr nicht gestattete, als Eismutter am Ufer auf und ab zu spazieren, wurde Freund Dezimus um seinen Anstandsschutz ersucht, und er – ja, was bleibt denn solch einem Quasibräutigam übrig, wenn sein Quasibräutchen nach langer Siechenhaft das Bedürfnis kräftigender Luftbewegung fühlt? – was, als erst dem Bräutchen und dann sich selbst die Schlittschuhe anzuschnallen und bescheidentlich nebenher zu schleifen, wenn die beiden anderen Hand in Hand kunstvolle Kreise und Achten ziehen?

Eines Nachmittags kehrte er mit Rosen von solcher Leistung zurück; er schweigsam und mutlos wie alle Tage, aber auch sie nicht mit den purpurnen Wangen und freudeblitzenden Augen wie bisher; sie fröstelte und ließ das Köpfchen hängen. Der Baron war nicht auf dem Eise gewesen, weder er noch seine Schwester hatten den Tag über etwas von sich sehen oder hören lassen.

Der Vater war im Begriff, mit zitternder Hand die Adresse auf einen Brief zu schreiben; sie lautete an seine Tochter Erika, deren Mann vor kurzem als Bauinspektor in eine näher gelegene Stadt versetzt worden war. Der Greis sah auffällig bleich aus, doch klang seine Stimme

ruhig, als er den Sohn bat, den Brief, den er zu eiliger Beſtellung empfohlen hatte, heute noch nach der Poſt zu tragen.

„Das trifft ſich gut, Dezimus!“ rief Roſe plötzlich belebt. „Du gehſt mit mir über das Gut und holſt mich dort auf dem Rückwege wieder ab. Ich habe Sidonien ein Stickmuſter verſprochen, das ich ihr heute noch bringen möchte.“

Raſch wollte ſie auf und davon; der Vater aber äußerte mit Entſchiedenheit, daß es zu einem Beſuch auf dem Gute zu ſpät am Tage ſei. So legte ſie denn Hut und Pelzpelerine ab, indem ſie die Lippen ganz allerliebſt zu einem Kinderſchippchen verzog und ſich knapp auf die Kante des Stuhls, nach welchem der Vater, dem ſeinen gegenüber, deutete, niederließ. Den Sohn, der ſich entfernen wollte, bat er, ſo lange zu verziehen, bis er ſeiner Tochter eine Eröffnung gemacht haben werde.

„Du haſt dir,“ ſo hob er darauf zu Roſen gewendet an, „ſeit Jahren einen Beſuch bei deiner Schweſter gewünſcht. Heute willfahre ich dieſem Wunſche. Ich habe Erika geſchrieben, daß ſie dich am übernächſten Tage zu erwarten hat. Dezimus wird die Freundlichkeit haben, dich zu begleiten und bis zum Sonntag zurückgekehrt ſein.“

Roſe lachte anfänglich über den wunderlichen Einfall; als ſie jedoch des Vaters unzerſtörbaren Ernſt erkannte, wurde ſie blaß, ſtreichelte ihm die Wangen und ſagte mit ihren ſchmeichelndſten Tönen: „Wie kannſt du nur daran denken, Väterchen, daß ich dich verlaſſen würde jetzt, wo du deiner kleinen Roſe doch ein wenig mehr als in früherer Zeit bedürftig biſt?“

„Ich fühle mich entſchieden kräftiger als noch vor kurzem,“ verſetzte der Vater. „Und habe ich denn nicht

meinen Dezimus? Stieße mir aber während ſeiner Abweſenheit ein Rückfall zu, würde die gute Lydia mir gewiß nicht fehlen."

„Aber welchen Grund kannſt du haben, mich fortzuſchicken und eine Fremde an meine Stelle zu ſetzen?" fragte Roſe gereizt, wie neuerdings immer, wenn Lydias lobend erwähnt wurde.

„Da du den Grund nicht fühlſt, würdeſt du ihn auch nicht verſtehen," antwortete der Vater ſo ſtreng, wie er noch nie zu ſeinem Liebling geredet hatte. „So ſage ich denn einfach: ich will!"

„Und wenn ich ſage: ich will nicht?" rief Roſe mit dem Ton der Schelmerei, aber einem Blick voll Trotz.

Konſtantin Blümel war ein milder Vater und gegen ſein jüngſtes Kind zweifach mild. Aber ſolch ein dreiſter Widerſpruch war noch aus keines Kindes Munde vor ihm laut geworden. Erſt während dieſer wenigen Silben wurde ihm völlig der Unſegen klar, der in ſeinem nächſten Herzen Wurzel geſchlagen hatte. Mit den großen, tiefen Augen, welche die Macht ſeines Gemüts immer noch viel eindringlicher als ſeine guten Worte ausdrückten, blickte er ſchweigend in die ihren, bis ſie ſie ſchamrot niederſchlug. Dann aber ſagte er mit leiſe bebender Stimme:

„Widerrufe dieſes Wort, mein Kind. Ich möchte dir die Bitternis erſparen, mit welcher du in naher Stunde dich erinnern würdeſt, dem letzten Liebeswillen deines Vaters getrotzt zu haben."

Sie brach in einen Tränenſtrom aus, glitt zu ſeinen Füßen nieder und ſchmiegte ſich an ſeine Knie wie ein Kind. „Ich will ja, Vater," ſchluchzte ſie, „will alles, was du willſt. Ach, was kann ich denn aber dafür, daß ich hier ſo glücklich bin?"

Bei dieſen Worten wurde haſtig die Tür geöffnet. Sidonie wankte in das Zimmer, ſchattenbleich, die arme, gebrechliche Geſtalt wie geknickt. Sie würde zu Boden geſtürzt ſein, wenn Dezimus ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

„In Frankreich – Revolution!“ ſtammelte ſie. „Max – fort – ohne Lebewohl!“ –

Roſens Kopf war an des Vaters Bruſt geſunken. Er hielt ihn mit beiden Armen umſchlungen. Seines Kindes Hand ſollte ihm die Augen ſchließen.

Nach mehr als dreißigjähriger politiſcher Windſtille über dem Vaterlande ſchoſſen mit Sturmesjagd nun Wochen dahin, in welchen jeder Tag, jede Stunde in erſchütterte Herzen eine erſchütternde Kunde trug. Der Orkan tobte bis in die beſcheidenſte Hütte. Reiche wankten, Throne und alte Ordnungen ſtürzten zuſammen wie die Luftſchlöſſer im Geſichtsfelde von Werben. Die Nöte des Einzelnen werden in ſolchen Zeiten geringſchätzig überſehen; aber ſie drücken nicht minder als in ſtillen Tagen, und nur die Freuden der ſtillen Tage ſind ſchal geworden.

War es nun die wehende Frühlingsluft, die Freude über ſein in äußerſter Stunde ihm zurückgegebenes Kind, oder war es jener allerorten die Geiſter bis zum Überſchwang reizende Gewitterſtrom, der auch den mürben Greiſenleib elektriſch belebte? Vater Blümel ſchüttelte wie durch ein Wunder Todesſchwäche und Todesſchwanen ab. Er hatte zum vorbeſtimmten Termin ſein Entlaſſungsgeſuch und das für des Sohnes Ordination eingereicht; nach dem Oſterfeſt ſollte dieſe ſtatthaben. Er dachte aber allen Ernſtes daran, die Kanzel wieder zu beſteigen und

mit dem ewigen Wort gegen den Dämon der Empörung zu Felde zu ziehen. Der Sohn war ihm längſt nicht feurig genug; er paktierte viel zu viel mit den Forderungen des Tages. Sagte der Jüngling: „Alles Recht muß erſtritten werden, und die Freiheit iſt das höchſte Recht!“ ſo ſagte der Greis: „Jedes Recht muß mühſam erarbeitet werden; was im Taumel gezeugt wird, reift nicht zu dauernder Geburt. Die Freiheit muß erſt als Pflicht erkannt worden ſein, bevor ſie als Recht gefordert werden darf.“

Es war ein theoretiſcher Streit; in der Praxis würden Vater und Sohn gar nicht weit auseinander gegangen ſein.

Roſe hielt ſich tapfer. Ihre Wangen glühten und ihre Augen funkelten nicht mehr; aber nur ein Liebender hätte ihr anſpüren können, daß mit dem Meteor, welches an ihrem Horizonte für kurze Wochen aufgeſtiegen, mehr als ein Freudenrauſch verſchwunden war. Sie ſprach nie von Max, es ſei denn mit Sidonien, die ſie nach wie vor beſuchte; aber ſie ging ſichtlich mit Überwindung; nur weil das Fernbleiben aufgefallen ſein würde. Auch der Vater und Bruder oder Bräutigam ſchwiegen den gefährlichen Flüchtling gefliſſentlich tot; im Herzen des Bräutigams aber leibte und lebte er als ſein einziger Feind, denn er hatte mit einem Glück, das ihm mehr wert war als ſein eigenes, ein ſchnödes Spiel getrieben. Ja, er haßte ſein einſtiges Idol, und wenn er mit ihm nicht auch die haßte, welche jenes Spiel abgekartet, ohne Bedenken Freundin und Freund in dasſelbe eingeſetzt hatte, ſo geſchah es um der großen Liebe willen, die ſie zu dem Frevel getrieben, und weil ſie litt, wie eine Mutter leidet um den verlorenen Sohn.

Das mutige Mädchen war ein zitterndes, händeringendes Weib geworden; auch körperlich krank. Lydia, welche das

Talgut überhaupt ſelten und ſeit Maxens Anweſenheit niemals betreten hatte, teilte jetzt ihre Zeit zwiſchen ihm und der Pfarre. Sie pflegte Sidonien, ermutigte ſie, ſoweit ihr wahrhaftiger Sinn es zuließ, und erleichterte ihr die Sorge für den blinden, blöden alten Mann. Peter Kurze würde einen Luftſprung getan haben, hätte er geſehen, wie die „Energien" dieſer Schwanenjungfrau ſich in Taten umſetzten!

Eines Abends ſagte ſie zu Dezimus, der ſeinen treuloſen Kameraden nicht wiedergeſehen hatte, ſeitdem dieſer ſo tief aus ſeinen Himmeln geſtürzt worden war: „Verſuchen Sie es doch einmal, Freund, Sidonien ein wenig aufzurichten. Sie ſind ihr ſympathiſcher als ich. Vielleicht gelingt es Ihnen, ſie zur Annahme eines Arztes zu bewegen; wenngleich ihr Zuſtand mehr zu denen gehören mag, die Doktor Kurzen ſo unliebſam ſind, weil ſie ſich nur mit Seelenohren aushorchen laſſen."

Als Dezimus am anderen Morgen Sidoniens Zimmer betrat, fand er ſie in fiebernder Erregung, mit glühenden Wangen auf und nieder ſchreitend. Daß ſie ihm Leides zugefügt, ſchien ihr gar nicht in den Sinn zu kommen. Nach kurzem Zaudern geſtand ſie ihm, ſie habe ihren Bruder in der verwichenen Nacht geſehen, heimlich, flüchtig auf der Durchreiſe nach Berlin! Und der Schluß, den ſie aus dieſer heimlichen, eiligen Reiſe zog, hieß: auch hier, auch bei uns Revolution!

Dezimus wollte ihr dieſe Folgerung ausreden. Sie ließ in ihrer Unraſt ihn aber gar nicht zu Worte kommen. Anhebend mit einem Verſuch zum Spott, ſteigerten ſich ihre Vorſtellungen zu den grauſamſten Wahngebilden.

„Da bin ich nun," rief ſie, „in den Ideen aller menſchenmöglichen Freiheit und Neuheit herangewachſen, erſt in

Rom bei der atheistischen Harfenmuhme, dann in der Schweiz bei der parlamentarischen Mutter, unter dem Konvivium der trikoloren und blutroten Fahnenschwenker aller Völkersorten; und ich sehe ja auch weit deutlicher als diese Maulhelden samt und sonders, was uns gebricht und was wir brauchen, um fertig zu werden. Und doch sitze ich hier und ringe mir die Hände wund um mein altes Preußen, so wie ich es als Vätererbe überkommen habe, und hassen, ja, schlechthin hassen möchte ich die, welche es in Trümmer schlagen wollen um eines Neubaus willen, der nicht mehr mein altes Preußen ist. Die Kopie eines größeren hüben, eines reicheren drüben, ein Mischmasch von Pfuscherstil, o, ich kenne die Schablonen! Und mitten unter diesen Zerstörern steht der Mensch, den ich liebe, mehr, tausendmal mehr als mich selbst. Mein Max ein Verschwörer, ein Rebell! Ein Hartenstein siegend auf der Barrikade oder – oder fallend auf dem Schafott!"

Sie kreischte die letzten Worte, die Augen stierten, als sähe sie ihres Bruders blutiges Haupt. „Und ich kann ihn nicht retten – nicht retten –", flüsterte sie tonlos, von einem Schauder geschüttelt.

Lydia war während der letzten Reden leise eingetreten; entsetzt von dem Unheil, das sie sah und verkünden hörte, hatte ihr Fuß unter der Tür gestarrt. Das kranke, gebrechliche Geschöpf bemerkte sie und stürzte auf sie zu mit Blicken, in welchen das Rasen des Fiebers und der Todesangst funkelte.

„Du, du hättest ihn retten können," rief sie unter konvulsivischem Schluchzen. „Denn dich hat er geliebt, dich allein. Du kannst es noch heute, denn er liebt dich noch heute. O, liebe ihn, Lydia, liebe ihn, und er ist gerettet."

„Du bist krank, Sidonie," entgegnete Lydia erschüttert.

„Du wähnst Gefahren, die nicht sind. Wenn aber wirklich eines anderen Liebe einen Menschen retten könnte vor sich selbst, müßte der, für welchen du zitterst, nicht durch deine große Liebe gerettet worden sein?“

Sidonie lachte auf in gellendem Hohn. „Ich, ich? eine verkrüppelte Schwester? Ja, wenn ich ein Weib wäre, ein schönes Weib, ein Schwan wie du, Lydia, wie du! Nur Leidenschaft siegt über Leidenschaft. Rufe ihn zu dir, sage ihm, ich liebe dich — —“

„Du phantasierst, Sidonie,“ unterbrach sie Lydia plötzlich mit eisiger Ruhe, „du weißt — —“

„Ich weiß, du liebst ihn nicht, du liebst ihn nicht mehr. Aber sage es ihm nur. Halte ihn auf, halte ihn hin ein paar Tage, ein paar Wochen lang, bis der Krater ausgespieen, und er ist gerettet.“

Lydia wendete sich schweigend von ihr ab.

„Du hast ihn niemals geliebt!“ schrie die Unglückliche, indem sie erschöpft zu Boden sank und in einen Tränenstrom ausbrach.

Lydia richtete sie empor, führte sie nach ihrem Ruhebett, setzte sich an ihre Seite und faßte nach ihrer Hand. Sidonie entzog sie ihr, um ihr Gesicht zu bedecken.

„Geht, geht!“ rief sie nach einer Pause. „Laßt mich allein! Ihr beide wißt nicht, was Lieben ist. Geht, geht! haltets miteinander nach eurer Art!“

Sie wollten sich entfernen. Sidonie winkte sie zurück.

„Schicken Sie mir Rosen, Dezimus,“ schluchzte sie. „Und du, Lydia, du kannst ja beten. Ach bete, bete, daß ein anderer barmherziger sei als du.“

Lydia neigte schweigend ihr Haupt bis zur Brust hinab, drückte dem armen Mädchen die Hand, und dann ließen sie es allein. Im Hofe stießen sie auf Doktor Brand, den

Lydia heimlich hatte herbeirufen laſſen; nachdem ſie ihm das Erforderliche mitgeteilt hatte, verließ ſie mit Dezimus das Gut. Beide waren bis in den Herzgrund erſchüttert. Nachdem ſie eine lange Weile ſchweigend nebeneinander gegangen waren, hob Lydia an:

„Es waren Wahngebilde der Fieberangſt! Aber wie vor einem Rätſel ſtehe ich vor einer Liebe, welche ſolche Angſt gebiert, und iſt es ein Mangel oder eine Gnade, daß ich dieſe Liebe nicht einmal begreife? Auch ich habe meinen Vater über alle andere geliebt, aber ich habe an ihn geglaubt wie an keinen anderen. Die elementarſte Menſchenliebe, die einer Mutter, ſagt man, mache blind; dieſe Schweſter aber ſieht die Irrungen deſſen, welchen ſie liebt, ſchärfer, als ein Feind ſie ſehen könnte, und dennoch liebt ſie ihn. Großen Sinnes, denkend und handelnd nach einem anderen Geſetz als er, ausgebeutet, verſäumt, verlaſſen von ihm, frevelt ſie um ſeinetwillen lachenden Mutes und ſtirbt vielleicht an der Qual dieſes unüberwindlichen Zwangs. Hätte ich ſie täuſchen ſollen, Dezimus, vielleicht vom Tode befreien durch ein erheucheltes Wort?“

„Nein,“ ſo beantwortete ſie ſich die Frage ſelbſt, bevor er ſie gleichfalls mit Nein zu beantworten gewagt hatte. „Nein; ich halte ſie höher als ſie den, welchen ſie liebt, und ich halte auch ihn noch zu hoch, um zu glauben, daß er durch eine Lüge gerettet werden könnte.“

Wieder ging ſie eine Weile ſtillſinnend an ſeiner Seite, dann hob ſie von neuem an, indem ſie ruhig mit einem großen Blick zu ihm in die Höhe ſah:

„Ja, Freund, ich habe dieſen Mann geliebt ſo, wie ſeine Schweſter verlangt, daß ich ihn heute zu lieben heucheln ſoll; geliebt weit über die Stunde hinaus, in der ich erkannt hatte, daß er nicht mein Leitſtern durch das Leben

werden konnte und ich nicht der seine. Jahrelang hat der warme Puls sich gegen das kalte Erkennen empört, habe ich lieber an mir selber gezweifelt als an dem, der sich in einer Wallung vielleicht berechtigten Zorns von mir getrennt hatte. Die Ferne blendet, Dezimus. Denn als er mir plötzlich wieder gegenüberstand, war er ein anderer für mich geworden, der, – der er war. Ich wußte, daß ich an diesen Mann nimmer hätte glauben lernen und daß die Liebe ohne Glauben eine Täuschung ist. Wenn ich aber Ihnen, Freund, nach jenem unfreiwilligen halben Geständnis, dessen Zeuge Sie wurden, dieses ganze freiwillig mache, so geschieht es, weil ich Sie mit Erfahrungen ringen sehe, welche den meinigen gleichen. Mögen Sie es nun als einen Vorwurf nehmen oder als einen Trost: auch Ihnen ist eine Liebe ohne Glauben wider die Natur, und Ihr Puls wird eines Tages ruhig schlagen, wenn Ihr Herz sich vielleicht am höchsten hebt."

Er drückte die Hand, die sie ihm reichte, mit stummem Dank an seine Brust; dann trennten sie sich. Und was hatte er aus jenem Bekenntnis so Ergreifendes herausgehört, daß kein Dankeslaut ihm voll genug erschien? Nichts als das eine Wort: „Ich liebe Max nicht mehr." Aber solch ein Wort durchzuckt wie ein Sternenstrahl den Nebel!

Im übrigen fand er in seiner Herzensstimmung weder mit Lydias bräutlicher noch mit Sidoniens schwesterlicher Leidenschaft einen verwandten Zug. Wen das Leben zwischen Güte und Liebe so warm gebettet hat wie ihn, dem wird ein einzelner Mensch nicht zum zwingenden Idol; die Gefühle verteilen sich; und eine Neigung, die aus der Wiege herauswächst, berückt das Herz nicht mit der Passion für ein Zauberbild. Er hatte seine Rose geliebt so, wie sie eben war, und so wie er selbst eben war, hatte er geglaubt,

von ihr geliebt zu werden. Erwies sich dieser Glaube als ein Wahn, nun wohlan! Er war kein Max, welchem ein ungeteiltes Verlangen zum Sporn des Verlangens wird. Er forderte ein Herz für ein Herz, ein ganzes Leben für ein ganzes Leben, und wurde es ihm versagt, nun — so wußte er zu entsagen.

Sehr löblich, Freund Dezimus, höchst vernünftig! Nur mit Verlaub: dein Biograph würde es heldenhafter gefunden haben, wenn du zu dieser löblichen Vernunft gelangt wärest schon v o r der Stunde, wo dein weißes Fräulein dir die Eröffnung machte, es liebe seinen Einstgeliebten nicht mehr.

Als Dezimus in die Pfarre zurückkehrte, erwartete ihn der nachstehende Brief:

„Lieber Dezimus!

Ich habe Ihnen die Hand darauf gegeben, daß ich nichts ohne Ihre Einwilligung unternehmen will, und ein Wort ein Mann! Nun sehen Sie, die See läuft mir nicht davon, aber einen Krieg gibts nicht alle Tage, und weil die Leute hier alle sagen, es ginge los, darum bitte ich Sie: lassen Sie mich mit ins Feld wider den Dänenkönig. Unser Herr Pastor hat die Sache von der Kanzel herab einen guten Kampf genannt, nur daß er freilich nicht von Blutvergießen dabei gesprochen hat. Was aber ein guter Kampf ist, das ist auch wert, daß ein bißchen Blut darin vergossen wird. Nun sehen Sie, lieber Dezimus, ich verstehe von den alten Traktaten kein Sterbenswort, und was hat mir der neue Dänenkönig getan? Und unser preußischer König kriegt die Herzogtümer doch gewiß auch nicht. Ich denke aber so: der dumme Streich, den ich nun einmal gemacht habe, wird immer noch eher durch ein paar Tropfen Blut als durch ein Meer voll Salzwasser abgewaschen; und nachher kann ich mich mit Ehren vor allen

Menſchen wieder ſehen laſſen als ein richtiger Hartenſtein, und, wer weiß, am Ende verdiene ich mir noch einen Orden. Denn Courage habe ich, das können Sie mir glauben, Courage wie ein Löwe!

„Ihr Bruder, der Amerikaner nämlich, will auch mit; das heißt, wenn er das Fieber bis dahin los wird, das ihn ganz erſchrecklich ſchüttelt. Der arme Pechvogel! Zu Schiffe die Seekrankheit, zu Lande das Schüttelfieber, und im Felde am Ende das Kanonenfieber! Nein, nein! Er iſt ja Ihr Bruder, Dezimus. Der Witz fuhr mir nur ſo heraus. Im Gegenteil, ich denke: im Feuer, da glückts ihm; und weil er ein alter, preußiſcher Dreijähriger iſt, machen ſie ihn gewiß bald zum Feldwebel und geben ihm die Litze. Der Steuermann, der würde wohl gar gleich Offizier. Für ſein Leben gern möchte er auch mit. Aber ſeine Frau läßt ihn nicht. Sie denkt, er wird totgeſchoſſen. Als ob das Waſſer Balken hätte! In drei Wochen ſticht er in See und holt aus der Havanna, glaube ich, eine Ladung Tabak, und wenn bis dahin kein Krieg wird, nimmt er mich mit. Viel lieber als in die Teerjacke möchte ich aber erſt ein Weilchen in den bunten Rock.

„Und darum, lieber Dezimus, bitte, ſprechen Sie mit Lydia. Wenn die ja ſagt, brauchen wir den Vormund gar nicht erſt zu fragen. An meine Mama ſchreibe ich ſelbſt. Daß die aber nichts dawider hat, weiß ich voraus. Umgekehrt wie Ihre Schwägerin Stina fürchtet ſie die Haifiſche zehnmal mehr als die Kanonen. Alſo, mein guter, lieber Dezimus, ich verlaſſe mich wieder einmal ganz auf Sie und bin und bleibe zu Waſſer und zu Lande, auf Leben und Tod

Ihr
dankbarer getreuer Philipp."

Das gab nun wiederum eine neue Gedankenwende. Dezimus ſtimmte ſeinem jungen Freunde ohne Bedenken zu. Brannte ihm ſelbſt doch der Boden unter den Füßen, und hätte er doch kaum einen Kampf gewußt, in dem er ſich freudiger aus ſeiner heimiſchen Zwitterſtellung befreit hätte. Der Vater dahingegen ſtimmte mit Lydia in dem Zweifel überein, ob der Kampf, falls er entbrannte, eine Revolution zu nennen ſei oder, wie die Erhebung von 1813, die Verteidigung eines unveräußerlichen Rechts, und nicht an dem weltfremden Greiſe und Weibe war es, dieſe Frage zu entſcheiden. Als aber ihr König im Namen Deutſchlands ſie entſchieden hatte, da hat ſelbſt die Mutter ohne Zagen dem Jüngling zugerufen: „Sühne dein Unrecht in einem Kampfe um das Recht!“ Denn Soldatenblut iſt ein Erbe auch von Mann auf Weib, und eine zärtliche Ottilie, die an einem Maſernbette zittert, gürtet ihrem Sohne das Schwert wie die tapferſte Römermutter.

Als dieſer mütterliche Zuruf geſchah, erdröhnte die ſtille Landſchaft noch von dem Donnerſchlage des achtzehnten März. Wenn es aber wahr iſt, daß ein abſterbender Baum, deſſen Wurzeln mit Blut begoſſen werden, junge Triebe zu ſprießen beginnt, ſo glich der Greis, welcher mit ſeiner Liebe dieſe Landſchaft ein Menſchenalter hindurch beſchattet hatte, einem ſolchen Baum. Das Blut, das in der Märznacht gefloſſen war, hatte ſeine Wurzeln begoſſen. In ſeinem Vaterlande, in Preußen eine Empörung nicht nur verſucht, — ſondern gelungen!

Eine lange Weile lag er von dem Niederſturz wie zerſchmettert: die Kinder hielten ihn für entſeelt. Plötzlich jedoch richtete er ſich empor, in Blicken, Worten, Schritten ein Jüngling. Dezimus, vor ſeinem Stuhl auf den Knien liegend, las in ſeinen Augen den Vorwurf: „Was zauderſt

du, Träumer? Eile, wohin in dieſer Stunde ein Mann gehört!"

Als nun aber der Sohn, nicht länger bedenklich, die Ordre vorwies, welche, gleichzeitig mit der Schreckensbotſchaft eingetroffen, ihn als Reſerviſten zu ſeinem Regimente einberief, da hätte er wahrlich nicht daran denken dürfen, als ſtellvertretender, demnächſt zu ordinierender Pfarrer gegen ſie zu reklamieren! (Er dachte indeſſen an nichts weniger als an Reklamieren.) Der Vater aber, um ihm zu beweiſen, wie entbehrlich fortan ſeine Aushülfe geworden ſei, ordnete für den nächſten Morgen die kirchliche Andacht an, mit welcher der Freund der Blumen und des Sonnenſcheins alljährlich Frühlingsanfang zu feiern pflegte. Bei dieſer Gelegenheit wollte er ſich – nunmehr er der Stellvertreter des Sohnes – ſeiner Gemeinde wieder vorſtellen, und unmittelbar nach dem Gottesdienſt ſollte, ohne erweichenden Abſchied, der Sohn aufbrechen unter die Fahne.

„Ein Windſtoß hat die erlöſchende Flamme wieder angefacht. Wenn du heimkehrſt, mein Sohn, wird ſie niedergebrannt ſein. Sammeln die Flammen der Liebe ſich denn aber nicht zu neuvereintem Leben auf dem ewigen Herd, von dem ſie ſich ergoſſen haben?"

Alſo ſprach der Greis am Abend in der Kammer, in welcher er zum letzten Male mit dem Sohne ſchlafen ſollte, legte ihm die Hände auf das Haupt und dann ſich zur Ruhe. Bald ſchlummerte er friedlich wie ein Kind bis in den Morgen hinein.

„Und wie ſcheiden wir?" fragte Dezimus, als er vor dem Kirchgang Roſen zum Abſchied die Hand reichte.

Sie kämpfte ihre Tränen nieder und antwortete lächelnd: „Nun, ich denke, du ſcheideſt wie ein guter Bruder, der

ſeiner törichten kleinen Schweſter das Leid, das ſie ihm angetan hat, vergibt und ihr die Freiheit dankt, die ſie ihm wiedergegeben."

„Roſe, haſt du Max geliebt?"

„Geliebt?" rief ſie und ſchüttelte trotzig das Köpfchen. „Lieben einen, der uns als Lockvogel für eine andere am Faden zappeln läßt? Nein, nein, nicht geliebt! Nur froh bin ich geweſen – um hohen Preis – aber ohne Reue!"

Der Vater trat bei dieſen Worten ein. Er hatte zum erſtenmal ſeit ſeiner friedlichen Amtsführung das Eiſerne Kreuz an den Talar geheftet, und ſo, als Freiwilligen von 1813, führte der Reſerviſt von 1848 ihn auf die Kanzel, die er nicht wieder zu betreten gemeint hatte. Dort oben aber hielt der Greis über den Paulusruf: „Wachet, ſtehet im Glauben, ſeid männlich und ſeid ſtark" jene wunderbare Frühlingspredigt von der Treue im Wandel und Gottes Odem im Sturme der Zeit, die eines großſinnigen Königs Herz erweckt haben würde, die jedoch auch in den Herzen ſeiner einfachen Hörer gezündet hat wie ein Prophetenwort und nicht vergeſſen worden iſt bis zur Stunde der endlichen Erfüllung. Für den Sohn war es das letzte prieſterliche Wort aus Vatermunde, und niemals wieder iſt ein Prieſterwort ihm ſo tief in die Seele gedrungen.

Zwiſchen den Gräbern der Mütter ſtand wie bei ſeinem erſten Scheiden aus der Heimat Lydia. Sie haben kein Wort geſprochen, aber Auge in Auge haben ſie eine lange Weile die Hände ineinandergehalten. Die Treue im Wandel!

Als Dezimus ſein Bataillon, das zu dem Korps in den Marken gezogen worden war, erreichte, hatte es eben den Befehl erhalten, in die Herzogtümer einzurücken.

Die Mannesstufe

Beim Sturm auf das Danewerk wurde Dezimus durch den Arm geſchoſſen, was nicht leicht von einem Menſchen für einen beſonders glückhaften Aufſchritt zur Mannesſtufe erachtet werden wird und von ihm ſelber am wenigſten dafür erachtet worden iſt, während, mit den Augen des Hiſtorikers, will ſagen des Biographen angeſehen, es immerhin eine Schickſalsgunſt genannt werden muß, wenn einer, der als loyaler Waffenträger gute Miene zum böſen Spiel zu machen hat, das klägliche Ende eines braven Anfangs, zu welchem er ſelber, ſoviel an ihm war, mitgewirkt, hinter der Bühne erleben darf. Alles, was Politik heißt, gehört indeſſen nicht zu der Geſchichte eines Glücklichen jener Zeit.

Allſeitig wird dahingegen es als ein Treffer anerkannt werden, daß zu den akademiſchen Kommilitonen, die mit ihm unter die Fahne gerufen worden waren, auch Peter Kurze als freiwilliger Aſſiſtenzarzt ſeines Bataillons gehörte und daß dieſer treue Kumpan es war, welcher den Verwundeten nach einem rückwärts gelegenen Lazarett geleitete und ihn allda der Pflege eines nicht minder treuen und geſchickten Kumpans überantwortete, der nämlich Bruder Friedens, des timiden Amerikaners.

Der arme Pechvogel war das Fieber nicht rechtzeitig los geworden, um als „Burſche" zugleich mit dem lieben Junkerchen, an das er ſein ganzes gutes Herz gehängt hatte, in das Feld zu rücken. Sobald „die Laune" aber einen Tag über den gewohnten Termin ausgeſetzt hatte, rückte er ſeinem lieben Junkerchen nach.

Schon während der Überfahrt ſtellte der Schütteldämon ſich indeſſen wieder ein; mühſam und langſam ſchleppte er ſich voran, und da war es denn wieder einmal Bruder Dezems Johannisſtern, der auch dem armen Pechfriede zugute kam. Denn ſchauernd und klappernd, weiß wie eine

Wand, seines Endes gewärtig, hockte er am Chausseegraben, als das Bataillon der Universitätsstadt, den Flügelmann Frey an der Spitze, und mit ihm Hülfe in der Not, die Straße dahergezogen kam.

Freund Peter Kurze erbarmte sich des armen Teufels mit einer gehörigen Dosis Chinin, steckte ihn auf einem Trainkarren unter und erzielte an dem ersten Patienten seiner militärischen Praxis einen seiner rühmenswertesten Erfolge auch auf dem bisher wenig kultivierten Gebiete der Psychologie. Natur- und vernunftgemäß würde der vierzigjährige blöde Friede mit seinem dreitägigen Schüttelfrost zum Sturmlaufen so wenig der rechte Mann gewesen sein, wie mit der obligaten Würgenot zum Heringsfang; zum geduldigen Krankenwärter aber war er „wie gemacht"; und da bei dem eiligen Aufbruch nach langjähriger Friedenspause die Sanitätskolonne just nicht ausgiebig bestellt war, erschien Doktor Peter Kurzen, dem die Organisation eines Feldlazaretts wesentlich oblag, der blöde Friede als ein erwünschter Lückenbüßer, dem armen Pechfriede aber Doktor Peter Kurze als endlicher Pfadfinder in Fortunas Zauberreich.

Zur Zeit, als sein liebes Junkerchen, heil und munter wie jede Kreatur in ihrem Element, überschäumend von Heldenmut, allerseits wohlangesehen und wohlgelitten, mit der Zastrowschen Freischar im Vordrang nach Jütland begriffen war, saß demnach sein projektierter alter Bursche, ebenso heil und munter wie eine Kreatur in ihrem Element, ebenso heldenmütig in seinem Dienst, ebenso wohlangesehen und wohlgelitten in Doktor Peter Kurzens Lazarett, verband neben manchen anderen Wunden seines „lieben" Bruders zerschossenen Arm, legte kühlende Umschläge auf seine Stirn, wachte nachts an seinem Bett und

leistete, nachdem er seiner Pflege entrückt war, einem weit bedeutenderen Blessierten noch weit bedeutendere Dienste. Nach dem Waffenstillstand hat er dann seinen „lieben" Herrn – dazumal Obersten –, in dessen persönlichen Dienst er getreten war, nach seiner Garnison, der der Werbenschen Heimat zunächst gelegenen Festungsstadt, begleitet, hat alldort unwissentlich in seines „lieben" Bruders Dezimus erstem männlichen Stufenjahr eine ziemlich problematische Rolle gespielt und schließlich durch seines „lieben" Herrn, nunmehro Generals, Verwendung den Posten eines Lazarettinspektors in einer schönen Stadt am Rhein erlangt, allwo er heute noch lebt; nach langem Mißgeschick einer der Glücklichsten, deren in dieser Chronik von glücklichen Leuten Erwähnung geschah; und, was Doktor Peter Kurzens wissenschaftliche Errungenschaft bei dem Falle anbelangt, der handgreifliche Beleg, daß einem Individuum, dem der Sauerstoff der Meerluft Würgen und der der Strandluft Schütteln erweckt, der Stickstoff eines Krankenhauses die Atmosphäre ist, in der es gedeiht.

Nachdem er des Wundfiebers Herr geworden, hatte Peter Kurze des Freundes Mißgeschick an Vater Blümel gemeldet und in jenes Namen angefragt, ob während der voraussichtlich lange währenden Frist bis zu erneuter Kriegstüchtigkeit des Sohnes Assistenz im friedlichen heimischen Pfarrhause gewünscht werde. Umgehend und so diktatorisch, wie er noch keine aus Vatermunde vernommen, erhielt Dezimus die Weisung, daß solche Assistenz *nicht* gewünscht werde. Der Vater wirke so rüstig wie jemals in seinem Amt. Sobald er sich eines Beistandes bedürftig fühle, verspreche er, den Sohn zu rufen. Derselbe solle sich gründlich ausheilen, am ratsamsten in der kräftigenden Seeluft der Insel. Wenn er nach seiner Her-

ſtellung ſich arbeitsfähig fühle, ohne bereits wieder waffenfähig zu ſein, hoffe der Vater, daß er, um keinenfalls mit etwas Halbem abzuſchließen, die aufgeſchobene Ordination nachholen, dann aber unverweilt ſeine frühere Lehrerſtelle wieder einnehmen und, aller bindenden Verpflichtungen ledig, ſich noch einmal auf ſein Lieblingsſtudium hin einer Selbſtprüfung unterziehen werde.

Dezimus hatte ſeit Jahren nicht mehr an einen Wechſel des Berufes gedacht; hätte das Geſchick, an das er ſich gebunden fühlte, ihm aber auch dieſe Freiheit geſtattet, nicht mit einem Sprunge würde er die Wendung vollzogen haben. Ob er ſich auf der Kandidaten- oder Pfarrersſtufe noch einmal zu den Füßen eines Katheders niederließ, in der Abſicht, es eines Tages zu beſteigen: was hätte es im Grunde verſchlagen? Nur wertvolle Zeit hätte es ihm erſpart. Aber Glücklichen mit ſeinem Pulsſchlag eignet es nun einmal, allerwege reinen Tiſch zu machen.

Wenn der Vater nun plötzlich die aufgegebene Perſpektive wieder eröffnete, wenn er mit ſolcher Dringlichkeit befliſſen war, den Sohn von der Heimat fernzuhalten, ſo hat dieſer die bewegende Urſache wohl geahnet und die liebreiche Schonung tiefgerührt empfunden. Max war in die Heimat zurückgekehrt; die öffentlichen Blätter hatten es gemeldet, Privatnachrichten Freund Kurzens es beſtätigt; daß aber weder des Vaters noch Lydias Briefe es erwähnten, daß Sidonie ihm gar nicht ſchrieb und Roſe, die früher ſo plauderluſtige, nur flüchtige Zettel über des Vaters Ergehen, das bezeichnete deutlich genug die peinvolle Stellung, welche dem Liebenden oder auch nur dem Bruder erſpart werden ſollte.

Ob Max von Hartenſtein tatſächlich an einem der revolutionären Ausbrüche jener Zeit teilgenommen hat, iſt

für Dezimus wenigſtens niemals an den Tag gekommen. Zu denen, welche man die intellektuellen Urheber derſelben nannte, hat er unbeſtritten gehört, und unbeſtritten würde die Geſchichte der Stufenjahre dieſes Glücklichen ſehr viel ſpannender als die ſeines beſcheidenen Nebenbuhlers zu leſen ſein, welch ein zwieſpältig intereſſanter, modern romantiſcher Zauber dieſen Helden umwittern! In die Jugendgeſchichte des Hirtenſohnes von Werben gehört indeſſen lediglich, daß der gleichzeitige Erbe eines alten ritterlichen Namens und des ſteinreichen Bauers Johann Mehlborn, nachdem er die äußerſte Schattierung republikaniſcher Freiheit und ſozialiſtiſcher Gleichheit öffentlich vertreten hatte – wie in dem demokratiſchen Klub der Hauptſtadt, ſo im Frankfurter Vorparlament, dem er ſich zugeſellt –, ſich nicht abhalten ließ, als Kandidat für das allgemeine Parlament aufzutreten, wennſchon er in ſeinen extremen Beſtrebungen von der gemäßigten Mehrheit jener Vorverſammlung überſtimmt worden war.

Er tat es in ſeiner Heimat, wo der Kavalier mit altem Namensklang und ſplendider Hand leichteren Erfolg zu haben glaubte als der Volkstribun in der Hauptſtadt, nahm zu dieſem Zweck ſeinen Herrenſitz von neuem in dem ſtattlichen Bielitz, und wohl iſt es denkbar, daß der Frühling, den er dort verbrachte, dem für erregende Kontraſte ſo Empfänglichen der genußvollſte ſeines Lebens geweſen iſt. Wie aber hätte er in irgendwelcher Stimmung und in dieſer ſpannendſten zumal, des Reizes galanter Huldigung und weiblicher Hingabe entbehren können? Zwei ſchöne Frauen, beide begehrenswert, ſtanden ihm gegenüber. Die eine liebte ihn nicht mehr, die andere – vielleicht! – noch nicht. Reiz und Reizung hier und dort. Und wenn die andere ihn vor kurzem wirklich noch nicht

geliebt haben ſollte, war das ein Grund, daß ſie jetzt ihn nicht dennoch lieben ſollte? Jede Lücke der Heimatsbriefe, welche ein ahnender Sinn auszufüllen hatte, deutete auf das Glück zweier Liebenden.

Der Aufenthalt in der reinen Luft und der heuer ſelbſt während der gewöhnlichen Badeſaiſon ländlichen Stille der Inſel hatte Dezimus körperlich geſtärkt, der Verkehr mit dem trefflichen Pfarrherrn ihn geiſtig gefördert; und wie es in dem Schwebezuſtand einer körperlichen und geiſtigen Herſtellung häufig eine mechaniſche Tätigkeit iſt, welche das Gleichgewicht der Kräfte am ſicherſten wiederherſtellt, ſo war es die Geduldsprobe des Schreibenlernens mit der linken Hand, welche gegenwärtig den Geneſenden von dem ſchweren Zwieſpalt der Zeit und dem kaum minder ſchweren ſeines perſönlichen Lebens heilſam ablenkte.

Ehe er im Spätſommer die Inſel verließ, um ſich zum Zweck der Ordination nach der Hauptſtadt ſeiner Provinz zu begeben, brachte ein Brief Freund Kurzens ihm ſehr verſpätet die Kunde, daß „der rote Hartenſtein“ nicht nur in der Kandidatur für das deutſche Parlament, ſondern auch ſpäterhin bei einer Nachwahl für die preußiſche Nationalverſammlung „gründlich durchgeplumpſt“ ſei. Zwei Kapazitäten der Gelehrtenrepublik waren aus der Urne hervorgegangen. „Rote und Schwarzweiße,“ ſo ſchloß der Getreue, „ſchreien uniſono Zeter über den unverbeſſerlichen deutſchen Guſto für den zünftigen Zopf. Die erſteren wollen an dem heimlichen Spukedinge, das ſie zur Volksſeele aufgeſchraubt haben, ſchier verzweifeln. Als ob man nicht Reſpekt haben müßte vor dem geſunden Augenlicht einer Nation, die bisher nicht einmal der Wahl ihrer Nachtwächter gewürdigt worden iſt und nun im Handumdrehen über das Regiment eines – Notabene erſt

nolens volens zusammenzukleisternden – gewaltigen Reiches entscheiden soll, wenn sie sich an die einzigen hält, die sie in aller Jämmerlichkeit niemals im Stiche gelassen haben: an die Männer der Wissenschaft, an uns! Auch an dich, alter Dezem, wird einmal die Reihe kommen. An Doktor Peter Kurzen ist sie bereits gewesen. Hätte der Bruchteil jener edlen Volksseele, welcher im Werbenschen Fleisch geworden ist, den Helden des einfarbigen, zwei- oder dreifarbigen deutschen Zukunftsstaates zu stellen gehabt – beim ewigen Äskulap! Transfusion ist die Losung auch für Dame Germania! – kein anderer als jener Meister der Bluts-, staatsmännisch ausgedrückt: Stammverschmelzung, würde auf das Schild gehoben worden sein. Auf zwanzig Stimmzetteln hat sein stolzer Name geprangt; der des roten Junkers nur auf zehn, auf denen obendrein die Handschrift der kleinen Sidi unverkennbar gewesen sein soll. Im übrigen ist er, der rote Junker nämlich, wieder einmal über alle Berge."

Diesem Briefe folgte während des Freundes Inselaufenthalt nur noch einer von Lydia, in welchem sie ihm mitteilte, daß sie am Erntedankfeste zum ersten Male und mit freudiger Überzeugung das Abendmahl aus der Hand seines Vaters zu empfangen gedenke. Wäre der Termin für seine Ordination nicht bereits festgesetzt gewesen, würde der Sohn diesen Freudentag des Greises mitgefeiert haben als einen eigenen Freudentag.

Länger als eine Woche blieb er von nun ab ohne Kunde aus der Heimat. Jener Termin war unerwartet einige Tage früher, als er ihn dorthin gemeldet hatte, anberaumt worden; spätere Briefe mochten ihn daher noch auf der Insel gesucht und nicht mehr vorgefunden haben.

Er hatte seit Monaten nur Lokalblätter zu Gesicht be-

kommen; nun erſt, im Zentrum der Provinz, erfuhr er, wie kindiſch aufgeregt es auch in dieſem gemütlichſten aller Landesteile, ja im unmittelbaren Umkreis von Werben zugegangen war. Hatte man es, gottlob! bis zum Blutvergießen auch nirgendwo kommen laſſen, wie viele betörte Exzedenten büßten den Frevel, einen Adler abgeriſſen, ein Steueramt geplündert, die einberufene Landwehr aufgewiegelt zu haben, mit langjähriger Feſtungshaft oder im glücklichſten Fall mit der Flucht über das Meer! Und bei der Mehrzahl dieſer Ausſchreitungen wurde der rote Hartenſtein als heimlicher Anſtifter genannt. Dezimus ſah in ſeinem einſtigen Idol jetzt einen Feind; dennoch ſträubte ſeine ganze Seele ſich dagegen, ihn verantwortlich zu machen für den Jammer und das Elend, das in unzählige Familien getragen worden war. Von der Mutter eines ſeinen Eltern bekannten und werten Arztes, eines bis dahin unbeſcholtenen, gebildeten, wohlſituierten Mannes, der einen ſeinem letzten Zwecke nach durchaus unverſtändlichen Bauernaufſtand angefacht hatte, wurde erzählt, daß ſie ſich vor Kummer die alten Augen blind geweint habe. Und alles das, was wenigſtens den Vater bis auf den Herzgrund erſchüttert haben mußte, hatte man dem Sohne verſchwiegen. Aus Schonung – oder warum ſonſt?

Die bänglichſte Ahnung übermannte ihn. Abgeſehen von ſeiner Verwundung würde er ſchon durch den geſchloſſenen Waffenſtillſtand ſeiner militäriſchen Verpflichtung enthoben worden ſein. Des Vaters Widerſpruch durfte ihn nicht länger bannen. In der Nacht, die ſeiner Ordination folgte, brach er nach der Heimat auf. Ach, mit welch anderen Empfindungen war er nach ſeiner vorjährigen Prüfung in das liebe Haus zurückgekehrt! Wie öde war es darin für ihn geworden! Nichts ihm geblieben als noch

für etliche Wochen oder Monde die Vatertreue eines Greises und nichts für alles Verlorene ihm gegeben als – freilich das Höchste! – der Blick in Lydias hohe, reine Freundesseele.

Früh am Morgen erreichte er die Werbensche Flur. Die Ernte war eingebracht, das Leben auf den Feldern hatte aufgehört. Sobald er jedoch die Friedhofspforte erreichte, umfing ihn dichtes Drängen und Treiben. Er brauchte nicht zu fragen, was es bedeute. Neben dem Hügel der Mutter, die er geliebt hatte, war eine Grube ausgehöhlt. Er erreichte das Haus nur noch zu rechter Zeit, um die treueste Segenshand zum letzten Male zu küssen, den Deckel auf den Sarg seines Vaters zu heben und dann den Friedensspruch über sein Grab zu sprechen.

Erst durch die Kanzelrede des Pfarrers von Bielitz erfuhr er den wunderherrlichen Ausgang dieses teueren Lebens. Niemand hatte ihn, seitdem der Greis die winterliche Abspannung so glücklich überwunden, in dieser Kürze vorausgesehen. Rüstig wartete er seines Amtes, hielt mit der unerschöpflichen Fülle seiner Liebe den schwersten Gemütsprüfungen stand. Am Sonnabend morgen befiel ihn plötzlich eine Ohnmacht; er erholte sich von dieser; doch mag er das nahende Ende vorgefühlt haben, denn er begann einen Brief mit den Worten: „Komm, mein Sohn, den Vater zu vertreten ——." Nach diesem Satze entglitt die Feder seiner Hand; man drang in ihn, sich zu schonen, allein er bestand darauf, wie alljährlich am Erntedankfeste, das Versöhnungsmahl zuerst sich selbst aus des geistlichen Freundes Hand reichen zu lassen, dann es seiner Gemeinde auszuteilen. Und ohne Zeichen von Schwäche schritt er am Morgen zum Gotteshause, nahm erst selbst die weihende

Speisung und darauf in seine Hand den Kelch, um ihn der väterlich geliebten Freundin zu reichen, welche, an der Seite seiner Tochter, sich zum ersten Male in seiner Gemeinde dem Tische des Herrn nahte. Noch sprach er die Spendeformel mit sicherer Stimme, dann sank er zu Füßen des Altars nieder — entseelt.

So in Herrlichkeit mögest auch du einmal heimgehen, du Glücklicher, wenn deine Stunde gekommen ist!

Dezimus hatte bis jetzt Rosen nur flüchtig aus der Ferne gesehen, während der Grablegung unter der Gartenpforte; dann während des kirchlichen Aktes im vergitterten Pfarrstuhl; beide Male an Lydias Seite. Nun erst, nachdem alles vollbracht, fiel es ihm auf, keines der anderen Geschwister gegenwärtig zu finden, mit Ausnahme von Erikas Gatten, der aber auch unmittelbar von der Kirche zum Bahnhof eilte, da seine Frau im Kindbett lag und er nicht über Nacht vom Hause fern sein mochte. Rose hatte in der Überwältigung des Schlages die Anzeige zu machen vergessen, und als Lydia sie nachträglich erließ, war es für die entfernter Lebenden zu spät geworden, der Trauerfeier beizuwohnen.

„Die Kleine ist in einem unzurechnungsfähigen Zustande," meinte Schwager Baninspektor; „wohl begreiflich bei der Last, die sie sich auf das Herz geladen. Du tust mir leid, armer Bruder! Brauchst du Beistand, rechne auf uns." Damit ging er.

Dezimus entfloh den lästigen Beileidsbezeigungen, die ihn umschwirrten. Er suchte Rosen. Im geistlichen Gemach, wo vor wenig Stunden der Sarg gestanden hatte, kniete sie vor des Vaters Stuhl, das Gesicht in ihre Hände begraben. Auf dem Schreibtisch unter dem Kruzifix lag lorbeerumkränzt das Eiserne Kreuz, das Martin von Harten-

stein dem Sarge des Veteranen vorangetragen hatte; daneben das Blatt mit den letzten Zügen einer zitternden Hand:

„Komm, mein Sohn, den Vater zu vertreten."

Lange stand Dezimus unbemerkt an Rosens Seite, und als sie darauf seine Nähe spürte, starrten ihre Augen in unheimlicher Irre, als ob sie ihn nicht erkennten. Er zog sie in die Höhe; schauernd und zitternd lag sie an seinem Herzen, bis endlich ein Tränenstrom den Krampf der Seele löste. „Er hat mir nicht mehr den Kelch der Versöhnung gereicht, aber lieb hat er mich gehabt bis zum letzten," schluchzte sie, „wird er mich auch liebhaben dort, dort, wo er nun – alles weiß?"

„Ewig!" sagte Dezimus, und dann führte er sie hinauf in das einstige Familienzimmer, unter die verdorrten Blumenstöcke und die lange abgewelkten Kränze ihrer Freudenzeit, und Hand in Hand feierten sie das Trauerfest ihrer Verwaisung. Sie sprachen nur von ihm oder schwiegen in der Erinnerung an ihn. Keine Frage über ihr gegenwärtiges Verhältnis oder das zu einem anderen wurde laut. In Dezimus' Herzen aber hallte das letzte Vaterwort wider, und dieses Wort bedeutete: „Bleib und hilf meinem liebsten Kind!"

Und daß er bleiben werde, wurde als selbstverständlich auch in beiden Gemeinden angenommen. Am Morgen hatten sie ihren alten Pastor hinausgetragen, am Nachmittag kamen sie, ihren neuen Pastor willkommen zu heißen: die Kantoren, die Schulzen, der Pächter, die großen Hofbesitzer, alle voll Preis des Abgeschiedenen, aber auch voll guten Zutrauens in den, welcher ihn ersetzen sollte; alle jedoch nebenbei mit einem Etwas auf dem Herzen, das sich befremdlich in Mienen, Achselzucken und halben Redens-

arten kundtat und immer noch eher zu der Kondolation als zu der Gratulation zu ſtimmen ſchien. Seltſam! während der Trauerfeier war es Dezimus kaum aufgefallen, und jetzt fiel es ihm plötzlich ein: das Augenverdrehen und Kopfnicken und Schütteln und die Blicke, die nach dem vergitterten Pfarrſtuhl geworfen wurden beim Erwähnen der ſchweren innerlichen Anfechtungen in des Greiſes letzten Lebenstagen. Waren die Zeitzuſtände gemeint, des Sohnes Verwundung – oder – was ſonſt?

Etwas deutlicher drückte ſich der alte Thränhard aus, der bereits zu Vater Klauſens Zeiten die Schulzenwürde bekleidet hatte. „Sie dauern mich, Herr Paſtor; grauſam dauern Sie mich," ſagte er ſeufzend, nachdem er eben erſt ſchmunzelnd des Herrn Paſtors grauſames Glück hervorgehoben hatte, in ſo jungen Jahren und obendrein in ſeinem eignen Orte, in eine ſo ſchöne Stelle gerückt zu ſein. „Und daß der ehrwürdige Herr Pflegevater in ſeinen alten Tagen das noch erleben mußte!"

„Was erleben?" hätte Dezimus fragen mögen, aber die Kehle war ihm zugeſchnürt.

Der Emeritus Beyfuß, als Reſpektsperſon aus Bakelzeiten und als wandelnde Glocke der Gemeinde, glaubte noch weniger ein Blatt vor den Mund nehmen zu müſſen. „Danken Sie Ihrem Schöpfer, Herr Paſtor, daß Sie noch ſo mit einem blauen Auge davongekommen ſind," meinte er. „Die Menſchheit wird alle Tage ſchlechter! aber, hören Sie, ſehen Sie, ich habe dem Pudelkopf ſein Lebtage nicht getraut. Schon da ſie im kurzen Kittelchen und geſtickten Höschen, Tag für Tag ein friſches Bukett im Schürzenbunde wie eine Bachſtelze in meine Schulſtube gewippt kam, da habe ich zu meiner Frau geſagt: ‚Julchen,' habe ich geſagt, ‚die wird ihrem Manne einmal was zu raten

aufgeben!' Na, bis zum Manne iſt es – Gott ſei Dank! – nicht gekommen. Aber, hören Sie, ſehen Sie, Herr Paſtor, wenn zweie miteinandergehen, und es geht nachhero wieder auseinander, na, das kann einer alle Tage paſſieren ſehen. Liebesſtand iſt nicht Eheſtand. Wenn der Liebſte aber für ſeine Liebſte ſein Blut vergoſſen hat und es um ein Haar bis zum Aufgebote gelangt iſt, und nur die Geſundheit kommt dazwiſchen und nachhero die Faſten und nachhero der Krieg: mir nichts, dir nichts, bloß, weil er ſich Herr Baron tituliert, ſich mit einem ſo nichtswürdigen Rebellen einzulaſſen, dem der heilige Eheſtand ein Kinderſpott iſt, dem alten ehrwürdigen Papachen ein Schnippchen zu ſchlagen, mit dem buckligen Fräulein, das ſeinen leiblichen Großvater, um ihn nach Herzensluſt bemopſen zu können, in alten Tagen zum Saufaus macht, unter einer Decke zu ſpielen, alle Abende, – na, ich will nichts weiter verraten, aber hören Sie, ſehen Sie, Herr Paſtor, nehmen Sie mirs nicht übel, aber da ſteht einem der Verſtand ſtille."

Die Pein der Gegenrede wurde dem armen Dezimus durch den eintretenden Martin und den Rückzug des Emeritus erſpart. Seit dem Frühling in die unferne Feſtungsſtadt verſetzt, von welcher aus er mit blanker Klinge, aber gottlob! ohne Blutvergießen, die kleinen Unruhen der Umgegend hatte zerſtreuen helfen, war der brave Leutnant eilend herbeigekommen, dem Veteranen die letzte Ehre zu erweiſen, und hatte ſchon am Grabe geweint wie ein rechter Held, der ſich ſeiner Tränen nicht zu ſchämen braucht. Weinend ſtürzte er ſich auch jetzt dem Freunde in die Arme.

„Das war ein guter Mann," ſchluchzte er. „Auf Ehre! der Tod meines Vaters iſt mir nicht ſo nahe gegangen wie der ſeine; ſchon um des lieben Mädchens, deiner Roſe willen. Aber ſie ſoll gerächt werden, als ob ſie meine leib-

liche Schweſter wäre. Du darfſt es nicht, weil du ein Geiſtlicher biſt, und dir nimmt es am Ende auch kein Menſch übel, wenn du ihn nicht forderſt. Du biſt ja kein Offizier, nicht einmal bei der Landwehr. Aber ich, ich! Verlaß dich auf mich! Wie lange dürſtet mich ſchon nach dieſes Halunken Blut! Du denkſt gewiß wegen Lydias. Aber nein, Dezimus, nein. Lydias wegen tut er mir eher leid. Es iſt gewiß nicht leicht, mit ihr auszukommen; ſie will zu hoch mit allen Menſchen hinaus, und am Ende iſt ſie es doch geweſen, die ihm den Laufpaß gegeben hat. Ich habe in der Geſchichte niemals ganz klar geſehen. Aber unſeren alten Namen ſo ſchmählich in den Kot zu treten! ‚Der rote Hartenſtein‘ wird er in den nobelen Zeitungen geſchimpft, und die Lumpenblättchen heben den roten Hartenſtein in den Himmel.“

„Wo iſt Max?“ unterbrach ihn Dezimus, dem wahrlich die Geduld, zuzuhören in dieſer Stunde, herzlich ſchwer ankam.

„Ja, wenn ichs wüßte, Freund! Seitdem der Cavaignac mit dem Pariſer Plebs reinen Tiſch gemacht hat, ſcheint es ihm in Bielitz nicht mehr recht geheuer vorgekommen zu ſein. Wo es aber einberufene Landwehren aufzuhetzen, ein Zeughaus zu plündern gibt und dergleichen, da wird der rote Hartenſtein gewiß nicht weit um die Ecke ſtehen. Es heißt, ſie fahnden auf ihn. Und wenn ſie ihn faßten! Es wäre ſchauderhaft! Ein Hartenſtein im Zuchthaus Wolle haſpelnd wegen Hochverrats! Eher ſchieße ich ihn nieder. Einmal dachte ich ſchon ganz gewiß, ich hätte ihn am Kragen. Es war bei dem ſogenannten Doktorputſch; du wirſt wohl von ihm gehört haben. So ein Pflaſterkaſten! Was meinſt du, Dezimus, wenn am Ende Peter Kurze auch noch anfinge, die Republik auszurufen! Aber dieſes Hartenſteinſche

Genie muß Doktor Faustens Zaubermantel in Pacht genommen haben; der Blondkopf, den ich statt seiner erwischte, war ein armer Hungerleider von Schneider."

„Deine Voraussetzung ist eben eine irrige gewesen, Freund," entgegnete Dezimus. „Ein so gescheiter Mensch wie dein Vetter läßt sich nicht auf derlei kindische Versuche ein."

„Nicht, etwa nicht?" eiferte der Leutnant. „Denke doch nur an den Napoleon in Straßburg und dann noch einmal mit dem Adler in Boulogne! War der etwa auf den Kopf gefallen? Sie sagen ja, er setzt es am Ende doch noch durch! Und bedenke doch nur Maxens Wut! Von der Offiziersliste gestrichen zu werden! Ein Hartenstein! Und warum? Um ein paar lumpiger Verse willen, die kein Mensch gelesen hätte, wenn man nicht solches Wesen darum gemacht. Da kann einer freilich zum Mordbrenner werden. Ich selber, wenn ich an die Schande denke, die dadurch auf die Familie geworfen worden ist, da wendet sich mir das Eingeweide um. Ich habe seitdem auch von keinem Menschen wieder ein Gedicht gelesen, und ich danke meinem Schöpfer, daß ich kein Dichter bin. Weil Max aber einmal einer ist, hat er mir aus dem Grunde am Ende immer leid getan. Und zweitens, Dezimus, daß er sich in Röschen verliebt hat, das kann ich ihm, auf Ehre! auch nicht so übelnehmen. Sie ist dir gar zu reizend! Freilich war sie deine Braut. Aber, siehst du, dein Freund, wie ich, war Max am Ende nicht, und solche Geschichten sind schon unter leiblichen Brüdern passiert. Und wenn er ihr, sei nicht böse, lieber Junge, wenn er ihr, ich meine nur so, ein bißchen besser gefallen hat als du, das solltest du dem armen Dingelchen auch nicht so sehr zur Last legen, Freund. Ich finde dich schöner, schon weil du einen halben Kopf größer bist als Max,

aber – de gustibus non est disputandum, so sagen ja wohl wir Lateiner."

Dezimus machte einen schwachen Versuch zu lächeln; der unwiderlegliche Wortführer schöpfte Atem und geriet darauf allmählich in die blutdürstige Stimmung, von der er ausgegangen war, zurück. „Aber siehst du, Dezimus," fuhr er fort, „ein schlechter Kerl ist der Max doch. Warum heiratet er Röschen nicht? Und wenn er zehnmal den Namen Hartenstein trägt, seine Mutter war eine Mehlborn, und wer mit blutroten Demokraten auf Duzbrüderschaft steht, der kann sichs doch wahrhaftig nur zur Ehre anrechnen, wenn eine Pastorstochter ihn nimmt. Und denke ich daran, da werde ich fuchswild. Aber ich finde ihn schon noch, und wo ich ihn finde, – na, verlaß dich auf mich! Es ist wahrhaftig auch an der Zeit, daß einer von uns etwas für dich tut. Was sind wir dir nicht alles schuldig geworden! Erst beim Magister, wie ich noch ein recht dummer Junge war und du mir so geduldig nachgeholfen hast, und dann wegen Philipps, den du so klug und nobel aus der Patsche gezogen hast. Denke doch nur, im Militärwochenblatte hat er mit Ruhm erwähnt gestanden! Der Erste ist er oben auf der Schanze gewesen, zum Leutnant haben sie ihn schon gemacht! Und unsereiner muß während der Zeit in dem verdammten Festungsneste auf Wache ziehen und allerhöchstens einen verrückten Pflasterkasten mit seinem Raubgesindel, ohne einen Schuß Pulver zu tun, zu Paaren treiben. Zum Haarausraufen, sag ich dir, ist es, zum Kopfeinrennen! Könnte man am Ende aber nicht an aller Naturphilosophie zum Narren werden, wenn man erlebt, daß das größte Genie in einer Familie ihren guten Namen dermaßen an den Pranger stellt, und der verlorene Sohn der Familie bringt ihn wieder zu Ehren wie ein Held!"

Nach dieser Bemerkung drückte er dem Freunde zum Abschied die Hand, da das verdammte Festungsnest nicht über Nacht einem republikanischen Handstreich ausgesetzt werden durfte, ohne daß ein Hartenstein zur Stelle gewesen wäre, um ihn abzuschlagen.

In Dezimus Freys Hirn sah es so wüst aus wie in seinem Herzen dunkel. Er hätte heute kein Wort mehr hören, keinen Menschen mehr sehen können, Rosen am wenigsten. Und wie dankte er Lydia ihr schonendes Zurückhalten! Ihm war, als müsse er vor der Reinen selbst in Gedanken sein Angesicht verbergen.

Und dann kam die Nacht; und wie der Strahl eines Springquells, der so hoch steigt, wie er tief gefallen ist, und wiederum so tief fällt, als er hoch gestiegen, so rastlos trieben Gram und Grimm in seiner Seele auf und ab.

Früh am Morgen ging er hinunter zu Sidonien. Bei seinem unerwarteten Eintritt flog eine Blutwelle über ihre abgezehrten Wangen. Sie reichten sich nicht wie sonst die Hand, sondern standen sich eine Weile schweigend wie Feinde, die sich messen, Aug in Auge gegenüber.

„Wo ist Ihr Bruder?“ fragte Dezimus endlich.

„Da, wo Helden wie Sie und Ihr Freund Martin ihn nicht finden werden, falls sie Lust haben sollten, sich von ihm das Lebenslicht ausblasen zu lassen,“ antwortete sie mit einem Ausdruck hämischen Zorns, der ihre klaren Züge widrig verzerrte.

In der nächsten Minute hatten sie indessen schon den gewohnten Ausdruck wiedergewonnen. Die Lippen lachten, aber die Augen blickten ernst unter einem Trauerflor. „Verzeihen Sie mir,“ sagte sie ruhig. „Sie können sich nicht denken, wie es mich seit Monaten aufbringt, in jedes Tropfes und in jedes Heuchlers Mienen die Frage zu lesen:

Wo ist Ihr Bruder, der rote Hartenstein? Ich weiß, Sie spielen keine Rolle; ich wüßte aber auch wahrlich keine, welche zu spielen Sie ein Recht hätten."

„Ich habe das Recht, im Namen eines Vaters, der seine Tochter unter meinem Schutze zurückgelassen hat, zu fragen, ob es lediglich ein Spiel war, welches mit dem Frieden eines Herzens und der Ehre eines Hauses getrieben worden ist, oder ob — —"

„Ist es Ihre Schutzbefohlene, die diese Frage Ihnen auf die Lippen gelegt hat?" unterbrach ihn Sidonie mit dem vorigen höhnischen Klang.

„Würde ich die Frage an Sie richten, wenn ich sie ihr nicht hätte ersparen wollen?"

„Vortrefflich! Hätten Sie ihr die Frage indessen nicht erspart, würden Sie wissen, daß sie das Spiel lediglich mit sich selbst getrieben hat."

„Will das sagen, daß sie Ihren Bruder nicht geliebt?"

„Geliebt? Natürlich hat sie ihn geliebt."

„Und er sie?"

„Natürlich auch das."

„Und mit dem Vorsatz der Treue?"

Sidonie lachte. „Das ist mehr, Verehrtester, als ich anzugeben oder auch nur anzunehmen imstande bin. Entscheiden Sie daher nach eigenem Ermessen. Ist die Zeit, in die wir geraten sind, eine, in welcher ein Max an Hüttenbauen denken könnte?"

„Also ein Spiel! Hat mein Vater es geahnt?"

„Er muß doch wohl, weil er dem Amoroso schlechthin sein Haus verboten hat. Allerdings wäre es weiser gewesen, das nicht zu tun; da er es aber einmal getan, hätte sein sonst so kluges Töchterchen klüger gehandelt, wenn es nicht heimlich — —"

Dezimus ließ sie den Satz nicht vollenden. „So habe ich nichts weiter zu hören," sagte er und wendete sich zum Gehen.

Sidonie aber schritt ihm nach, legte ihre Hand auf seine Schulter und sprach: „Bleiben Sie, Dezimus! Ich habe Ihre Freundschaft verloren, vielleicht verscherzt. Indessen eine Viertelstunde könnten Sie für den Kameraden, der Ihnen einmal etwelche Rittergüter in den Schoß werfen wollte, doch füglich übrig haben, wenn nicht zu seiner Rechtfertigung, so doch Ihnen selbst vielleicht zu Rat und Hülfe. Setzen Sie sich, Dezimus. Sie sehen übernächtig aus. So. Glauben Sie mir, ich erkenne die ganze Mißlichkeit Ihrer Lage. Lassen Sie uns bedenken, wie sie zu erleichtern wäre. Ihnen die abgeschmackte und abgestandene Partie eines Freund-Gemahls im Hintergrunde des ungetreuen Liebhabers zuzumuten oder zuzutrauen, fällt mir nicht ein. Aber zu Ihrer Schutzbefohlenen in ein geschwisterliches Verhältnis, wie Sie es zwanzig Jahre lang gewohnt gewesen sind, zurückzutreten, das brächten Sie fertig, und es würde Ihren fernerweitigen gemütlichen Bedürfnissen auf die Dauer auch kaum hinderlich sein, da über kurz oder lang, ich meine aber über kurz, sich zuverlässig einer finden würde, der das just nicht bequeme Hüteramt aus Ihren Händen nähme. Und wer weiß, ob dieser eine nicht schließlich dennoch *der* wäre, dem Sie es heute — nun dreist heraus! — voreilig aufnötigen möchten."

„Bei Gott im Himmel nicht!" rief Dezimus aufspringend. „Sein Opfer ihm entwinden will ich und werde ich; ihn wissen lassen, daß, wenn die bukolische Laune ihn gelegentlich wieder anfliegen sollte, heute ein anderer sein Hausrecht wahrt als der vertrauende, edle Greis, dem es so schnöde mit Füßen getreten worden ist."

„Ich glaube Ihnen," sagte Sidonie mit einem warmen Blick.

„So ist es in Ihrer Natur, so verstehe ich Sie. Und nun geben Sie mir einmal die Hand und zwingen sich, auch den zu verstehen, dem Sie feind geworden sind. Ich meine sein Ideal. Denn auch er hegt ein Ideal, und zwar eines, das dem Ihrigen durchaus nicht schnurstracks entgegenläuft. Nur daß Sie ein Ganzer im kleinen sind, und er ist ein Halber im großen. Er hat einmal gesagt, in jedem Menschen stecke ein Faustschicksal. Das sage ich nicht. In Menschen Ihres Schlags steckt es keineswegs. Aber in dem meines Bruders, da steckt es. Die Idee fließt aus Gott, zur Verwirklichung bietet Satanas die Hand. Meines Max Ideal ist: Freiheit für sich selbst und für alle anderen Gleichheit. Er fühlt den Widerspruch nicht einmal. Ohne Zweifel würde es ihm wie eine höchst sträfliche Beschränkung seines Freiheitsrechtes vorkommen, wenn die Tagelöhner von Bielitz und Werben, deren menschenunwürdiges Dasein ihn empört, eines Tages in seinen menschenwürdigen Salon rückten und sagten: ‚Herr Bruder, nimm du einmal zur Ausgleichung unter unseren Schindeldächern fürlieb, und wir wollen uns zwischen deinen Götterbildern gütlich tun.' Oder: ‚Das Versemachen und Redenhalten wollen wir uns bis auf weiteres selbst besorgen; greife du einmal freundlichst zu Hacke und Kelle und hilf uns, aus den Steinen dieses Schlosses, das wir niederzureißen beabsichtigen, die Häuserchen bauen, von welchen, zum Dank für deine guten Lehren, dir eines, nicht besser und nicht schlechter als die anderen, überlassen werden soll.' Derlei praktische Konsequenzen zieht aber ein Schwärmer nicht; oder, wenn Sie so wollen, er macht mit der Praxis den Anfang nach seiner Manier, indem er sein Geld zum

Fenster hinauswirft. Immer noch besser, als wenn es in Papa Mehlborns Eisentruhe verrostete. Lassen wir also sein sacré feu auslodern! Weisheit oder Torheit, jeder Mensch bedarf eines Glaubens, um dessentwillen ihm das Leben lebenswert und das Sterben sterbenswert erscheint. Die Zeit ist nicht fern, wo er nicht mehr an seine Artikel glauben und einsehen wird, daß jedes Philosophem, welches so flach ist, daß die große Menge es zu fassen vermag, dem Funken gleicht, den eine Katze aus der Herdasche auf den Heuboden trägt und daß — —. Aber Sie werden ungeduldig. Zur Sache denn. Held Martin, der mit seinem gezückten Pistol bis in meinen stillen Winkel gedrungen ist, ist ein Narr, wenn er Max zutraut, an den albernen Aufwieglungen dieser Gegend teilgenommen zu haben. Er betreibt das Geschäft en gros, hat aber nichts anderes gesagt und getan als hundert andere, auf welche zu fahnden zurzeit noch keiner Regierung eingefallen ist, lebt unangefochten in Wien, Berlin oder Frankfurt, wo der elektrische Strom sich just am anziehendsten entladet. Der Sinn steht ihm so hoch wie je; er glaubt noch hartnäckig an den Aufschwung der Bewegung und ist blind dafür, daß sie mit Riesenschritten niederwärts steigt. Wie still wird es bald geworden sein nach dem wüsten Getös! Wie still dann zeitweise auch in ihm! Alle meine Hoffnung beruht darauf, daß nach der unnatürlichen Überreizung die natürlichen Reize in ihm zur Geltung kommen; zu oberst das Idyll, das er so jählings abgebrochen hat. Sparen Sie ihm Ihre Rose bis zu diesem Wendepunkte auf. Mit ihrem rücksichtslosen Realismus, mit ihren wohlbewußt verführerischen Impulsen ist sie das Naturchen, das wie kein zweites für ihn paßt. Sie haben mir diese Taxierung schon wiederholentlich übelgenommen. Es hilft

aber alles nichts: eine Frau, die nicht reizen will, reizt auch nicht, und Rose hat bisher jeden Mann gereizt, und außerdem – liebt sie Max; ja, täuschen Sie sich nicht, sie liebt ihn heute noch. Die Frage ist nur, wo und wie Sie Ihren anvertrauten Schatz bis auf weiteres bergen sollen? Wären Sie nicht ihr Bräutigam gewesen, oder wären Sie wenigstens nicht ein Landpastor, sagte ich einfach: leben Sie zu zweien weiter wie bisher zu dreien. Für den Idealisten wie für die Realistin steht ja doch ein heimlicher Sozius als Schutzwehr zwischeninne. Aber Sie sind nun einmal, leider Gottes! dem Namen nach ihr Bräutigam gewesen, sind nun einmal, leider Gottes! der Hirt einer Bauernherde geworden, und wer wirken will, muß – traurig, aber unerläßlich! – sich der Borniertheit anbequemen. Keiner sähe in Rosen wieder wie einstmals Ihre Schwester; sie würde unter Achselzucken und Naserümpfen bestenfalls zu Ihrer Haushälterin herabgezogen werden, und Sie selbst ständen auf einem verlorenen Posten. Nun sagte ich am liebsten: Schicken Sie das Kind zu mir. Es wäre mir ein Trost für Auge und Herz, das kluge, holde Geschöpf um mich zu haben, und an einem Nektar, welcher die kopfhängende Seelenblume auffrischt wie die Liebfrauenmilch mein altes Väterchen, sollte es ihr nicht fehlen. Ich bin zum Schwesterlein geboren, und Musik und ein voller Beutel sind für eine Rose gar sympathetische Medien. Aber da ist nun wieder einmal der liebe Bruderstolz, richtiger ausgedrückt die moralische Rankune. Das Haus der kleinen Sidi ist dem ehrenfesten Hirtensohn zur Höhle geworden, in welcher das Drachengift ausgebrütet worden ist. Und da weiß ich denn freilich keinen besseren Rat als: bringen Sie Rosen zu der von ihren Schwestern, die materiell am behaglichsten lebt. Lange aushalten wird

sie es als Einschiebsel in dieser häuslichen Beschränkung nicht, dafür ist sie zu selbstherrlich gewöhnt und nicht zum geringsten verwöhnt durch den, welchen sie ihren alten Dezem nannte. Aber es handelt sich ja auch nur um ein Interim. Der eine oder der andere wird sie in die Freiheit locken, und von dem einen oder dem anderen wird sie sich locken lassen – wiederum zu einem selbstherrlichen Regiment."

Dezimus entfloh ohne Gegenwort. Sidonie hatte Öl in die Flammen gegossen, die sie beschwichtigen wollte. Was sie mit klaren Worten ausgesprochen, mit halben ihn hatte ahnen lassen, ihre Voraussetzungen und Voraussagungen, das Ziel, nach dem sie deutete, den Weg, auf den sie ihn wies, eines wie das andere widerstand seinem innerlichsten Sinn. Nein, die Tochter Hanna und Konstantin Blümels war nicht die berechnende Buhlerin, als welche die Schwester Maxens von Hartenstein sie sah und mit eigennütziger Vorliebe sehen wollte. Mochte die Leidenschaft sie verirrt haben, bis an den Rand eines Abgrundes verirrt, sie war fähig und wert, durch die ernste Treue eines Mannes erhoben zu werden, gerettet vor sich selbst, vor den Umstrickungen eines Schwelgers und dem Geifer der Welt. Der aber, welcher, seitdem er von seinem Leben wußte, ihr als seinem nächsten Menschen angehangen hatte, war gewillt, in einem anderen Sinne als vor einem Jahr sein Herzblut mit ihr zu teilen.

Im Wirbelkampf auf und ab wogender Gedanken ging er mit heftigen Schritten den Talweg auf und ab. Oftmals hob er halb in Sehnsucht, halb in Schmerz den Blick zu Lydias Fenstern empor; er hätte ihr sagen mögen „Entscheide du!" Aber nein! Nur er allein hatte aus innerstem Gemüt in diesem Widerstreit zu entscheiden, und

bevor er den Spruch über seine Zukunft ihr zur Billigung vortrug, hatte er ein Wort aus einem anderen Munde als dem ihren zu vernehmen. Ihn graute vor diesem Wort, sein Fuß starrte, sooft er ihn hob, um in das Haus zurückzukehren, das jetzt das seine hieß.

Endlich entschlossen, war er bereits die ersten Weinbergsstufen hinangestiegen, als ihm mit raschen Sätzen von oben herab einer, den er am wenigsten erwartet hatte, sein Freund Kurze, entgegenkam. Dem Armen mußte die Kehle wohl jämmerlich trocken geworden sein, denn er biß erst in eine Traube, die er sich im Vorüberrennen vom Stocke riß, ehe er, die Hülsen vor sich hinblasend, dem Berganſteigenden zurief, daß er ihn aus den Pfarrfenstern habe kommen sehen, und weil er nur noch zehn Minuten verziehen dürfe, ihm entgegengesprungen sei. Er habe ihm eine Welt von Mitteilungen zu machen. Dezimus solle ihn daher auf dem Dorfwege bis zur Schenke, wo sein Pferd untergestellt sei, begleiten.

Nach einem kraftvollen, Beileid und Glückwunsch zum Amtsantritt vereinigenden Händedruck erzählte er dann, daß sein Bataillon, auf dem Rückmarsch vom Kriegsschauplatz, gestern in der Nachbarstadt einquartiert worden sei, um heute zur Verstärkung der Festungsgarnison weiterzurücken.

„Mit den Donnerwettern über unsere Retirade," meinte er, „wollen wir den Zeitungshelden nicht ins Handwerk pfuschen. Die Ohren gellen mir davon, und die Zeit ist edel; das Schlimmste vom Schlimmen aber, daß wir wohl in den Friedensstand zurückgekehrt, aber nicht demobil gemacht worden sind. Wenn nur wenigstens nicht die Feldzulage aufhört! Na, wer weiß, ob in der Festung nicht — en passant — ein Coup zu machen ist? In unserem

Gelehrtennest ist der Gesundheitszustand zurzeit von kläglicher Erfreulichkeit. Man munkelte davon, daß in der Festung etwelche angenehme Cholerafälle eingeschleppt worden seien. Ist dir etwas davon zu Ohren gekommen, Alterchen?"

Dezimus verneinte, und Peter Kurze seufzte: „Schade!" fuhr aber darauf mit natur- und vernunftgemäßer Munterkeit in seiner Welt von Mitteilungen fort.

Gleich nach dem Einmarsch sich zu einem Pfarrbesuch aufmachend, hatte er zuerst vom Schenkwirt, bei dem er abgestiegen, dann ergänzend von Freund Martin, dem er auf dem Wege nach der Pfarre begegnete, den Tod des prächtigen alten Herrn samt „allem, was drum und dran hing," haarklein erfahren und sich darum gern von Martin bereden lassen, die Nacht, statt in dem Hause der Trübsal, auf der erprobten Sprungfedermatratze des Schlosses zuzubringen; heute morgen hatte er nun aber bereits länger als eine Stunde in Gesellschaft des armen Röschens auf den sein Filial inspizierenden, neubackenen Herrn Pfarrer gewartet.

„Das herzige Dingelchen, deine Rose!" rief er aus. „Und wie ihr die Trauer steht! Nicht einmal das Weinen entstellt sie! Mag einer in der Welt herumkommen, soweit er will, solch ein Schätzchen findet er nicht wieder. Und siehst du, alter Freund, wie ich so den verweinten, schwarzen Blitzäugelchen gegenübergesessen habe und den abgehärmten Grübchenbäckchen, die vorig Jahr noch weißer aussahen wie heute und durch Peter Kurzens Kunst doch wieder zu Rosenknöspchen aufgeblüht sind, da ist es mir wie eine Rakete durch das Hirn geschossen oder meinetwegen durch das urkräftige Pumpwerk, Herz genannt: Transfusion! probatum est! Peter Kurze wird

zum zweitenmal ihr Doktor werden, will ſagen, unter heurigen hygieniſchen Umſtänden – ihr Gemahl! – Na, ſo reiße doch deine Augen nicht wie Scheuntore auf, als ſpräche ich chaldäiſch, Paſtor von einem Tag! Du nimmſt ſie doch nicht; denn warum? du haſt ſie ſchon einmal gehabt, und es ſteht geſchrieben: du ſollſt auf ein neues Kleid nicht einen alten Lappen ſetzen, oder meinetwegen auch umgekehrt, keinen neuen Lappen auf ein altes Kleid. Und ſie paßt zu einer Pfarrersfrau auf dem Lande auch ganz und gar nicht; dahingegen für einen Doktor mit tüchtiger Praxis, in einer munteren Stadt iſt ſie wie gemauſt. Und ich brauche ſo bald als möglich eine Frau; denn da der Feldchirurgie ſo ſchnöde der Garaus gemacht worden iſt, gehe ich damit um, meine Kunſt vorzugsweiſe dem ſchönen Geſchlechte zuzuwenden. Ein rentables Geſchäft und ein angenehmes; aber einem Junggeſellen fehlt der Kredit: heiraten tue ich ſowieſo, warum alſo nicht die, die mir von jeher am beſten gefallen hat und heute noch am beſten gefällt? Weil ſie eine Liebſchaft gehabt hat? Na, habe ich etwa keine Liebſchaften gehabt? Ich ſage dir, ſo eine Heilige, der das Herz nicht einmal mit dem Kopfe davongelaufen iſt, ſo eine Vernunftsbille, kann mir geſtohlen werden. Weil ein dicknäſiger Junker ſie im Stiche gelaſſen? Nun juſt darum iſt es an Peter Kurzen, zu zeigen, wo heute die wahre Humanität zu ſuchen iſt. Einen Strich durch den Handel gemacht und fortan reinen Tiſch gehalten. Romane müſſen ſein. Weit beſſer gelebt als geleſen. Das kurze luſtige Endchen grüner Jugend um Gottes willen nicht vor der Zeit auslaufen laſſen in eine altersgraue Chauſſee! Im biederen deutſchen Vaterlande aber ſpielt das Schlußkapitel am Altar. Oder etwa, weil Hinz und Kunz und Marthe und Mieke die Köpfe zu-

sammenstecken und sich Schelmenworte in die Ohren flüstern? Was fragt Peter Kurze nach Hinz und Kunz und Marthen und Mieken, außer wenn sie auf der Nase liegen und er sie wieder auf den Strumpf bringen muß. Freilich, sie ist arm wie eine Kirchmaus, und das ist allerdings ein Grund und ein sehr stichhaltiger Grund. Aber bin ich nicht im Handumdrehen und – just durch diese meine erste Kur zum Doktor Eisenbart geworden? Verstehe ich etwa keine Liquidation zu schreiben? Habe ich mir nicht bereits ein rundes Sümmchen zurückgelegt? Siehst du, Alterchen, ich habs mit diesem und jenem Goldfisch probiert; zuletzt sogar mit der kleinen, schiefen Kröte, deinem guten Kameraden. Aber, weiß der Six! keiner biß an. Na, ich habe mich an den Körben nicht lahm getragen, und heute danke ich meinem Herrgott, daß er sie mir aufgebürdet; ich mag keine Reiche, als deren untertäniger Diener ich ersterben müßte. Mich verlangt nach einem drallen, blitzäugigen Weibchen, das zu mir sagt: ‚Peter Kurze, ich habe ein bißchen an Schwindel und Herzweh laboriert, aber du hast mich wieder gesund gemacht, Peter Kurze, ich danke dir!'"

Dezimus lächelte, so wenig lächerlich ihm zumute war. „Und glaubst du im Ernst, guter Junge," fragte er, „daß Rose Blümel dieses Habdank dir sagen kann und wird?"

„In Dreiteufels Namen, ich meine, in Gott Hymens Namen, warum sollte sie nicht?" versetzte Kurze, laut lachend zwar, aber mit dem Selbstbewußtsein, das dem Meister gestattet ist. „An der Partie, wie ich dir eben weitläufig demonstriert, ist doch vernunftgemäß nichts auszusetzen, und an der Person, na, was könnte sie an der wohl auszusetzen haben? Sieh mich doch an, altes Haus! Steht mir die Uniform nicht wie dem schmucksten Leutnant

von der Garde? Und wenn ich erst hoch zu Rosse unter ihrem Fenster Parade machen werde –: Zu Pferd, zu Pferd, da ist der Mann erst was wert! Nur ein bißchen Geduld; mit der Zeit pflückt man Rosen. Heute freilich, heute, – na, geradezu abgewiesen hat sie mich auch heute nicht."

„Wie – was – du hättest heute – einen Tag, nachdem ihr Vater – –"

„Just darum heute schon. Was der Tod niedergeworfen hat, muß rasch durch das Leben wieder aufgerichtet werden."

„Und – und – was hat sie dir geantwortet?"

„Sprich mit meinem Bruder, dem ich fortan Gehorsam schuldig bin, Peter," hat sie gelispelt und die Augen dabei niedergeschlagen, und ich, na, ich hätte um ein Haar laut auf ihr ins Gesicht gelacht. Gehorchen ihrem alten Dezem, den sie seit zwanzig Jahren wie ein Kind seinen Hampelmann am Fädchen regiert! Da sie ihn indessen einmal abwechslungshalber zu ihrem Vormund erhoben hat, halte ich hiermit bei dieser Respektsperson kurz und bündig um ihrer Mündel zierliches Händchen an und hoffe, sie sagt ebenso kurz und bündig – –"

„Nein!" antwortete Dezimus kurz und bündig.

Peter Kurze prallte drei Schritte zurück. „Wie, – was – nein?" schrie er auf, verblüfft, wie er es vielleicht zum erstenmal im Leben war. „Nein! Nein! Höre, Dezimus, nimm mirs nicht übel, aber, beim Äskulap! du bist nicht bei Trost. Meine ich doch Wunder, aus welcher Patsche ich dich ziehe! An wen hab ich denn bei der Geschichte gedacht? Na, natur- und vernunftgemäß, in erster Hand freilich an mich selbst; und in zweiter, ebenso natur- und vernunftgemäß, an das herzige Röschen, aber zu dritt, als

guter Freund, doch an dich! Mein' ich doch, daß du mir vor lauter Dankbarkeit an den Hals springen wirst! Und nun rundweg: nein! Oder – solltest du etwa selber –? Na, freilich in dem Falle trete ich zurück. Das muß ich jedoch sagen, Freund: Peter Kurze ist kein Zimperling, aber eine derartige Retourkutsche wäre mehr, als Peter Kurze fertigbrächte."

„Den Grund werde ich dir ein andermal sagen, wenn er dir bis dahin nicht von selbst klar geworden sein sollte," versetzte Dezimus. „Sieh, da hält der Wirt schon dein Pferd bereit. Es ist hohe Zeit. Gehab dich wohl!"

Damit schlug er stracks den Pfarrweg ein.

Freund Kurze schaute ihm kopfschüttelnd nach. Dieser gelassene, mustervernünftige Kumpan! Ob er ihm nicht hätte eine Eisblase auf den Gehirnkasten verordnen sollen! Erst nachdem jener hinter der Friedhofspforte verschwunden war, schwang er, noch immer kopfschüttelnd, sich hoch zu Roß, um – ohne Fensterparade – seiner Truppe nachzusprengen.

Dezimus fand Rosen wie gestern im geistlichen Gemach, dem rechten Ort für das, was er auszusprechen hatte. Sie saß in des Vaters Stuhl, den Blick auf das lorbeerumkränzte Kreuz gerichtet, das sie wieder unter dem Rahmen befestigt hatte. „Wenn ich ein Bild von ihm hätte aus der Zeit, da wir Kinder waren, Dezimus!" sagte sie mit dem weichsten Klang, in dem er sie jemals hatte reden hören. „Nun sehe ich über dem Gekreuzigten immer nur sein liebes Haupt so, wie ich es im Sarge gesehen habe, und Tag und Nacht höre ich eine Stimme klagen: Mein Kind, mein Kind, warum hast du mir das getan?"

Dezimus setzte sich an ihre Seite und ergriff ihre Hand.

„Roſe," fragte er nach einer Pauſe, „hat der Vater um deine – deine Liebe gewußt?"

Sie neigte ſchweigend den Kopf.

„Und im Glauben an die – Zukunft ſie – anfänglich wenigſtens – gebilligt?"

„Nein!" antwortete ſie mit feſter Stimme. „Er hat, weil ich nicht fort von hier wollte, Sidonien und – ihm den Verkehr mit unſerem Hauſe und noch entſchiedener mir den mit dem ihren unterſagt, ich aber, ich – –"

„Ich weiß das, ſtill davon!" unterbrach ſie Dezimus und ſaß dann, ebenſo wie ſie, eine lange Weile in Gedanken verſunken. Ja, dieſes Kind, das die Reue ſo tief, wie nur der Tod ſie aufwühlt, hegte, das ſo ernſthaft Leid trug, das Kind des Mannes, deſſen ganzes Leben auf Verſöhnung gerichtet geweſen, es war es wert, dem Leben verſöhnt zu werden mit dem höchſten Opfer, welches der Sohn dieſes Mannes zu bringen imſtande war.

„Roſe," hob er von neuem an, „einmal, ein einziges Mal laß mich einen Blick bis in den Grund deines Herzens tun, und was er mir enthüllt, ſoll dann zwiſchen uns unberührt bleiben für das Leben."

„Frage!" ſagte ſie mit einem Augenaufſchlag ſo groß und entſchloſſen, daß auch ein Zweifelmütigerer als Dezimus an der Wahrhaftigkeit ihres Willens nicht gezweifelt haben würde.

„Nun denn," fragte er, „du haſt Max geliebt, aber haſt du auch an ſeine Liebe geglaubt?"

„Ja, Dezimus, ſo feſt wie er an die meine."

„Und an ſeine Treue?"

„Nein. Er hat ſie mir niemals verſprochen, und ich habe niemals gefordert, was ich wußte, das er nicht halten würde."

„Und hast ihn dennoch geliebt?"

„Dennoch!" rief sie, und ein Strahl entzückter Erinnerung flog über ihr blasses Gesicht. „Ich liebte ihn schon damals, als ich zu stolz war, es dir und mir selber einzugestehen. Ich hatte ihn geliebt auf den ersten Blick, das heißt seit jenem Winterabend; denn vor Jahren, da war ich noch ein Kind. Und als ich ihn wiedersah, liebte ich ihn wieder. Und sähe ich ihn von neuem, ich glaube, — nein, ich weiß es, ich liebte ihn von neuem. Dezimus, Dezimus!" setzte sie mit einem Anflug schwermütiger Schelmerei hinzu, „es ist etwas an dem, was unsere litauische Lene von den Liebestränken der alten Heiden erzählt. Aber — es sind nicht die besten Menschen, die diesem Zauber verfallen, und darum wirst du, Dezimus, ihn nicht einmal begreifen."

Er wußte genug. Er hätte ihr wie vorhin zurufen mögen: Höre auf! Sie aber fuhr unerschrocken in ihrer Beichte fort:

„Ja, Dezimus, sähe ich ihn wieder, ich liebte ihn wieder. Allein ich will ihn nicht wiedersehen, niemals wiedersehen. Ich möchte vor ihm fliehen bis an das Ende der Welt; ich möchte, daß es auch für uns Klöster gebe. Er hat mich zuviel gekostet. Zuerst dich, Dezimus, und deinen treuen Bruderglauben, und dann meinen Vater. Ach, wie viele Kinder haben denn solch einen Vater? Und er ist betrogen von mir, vielleicht voll Jammer um mich in den Himmel gegangen! Dezimus, es ist zu schön, einmal ganz glücklich gewesen zu sein! Aber alles, was ich von Freuden genossen habe, gäbe ich darum, wenn ich um meinen Vater trauern könnte reinen Herzens wie du."

„Er war ein Friedenbringer auf Erden und hat nicht aufgehört, es zu sein," sagte Dezimus innig bewegt. „Du wirst in Frieden um ihn trauern lernen, meine Schwester."

„Glaubst du?“ rief sie sichtbar belebt. „Ja vielleicht, wenn ich eine so rechtschaffene Frau würde, wie unsere Mutter es war, und so viel Gutes täte wie sie. Und darum,“ setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „hat Peter mit dir gesprochen, Dezimus?“

„Ja.“

„Und was hast du ihm geantwortet?“

„Nein!“

„Nein, Dezimus? Ihm genügt, was ich ihm zu geben habe.“

„Vielleicht; aber es genügt mir nicht für dich. Auch in der Liebe macht Geben seliger denn Nehmen. Du würdest ihn niemals lieben lernen, und dein Herz hat noch nicht ausgelebt, Rose.“

Er stand auf und machte ein paar Gänge durch das Zimmer. Sie blickte betreten bald zu ihm hinüber, bald in ihren Schoß. Vor ihr stehen bleibend fragte er darauf: „Würdest du jetzt noch wie einst gern und zufrieden neben mir leben können, Rose, die Schwester neben dem Bruder und die teueren Eltern im Geiste zwischen uns?“

„Neben dir,“ rief sie, „bei dir, mit dir, allezeit um dich! Und so glücklich, wie ich es auf Erden noch werden könnte; vielleicht wieder ganz so glücklich wie einst!“

„So gib mir deine Hand, die Schwester dem Bruder. Wir wollen miteinander leben als die, für welche die reinste Erdenliebe uns gebildet hat.“

Sie reichte ihm die Hand, sagte jedoch dabei, anfänglich zaghaft, dann je mehr und mehr entschlossen: „Aber wir dürfen ja nicht, Dezimus, du weißt ja, der selige Vater hat es verboten, um der dummen Bauern willen verboten, damals schon, als ich noch sein schuldloses Kind war. Und

dann – dann, Dezimus, wenn er nun wiederkäme, der, den ich niemals wiedersehen will? Nein, Dezimus, hier darf ich nicht bleiben! Bringe mich fort von hier, wohin du willst, und wenn es zu einer der Schwestern wäre, die alle das Haus voll Kinder haben und alle bitterböse auf mich sind, weil ich mich so schmählich an dir vergangen habe, und mich alle wegen meines Leichtsinns scheel ansehen würden und nicht ein bißchen Geduld mit mir haben, wie du so viel. Und erst ihre Männer und deren Sippschaft! Schrecklich, schrecklich! Tausendmal lieber unter Stockfremde, die nichts von mir wissen. Wenn du es aber willst, Dezimus, gehe ich auch zu den Geschwistern."

„Weder unter Fremde noch zu den Geschwistern, wir bleiben beieinander, Rose, aber – nicht hier."

„Wo du willst, Dezimus; auf einer wüsten Insel meinetwegen, nur beieinander und nur nicht hier. Denkst du etwa noch auf die Sterne zu studieren und mich zu deiner Schwester Studentin zu machen, wie wir es uns ausgemalt haben, als – ach! als ich noch dein liebes Röschen war und du mein alter Dezem warst?"

„Nein, mein Röschen, das denke ich nicht," entgegnete Dezimus lächelnd. „Es wäre ein weitaussehendes Brot. Ich bleibe, was ich bin, aber nicht hier. Was meinst du zu einem Tausch mit Schwester Luisens Mann? Er hat sich längst ein einträglicheres Amt ersehnt, und bei dem großen Hausstand tut es ihm not. Wir sind nur zwei, für uns reicht es zu. Ganz so freundlich wie in unserem Tal wird es freilich in der preußischen Heide nicht sein; aber es ist weit entlegen. Niemand hat uns dort gekannt; niemand wird etwas anderes in uns sehen als das, was wir von heute ab einzig wieder sind, die Geschwister des bisherigen Pfarrerpaares. Dort, in unserer lieben Eltern

Heimat, wirst auch du, mein Röschen, um deinen Vater in Frieden trauern lernen."

Sie war bei den letzten Worten zu seinen Füßen niedergeglitten und bedeckte seine Hände mit Küssen und Tränen. „Dezimus, Dezimus!" schluchzte sie, „dich konnte ich aufgeben, von dir mich abwenden, um eines willen, eines ——"

„Still, still!" unterbrach er sie. „Nie wieder zwischen uns ein Wort von — dem!"

Er zog sie in die Höhe, setzte sich an ihre Seite, und ihre Hand ergreifend fuhr er fort: „Glückauf also im Heidedorf, mein Röschen! Aber der Winter kann über diesem Wechsel vergehen, und kaum wiedergefunden, möchte ich dich ungern aus den Augen verlieren. Da weiß ich denn keinen besseren Rat, als daß du die Zwischenzeit auf dem Schlosse verbrächtest, bei — Lydia."

Er sprach den Namen sehr leise. Alles, was in seinem Entschlusse Opfer hieß, wurde mit dem Namen ja angedeutet.

Auch Rose zuckte zusammen. „Bei Lydia!" rief sie mit gerunzelter Stirn. Und nach einer Pause: „Muß es sein, Dezimus?"

„Wenn du Vertrauen zu mir hast: ja!"

„Nun denn, so will ich. Aber — aber, wird auch sie wollen, Dezimus?"

„Sie wird es," sagte er mit Zuversicht.

Er ging zu Lydia gehobenen Hauptes, aber mit bebendem Schritt. Sie allein in dem Wandel, der sich um ihn vollzogen, hatte zu ihm gestanden in wandelloser Treue; von dieser Einzigen sich zu lösen, dünkte ihm sich lösen von seinem Stern. Auch sie erbleichte, als er ihr seinen Entschluß mitteilte; ihre Augen füllten sich mit Tränen, und lange, nachdem er ausgeredet hatte, schwieg sie noch still.

Dann aber sagte sie mit schöner Freude: „Ich wäre dieser Wahl für Sie vielleicht nicht fähig gewesen, Freund. Aber sie ist die würdigste, die Sie treffen konnten, und fern oder nah, wir bleiben, was wir uns geworden."

Und als er darauf sie bat, seine Schwester in ihre Obhut zu nehmen, da stutzte sie zwar einen Augenblick, sagte aber auch dann, indem sie ihm die Hand reichte, mit Freudigkeit: „Ich werde sie zu lieben suchen so, wie Sie meinen Bruder geliebt."

Noch von keinem Menschen war der Hirtendezem so dankbar als glückbringendes Johanniskind verehrt worden wie von Schwester Luischen und ihrem Manne bei dem Vorschlage des Ämtertausches; auch machte dieser, da Lydia als Patronin von Werben mit ihm einverstanden war, nur bei dem jenseitigen Konsistorium einige Weitläufigkeiten, und man hatte sich bis zu deren Erledigung, etwa zu Anfang des nächsten Jahres, zu allseitiger strenger Heimlichhaltung verpflichtet. War doch des ärgerlichen Geträtsches in Gemeinde und Umgegend übergenug laut geworden.

Ein Liebling der Pfarreingesessenen, wie ihre älteren Schwestern, war das neckische Röschen von jeher nur bei den besonderen Gelegenheiten gewesen, wo sie kam, einer Mieke und Marthe den kunstvoll gewundenen Brautkranz um den Zopf zu legen, oder einem Hinz und Kunz den Totenkranz auf den Sarg. Bauern lieben gesetzte Leute. Ihre rücksichtslose Leidenschaft hatte die Abneigung dann zu einem Ärgernis gemacht und der jähe Tod des Vaters das Ärgernis nahezu zu einem Mord. „Die Schande hat ihm das Herz abgedrückt," hieß es. Nun jedoch, da man die heillose Kreatur, anstatt sich in den hintersten Weltwinkel zu verkriechen, als Gesellschafterin der unantast-

baren Schloßdame unter den Augen der Gemeinde weiterleben sah, dämpften die schwarzen Gesichte sich in ein zweifelhaftes Nebelgrau ab; bald vielleicht würden sie sich vollständig verzogen haben. Hatte im Jahre der Demokratie die adlige Herrschaft auch viel von ihrem Nimbus eingebüßt, so war durch Lydias aufopfernde Wirksamkeit während der kürzlichen Elendszeit nahezu ein Heiligenschein um die unsere gewoben worden; und wahre Güte wirkt ja allerwärts wie ein reinigender Quell.

Rose bezeigte sich tapfer und Lydia milde wie ein Engel. Wohl miteinander werden konnte es indessen den beiden ungleichartigen Naturen, deren Geschick sich so eigenartig in den Herzen der nächsten Menschen verschlang, keineswegs, und wohl zumute war auch keineswegs dem Freunde, der ihnen diese Prüfungszeit auferlegt hatte; wohl nicht einmal, wenn er außer ihrer Nähe war. Denn das soll keiner glauben, daß das Bewußtsein, recht zu tun um schweren Preis, uns von vornherein wie ein Johannissegen erquicke. Erst wenn die Wolken sich gelichtet haben, baut der Friedensbogen sich auf. Es waren die ersten Monate unüberwindlichen Mißmuts, die Dezimus durchlebte. Bei dem bewußten kurzen Interim konnte ihm ein Frohgefühl heimatlichen Wirkens nicht kommen; es lohnte sich kaum, Beziehungen anzuknüpfen, die sich nicht befestigen sollten, ein Samenkorn auszustreuen, dessen Aufgehen nicht einmal er gewahren durfte und von dem er nicht wußte, ob sein Nachfolger es in seinem Sinne pflegen werde. Zum ersten Male seit Jahren und stärker denn jemals wachte der alte Sternengenius in ihm auf, und in mancher schlummerlosen Nacht rang er mit dem Versucher, der ihn von der Kanzel im nordischen Heidewinkel auf die Warte des Chaldäers lockte.

Dazu der Zwiespalt im Weltwesen. In ruhigen Zeiten nimmt man Exaltationen gleich denen, welche in diesem Sommerhalbjahr von Land zu Land aufloderten, nahezu für Krankheiten, über welche der Irrenarzt zu befinden hat; und diese Erinnerungen werden in beruhigten Zeiten aufgezeichnet. Gesagt sei darum nur, daß für den jungen Pfarrer von Werben dieses Halbjahr der Tat eine reifende Schule gewesen war. Er blickte jetzt nicht mehr von fern auf ein unverständliches oder gleichgültiges Treiben, er sah die Wetter über ihm brauen und unter ihm sich entladen. Nach Anlage, Erziehung und Schicksal stand er auf einer mittleren Höhe, auf der er jedoch mit aller ihm eignenden Standhaftigkeit sich behauptet haben würde. Er bedurfte, um sich frei zu fühlen, nur eines bescheidenen Raumes, aber innerhalb desselben reiner Luft und eines klaren Lichtes. Hatte nun bisher der Orkan heiß von Südwesten getobt, so erhob sich von Tage zu Tage frostiger von Nordosten her der Gegenstrom. Schweres, graues Novembergewölk trübte die kurze Tageshelle; wer mochte sagen, ob der Niederschlag noch einmal als zündendes Gewitter oder als dämpfendes Schneegestöber erfolgen werde?

Wenn nun aber schon er, der fest und mäßig Gerichtete, an einer befreienden Klärung verzweifelte, wie tief mußte Sidonie, deren Neigung und Überzeugung so weit auseinanderstrebten, unter diesen wechselnden Strömungen leiden? Er hatte sie nicht wiedergesehen, war aber zu lange ihr Freund gewesen, um nicht zu spüren, unter welchen Kämpfen sie die Skala der Widersprüche eines starken Geistes, welchen die Liebe schwach macht, durchzitterte; und bei aller innerlichen Entfremdung fehlte ihr anregendes Wesen ihm wie ein Gewürz, an welches der Gaumen sich gewöhnt hat. Sie siechte auch körperlich und verließ ihr

Haus nicht mehr. Dem alten Kinde, zu deſſen Wärterin ſie ſich aufgeworfen hatte, wirkte der Göttertrank nur noch als Opiat; bei jeder Augenwende konnte der Halbſchlummer in den ewigen hinübergeglitten ſein; von den Menſchen, mit denen die Mitteilſame im vorigen Winter ſo anmutend verkehrt hatte, war auch ihr nur Lydia treu geblieben, aber Lydias Gegenwart zog ihr das Herz zuſammen, während die der einzigen, die es ihr flott gemacht haben würde, weil auch ſie liebte, trotz allem und allem liebte, Roſens Gegenwart, ihr verſagt war. Wohin Dezimus blicken mochte, in ſich wie außer ſich, ſah er Unruhe und Mißbehagen.

Und der lange drohende, lange erſehnte Niederſchlag erfolgte denn endlich auch ſo, wie des jungen Mädchens feinſpürender Sinn ihn ſchon vor Monden verkündet hatte – ohne Blitzeszünden. Faſt ſcheint es, als ob auch in der geiſtigen Natur die elektriſche Spannung beim Nahen der winterlichen Sonnenwende nicht ſo mächtig iſt, als wenn im Frühling Tag und Nacht ſich gleichen. Die furchtbleichen Häupter richteten ſich trotzig empor, die ſiegflammenden Wangen entfärbten ſich. Viele, die wild geweſen waren, wurden zahm, manche, die zahm geweſen waren, wild; nur wenige blieben ſich unerſchütterlich treu; daß aber Max von Hartenſtein, der Dichter und Rhetor der Revolution, zu den Getreuen ſeines Glaubens jetzt um ſo ritterlicher ſtehen werde, hat keiner ſeiner Freunde oder Feinde bezweifelt. Auch Sidonie ſah in ihm jetzt einen ſeiner Heimat Verlorenen; ſie grübelte Tag und Nacht über eine geſicherte Neugeſtaltung ſeines Lebens, hätte unverweilt ſich mit ihm in der Ferne vereinigen mögen und war doch an den Schlummerſtuhl des blöden Greiſes gefeſſelt. Im Schloſſe von Werben glaubte man, daß Max ſich in das Ausland gerettet habe.

Der Schlag, der in der Hauptstadt gefallen war, zitterte in den Provinzen nur mäßig nach; in unserer Gegend war es überhaupt fast ausschließlich die Festungsstadt, als Enklave rings von erregten Kleinstaaten umgeben, in welchen die Schürungen von vornherein einen lebhafteren Anklang gefunden. Hatten doch schwarzsehende Kannegießer schon im Sommer dem sogenannten Doktorputsch eine gefährliche Wichtigkeit zugemessen, indem sie, als sein Ziel, einen Handstreich auf diesen festen Platz ausgewittert. Unbestritten gärte in der niederen Bürgerschaft ein gewisses, unruhiges Treiben, gedämpft allein durch das geschickte und energische Auftreten des kommandierenden Generals.

Da ein Teil der Besatzung der Armee in den Marken zugeteilt worden war, hatte man neuerdings zur Verstärkung der Garnison die Reservisten und jüngsten Landwehrklassen der umliegenden Bezirke einberufen, und es gehörte, wie es bei solchem schematischen Verfahren wohl zu geschehen pflegt, der Reservist Frey zu diesen Einberufenen, obgleich er als ordinierter Pfarrer von allen Mordgeschäften entbunden gewesen wäre, selbst wenn er den zum Regieren der Mordwaffen erforderlichen Arm nicht in der Binde getragen hätte. Er hatte sich seit Wochen einen Ausflug nach der Festungsstadt vorgenommen, bevor er in sein neues Amt übersiedelte; er glaubte dem redlichen Freund Kurze die Mitteilung dieser geplanten Lebenswendung schuldig zu sein, gedachte, von seinen kriegerischen Kameraden Abschied zu nehmen, Martin und seine gütige Mutter noch einmal wiederzusehen, da er ja einen wie den anderen vielleicht für immer aus den Augen verlor; vor allem aber verlangte ihn, seinem Bruder, der in der Kürze seinen „lieben Herrn", anjetzo General, in dessen neue Garnison begleiten würde, noch einmal die Hand zu drücken. Die Einberufung be-

ſchleunigte nun die Ausführung dieſes Plans. Es mutete Held Dezimus plötzlich an, den Schematismus zu übergipfeln und anſtatt ſich ſchriftlich abzumelden, es perſönlich an Ort und Stelle zu tun. Möglich, daß ſogar eine Art von loyaler Demonſtration – um ihrer Wohlfeilheit willen verſchämt! – im Hintergrunde ſchimmerte. Die Einberufung war nirgendwo mit patriotiſchem Hochgefühl begrüßt worden, die gehorſame Folgeleiſtung des verwundeten Pfarrherrn dürfte etwa murrenden Wehrkameraden daher immerhin ein wackeres Beiſpiel geben. Kurz und gut, Held Dezimus war gewillt, für ein paar Tage ſeine Mißlaune gemütlich und patriotiſch zu zerſtreuen.

Als er am Nachmittag aus der Stadt, wo er die Vorkehrungen für ſeinen Ausflug getroffen hatte, zurückkehrte, ſtürzte ihm die litauiſche Lene, die ſeine Haushälterin geworden war, mit verſtörten Mienen entgegen. Der „ſchandbare Junker" war wieder da! Ja, er hatte die Schandbarkeit ſo weit getrieben, um frank und frei auch auf dem diesſeitigen Ufer ſpazieren zu gehen, am Hünengrabe vorbei, die Gartenmauer entlang, über den Gottesacker, wo er eine lange Weile vor dem friſchen Hügel des alten Pfarrers ſtill geſtanden, durch das Dorf und unterhalb der Schloßterraſſen bis zum Fährboot, in welchem er auf Mehlbornſchen Grund zurückgekehrt war.

Die alte Lene hatte dem dazumal „ſcharmanten" Junker mehr als erlaubt goldene Brücken gebaut, ſolange ſie an ihn als ihres Herzblättchens Zukünftigen geglaubt; nun er das Herzblättchen ſo ſchandbarerweiſe in Verruf gebracht hatte, war die Hölle nicht heiß genug für den Teufelsbraten geheizt. Auch hatte, ihrer Darſtellung zufolge, der Höllenkandidat ſich bereits zu einem richtigen Räuberhauptmann

umgemodelt, trug statt der zierlichen Locken von ehedem einen wilden Haarwuchs, statt des blonden Schnurrbärtchens auf der Oberlippe einen fuchsroten, struppigen Vollbart, und was er auf dem Leibe hatte, war der Wüstigkeit des Hauptschmuckes entsprechend. Aber die alte Lene litt an blöden Augen und nicht bloß im Traume mitunter an feindlichen Erscheinungen. Ihrem jungen Herrn wollte diese neueste Erscheinung nicht recht einleuchten. Selbst Sidonie hatte, da sie keine Kunde von ihm oder über ihn erhalten, ihren Bruder außer Landes in Sicherheit geglaubt. Sollte sie die Gefahr für ihn so wesentlich überschätzt haben? Indessen ging Dezimus die Sache doch im Kopfe herum, und so begab er sich nach dem Schlosse, sie mit den Freundinnen zu beraten.

Rose kam ihm nicht wie sonst, wenn sie seinen Schritt auf der Treppe erlauscht hatte, entgegengesprungen. Auch im Wohnzimmer saß Lydia ruhig lesend allein. Doch bestätigte sie die feindliche Erscheinung. Max war gesehen worden, zwar nicht von ihr selbst, aber von dem alten Wagner und, am entscheidendsten, von Rosen, als er, eine lange Weile am Ufer auf und ab schlendernd, sich mit etlichen begegnenden Landleuten und auch mit dem alten Fährmann unterhalten hatte; durchaus gegen seine bisherige höflich ablehnende Gewohnheit. Denn der volksfreundliche Dichter besaß die feinen, empfindlichen Sinnesnerven geistreicher Köpfe; er konnte den gemeinen Mann – selbstverständlich nur buchstäblich genommen – nicht riechen. Wo aber eine reale Antipathie der idealen Sympathie in das Gehege kommt, behält leider gewöhnlich, und nicht bloß bei für Gleichheit schwärmenden Aristokraten, die Antipathie die Oberhand.

Kein Zweifel demnach: Max wollte bemerkt sein, wollte

zeigen, daß er nicht so kompromittiert sei, als selbst seine Schwester angenommen, daß er sich vollkommen sicher fühle und vielleicht sogar die Absicht hege, das ländliche Herrenleben fortzuführen. Lydia konnte nicht verhehlen, daß Rosen, trotz der Herrschaft, die ihr über das bewegliche Temperament gelinge, eine starke Erregung anzuspüren gewesen sei; sie riet, das arme Kind aus der beunruhigenden Nähe zu entfernen, bis der Grund jenes geflissentlichen Gebarens sich aufgeklärt haben werde.

„Denn," so sagte sie, in seltener Übereinstimmung mit Sidonien, „warum sollte für diesen unsteten Geist ein endliches Bedürfnis der Treue undenkbar sein? Warum sollte er nach der alle Kräfte überspannenden Aufregung in häuslicher Herzlichkeit nicht Frieden suchen und finden? Rose liebt ihn, so wie er ist, und so wie *sie* ist, das heißt viel charaktervoller, als ich das anmutsvolle Kind bisher beurteilt hatte, wüßte ich kein geeigneteres weibliches Wesen, um ihn nicht nur zu reizen, sondern auch dauernd zu fesseln. Für sie selbst und auch für Sie, Freund, wäre dieser Abschluß aber jedenfalls weit natürlicher als der, welchen Sie hochherzig in das Auge gefaßt haben."

Sie schlug nun vor, daß Rose ihren Bruder auf seiner kleinen Reise begleiten und einige Zeit bei Frau von Hartenstein, die sie wiederholt freundlich zu sich eingeladen hatte, verweilen solle.

Dezimus ging in Rosens Zimmer; der Abend dämmerte. Sie lag auf dem Sofa, die Augen halb geschlossen, die Lippen halb geöffnet, die Wangen flammend wie im Fieber. „Du weißt es?" rief sie ihm entgegen und – aufgewachte Erinnerungen, aufgewachtes Verlangen, aufgewachte Hoffnung – nur nicht aufgewachte Furcht klang aus dem Vibrieren ihrer Stimme. Hatte er Lydias Vorschlag ihrer

Wahl anheimgeben wollen, so sprach er ihn jetzt aus als unumstößlichen Entschluß.

Sie machte jach eine abwehrende Bewegung, sann aber dann eine Weile nach und sagte endlich: „Ja, ja! bringe mich fort!“ Freiwillig versprach sie auch, da die Reise erst am übernächsten Tage angetreten werden konnte, sich nicht aus dem Schlosse und Lydias Nähe zu entfernen.

Hätte Sidonie ihr Gebaren zu deuten gehabt, sie würde gesagt haben: „Es heißt hoffen, nicht verzichten. Der kleine Schlaukopf hat gelernt, wie ein Max zu fesseln ist.“

Lydia und Dezimus dahingegen sagten: „Sie kämpft gegen einen natürlichen Zauber, aber mit dem Willen, ihn zu besiegen.“

Beide hatten vielleicht recht. Im Wogen der Leidenschaft tauchen Dämonen und Genien nebeneinander in die Höh und wieder unter. In den Krisen, die sie aufwirbelt, entscheidet aber ohne Wahl ihr Erstgeborener, der Affekt.

Der folgende Tag verging ohne Behelligung und ohne Spur von dem feindlichen Zauberer. Hielt er sich zurück? Hatte er die Gegend wieder verlassen? War er – eine Phantasmagorie des Hasses und der Sehnsucht – vielleicht gar nicht dagewesen? Um nicht schlechthin in das Blaue hinein zu handeln, war Dezimus nahe daran, geradenweges Sidonien zu befragen, ob ihr Bruder die Absicht hege, sich in der Heimat niederzulassen. Nach besserem Besinnen verschob er indes die Frage bis nach seiner Rückkehr. Er gönnte unter allen Umständen der armen Rose einen zerstreuenden Wechsel, und hatte die Gefahr sich verzogen, war eine Heimholung ja leicht bewerkstelligt.

Sie fuhren ab. Rose lachte, und Dezimus lachte selbst über die Figur, welche er in seinem Reisekostüm spielte. Weil eine scharfe Luft wehte und der verbundene Arm sich

nicht bequemlich in den wärmenden Paletot fügen wollte, hatte er über den langen schwarzen Pfarrerrock den kurzen, bunten Soldatenmantel gehängt und dementsprechend im Coupé den hohen, steifen, schwarzen Hut mit der handlichen Feldmütze vertauscht, die er zufällig in der Tasche des Mantels fand. Zahlreiche Wehrleute füllten von Station zu Station den Zug, da der morgende Tag der der Gestellung war. Der Nachmittag war vorgerückt, bevor das Ziel erreicht ward.

Als man das dunkle Festungstor passiert hatte, fand man den Bahnhof militärisch besetzt, der umgebende Wall war mit Kanonen bepflanzt, aus dem Inneren der Stadt hörte man Schüsse fallen.

Auf dem Perron wirres Treiben und Drängen; Angst und Entsetzen krächzten wie Raben in der Luft! Eine Revolte, so hieß es, sei ausgebrochen, mit Hülfe der renitenten Landwehr die schwache Besatzung überrumpelt worden. Barrikaden, lange Zeit heimlich vorbereitet, ragten im Handumdrehen häuserhoch aufgetürmt; das Blut flösse in Strömen; der Belagerungszustand sei erklärt. Die Reisenden, welche in der Stadt hatten einkehren wollen, eilten ohne Aufenthalt weiter nach der nächsten Station; die Fremden, die in der Stadt geherbergt hatten, drängten fliehend nach den abgehenden Zügen. Sie wurden streng gemustert, und wenn sie der Legitimation entbehrten, polizeilich zurückgehalten. Der Pfarrer von Werben und seine Schwester waren die einzigen zurückbleibenden Passagiere, und da er sich weislich mit einem Paß für sich und sie versehen hatte, durften sie ungehindert sich in den Wartesaal, dem einzig gestatteten Ein- und Ausgang, verfügen, von dort aus aber ihre Schritte lenken, wohin ihnen beliebte.

Zu den ungeheuerlichen Gerüchten, welche auf dem Bahnhofe gespukt hatten, stimmte indessen verwunderlich wenig die Öde der Straße, welche die Geschwister jetzt betraten. Nur aus der Ferne fiel dann und wann noch ein Schuß. Ortsfremd, wie er war, hielt Dezimus es für geraten, Rose in einem dem Bahnhofe zunächst gelegenen Gasthause unterzubringen, während er selbst über die Lage der Dinge Erkundigung einzog.

Der Wirt stand vor der Torfahrt, wie er lachend sagte, als einziger häuslicher Insasse, mit Ausnahme seiner Frau, die vor Schrecken krank zu Bett liege. Die Gäste seien entflohen, für Kellner und Mägde sei kein Halten gewesen. Die liebe Neugier habe sie samt und sonders auf den Tummelplatz des Skandals im Inneren der Stadt getrieben.

Während er die Herrschaften in das erste beste Zimmer zu ebener Erde führte, erklärte er indes zu ihrer Beruhigung die sogenannte Revolte für einen erbärmlichen Krawall und auch diesen für so gut wie unterdrückt. Nur aus Übermut werde noch hier und dort ein Gewehr abgefeuert. Die Zahl der Gefallenen auf seiten der Truppen sei kaum nennenswert, auf seiten des Pöbels leider Gottes! weit geringer als, um des guten Exempels willen, zu wünschen wäre. Die militärische Tätigkeit beschränke sich lediglich noch darauf, die Häuser nach dem Gesindel, das sich in sie geflüchtet habe, zu durchstöbern; vor allem nach den wohlbekannten Rädelsführern. „Ist es nicht wie ausgestorben?“ fragte er lachend, da er „die Herrschaften“ an das Fenster treten sah. „Die Vorsichtigen haben sich in ihren Wohnungen abgesperrt, die Vorwitzigen sind ausgeflogen dorthin, wo sie etwas Schreckliches zu hören und zu sehen vermuten. Im Mittelpunkte der Stadt, der in seiner Bauart an und für sich schon einem Gekröse gleicht, mag es ein

ſchönes Schieben und Drängen geben! Nichts geht dem Plebs über das Totgedrücktwerden!"

Dezimus unterbrach den mitteilſamen Herrn mit der Frage nach dem Bataillonsbureau, in dem er ſich zu melden hatte. Die Straße lag, nahe erreichbar, abſeiten des Gewühls. Auf die weitere Frage nach der Wohnung der Frau von Hartenſtein prallte der leichtherzige Herr Wirt erſchrocken zurück. Er hatte ein argloſes Zutrauen zu ſeinem geiſtlich gekleideten Gaſte gehegt, da Pfarrer und Hoteliers gemeinhin konſervative Geſinnungsgenoſſen ſind, — nun muſterte er ihn mit den bedenklichſten Mienen.

„Von Hartenſtein!" rief er, nachdem er ſich phyſiognomiſch beruhigt hatte. „Von Hartenſtein, ſagen der Herr? Aber das iſt gerade ja der, auf welchen man, als den Urheber des Unternehmens, fahndet! Und klug und verwogen wäre der Patron ſchon dazu! So ein feſter Stützpunkt, halben Wegs zwiſchen Frankfurt und Berlin, der Plan war, weiß der Deixel, nicht ohne! Wenn der Streich morgen, am Stellungstage, mit geſchulten Leuten unternommen worden wäre, kein Zweifel, daß man mit Kanonen darein hätte fegen müſſen, und die halbe Stadt wäre zu einem Trümmerhaufen zuſammengeſchoſſen worden. Unſer Herr Kommandant läßt, Gott ſei Dank! nicht mit ſich ſpaßen. Heute iſt er in Dienſtgeſchäften auswärts, und weil man ihn morgen wieder auf ſeinem Poſten wußte, hat man — ein Heidenglück dieſe Dummheit! — die Ladung vorzeitig zum Platzen gebracht. Denn mit unſerer Gaſſenbande allein brauchte freilich nicht viel Federleſens gemacht zu werden. Die Hauptſache iſt nur, dem roten Hartenſtein endlich den Garaus zu machen!"

Dezimus erklärte, daß nicht dieſer Hartenſtein es ſei, nach deſſen Wohnung er gefragt, ſondern ein junger Offizier

vom *sten Regiment, der erst vor kurzem hierher versetzt worden sei, und da Herr Goldmann noch nicht die Ehre hatte, den Betreffenden zu kennen, entfernte er sich, das Adreßbuch herbeizuholen.

Rose hatte sich während des Wirtes Rede an eine Stuhllehne geklammert; ihre Glieder flogen, das Gesicht, das sie dem Fenster zugekehrt hielt, war schattenbleich, die Zähne schlugen wie im Fieberfrost aneinander. Dezimus suchte sie zu beruhigen, wennschon ihm selbst nichts weniger als ruhig zumute war.

„So glaube doch solcher Wirtshauskannegießerei nicht, Kind," sagte er. „Wie wäre diesem vermeintlichen Urheber solch ein Tollmannsstreich zuzutrauen? Und wissen wir denn nicht am besten, an welchem Orte derselbe zu suchen ist?"

Der Wirt trat wieder ein. Er brachte Licht, denn es war in der Zwischenzeit dämmerig geworden, und den Wohnungsanzeiger. Der Leutnant von Hartenstein war noch nicht darin aufgenommen. Dezimus meinte, daß er sich im Bataillonsbureau nach ihm erkundigen werde, und legte, nachdem der Wirt, um nach seiner kranken Frau zu sehen, sich entschuldigend zurückgezogen hatte, sein Soldatenzeug ab. Er gedachte seine dienstliche Angelegenheit so rasch als möglich abzutun und mit Rosen heute noch heimzukehren; wenn auch leider wahrscheinlich erst mit dem Abendzuge, da der nachmittägige binnen einer halben Stunde abging. Wie verwünschte er seine loyale Demonstration!

„Nimm mich mit, Dezimus!" preßte Rose hervor, indem sie sich an seinen Arm klammerte.

„In ein Militärbureau?" entgegnete er lächelnd. „In kurzem bin ich zurück und bleibe dann bei dir, oder führe dich, wenn du es wünschest, zu Frau von Hartenstein. Soll

ich dir ein Zimmer im oberen Stock, wo es ruhiger ist, geben lassen?"

„Es ist ja auch hier ruhig," versetzte sie, plötzlich gefaßt. „Ich schließe die Tür. Geh nur, geh!"

Dezimus ging. Rose öffnete das Fenster und sah ihm nach, bis er in einer Seitengasse verschwand. Es war noch Zwielicht, aber die Straßenlaternen wurden bereits angezündet. Ringsum Seelenstille. Rose zitterte noch immer. Fürchtete sie sich? O, gewiß nicht. Die kleine Rose war nicht furchtsamer Art, und was hätte sie auch für sich selbst zu fürchten gehabt? Sie zitterte für einen anderen, sie spähete nach ihm, hätte – vor ihm fliehen? – nein, hätte mit ihm fliehen, ihn retten mögen um jeden Preis. Sie dachte nur an ihn; es war, als ob sie seine Gegenwart wittere. Und doch ringsumher kein Mensch.

Plötzlich hörte sie Tritte. In der Ferne kam eine Patrouille die Straße entlang. An ihrer Spitze ein Offizier, dessen gezogenen Säbel sie im Lampenlicht blitzen sah. Sonst niemand.

Aber da – da – aus einem Quergäßchen einbiegend, eine Gestalt, – der, nach dem sie gespäht! Nicht der visionäre Räuberhauptmann mit rotem, struppigem Haar und Bart, ein elegant gekleideter Tourist, geht er raschen, aber sicheren Schrittes dicht unter ihrem Fenster hin dem Bahnhofe zu. Wenige Schritte, und das Kommando muß ihn überholen. „Max!" rief sie, „Max!"

Er blickte in die Höhe; bei der doppelten Beleuchtung von außen und innen wurde auch sie augenblicks erkannt. In der nächsten Minute stand er ihr im Zimmer gegenüber.

„Ist hier ein Ausgang nach der entgegengesetzten Seite?" fragte er ohne merkliche Aufregung, während sie

besonnen die Kerzen auf dem Tische ausblies und das Fenster schloß.

Das Zimmer hatte nur die Tür, durch die er eingetreten war; Rose flog, sie zu sperren. Der Riegel war eingerostet, der Schlüssel steckte von außen. Indem sie, um ihn abzuziehen, die Tür leise öffnete, prallte sie gegen den eindringenden Offizier. Martin, gottlob, Martin!

Sie war im jachen Anstoß auf der äußeren Schwelle zu Boden gestürzt; er wie ein Rasender an ihr vorüber in das Zimmer gerannt, deren Tür er hinter sich in die Angel schlug. Von draußen herein hallten die Tritte des Kommandos. Atemlos lauschte sie, auf ihren Knien liegend. Es marschierte vorüber dem Bahnhofe zu. Wie erlöst sprang sie auf, wollte in das Zimmer zurück, – da trat der Wirt aus der gegenüberliegenden Tür.

„Der Offizier der Patrouille ist in das Haus getreten," rief er lachend; „vermutet wohl gar bei mir den roten Hartenstein? Ein dicker Irrtum, mein Herr Leutnant; im Hotel Goldmann sucht kein Verschwörer Unterkommen."

„Es ist ein Kriegskamerad, der meinen am Fenster stehenden Bruder erkannt hat und für einen Moment bei ihm eingetreten ist," versetzte Rose mit vollkommener Ruhe. „Ihren roten Hartenstein sollen sie übrigens, hörte ich recht, entdeckt haben. Ich kam, Sie um ein paar Streichhölzer zu bitten, Herr Wirt. Der Windzug hat uns die Lichter ausgeblasen. Und dann: ein Beefsteak für meinen Bruder. Aber, bitte, recht bald. Er hat Eile."

Damit folgte sie dem Wirt in die jenseitige Schenkstube.

Drüben im Fremdenzimmer standen währenddessen Martin und Max sich auf Armeslänge gegenüber, der eine mit gezücktem Degen, der andere mit gespanntem Terzerol. Ein rascher Degenhieb schlug es ihm aus der Hand.

„Kanaille!“ schrie Martin und drang in sinnloser Wut auf seinen Verwandten ein, der ruhig wie eine Säule stand, ein zweites Terzerol ihm entgegenstreckend.

Eine Minute lang ging kein Atemzug durch den Raum, und in dieser Minute war Martin seiner Vernunft wieder so weit mächtig geworden, um zu sagen: „Spare dir den Mord, du hast genug auf dem Gewissen. Entkommen kannst du nicht; draußen steht meine Mannschaft. Aber siehst du, du heißt einmal von Hartenstein, und ich möchte doch nicht, daß ein Hartenstein als Zuchthäusler endigt. Darum warte, bis ich sie abgeführt, und dann – flieh!“

„Sobald Sie mir Genugtuung gegeben haben, werde ich tun, was mir beliebt,“ entgegnete Max mit eisiger Kälte. „Dort am Boden liegt mein Pistol; die Straßenlaterne gibt hinlänglich Licht. Wählen Sie Ihren Platz. Schießen Sie.“

„Hier im Zimmer? du bist verrückt!“ sagte Martin. „Mach, daß du fortkommst, mit der Person oder ohne sie. Ich habe die Wache am Bahnhof. Ich drücke meine Augen zu.“ Damit wendete er sich nach der Tür.

„Nun denn,“ rief der andere mit erhobener Stimme, „auf die Kanaille eine Memme! Ein Hasenfuß, der sich nicht schießt!“

Martin zitterte vor Zorn; aber der Zorn, der andere blind macht, ihn machte er klar. „Ich bin im Dienst,“ sagte er, als ob er mit sich selbst überlege, doch mit lauter Stimme. „Nicht jetzt und nicht hier! Morgen in Werben – nein, nicht in Werben, der Skandal soll der Familie erspart werden. Halben Wegs zwischen dort und hier. In H. Ein stilleres Nest gibts im Winter nicht. Punkto zwölf im Mordtal jenseit der Ruine. Sekundanten brauchen wir nicht. Ich fände keinen gegen einen wie – du, und einen,

den du fändest, könnte ich nicht akzeptieren. Schießest du mich nieder, nun, so hast du deine Rolle würdig ausgespielt. Fällst du — —"

„Ich bitte, sich über diese Eventualität nicht zu beunruhigen," unterbrach ihn Max mit einem Wink nach der Tür. „Auf Wiedersehen morgen um die Mittagsstunde im Mordtal jenseit der Ruine."

Martin ging. Unter der Tür rief er noch zurück: „Höre, Max, verliere keine Zeit. Das Hotel kann jede Minute durchsucht werden. Kommts heraus, werde ich infam kassiert. Aber — du bist einmal ein Hartenstein."

Kaum fünf Minuten waren seit der verhängnisvollen Begegnung hingegangen. Als Martin hastig die Torfahrt durchschritt, trat Rose aus dem Schenkzimmer. Erschleuderte auf „die Person" einen verächtlichen Blick; den Zeigefinger auf den lächelnden Lippen nickte sie ihm zu wie ihrem allerzärtlichsten Freund.

„Gott sei Dank, daß sie ihn haben, Herr Leutnant!" rief der Wirt, der Rosen gefolgt war.

„Wen?" fragte der Leutnant barsch.

„Den roten Hartenstein, wen denn sonst?"

Der Leutnant stürzte mit einer grimmigen Gebärde aus dem Tor.

„Unser Beefsteak, Herr Wirt, so rasch als möglich," drängte Rose, und Herr Goldmann rannte die Treppe hinan, um seine Frau mit der Freudenpost, daß sie den roten Hartenstein hätten, wieder flott und, in Abwesenheit der Köchin, für die Bereitung des Beefsteaks fähig zu machen.

Rose zog den Schlüssel von ihrer Zimmertür, trat ein und schloß hinter sich ab. Weder sie noch Max sprach ein Wort. Sie schlang aus ihrem Trauerschal eine Binde, in

welche sie seinen Arm legte, stülpte ihm ihres Bruders Feldmütze auf, hängte ihm seinen Militärmantel um; dem Himmel Dank! die Pässe steckten in der Tasche. Und daß der verräterische Vollbart, den ein Pfarrer nicht zu tragen pflegt, abrasiert worden, auch das war ein Glück. Sie gab ihm seinen Hut in die Hand, so wie ihr Bruder den seinigen vorhin getragen hatte; sie dachte an jede Kleinigkeit, — nur an ihren alten Dezimus dachte sie nicht. Sie zündete sogar vor dem Fortgehen die Kerzen wieder an, damit der Wirt das Zimmer noch für besetzt halte. Das erste Signal wurde eben gegeben, als sie an Maxens Arm den Bahnhof betrat. Während sie die Billette löste, zeigte er die Pässe dem nämlichen Polizisten, welchem Dezimus sie vor noch nicht einer Stunde gezeigt hatte.

„Kurios, wie das Lampenlicht täuscht, dieser Pastor ist mir vorhin einen halben Kopf größer vorgekommen!" dachte der Polizist, während die beiden eben noch Zeit hatten, ein unbesetztes Coupé aufzufinden und zu besteigen. Der wachthabende Offizier stand, ihnen den Rücken zuwendend, am entgegengesetzten Ende des Zugs.

In der Stadt hat man noch tagelang nach dem roten Hartenstein geforscht. Niemand hat je bezweifelt, daß er der Urheber der Emeute gewesen ist, aber niemand hat auch je ergründet, wie er aus den geschlossenen Toren hat entkommen können.

Des Reservisten Frey dienstliche Meldung war so rasch, als er vorausgesetzt, erledigt worden. „Wenn Sie jemals wieder unter die Fahne berufen werden, Herr Pfarrer," hatte sein Kommandeur lächelnd gesagt, „wird es als Feldgeistlicher zu einem ernsthafteren Kampfe als dem heutigen sein."

Er dachte nicht mehr an Bruder und Freunde, sondern nur, Rosen womöglich noch mit dem Nachmittagszuge heimzugeleiten. Als er mit Sturmesschritten das Hotel erreichte, hörte er ihn von der entgegengesetzten Seite heranbrausen; es war also noch Zeit zum Fortkommen. Hastig betrat er sein Zimmer; Rose war nicht darin, auch sein Soldatenzeug fehlte. So hatte sie sich dennoch in das obere Stock geflüchtet. Er ging in die Gaststube. Vom Perron schallte das erste Signalläuten.

„Die junge Dame hat etwas liegen lassen?“ fragte der Wirt. „Warum haben Sie sie nicht ruhig hier gelassen? Ich sah oben aus dem Fenster meiner Frau, wie Sie sie nach dem Bahnhofe führten, und bemühte mich vergeblich, Ihnen zuzurufen, daß Sie es nicht nötig hätten. Der Spuk ist zu Ende, der rote Hartenstein eingefangen. Die junge Dame, – sie sprach von Ihnen als von einem Bruder, ich würde sie weit eher für Ihre Fräulein Braut gehalten haben, so zärtlich schmiegte sie sich ja an Ihren Arm, – hat mir den glücklichen Fang selbst mitgeteilt, auch schien sie nicht im entferntesten besorgt zu sein. Holen Sie sie zurück; noch ist es Zeit, oder wenn nicht, so hoffe ich, daß Sie zum wenigsten über Nacht mein Haus beehren.“

Ein grausamer Blitz der Hellsicht hatte während dieser Rede des armen Dezimus Hirn durchzuckt. Was er dem Wirt geantwortet hat, ist ihm nicht bewußt geblieben. In solchen Momenten spricht und handelt im Menschen die Maschine. Atemlos erreichte er die Rampe, die zu dem Bahnhof führte, halb besinnungslos rüttelte er an der geschlossenen Gittertür; der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt, in der nächsten Minute pfiff er durch das dunkle Festungstor. Er war zu spät gekommen, zu spät! Aber würde die Erinnerung an seine Mannesjahre die eines Glücklichen gewesen sein,

wenn er in der Wut des Wahnsinns den Verfolgten fünf Minuten früher unter die Augen getreten wäre?

„Du suchst deine Rose. Armer Junge, sie ist auf und davon – mit ihm!“ So flüsterte Martin, der ihn bemerkt hatte und zu ihm heraus auf die Rampe getreten war, in sein Ohr.

Er zog darauf des Freundes Arm in den seinen, und während er ihn in dem rückwärts liegenden stillen Hofe auf und nieder führte, ergoß er sein aufgeregtes, übervolles Herz gewohnterweise in behaglichen Strömen.

„Siehst du, Dezimus,“ sagte er, seinen Vortrag noch einmal zusammenfassend, „siehst du, du kannst dir von meiner Wut gar keine Vorstellung machen. So muß es in Spanien einem Stier zumute sein, vor dessen Augen sie in einem fort mit einem roten Lappen wedeln. Wo ich hinhörte, schimpften sie auf den roten Hartenstein, wo ich hinsah, stöberten sie nach dem roten Hartenstein; die Kerle von meiner Kompagnie glotzten oder schielten mich auf den roten Vetter Hartenstein an, und wie ich die beiden braven Jungen dicht hinter mir fallen sah, – ja, wärs auf dem Felde der Ehre gewesen, gegen einen Feind, vor dem man Respekt hat, was kann einem am Ende Schöneres passieren? aber in einem Straßenkrawall gegen solch verruchtes republikanisches Gesindel, – da hab ich mirs geschworen, daß ich ihr junges Blut an dem roten Hartenstein rächen wollte. Und wie ich ihn nun auf einmal aus dem Fleischergäßchen biegen sehe, es war beinahe schon dunkel, aber in solcher Bosheit erkennt einer einen, den er sucht, in pechrabenschwarzer Nacht, siehst du, Freund, da hätte ich ihn niederstechen mögen wie einen tollen Hund, würde Schande halber am Ende ihn aber doch haben entwischen lassen, wenn ich nicht unter der Tür auf dein Röschen gestoßen wäre. Das

liebe, herzige Ding entführt, verführt, zugrunde gerichtet durch den nichtswürdigen Patron, siehst du, Dezimus, da fuhr mir die Kanaille so heraus, die ein Hartenstein freilich nicht auf sich sitzen lassen kann, und wenn er zehnmal eine ist."

Dezimus war während der langatmigen Auseinandersetzung seiner selbst so weit Herr geworden, um dem Aufgebrachten den Irrtum in betreff Rosens aufzuklären, worauf der gute Junge, plötzlich besänftigt, mit einem Seufzer sagte: „Ja, hätte ich das vorher gewußt, um so lieber hätte ich ihn entwischen lassen und ihm die Kanaille ganz gewiß erspart."

Aber geschehen war nun einmal geschehen; einem Hartenstein durfte Satisfaktion nicht verweigert und der Hasenfuß von einem Leutnant nicht eingesteckt werden. „Und darum, alter Freund," fuhr er fort, „es tut mir leid um dich, und es schickt sich eigentlich für einen Geistlichen auch nicht, aber einer, ein einziger muß am Ende um die Affäre doch wissen und wenigstens von weitem dabei zugegen sein. Einer von uns beiden bleibt ganz gewiß, wer weiß, am Ende bleiben wir alle zwei, und wir können in dem einödigen Walde doch nicht wie die Kadaver von angeschossenem Wild verenden und liegen bleiben? Weil aber so manches darum und daran hängt, womit du, als Vertrauensmann der Hartensteinschen Familie, dich allein befassen kannst, darf dieser eine kein anderer sein als du."

Dezimus reichte ihm zusagend die Hand. Es würde ihm nicht beigekommen sein, *diesem* Hartenstein sein blutiges Vorhaben auszureden, auch wenn er selbst in dieser Stunde es für einen Frevel erachtet hätte. Er schärfte ihm nur ein, auch für einen ärztlichen Zeugen Sorge zu tragen, und verwies ihn an den zuverlässigen beiderseitigen Freund

Kurze. Dann aber stürmte er fort, um allein zu sein. Allein mit den tobenden Geistern der Hölle in seiner Brust, mit seinem Haß, seiner Rache, seiner Wut.

Die Tore waren gesperrt; er durfte mit seiner bösen Genossenschaft nicht hinaus in das einsame Freie. Aber auch auf den Straßen war es ja still und am stillsten da, wo es den Tag über am geräuschvollsten getost hatte. Er rannte sie auf und ab, kreuz und quer, stundenlang unter dem sternenlosen, nebelnden Novemberhimmel, über dem mit Blut bespritzten Boden. Er dachte nicht daran, daß in manchem Hause, an dem er vorüberstrich, bittere Tränen flossen, Herzen in Todesängsten schlugen. Wenn aber das Merkmal der Männlichkeit das sein sollte, daß es dem Jüngling gelingt, die Sturmgeister des Blutes wie Feinde vor sich niederzuwerfen, so ist Dezimus Frey erst in diesen nächtigen Stunden ein Mann geworden. Und ob man den Mann zum Glücklichen erkläre, weil er über jene Geister ein Sieger ward, oder zum Sieger, weil er ein Glücklicher war, sein Mannesglück wurzelte in diesen nächtigen Stunden.

Als er vor Abgang des Abendzuges nach dem Bahnhofe zurückkehrte, war der Sicherheitswächter des Tages abgelöst worden von einem, der sich über die mangelnde Legitimation nicht zufrieden geben wollte. Die blauen Augen, das blonde Haar, wenn es sich just auch nicht lockte, stimmten zu dem Signalement des roten Hartenstein; die Bürgschaft, welche der wachthabende Leutnant von Hartenstein für den ihm befreundeten Pfarrer eines Hartensteinschen Gutes übernahm, verdoppelte das Mißtrauen; der in der Binde ruhende Arm, die Totenblässe, der Angstschweiß auf seiner Stirn steigerten das Mißtrauen zum gegründeten Verdacht, und so würde der friedliche Pfarrherr von Werben, zum

Lohn für seine loyale Demonstration, die Nacht als roter Hartenstein in den Kasematten verbracht haben, hätte sein guter Stern nicht, zum Empfang des mit dem erwarteten Zuge zurückkehrenden Generals, seinen Kommandeur auf den Bahnhof geführt, dessen Zeugnis sich denn der bürgerliche Wächter der Sicherheit wohl oder übel beugen mußte.

Hatte auf seinem Abendgange Dezimus sich nun mit den innerlichen Sturmgeistern notdürftig auseinandergesetzt, so galt es nunmehr, während der nächtlichen Heimfahrt mit dem nüchternen Hausgeist Vernunft zu einem Ziel zu gelangen. Was sollte und wollte er zunächst? Die Flüchtigen suchen. Aber wo sie finden *vor* dem unseligen Geschehnis des morgenden Tages? Bei Sidonien, bei Lydia? Gewiß nicht. Die Gefahr des Entdeckt- und Aufgehaltenwerdens war in der Heimat größer als anderwärts, abgesehen von der Schwierigkeit, morgen bei hellem Tage unbemerkt den Ort des Stelldicheins zu erreichen. In dessen Nähe würden sie ohne Zweifel weilen.

Und da war denn der Zug, mit dem er fuhr, ein Eilzug, der, gegen sein Erwarten, Winters in dem stillen Badedorfe nicht anhielt. Hatte die Fahrt dem Ungeduldigen bereits eine Ewigkeit gedünkt, so mußte er nun noch bis zu der nächsten Stadt dampfen und von da aus nahezu eine Meile zu Fuß rückwärts wandern. Er kannte und liebte die Gegend, sie war ja sein Heimatstal. Wie so manchesmal hatte er singend und pfeifend die maifrischen Buchenwälder durchstreift, wenn nach einer lustigen Fahrt die Kommilitonen der nachbarlichen Universitäten auf der Ruine Pfingsten feierten; wie so manchesmal als stillvergnügter Gesell inmitten der lautvergnügten, an der Tafel des einzigen Wirtshauses im Badedorfe kommersiert! Heute ist es nebeldicke Novembernacht, der Wald,

deſſen Saum entlang er ſchreitet, ſtreckt die entlaubten Äſte wie dürre Gerippenarme ihm entgegen; in dieſem Walde aber ſoll, wenn es Mittag geworden, ein blutiges Werk vollbracht werden, an welchem er teil hat wie an einem eigenſten Geſchick, und wenn er an das Tor des Gaſthauſes klopft, geſchieht es, um ein verzweifelndes Weib zu finden, das nach einer mutigen Liebestat unter Todesſchauern ringt.

Aber wahrlich, ſelbſt bis zum Verzweifeln mußte er klopfen und rütteln, bevor der Hausknecht das Tor endlich öffnete und den ſeltenen Wintergaſt mit ſchlaftrunkenen Augen anſtarrte. Dieſer forderte ein Zimmer — das er nicht betrat, einen Imbiß — den er nicht berührte. Wie verloren warf er die Frage hin, ob das Haus von Gäſten ſtark beſetzt ſei? Leider war es ſeit Wochen nur von den Eingeſeſſenen beſetzt, eine Auskunft, die kurz darauf Herr Strobel, der Scheffelwirt, beſtätigte.

Herr Strobel begrüßte den Ankömmling wie einen alten Bekannten; er hatte den Hünen der Studentenſchaft in gutem Gedächtnis behalten, obſchon dieſer niemals mit Säbel und Sporen geklirrt, auch weniger Seidel ausgeſtochen hatte als der beſcheidenſte Knirps. Auch von ſeinem kriegeriſchen Mißgeſchick und dem ſo früh errungenen geiſtlichen Amte erwies ſich Herr Strobel durch das Kreisblättchen unterrichtet.

Dieſem wackeren Manne band der junge geiſtliche Herr nunmehr das Märlein auf, welches er beiwege ſich mühſam ausgediftelt hatte. Denn welche Kunſt iſt ſo ſchwer, daß in der Not nicht auch ein Stümper ſie betreiben lernte? Aus Zufall war ihm zu Ohren gekommen, daß ein alter Schulfreund mit ſeiner jungen Frau auf der Hochzeitsreiſe in dem freundlichen Badeorte zu übernachten beabſichtigte. Der Wunſch des Wiederſehens war natürlich erwacht, aber

durch Amtsgeschäfte gestern nachmittag abgehalten, hatte der Pfarrer erst den Nachtzug benutzen können, um das junge Paar wenigstens noch am Frühstückstische zu begrüßen.

Leider, wie schon gesagt, war er falsch berichtet; seit Wochen weder ein junges noch altes Paar, noch selbst ein einzelnes Individuum männlichen oder weiblichen Geschlechts im Goldenen Scheffel eingekehrt, auch, wie Herr Strobel wahrheitsgemäß versichern durfte, kein zweites Logierhaus, in welches die Herrschaften sich verirrt haben konnten, im Orte vorhanden. Daß aber ein so außerordentlicher Fall, wie zur Winterszeit die Einkehr in einer Privatwohnung, nicht ohne das größte Aufsehen zu erregen, hätte vor sich gehen können, brauchte Herr Strobel kaum zu erwähnen, erwähnte es aber doch.

Sein Gast bedauerte die zwecklose nächtliche Beunruhigung. Die Freunde waren nicht im Ort: sehr natürlich! Er hatte sich plötzlich besonnen – ein tröstliches Merkmal, wie weit ein Novellist durch Übung es in der Erfindungskunst zu bringen vermag –, daß in einem unfernen Pfarrhause ein zweiter, allerdings älterer Schulfreund heimse, dem der erste ohne Zweifel sein Frauchen präsentiert haben werde; ihn alldort aufzusuchen, war der dritte nun um so lieber bereit, da er sich der Hoffnung nicht entschlagen mochte, das junge Paar zu einem Abstecher in sein eignes freundliches Pfarrhaus zu bewegen. Weil aber nach dem Frühzug bis zum Abendzug kein anderer hier im Orte anhalte, das Wetter mild sei und, wenn nur der Nebel sich senke, die Gegend sogar im Winter einen angenehmen Reiseeindruck biete, beabsichtige er eine Wagenfahrt in Vorschlag zu bringen und bäte daher Herrn Strobel, ihm für den Nachmittag seine Equipage zur Verfügung zu stellen, der zweifelhaften Witterung halber den Wagen

geſchloſſen. Bei näherer Prüfung empfahl es ſich auch, den Umweg durch das Dorf zu vermeiden. Die Fußwanderung konnte die junge Frau ermüdet haben. Das Gefährt ſolle daher in der Mittagsſtunde, aber ja recht pünktlich! auf der Landſtraße bereithalten an der Stelle, wo das Mordtal, durch welches der nächſte Weg nach dem Pfarrdorfe ja führe, auf jene Straße münde. Den Fahrpreis war der Mieter ſelbſtverſtändlich bereit, auch wenn das Geſchirr unbenutzt bliebe, zu entrichten; Weitläufigkeiten zu erſparen, ſogar im voraus. Das letztere wäre nun durchaus überflüſſig geweſen, der Herr Paſtor hatte Kredit; es wurde ſchließlich aber doch mit dem Verſprechen der Geduld im Fall eines Warteſtündchens angenommen.

Wie der Wind jagte nunmehr der fabulierende Held von dannen auf die Suche nach ſeinem glücklichen jungen Paar; zunächſt allerdings nicht in das Mordtal, das zum Pfarrdorfe führte, ſondern ſtracks nach dem Bahnhofe. Er blickte durch die trüben Scheiben in das einzige Wartezimmer; der Docht einer Hängelampe kohlte, ein Kellner ſchlief auf zwei Stühlen ausgeſtreckt. Tor, der er geweſen! In dieſem öffentlichen Raume ein unglückliches Paar auf der Flucht vorauszuſetzen oder in dieſem unheimlich öden nach einem glücklichen auf der Hochzeitsreiſe Kundſchaft einziehen zu wollen! Jedes weitere Auskunftſuchen war überdies verdächtigend.

So machte er denn einen Gang durch die berganſteigende einzige Dorfgaſſe; die kleinen Häuſer, vor welchen im Sommer geputzte Kindergäſte ſich tummelten, lagen ſchlummerſtill; nur ein Hahn krähte hier, eine Kuh brummte dort, dann und wann brannte eine Morgenlampe; eine ſchwache Rauchſäule wirbelte aus dem Schornſtein in den Nebel. Alles ſo friedlich wie daheim, und wie un-

friedlich mochten daheim die Herzen schlagen, wenn vielleicht schon in der Nacht die Häscher auf den feindlichen Mann gefahndet hatten, nach welchem er selbst wie betört in der Irre umherspähte.

Ja, in der Irre! Denn Schritt um Schritt war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Würde der Verfolgte hier, im nächsten Bereich der Verfolger, eine Zuflucht gesucht haben, da er von der rückwärts liegenden Station aus auf fremdem Gebiet mit weit geringerer Entdeckungsgefahr den Platz der Entscheidung erreichen konnte? Schieben sich doch in diesem Talwinkel gar mancher Herren Länderchen ineinander, deren Grenzen ein preußischer Gendarm nicht so ohne weiteres zu überschreiten wagt. Auf dem jenseitigen Ufer war er mindestens einen Tag lang geborgen, – aber die letzte Hoffnung erloschen, ihn dort vor der verhängnisvollen Stunde aufzufinden.

In dieser beklemmenden Erkenntnis hatte Dezimus die Berglehne erreicht, von welcher er manchesmal einen erquickenden Blick in das grüne Tal getan hatte. Heute lag es im ersten schwachen Morgendämmer weiß in grau. Der Nebel verdunstete in phantastischen Gebilden, die oberen Regionen klärten sich; ein leiser Reiffrost überzog die entlaubten Äste mit glitzernden Kristallen. Jenseit warf die schmale Mondsichel einen fahlen Schimmer über das schwärzliche Gemäuer der Ruine; ostwärts, da wo die Heimat lag, leuchtete noch der Morgenstern. Ein erquickendes Landschaftsbild auch heute für ein Auge, das hoffnungsfroh darauf geschaut hätte.

Und warum zuckte des Beschauers Auge, warum schlug sein Herz jählings hoffnungsfroh? Was bedeutete das Lichtchen drüben zwischen dem schwarzen Gemäuer, als daß der alte Burgschenke, der Sommers so manches Faß

in seinem „Verlies“ verzapfte, auch nicht aus demselben gewichen wäre, und wenn ein Gletscherwall sich rings um dasselbe gezogen hätte! Wie manchen akademischen Witz über des alten Kilian Kellertreue und die romantischen Abenteuer seiner beiden einzigen Winterkumpane, Mops und Mietz, hatte Dezimus belachen hören und mit belacht. Der alte Kilian kochte seinen Morgenkaffee, weiter nichts! Und dennoch erleuchtete das Flämmchen auf dunklem Grund den Beschauer plötzlich wie eine Vision, wie ein Blinken seines treuen Johannissterns. „Dort oben, dort oben!“ rief er laut auf.

Er nahm sich nicht Zeit zu dem Umwege durch das Dorf, setzte, als wäre er selbst ein Verfolgter auf der Flucht, den steilen Abhang hinunter, quer durch die Wiesen bis zum Ufer, von wo ein Kahn an den Fuß des Burgfelsens trug. Beim Übersetzen fragte er den Fährmann, ob dann und wann wohl noch ein Fremder den alten Kilian besuche? Der Fährmann hatte seit diesem Monat keinen mehr hinübergerudert.

Auf dem jenseitigen Ufer schlug Dezimus statt des sich windenden Fahrweges den steilen Fußpfad ein mit Siebenmeilenschritten und keuchender Brust. Es war licht geworden, ein leiser Lufthauch, die Nebel scheuchend, verhieß einen klaren Sonnenaufgang, einen blauen Himmel über der düsteren Tat.

Schon der Ringmauer nahe, stockte der eilende Schritt. Vom Fuß zum Gipfel war der Pfad von der Ruine aus zu übersehen; einer, der nicht entdeckt sein wollte, konnte sich längst zwischen den weitläufigen Trümmern verborgen oder von der entgegengesetzten Seite entfernt haben. Dezimus seufzte laut auf, als ob es sein Schutzgeist wäre und nicht sein Feind, der vor ihm geflüchtet.

Und wirklich war er von oben bemerkt und erkannt worden, denn der alte Burgwirt stand schon auf der Lauer vor dem halbzerfallenen Tor, schwenkte seine Pudelmütze und schrie ihm das „Salve" entgegen, das er seinen Lieblingsgästen abgelauscht hatte. Dann aber schüttelte er dem Ankömmling herzhaft die Hand und rief: „Das nenne ich Glück!" (Er drückte den schönen Begriff mit einer durchaus nicht schön zu nennenden akademischen Hyperbel aus.) „Seit dem Reformationsfeste kein Gesicht und an Sankt Kathrinen ihrer zwei!"

„Ihr habt schon Gäste, Freund?" fragte Dezimus mit klopfenden Pulsen.

„Nur einen!" antwortete der Alte. „So was dergleichen wie ein Maler kommt er mir vor. Er stellte sich ein wie Nikodemus in der Nacht; von jener Seite. Aus dem Reiche, denk ich mir, denn ein Landeskind ist er nicht. ‚Herr Wirt' und ‚Hören Sie' hat er mich tituliert; das erste Mannsen, das wie ein geziertes Berlinsches Mamsellchen den alten Kilian per Herr und Hören Sie traktiert. Und Wein hat er sich bestellt. Bier ist für so einen zu kommun. Na, der alte Kilian kann auch mit Wein aufwarten und an Sankt Kathrinen mit schmackhafterem Wein als Bier. Er hat sich gestern abend auf einer Fußtour im Nebel verirrt und will nun den Sonnenaufgang hier oben genießen. Und dazu kanns allenfalls Rat werden, denn der Nebel ist weg. Aber gestiegen, und ohne Nieselwetter gehts heute nicht ab. Wie er Sie den Berg ransteigen sah, sagte er: ‚Noch einer, der die Sonne hier oben aufgehen sehen will. Nötigen Sie ihn herein, Herr Wirt, und bringen Sie uns ein Frühbrot und Wein.'"

Auf des Alten Erkundigung wärmte Dezimus nun die Fabel – leider war es im wesentlichen ja keine – aus

dem Goldenen Scheffel wieder auf, nur daß er das zweiselige Pärchen in einen ledigen Freund verwandelte; worauf der Alte schmunzelnd erwiderte: „Na, warten Sie ihn nur getrost hier oben ab. Ists ein alter Bruder Studio, geht er der Ruine nicht vorbei, und der alte Kilian schreibt in seinen Kalender: ‚An Sankt Kathrinen drei Mann hoch oben auf der Burg!‘“

„Sie werden sich mit zweien begnügen müssen, Herr Wirt, der Gesuchte ist gefunden,“ sagte hinter ihnen eine Stimme mit wohlbekanntem musikalischen Klang.

Max von Hartenstein war unbemerkt in den Torrahmen getreten, Dezimus Frey folgte ihm in das Verlies. Er zitterte; jener war ruhig wie ein Bild von Stein. Der alte Kilian wunderte sich, daß zwei alte Freunde, die sich suchen und finden, zum Salve sich nicht einmal die Hände schütteln. Aber einer aus dem Reich, der „Hören Sie“ zum alten Kilian sagt, und ein weiland Kamel, das den Pastorrock auf dem Leibe trägt, die haben eben ihre absonderlichen Mucken.

„Sie suchen Ihre Schwester?“ fragte Max.

„Zunächst allerdings sie,“ antwortete Dezimus.

„Nun, sie wird, hoffe ich, gestern abend wohlbehalten im Schlosse von Werben eingetroffen sein. Wir haben uns auf der vorletzten Station getrennt.“

Es kam Dezimus nicht in den Sinn, diesem stolzen Menschen in irgendeiner Lage eine Unwahrheit zuzutrauen. Max hatte Rose berechenbar heimlich verlassen. Sie ahnete sein blutiges Vorhaben nicht. Die ganze Konstellation war verrückt.

Der Wirt hatte das Frühstück gebracht. Max entkorkte die Flasche, kostete, forderte eine zweite, bot Dezimus ein Glas, das dieser ablehnte, und trank dann selbst in

durstigen Zügen, ohne daß es ihn zu erregen schien. Darauf sagte er:

„Sie würden mich verbinden, Herr Pfarrer, wenn Sie dieses Blatt bis auf weiteres an sich nähmen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich Werben in der Kürze wiedersehe, und das Leben kann wohlfeil werden in dieser Zeit. Für den Fall meines Todes geben Sie diese Zeilen meiner Schwester."

Er nahm bei den Worten von dem Tische im Fenster ein Blatt Papier, faltete es und schrieb mit Bleistift „An Sidonie" darauf. „Mir fehlt eine Oblate," setzte er hinzu. „Aber auch unverschlossen weiß ich, daß Sie vor dem genannten Termin keinen Einblick nehmen werden. Nach jenem Termin steht er Ihnen frei."

Dezimus barg das Blatt in seiner Brieftasche. In einer späteren Zeit ist ihm der Inhalt mitgeteilt worden. Er lautete:

„Ich erwarte von meiner gütigen Schwester, daß sie ihre Freundin Rose Blümel in jedem Sinne als die rechtmäßige Witwe ihres Bruders betrachten wird.

Max."

„Und nun wären wir wohl fertig miteinander, Herr Pfarrer," sagte Max.

Seine frostige Ruhe, die Ironie in Miene und Klang hatten in Dezimus das Feuer der Verfolgung unter den Zweifelgrad hinabgedämpft; die Gleichgültigkeit, mit welcher er des Mädchens erwähnte, das so großmütig, die tiefste Kränkung vergessend, mit Hintenansetzung von allem, was es hochzuhalten hatte, ihn der dringendsten Gefahr entrissen, empörte ihn. Aber er dachte an dieses Mädchen und an die beiden anderen, die mit ihm um diesen Mann leiden würden, und so zwang er sich zu dem Worte, das, er wußte

es, in den Ohren dieses Mannes wie eine Narrenrede verhallen würde.

„Nein, Herr von Hartenstein," sagte er, „der Zweck, um dessentwillen ich auch Sie gesucht, ist noch nicht einmal berührt."

„Eh bien! Was möchten Sie?"

„Sie beschwören, bei allem, was Sie wert und heilig achten, von der Tat dieses Tages abzustehen."

„Sie wissen darum?" fuhr Hartenstein auf. „Und wer noch außer Ihnen?"

„Keiner, mindestens durch mich; und, bei Gott! in keinem anderen Auftrag als dem meines Herzens habe ich — —"

„Ich weiß die Ehre zu schätzen," unterbrach ihn Max mit einem schnöden Lächeln, „und ich sage Dank dafür, daß der eifrige Levit von mir, dem Heiden, vorausgesetzt, er werde eher als der gläubige Bekenner die linke Wange bieten, wenn die rechte den Streich empfangen hat."

„Sie irren, Herr von Hartenstein. Es war nicht priesterlicher Eifer, es war einfach die Freundschaft für die Ihnen nächststehenden Menschen, die mich zu Ihnen trieb statt zu dem anderen, den ich im Bann unüberwindlicher Vorurteile befangen wußte."

„Und was berechtigte Sie," rief Max, indem eine Blutwoge sein marmorbleiches Gesicht überflog, „was berechtigte Sie zu der Annahme, daß ich, ich diese Vorurteile, wie Sie es nennen, nicht hege? Meinen Sie, daß ich die Sache der misera plebs, für die ich meine Existenz in die Schanze geschlagen, so verstanden habe, um im Sinne des Plebs ein Schimpfwort für ein Scherzwort zu nehmen und nicht vielmehr des Volkes Schranken so weit hinauszurücken, daß es wie w i r für sein Recht und seine Ehre den Einsatz des Lebens nicht zu hoch erachte?"

Dezimus blickte eine Weile betreten zu Boden; dann erwiderte er, aber kleinlauter als vorhin: „Ein ungemeines Streben in ungemeiner Zeit zieht keine Alltagskonsequenzen. Ihre Freunde, Herr von Hartenstein, werden es schwerlich verstehen und sicherlich es Ihnen nicht vergeben, wenn der Tribun sich dem Kavalier zum Opfer stellt. Retten Sie sich für die Sache, um derentwillen Sie, wie Sie sagen, Ihre Existenz in die Schanze geschlagen haben."

„Ich habe keine Freunde, an deren Verständnis mir gelegen wäre," entgegnete Max mit einem geringschätzigen Achselzucken, „und die Sache, die ich die meine nannte, ist über meine Lebenszeit hinaus eine verlorene. Das Volk — es bleibt bei dem Weidetier."

„Wills Gott, nicht!" rief Dezimus. „Solange die Menschheit währt, wird der Kampf für die Menschlichkeit geführt werden, wenn auch mit anderen Waffen als den heutigen. Wollen Sie die Flinte in das Korn werfen, weil — lassen Sie mich Sie an die Stunde erinnern, in der ich den früheſten Blick in Ihre Seele getan —, weil Ihre ersten Blütenträume nicht reiften? Sie haben auf unberechenbare Jahre hinaus mit Ihrem Vaterlande gebrochen, wollen Sie mit einem Mord von ihm scheiden? Suchen Sie ein neues, ein nach freieren Satzungen bereits geordnetes, mit dem Bewußtsein einer selbstüberwindenden, einer hochherzigen Tat. Fliehen Sie, Herr von Hartenstein! Die Stunde drängt, nein, die Minute; gelüstet es Sie, in Handschellen mit Ihrer Jugend abzuschließen?"

„Seien Sie ruhig, Freund," versetzte Max lächelnd. „Ich werde keine Handschellen tragen."

„Sie wollen sterben, Max! Warum nicht leben? Nicht lebend sühnen, was Sie vielleicht noch nicht einmal einen

Irrtum nennen; was aber, nachdem der Irrtum zu einem Verhängnis geworden ist, nicht für Sie allein, Sie, wie Sie sich auch stellen mögen, als ein Frevel gemahnen wird? Der Tod scheint nur unreifen Geistern eine sühnende Tat. Leben Sie, eilen Sie. Sie haben meinen Paß; tauschen wir die Kleider; fliehen Sie nach der Insel; berufen Sie sich bei meinem Bruder auf mich. Er rudert Sie nach Helgoland. Ihre Schwester, die jede Stunde von ihrem traurigen Posten erlösen kann, wird Ihnen folgen und — —"

„Und — Rose?" fragte Max mit einem lauernden Seitenblick.

„Soweit die Macht eines Bruders über die Schwester reicht, bei Gott im Himmel! niemals!" antwortete Dezimus, und sein Ton mochte den Ernst seines Willens nicht bezweifeln lassen, denn Max reichte ihm die Hand, und über seinen Augen lag ein feuchter Nebel.

„Sie sind ein seltener Mensch, Dezimus, in Wahrheit ein Glücklicher," sagte er mit weichem Klang. „Ich danke Ihnen, Sie haben mir den Glauben wiedergegeben, dessen letzten Rest ich gestern verloren hatte."

„Den Glauben an die natürliche Gutheit der misera plebs?" versetzte Dezimus, und diesmal war er es, welcher lächelte. „Wahren Sie sich diesen Glauben, Herr von Hartenstein, auch wenn er in bezug auf mich sich nicht völlig zutreffend erweisen sollte. So wenig wie es der Priester war, der sich bekehrend in Ihre Nähe drängte, so wenig ist es der Sohn des armen Hutmanns Ihrer Heimat, der aus natürlichem Drang an die Kraft Ihres Gemütes appelliert. Es ist der Zögling des Mannes, dessen liebstes Kind Sie höher gehalten hat als Ehre und Herzensfrieden, obgleich es wußte, daß Ihre Neigung nur eine Wallung war. Und

es ist der Freund einer anderen, welcher mit dem Leben eines Bruders das des Mannes auf dem Spiele steht, dem sie einst ihr reines Herz geöffnet hatte."

„Lydia!" rief Max. Er machte einen Gang durch das Zimmer.

Dezimus trat an das Fenster. Die Sonne war, ohne daß sie es bemerkt hatten, klar aufgestiegen, schon jedoch wieder von auf und ab wallenden Dünsten umschleiert. Der Tag würde in Regen enden, in Tränen ahnete Dezimus.

Max war an seiner Seite stehen geblieben. „Es kann nicht sein, Freund," sagte er. „Das Blut ist stärker als die Logik Ihrer Großmut. Schon das gestrige Unternehmen, dessen unzeitige, kindische Ausführung Sie wenigstens nicht auf meine Rechnung setzen sollen, hat meinen Namen zum Spott gemacht. Soll ich nun noch unter dem Gelächter meiner Zeitgenossen aus der Arena flüchten, in die ich mit vollen Backen zum Kampf geladen habe? Ich würde vor dem gestrigen Begegnis versucht haben, nach Süddeutschland zu entkommen, wo eine nochmalige Erhebung für eine wenn auch nicht soziale, doch politische Neuerung Deutschlands nicht völlig undenkbar ist. Nach jenem Begegnis habe ich von der Hand eines beherzten Weibes, welches, wäre mir die Frist gegönnt, das meine werden würde, mich entführen lassen, nicht zu schmählicher Flucht, sondern zu einer Rettung der Ehre, dem einzig geziemenden Abschluß, der mir übrigblieb. Es muß geschehen. Aber, Freund, Lydia wird um keinen Bruder Leid zu tragen haben, und falle ich – so oder so –, mögen Sie ihr sagen, daß das Leben wenig Wert mehr für mich hatte, seit sie ihr reines Herz vor mir verschließen mußte."

Lydia! Warum hatte Dezimus diesen teuersten Namen aufgerufen, warum die schwerste Versuchung für sich selbst

heraufbeschworen? Sprach sie: „Nimm die Schmach auf dich, Max, ich teile sie mit dir," er würde sich gerettet haben für sie, um ihretwillen, vielleicht – nein gewiß.

„Schieben Sie die Tat auf, bis Lydia über sie entschieden haben wird, erwarten Sie ihre Weisung auf der Insel." Sein Herz krampfte, während er diese Worte sprach, und seine Blicke wurzelten am Boden, während er die Antwort erwartete.

„Nein!" lautete sie nach kurzem Zögern. „Sie liebt mich nicht mehr, und ihr Mitleid ließe mich nur noch tiefer sinken, als ich mich gesunken fühle. Ist es aber möglich, so lassen Sie ihr das Schicksal dieses Tages verborgen bleiben."

Der letzte, schwerste Versöhnungsklang war machtlos verhallt. Lydias hehres Bild vor der Seele schieden sie.

Am Bahnhofe traf Dezimus mit Martin und dem getreuen Doktor Kurze zusammen. Nachdem er bei dem beleidigten Feinde gescheitert war, machte er noch einen Versuch, den beleidigenden Freund umzustimmen; er erinnerte daran, wie dieser mit dem unantastbaren Ehrenruf, nachdem er noch gestern die Feuerprobe auf das tapferste bestanden, so viel leichter als sein allseitig und auch von ihm geschmähter Gegner die Hand zur Versöhnung bieten, ja sogar dem Zusammentreffen aus dem Wege gehen könne. Er erinnerte auch – wennschon er über diese Eventualität im Innersten beruhigt war – bei einer traurigen Möglichkeit an den Jammer seiner Mutter, an die Verwaisung seines Töchterchens, und gewiß blieb das zärtliche Vater- und Sohnesherz bei diesem Mahnen nicht ungerührt.

„Ich habe mein Testament gemacht und dich zum Vormund meiner kleinen Tili ernannt, Dezimus," sagte er mit Tränen in den Augen. Aber es gibt nun einmal einen

Punkt, auf welchem auch der Schwache unbeugsam ist, und je schwächer, häufig desto mehr.

So brachen sie denn nach dem Mordtale auf, das Freund Kurze „wie seine Tasche" zu kennen versicherte. Er hatte auf einer Lichtung desselben während der pfingstlichen Burgkommerse an mancher kameradschaftlichen Paukerei mit Nadel und Heftpflaster teilgenommen, hin und wieder wohl auch mit Schläger und Rapier. Er war beileibe kein Feind von derlei Entladungen eines überschüssigen Bluts; weder im Spaß noch sogar im Ernst. Das gegenwärtige bitter ernsthafte Vorhaben erklärte er jedoch, natur- und vernunftgemäß, für einen Raptus der Absurdität.

„Denn," so sagte er beiwege zu Freund Dezimus, während der sonst so mitteilsame Martin stillschweigend voranschritt, „denn Numero eins: Blut wäscht einen Flecken von der Ehre ab, aber Blut wehrt ihn auch ab. Gibt mir mein Bruder einen Knuff, gebe ich ihm wieder einen, und er und ich sind so gut wie vorher. Demgemäß können Brudersöhne sich schon einmal einen dummen Jungen anbrummen, ohne gleich loszuknallen. Der dumme Junge erstickt im natürlichen Blut. Numero zwei: bei jeglichem Ärgernis entscheidet die Präsenz. Müssen Kanaille und Hasenfuß gewärtig sein, Tag für Tag oder allenfalls auch nur dann und wann mit den Köpfen gegeneinander zu rennen, na, so schießen sie sich wieder zu Ehrenmännern zurecht oder meinetwegen auch tot. Wissen sie aber von vornherein, daß sowieso, selbigen Tags einer von ihnen auf Nimmerwiedersehen ins Zuchthaus transportiert wird oder bestenfalls über das Weltmeer echappiert, item, daß Kanaille und Hasenfuß quasi nicht mehr füreinander vorhandene Individuen sind, warum soll einer dem anderen

zuvor mit Teufelsgewalt das Lebenslicht ausblasen oder, was noch weniger angenehm sein würde, es sich von ihm ausblasen lassen? Narren sind sie alle beide, diese Hartensteine, der rote wie der blaue. Indessen, ich habe die Hoffnung, sie zu kurieren, noch nicht aufgegeben. Woran die Weisheit zuschanden geworden ist, das hat schon manchmal ein Jokus zustande gebracht. Laß mich nur machen, alter Dezem."

Trotz dieser tröstlichen Versicherung entwarf er indessen mit der ihm eignen praktischen Umsicht das Programm für jeglichen mehr oder minder schwierigen Fall und fühlte sich, der redlichsten Teilnahme unbeschadet, durchaus con amore bei dem verzwickten Handel.

In der Waldlichtung wartete Max bereits. Er hatte als Beleidigter keine weitere Bedingung als die des gleichzeitigen Feuergebens zu stellen, eine Bedingung, welcher Martin mit einem Kopfneigen zustimmte. Dezimus drückte erst dem Freunde, dann dem Feinde die Hand; nur dem letzteren mit einem Abschiedsgefühl, und wahrlich! mit einem wehe tuenden. Dann nahm er seinen Platz außerhalb des erwählten freien Raums.

Peter Kurze dahingegen stellte sich in dessen Mitte. Er reckte sich, räusperte sich und begann darauf in seiner kommentwidrigen vierfältigen Eigenschaft als Medikus, Unparteiischer und Sekundant beider Parteien — denn der priesterliche Hüne, der sich mit mäusefahlem Angesicht dort an die alte Hagebuche lehnte, zählte lediglich für eine „geistige Natur" — recht weiblich die Narrenkappe zu schütteln und die Narrengeißel über das natur- und vernunftwidrige wie auch nebenbei brudermörderische Vorhaben zu schwingen.

Der Wahrheit die Ehre! Peter Kurzens Rede war ein

satirisches Musterstück, wie er kein zweites geleistet hat. Auch blickte er, nachdem er geendet, mit siegesstolzer Zuversicht von einem der feindlichen Hartensteine auf den anderen. Der Dichter lächelte; um so grimmiger schaute der Leutnant drein. Das war nicht der Mann, der sich eine bitter ernsthafte Sache von einem Bajazzo verpfuschen ließ! Da jedoch zu einer Rückwärtsbewegung, wie der Mittelsmann sie empfohlen, denn auf eine Handreichung hatte er von vornherein bescheidentlich verzichtet, weder der Lächelnde noch der Grimmige Anstalt machte, da auch von außen her kein willkommnes Hindernis in die Szene sprang, keine Feuerkugel vom Himmel fiel, kein Spaziergänger des Weges kam, kein Forsthüter, nicht einmal ein Gendarm, raunte er dem Freunde unter der Hagebuche zu: „Vor derartigem Blödsinn erbleicht sogar dein Johannisstern!"

Dann aber setzte er sich in Positur, maß die Schritte ab, reichte mit einer Verbeugung einem jeden seine Waffe, führte ihn an seinen Platz und zählte ohne Zagen: „Eins – zwei – drei!"

Die Schüsse fielen. Max, der in die Luft gefeuert hatte, brach leblos zusammen.

„Ist er tot?" schrie Martin auf. Er sah so sterbensfahl aus wie der, welcher am Boden lag. Der Doktor zuckte schweigend die Achseln.

Die Kugel war nahe der Schulter in die Brusthöhle gedrungen. Kurze legte den blutstillenden Verband an und entfernte sich darauf, um, wie verabredet, die diplomatischen Maßnahmen zu treffen, die kaum weniger als der ärztliche Dienst eines Meisters Kunst erheischten.

Er eilte nach dem Ausgang des Tales, wo der Wagen pünktlich eingetroffen war, präsentierte sich dem Kutscher als der vom Mieter erwartete Freund, der vorangegangen

ſei, um für einen plötzlich erkrankten Begleiter einiges Erforderliche im Dorfe einzuholen. Als Ortsunkundiger bat er den Kutſcher, indem er ihm ein Trinkgeld in die Hand drückte, dieſe Beſorgungen für ihn abzutun: Wein und einen Imbiß aus dem Wirtshauſe, Hofmannſche Magentropfen aus der Apotheke, vom Kaufmann eine Flaſche Kölniſches Waſſer; kurzum, er ſchickte ihn von Pontius zu Pilatus, indem er verſprach, in der Zwiſchenzeit die Leinen gewiſſenhaft feſtzuhalten. Kaum aber, daß der Mann aus der Gehörweite war, ſchwang Peter Kurze ſich auf den Bock, um über Stock und Stein nach der Lichtung zu jagen.

Hier hatte währenddeſſen der Verwundete ohne Zeichen des Lebens am Boden gelegen, den Kopf an Dezimus' Bruſt, deſſen Hand gepreßt auf den Verband der Wunde. Martin an ſeiner Seite kniend, küßte ſeine Hände, weinte wie ein Kind. „Bei Gott im Himmel!" ſchluchzte er, „ich habe es nicht gewollt. Ich hatte auf den Oberarm gezielt, und ich treffe das Daus in der Karte. Warum hat er auch in die Luft gefeuert und dabei gezuckt, daß ich die Bruſt treffen mußte. In meinem Leben kann ich dem armen Röschen nicht wieder in die Augen ſehen."

Als der Doktor mit dem Wagen zurückkehrte und den Verband erneuert hatte, wurde der Kopf des Verwundeten mit verſchiedentlichen Taſchentüchern umwunden, das Geſicht obendrein durch ein breites ſchwarzes Pflaſter unkenntlich gemacht, des Paſtors Feldmütze ihm über die Ohren gezogen, der Soldatenmantel ihm übergehängt und, auf dieſe Weiſe umgewandelt in Bruder Frieden, den blöden Amerikaner, der beim geſtrigen Straßenkampfe in der Feſtung zufällig einen Schuß wegbekommen hatte, der rote Hartenſtein in den Wagen gehoben.

„Und nun machen Sie sich aus dem Staube!“ sagte der Doktor zu Martin. „Sie haben Ihre Heldentat getan. Das Weitere ist unsere Sache!“

Martin ging. Wie einst sein Vater hatte er die Ehre der Hartenstein mit blutiger Hand gerächt. Daß er aber, wie sein Vater, deshalb ein krankes Herz durch das Leben tragen werde, wird für den Sohn nicht zu befürchten sein.

Der Verwundete ruhte in Dezimus' Armen. Freund Kurze, nachdem er sorgfältig die Gardinen geschlossen hatte, führte den Wagen Schritt für Schritt nach der Haltestelle, versprach dem Kutscher, als dieser zurückkehrte, ein doppeltes Trinkgeld, wenn er zur Schonung seines kopfleidenden guten Freundes ein gleich langsames Tempo beibehalte, und nahm dann seinem Pflegling gegenüber auf dem Rücksitze Platz.

Wie der alte Kilian prophezeit hatte, war das Wetter in einen Landregen umgeschlagen, die Dämmerung daher noch früher als sonst im Spätherbst hereingebrochen; die Straße menschenleer. Wohin nun aber mit dem vielleicht sterbenden Mann? Wo Rast für ihn suchen, selbst im günstigsten Falle lange währende, heimliche Rast? Wo die sorgsame Pflege für ihn finden, deren er unumgänglich bedurfte? Eine weite Fahrt würde er nicht überstanden haben. Selbst Werben war im Grunde zu weit. Welche Wahl blieb aber außer Werben? Auch hatten beide Freunde von Haus aus an keine andere Zuflucht als die des Talgutes gedacht. Bei näherer Überlegung mußten sie sich jedoch sagen, daß dort, bei den Seinen, der Verfolgte zuerst gesucht und unvermeidlich entdeckt werden würde. Wohin aber sonst?

„Aufs Schloß mit ihm!“ rief plötzlich der Doktor mit dem Trompetenton der Unwiderleglichkeit. „Bei seiner

feindlichen Exbraut vermutet den roten Hartenstein nicht die feinste Schnüffelnase. Still wie in einem Kloster! Matratzen und Verpflegung ideal! Dort oder nirgend ist er geborgen! Dort oder nirgend leistet Peter Kurze sein ärztliches Meisterstück! Aufs Schloß mit ihm!"

Wie Dolchspitzen hatte des armen Dezimus Brust ein jeder dieser natur- und vernunftgemäßen Sätze mit den Erinnerungen, die sie weckten, und nur allzu naheliegenden Folgerungen durchzuckt. Er schwieg eine lange Weile, kämpfte schwere Seufzer nieder und sagte dann, auch seiner Natur und Vernunft gemäß: „Ja, auf das Schloß!"

Vor der Station, von welcher aus er gestern abend seine Fußwanderung angetreten hatte, verließ er den Wagen, da er, wenn er den Nachmittagszug benutzte, einen mehrstündigen Vorsprung gewann, um in der Heimat Rat und Hülfe vorzubereiten. Und von allen Martern, die er seit vierundzwanzig Stunden zu bestehen hatte, ist die Unheilsbotschaft an die beiden Frauen wahrlich nicht die am wenigsten martervolle gewesen.

Rose hatte, als sie am verwichenen Abend allein, aufgelöst in Schmerz und Angst auf das Schloß zurückkehrte, die Geschehnisse dieses Tages und ihren Anteil an ihnen ohne Hehl der Freundin mitgeteilt und war von dieser um ihrer großmütigen Tat willen aufrichtig bewundert worden. Sie selbst wäre des gleichen Entschlusses ja fähig gewesen, allein schwerlich der gleichen praktischen Durchführung. Von dem bevorstehenden Zweikampf hatte Rose keine Ahnung. Sie wie Lydia schwankte, ob es Absicht oder unfreiwillige Verspätung, wenn nicht gar eine verhängnisvolle Begegnung gewesen war, daß Max, als er auf der letzten außerpreußischen Station das Coupé ohne Vorwand verlassen hatte, nicht dahin zurückkehrte.

Mit Zittern und Zagen hatten sie im Geiste ihn umherirren sehen, verfolgt, erkannt, verhaftet, gefangen; aber dann auch wieder hoffnungsvoll, ihn geborgen und unentdeckt den Hafen erreichen, von welchem das nächste Schiff ihn in die Freiheit trug.

Und nun zu hören, daß er, von allen Seiten bedroht, als ein zum Tode Verwundeter in seine Heimat geführt werde! Rose stand vernichtet, starr und stumm. Seit gestern fühlte sie sich nicht mehr als die verlassene Geliebte, die mutvoll gegen ihr Begehren und die Schmach der Mißdeutung kämpft. Sie hatte gehandelt wie ein zur Treue verpflichtetes Weib, bekannte ihre Liebe ohne Scheu, war froh gewillt, Gefahr und Verbannung mit dem Geächteten zu teilen. Höher denn jemals vor sich selbst gestellt, stürzte eine Minute sie in den Abgrund alles Entsetzens.

Aber auch Lydia stand erschüttert wie eine Liebende. Selbst wenn sie nicht die Tat eines Bruders zu sühnen, nicht der Großmut dieses Mannes das Leben eines Bruders zu danken gehabt hätte, würde es kaum einen Preis gegeben haben, der ihr für seine Rettung zu hoch erschienen wäre. Denn wenn die Sehnsucht der Liebe in einem Herzen auch erlischt, das Mitleid der Liebe bleibt lebendig bis zum letzten Atemzuge. Dezimus hatte ja nicht daran gezweifelt, daß sie ohne Besinnen ihn bergen und pflegen werde; sie hätte nicht Lydia sein müssen, wenn das unbedingt Menschliche ihr nicht höher gestanden hätte als die bedingte Natur, die gemeinhin dem Weibe eignet. Und dennoch, als er sie jetzt so freudig, ohne jegliches Bedenken dessen, was sie für sich selbst auf das Spiel setzte, in seinen Vorschlag willigen sah, krampfte in seinem Herzen eine Empfindung, der er sich schämte einen Namen zu geben. Er fühlte den Puls des Weibes für den Einstgeliebten schlagen.

Man hatte allerdings schon am Morgen auch auf dem Schlosse nach Max geforscht; eine Haussuchung, wie sie auf dem Talgute und auch in Bielitz stattgefunden, war, auf Lydias Wort hin, jedoch unterblieben. Sie hoffte, daß es bei dieser Nachfrage sein Bewenden haben oder daß sie einer späteren zu begegnen wissen werde.

Rose jedoch widersprach ihr mit plötzlich aufgewachter Energie.

„Nein!" rief sie. „Es wird bei dieser ersten nicht sein Bewenden haben, und je eifriger du dich einer Haussuchung widersetzest, um so mehr wirst du dich verdächtig machen. Er ist hier so wenig wie auf dem Talgute zu verbergen. Schon daß er bei der Ankunft, wenn auch im Dunkeln, durch das Dorf und über den Hof gefahren werden muß, da er in seinem Zustande nicht die Terrassen hinangetragen werden könnte; daß die Schenke dem Gute gegenüberliegt und von ihr aus jeder ungewohnte Ein- und Ausgang beobachtet werden kann; daß die Fenster des Schlosses von allen Seiten zu übersehen sind und es in ihm wohl eine zusammenhängende Zimmerflucht, aber keinen einzigen Schlupfwinkel gibt, keine Seitentreppe oder Hintertür! Und was machte wohl Bruder Frey auf dem Schlosse der Hartenstein? Was brauchte der unschuldige Hirtenfriede mit so viel Heimlichkeit darin gepflegt zu werden? So dumm wäre nicht der dümmste Bauer, wieviel weniger ein geschulter Polizist, um nicht am ersten Tage hinter dem versteckten Hutmannssohn den verfolgten Herrensohn auszuwittern."

Alle diese Einwendungen hatten auch für Dezimus einen einleuchtenden Grund. Aber der Seitenblick, mit welchem Rose dabei die sinnende Schloßbesitzerin streifte, bekundete noch einen heimlichen Vorbehalt, und –

keineswegs edel, aber leider wahr! – daß dieser Vorbehalt in seinem Herzen einen lauten Widerhall fand.

„Nein, Dezimus!“ fuhr Rose fort, mit schmeichelnden Tönen die Rücksichtslosigkeit umhüllend, deren nur der Egoismus weiblicher Liebe fähig ist, „nein! du hast um meinetwillen, um seinetwillen Großes getan und geduldet: aber du hast nichts getan, weil alles umsonst, wenn du nicht auch das Letzte tust: wenn du ihn nicht dorthin bringst, dort birgst, wo er allein geborgen ist, wo keiner ihn sucht, wo dein Bruder mit Recht hingehört, – wenn du ihn nicht aufnimmst in deine stille, abgelegene Pfarre!“

In die Pfarre! Ein preußischer Hochverräter verborgen in einer preußischen Pfarre! Minutenlang herrschte atemloses Verstummen. Des weißen Fräuleins Blicke hingen mit nicht minderer Spannung als die des glühenden Weibes an des jungen Pfarrherrn Lippen.

„Ein Samariterdienst, der Ihnen das priesterliche Amt kosten würde, Freund,“ sagte Lydia endlich mit leise zitternder Stimme. Als er aber dennoch das Haupt zustimmend neigte, da drückte sie ihm die Hand mit einem Freudenblick, der allen Zweifel und Vorbehalt aus seiner Seele scheuchte und ihm alle Qualen seines qualvollsten Lebenstags lohnte.

Eine Stunde später trug der Pfarrer den Hochverräter in das Haus, dessen höchster Schmuck seit einem Menschenalter das schwarzweiße Kreuz über dem des Erlösers gewesen, und bettete ihn zur Pflege in dem stillen Gartenzimmer, wo einstmals der mutterlose Hirtenknabe in die Wiege des eigenen Kindes gebettet worden war. Dazumal hatte die Junisonne hoch am Himmel gestanden; heute stürmte und ergoß sich der Novemberstrom. Aber, von Nacht und Nebel verhüllt, war es doch die nämliche Leuchte, welche das Samenkorn, in jener Stunde ausgestreut, zur Reife brachte.

Und in diesem stillen Gartenzimmer haben die drei liebenden Frauen den Verwundeten gepflegt, zwar nicht heil, aber doch allmählich zum Leben. Nie hat ein Mensch geahnet, daß es der Feind des Hauses war, der unter einem Brudernamen in Todesqualen rang. Selbst die litauische Lene nicht. Denn wenn auf ihre blöden Augen auch guter Verlaß war und auf ihre treue Seele der beste, die Zunge lief ihr dann und wann davon, wenn sie mit ihrer guten Freundin Beyfuß vertraulich Zwiesprach hielt, und ganz unversehens würde die Sturmglocke im Dorfe geläutet haben. Es war daher klüglich gehandelt, daß ihr Hätschelkind sie von vornherein in ihr eigenstes Revier, die Küche, verwies und Lydia ihren alten Wagner, der an und für sich schweigsamer Natur war und auf seines Fräuleins Verlangen stumm wie ein Fisch, in die Krankenstube versetzte, um die Dienste zu erweisen, für welche Frauenhände nicht ausreichten und dem Pfarrer die Zeit gebrach.

Doktor Peter Kurzen gelang eine schwierige Operation, indem er die Kugel aus der Brust löste, und eine treffliche Kur, indem er die verletzten Gewebe ausheilte. Beider Darstellung hat – wenn der interessante Fall auch in eine andere Zeit und Zone verlegt werden mußte – dem ärztlichen Rufe, welcher just vor einem Jahre in dem nämlichen Raume begründet worden war, wesentlichen Vorschub geleistet. Unter den friedlicheren politischen Auspizien wurde Doktor Peter Kurze just um diese Zeit seiner militärischen Pflichten quitt. Zu seiner höchsten Befriedigung, da in der Festungsstadt die erhoffte Cholera morbus sich als Illusion erwiesen hatte und die wenigen Opfer der Emeute seinem Tatendurst auch nicht annähernd zu genügen vermochten. Bevor er in „das geistige Zentrum der Provinz“ zurückkehrte, machte er daher in dem befreundeten Pfarrhause von

Werben Station, „um den Ansprüchen seiner bedeutenden Klientel in jener Gegend gerecht zu werden". Diese Klientel beschränkte allerdings zurzeit sich auf einen einzigen Fall, zählte materiell jedoch für zehn, ja für hundert. Sidonie würde, wenn verlangt, die Rettung ihres Max mit dem demnächstigen Erbe eines Rittergutes gelohnt haben. Aber Doktor Peter Kurze war ein bescheidener Mann.

Über die ärztliche Behandlung hinaus hatte nebenbei zwischen der schwächlichen Korbverleiherin und dem rüstigen Korbträger sich ein literarisches Verhältnis eingefädelt, das zunächst zwar nur den Zweck hatte, verdächtigende Spuren von dem Krankenzimmer im Werbenschen Pfarrhause abzulenken, beiden Praktikanten aber zu einem Quell erheiterndster Laune wurde. Schon in den nächsten Tagen bekam man in der einen Zeitung zu lesen:

„Zuverlässigen Nachrichten zufolge ist der bekannte Max von Hartenstein am 25. huj. in Lausanne gesehen worden. Wem es daher, schon aus Gründen der Vernunft, nicht einleuchten sollte, daß ein Mann, sagen wir ein Agitator, von seinem Kaliber an dem kindischen Putsch in X. keinen Teil gehabt haben kann, dem würde es doch schon aus räumlichen Gründen unbezweifelbar werden."

Einige Zeit später stand in dem Blatte einer anderen Farbe:

„Einsender hat in einem lauschig stillen Winkel am herrlichen Lemansee die Bekanntschaft des berühmten Dichters Max von Hartenstein gemacht und das Glück gehabt, eines Blicks in seine jüngste Schöpfung ‚Pandora' gewürdigt zu werden, welches großartige Epos, in ottave rime abgefaßt, an Schwung und Farbenglut sich dreist mit den höchsten Leistungen der Byronschen Muse messen darf und eigentümliche Streiflichter auf eine Zeit fallen läßt, über

welche Pandorens Büchse wieder einmal die Fülle ihres Unsegens ausgegossen hat."

Wenn diese und ähnliche Artikel im Werbenschen verbreitet wurden, dann lachte Sidonie wie in alten glücklichen Siditagen, und die übrigen Wächter im Krankenzimmer lächelten, denn sie wußten, wessen Phantasie die Dichtung entsprungen war und welche Hand sie unter die Druckerpresse befördert hatte.

Peter Kurzen war bei derlei „Fickfackereien" so wohl zumute wie einem Schmerlchen im klarsten Bachwasser. Er verhöhnte seinen Freund Dezimus, der über den Rudimenten der diplomatischen Kunst wie ein Abc-Schütze stockerte und unter den Praktiken, zu denen sie den Diplomaten nötigt, sich krümmte „wie die Bauern, wenn sie in den Turm kriechen sollen". Und doch war im Grunde Peter Kurze keine weniger ehrliche Haut als sein geistlicher Freund. Erzählt man denn aber nicht, daß einzelne Individuen einen Giftstoff, von welchem ein Partikelchen der großen Mehrzahl den Tod bringen würde, in zehnfältiger Dosis als Arznei, ja als Leckerbissen und sogar als Schönheitsmittel zu sich nehmen und bei dieser Diät gesund und kräftig ein Patriarchenalter erreichen?

Der junge Pfarrer von Werben war leider jedoch ein solcher Arsenikschlecker nicht. Leib und Seele siechten an den Konsequenzen seiner Samaritertat wie an vergiftetem täglichen Brot.

Wenn er von der Kanzel herab das Grundgebot vom „Ja, ja, nein, nein" verkündet hatte oder das von der Obrigkeit, die Gewalt über einen jeden haben soll, und auf dem Heimwege erkundigte sich ein wißbegieriger Familienvater nach den näheren Umständen von seines Bruders verwunderlicher Blessurgeschichte – Peter Kurze

hatte dieselbige in Kurs gesetzt –, oder eine teilnehmende Gemeindemutter fragte nach dem Befinden des armen, guten Friede, dem sie ein selbstbereitetes Pflaster gar zu gern eigenhändig mit einem die Heilung bedingenden heimlichen Spruch auf seine Wunden gelegt hätte, dann trat kalter Angstschweiß auf das Pfarrers Stirn, und der Bescheid würgte wie Wurmsamen in seiner Kehle. Wohlwollende Amtsbrüder warnten ihn ob seines bedenklichen Aussehens. Sie meinten, er habe sich nach seiner Verwundung nicht hinlänglich geschont, und rieten zu einer ernsthaften Erholungskur. Erwiderte er nun auf solchen Rat, daß er sich eine Luftveränderung vorgesetzt habe, indem er seinen Bruder nach dessen Genesung auf die Insel zurückgeleite, so sagte ihm der heimliche Störefried im Herzen, daß diese Antwort wiederum nichts als ein diplomatischer Kunstgriff sei. Und ach! wie ernsthaft war sie doch gemeint; wie aus tiefster Seele schmachtete er nach den reinigenden Elementen und ach! wie sehnsüchtig nach den hohen, stillen Sternen, deren Priesteramt kein Samariterdienst entweiht!

Auch Lydia leistete ja verstohlen Samariterdienst, auch sie pflegte dem Namen nach den armen Hirtenfriede, der sich fern am Rhein in der Abwartung seines lieben Herrn, nunmehro Generals, so behaglich fühlte, wie im Leben noch nie. Aber Lydia war nicht falsch gestellt, indem sie es tat; sie übte des Weibes natürliche Pflicht, nicht eine Ausnahmspflicht, welche der Alltagspflicht widersprach. Selber Lydias Beispiel konnte dem armen Pfarrherrn das Herz nicht erleichtern.

Noch weniger jedoch als der Samariter schien der, welcher verwundet am Wege gelegen hatte, der Tat der Barmherzigkeit froh zu sein. Nachdem Max Fieberwahn

und Lethargie so weit überwunden hatte, um seine Erinnerungen mit dem Bewußtsein der Gegenwart verknüpfen zu können, da las Dezimus oftmals in seinem düsteren Blick und den zusammengezogenen Brauen den Vorwurf: „Warum hast du mir nicht den Abschluß, der mir ziemte, gegönnt?"

Seine Pläne waren gescheitert, sein Rausch ernüchtert; er war ein Geächteter, sein Name gebrandmarkt bei denen, die, aller Theorie zum Trotz, er allein für seinesgleichen hielt, über die sich zu erheben, über die eines Tages zu herrschen er geträumt hatte. Und dann: er war ein Siechling geworden; er, dem niemals eine Ader weh getan, der das, was Schonung heißt, in keiner Weise gekannt hatte, ein hinfälliger Mann, – wie er ahnete, für kurze Lebensfrist.

„Als standfester Philister können Sie es wie Papa Mehlborn zum Achtziger bringen, als roter Hartenstein, oder meinetwegen auch nur als blauer, gebe ich Ihnen keine zwei Jahr," hatte Doktor Peter Kurze erklärt; Max von Hartenstein aber war einer, dem viel leben mehr gilt als lange leben. Er hatte wie ein Künstler sich an dem Anblick seiner eigenen Schönheit geweidet, nun zeigte der erste Blick in den Spiegel, den Rose ihm vorhielt, eine verfallene Gestalt, hohle Augen und abgezehrte Züge, die er kaum für die seinigen halten mochte; ihn graute vor der Zukunft dieses wandelnden Gerippes. Auch die Großmut, deren Gegenstand er sich fühlte, drückte ihn. Er war eine Natur zum Geben, nicht zum Empfangen. An die Aushülfe seiner Schwester hatte er sich von Kind ab als an etwas Selbstverständliches gewöhnt; er schenkte ihr, indem er von ihr nahm; sie dankte ihm, nicht er ihr, wenn er sie für sich sorgen ließ. Und nun diese Hingebung dulden zu müssen von Lydia, die ihn verschmäht hatte, deren Wimper

nicht zuckte, deren Hand nicht zitterte, wenn sie den Verband auf seine Wunden legte, eine barmherzige Schwester und – weiter nichts! von dem Sohn der misera plebs, dem der reiche Mann sein einziges Lamm geraubt hatte und der als Entgelt seine Existenz auf das Spiel setzte und sein Gewissen belastete! Wahrlich, es war eine grausame Rache, die sie genommen, indem sie dieses Dasein der Schmach gefristet hatten.

So war denn keiner froh als Sidonie und mit ihr natürlich Rose, denn Lydia war nur ruhig, voll frommen Dankes für eine gelingende gute Tat. Rose aber, Rose war selig, denn Rose liebte, und wenn sie sich auch schwerlich darüber täuschte, daß ihr nicht die höchste Empfindung zum Lohne ward, wenn ihr holdes Getändel dem Genesenden auch nur ein flüchtiges Lächeln erweckte, schon dieses Lächeln war ein Gewinn, denn sie allein zauberte es auf die bleichen Lippen. Und gibt es denn nicht auch weibliche Naturen, denen ein erobertes Glück schwerer wiegt als eines, das ohne Kampf in unsere Arme läuft? Sie war des Sieges über ihre Nebenbuhlerin in seinem Herzen gewiß. Liebte er Lydia noch, sie liebte ihn nicht mehr, und eine Geliebte, die nicht liebt, wird zum Schemen. Sie aber, Rose, sie liebte, und darum fühlte sie sich liebenswert. Sie war es ein paar Wochen lang für den Flatterling gewesen, und sie würde es wieder sein, unentwegt sein, wenn sie ganz die Seine geworden und treu zu dem Unglücklichen stand, nachdem der Glückliche ihr entflohen war. So rechnete die kleine Rose, und die kleine Rose war allezeit eine geschickte Rechnerin gewesen, wo es just nicht auf ideale Ziffern ankam. Die kluge Sidi aber sagte:

„Mein Mäxchen hat seine Meisterin gefunden und ist,

gottlob! auf dem beſten Wege, aus einem Freiheitshelden ein Pantoffelheld zu werden. Gut Heil dem armen Jungen zu der Chance! Ihnen aber, Kamerad, ſeinem moraliſchen Gegenfüßler, zweimal gut Heil! Muß man doch wahrlich ein Johanniskind ſein, wenn ſogar unſere Miſſetaten uns zum Segen gereichen ſollen. Als Tugendheld wären Sie lebtags ein Sklave geblieben; als Hehler und Helfershelfer eines Verſchwörers kommen Sie zur Freiheit und zu Ihrem Ideal. Aber ſo werden Sie doch nicht rot, junger geiſtlicher Herr. Ich meine ja nur die lieben Sterne!"

So drängten alle und alles fort aus dieſem Zwitterzuſtand, fort in reine Luft; das aber um ſo mehr, da die Zeit ſich näherte, in welcher der Wechſel der Ämter verabredet worden war und ein Aufſchub kaum ermöglicht werden konnte, ohne neue Menſchen in das Geheimnis zu ziehen. Wie eine Heilsbotſchaft wurde es daher aufgenommen, als in der Weihnachtszeit Meiſter Kurze den Ausſpruch tat, daß er nunmehr eine Translokation geſtatten dürfe, wenn auch natur- und vernunftgemäß nicht in einem Atemzug, ſondern mit einer Kunſtpauſe in der Mitte, zu welcher aus diplomatiſchen wie ärztlichen Motiven Mutter Stinas Inſelhaus ſich empfehle. Man rüſtete ſich demnach zur Reiſe.

Sidonie hatte nicht anders angenommen, als daß ſie ihren Bruder begleiten werde, um ſich im Leben nie wieder von ihm zu trennen: ſo zuverſichtlich rechnete ſie auf den Befreier Tod; und kein Tag, keine Stunde verging, wo ſie ihn nicht hinter des Greiſes Schlummerſtuhle lauern ſah, wo ſie das Ohr nicht an des Greiſes Bruſt lehnte, nach dem letzten Atemzuge lauſchend. Immer aber regte ſich wieder das wunderbare Geheimnis, Leben

genannt, und die Maschine taktierte weiter, lange nachdem der rastlose Arbeitsgeist, der sie achtzig Jahre regiert, sich abgenutzt hatte.

Am Silvestermorgen ging Dezimus Frey zum letzten Male in die Stadt seiner Ephorie, und wenn es in diesen Aufzeichnungen gelungen ist, das Wesen seiner ersten Lebensstufen deutlich zu machen, bedarf es keiner Schilderung des Kampfes, den dieser mit allem Heimatlichen abschließende Gang ihm kostete. Der altbefreundete Superintendent war längst vertraulich in den Ämtertausch eingeweiht; nun erbat sein junger Amtsbruder, zum Zweck einer Erholungsreise, sich eine geistliche Stellvertretung bis zur Ankunft des neuen Pfarrers und löste darauf einen Paß nach der Insel, ausgestellt auf seinen Namen, den seiner Pflegeschwester und seines kranken Bruders. Und das war Dezimus Freys letzte bewußte Lüge.

Heimgekehrt empfing ihn Sidonie mit der Kunde, daß ihr Großvater eingeschlummert sei für immer. Lachende Erben beim Augenschluß eines Mammonsnarren sind keine Seltenheit; diese Erben lachten nicht; erlösender aber ist kein Augenschluß empfunden worden als der dieses alten betörten Kindes von seiner jungen Hüterin. Noch eine mahnende Besprechung mit seiner Schwester unter vier Augen, eine zweite mit dem Genesenden, aus beider Munde ein entschlossenes „Ich will!", dann fügte Dezimus Frey in Konstantin Blümels geistlichem Gemach Maxens und Rosens Hände ineinander und sprach des Priesters Segen über ihren Bund.

Ein wunderliches Dreiblatt von Verschmähten und Verschmähenden, Lydia, Sidonie und Peter Kurze, war des Bundes Zeuge und unterzeichnete ein Dokument über den geistlichen Akt, das im Schloßarchiv niedergelegt wurde,

da das Kirchenregiſter an dem geächteten Hartenſtein und ſeinen Hehlern und Helfershelfern nicht zum Verräter werden durfte. Solches aber geſchehen, entkleidete Dezimus Frey ſich des prieſterlichen Ornats und richtete an ſeine vorgeſetzte Behörde ſeinen Verzicht auf das geiſtliche Amt. Als Beweggrund nannte er mit voller Wahrheit das Verlangen, ſich dem Studium der Aſtronomie zu widmen.

Sobald es Abend geworden war, der letzte Abend dieſes ſchweren Kampfesjahres, beſtieg er mit der, welche ſeine Schweſter, und dem, welcher ſein Bruder hieß, den Wagen, welcher ſie nach der nördlichen Bahnſtation führte. Dort im Coupé ſtieß – ſeinerſeits unter einem Schrei der Überraſchung – Doktor Peter Kurze mit den Geſchwiſtern zuſammen, ſetzte die Reiſe auch in ihrer Geſellſchaft fort, da er – wie mit weitſchallendem Poſaunenton verkündet ward – den Ruf in ein holſteiniſches Lazarett, behufs einer eine Meiſterhand heiſchenden Amputation, erhalten hatte.

Es mußte mit dieſer Operation indeſſen nicht allzu drängende Eile haben, denn der Operateur dampfte wohlgemut an der Lazarettſtadt vorbei, ſegelte auch ebenſo wohlgemut mit den Freunden nach der Inſel hinüber, der er erſt acht Tage darauf, nachdem er ſeinem Patienten ein zuverſichtliches „Gut Heil!“ zugerufen hatte, den Rücken kehrte. Er ſchwelgte in dem Plane, ſich in der Univerſitätsſtadt zu habilitieren und mittelſt ſeiner auf Mehlbornſchem Acker erwachſenen goldenen Ernte eine Privatklinik zu gründen, die ſich gewaſchen haben ſollte. Was, das Gewaſchenſein nämlich, nach ſeiner unmaßgeblichen Meinung, nicht von jeder Klinik zu rühmen ſei. Seinem zweitbeſten Freunde vertraute er außerdem, daß er ſich kürzlich in ein

allerliebstes Wittweibchen verschossen habe, auf geneigtes Gehör rechne, unter allen Umständen aber entschlossen sei, fortan nur noch auf Witwen — natur- und vernunftgemäß der handlichsten Spezies des schönen Geschlechts — zu reflektieren.

Max erholte sich sichtbar unter dem Wehen der Meerluft und dem Gefühle der Freiheit. Rose triumphierte. Er war weich und bewegt, oftmals mit Tränen in den Augen. Leise begann er wieder sich des Lebens zu freuen, und dieses Leben dankte er ihr.

Nach Ablauf einer Woche kam Sidonie, und Lydia begleitete sie zum letzten Lebewohl.

Lydia und Dezimus standen am Strande allein, als das Boot abstieß, in welchem Bruder Klaus die Freunde nach Helgoland ruderte. Der erste Sonnenschein des Jahres rang sich durch den Inselnebel, den Fliehenden und denen, welche ihnen nachblickten, das Symbol eines neuen Lebens.

Als der letzte Schimmer des weißen Segels verschwunden war, da stand die treue Weltenmutter glorreich leuchtend über ihren Häuptern, und Dezimus Frey hielt an seinem Herzen das Weib, welches seinen Jugendträumen als Leitstern vorgeschwebt hatte und seinen Mannesjahren die Erfüllung bringen sollte.

Bis zu diesem Abschluß, mein Konstantin, bin ich gelangt, während der Wochen, die wir auf dem unwirtlichen Eiland hinbrachten in Erwartung des Phänomens, an welchem wir die Entfernung unserer Erde von der alten, guten Sonnenmutter zu ermessen hoffen. Morgen ist die entscheidende Stunde; es regnet, am Horizonte brauen dichte Nebel, die Gefährten blicken beklommen,

noch vertraue ich aber meinem bewährten Johannisglück.

Und nun lege ich die Feder aus der Hand, mit welcher ich die Erinnerungen an dieses Glück als ein Vatererbe für dich niedergeschrieben habe. Die Tatsachen sind treu. Wie aber eine Landschaft, die sich uns im Morgengold eingeprägt hat, verwandelt scheint, wenn wir im Nachmittagsschatten auf sie niederschauen, so mag auch die Farbe, über Menschen und Dingen von dazumal, sich im Gedächtnis nachmittägig verwandelt haben, und wenn es dich etwa bedünken sollte, daß das Licht mit ungebührlichem Glanze auf die Gestalt des Helden gefallen sei, – ei nun, mein Konstantin, es sind nur die besten Autoren, die heller als ihre Helden leuchten, und wem wird ein Fünkchen Eitelkeit wohl so gern verziehen werden als dem Vater, der seinem Sohne ein Erinnerungsbild hinterlassen möchte?

Es sind nur die Stufenjahre der Jugend, die ich vollenden konnte; nicht mit Unrecht aber hat man gesagt, daß die ersten beiden Jahrzehnte, „die süßen zweiundzwanzig", wie der Dichter sie nennt, die Hälfte eines Manneslebens umfassen, und wenn es Methusalems Alter erreichen sollte. Die andere Hälfte, die mit Lydia beginnt und den Sternen, mag, soweit du sie nicht miterlebt, deine Mutter dir ergänzen. Drücke auch aus meiner Seele heraus die Segenshand an dein Herz, die so warm in der meinen gelegen und dich so treu bis heute geleitet hat.

Aber es war nicht gemütlicher Zeitvertreib, nicht die erquickende Rückschau in blaue Fernen allein, die mich trieben, deinen Blick auf das gute Heimland zu lenken, dem du Korn auf Korn entsprossen bist. Wie es einem Geschichten erzählenden Vater ziemt, lag mir eine Lehre im

Sinn, die ich dir zurufen wollte just aus der antipodischen Zone, in die ich seit Monden und auf Monde hinaus mich gebannt, um eines Lichtmomentes willen, den ein Wolkenschatten verdunkeln kann.

Es ist nahezu ein Postulat geworden, daß die Zeit, in der du zu reifen berufen bist, den idealen Lebensgehalt verkümmern läßt. In dir erfahren wirst du es nicht. Einem Sohne Lydias verkümmert nicht sein Ideal. Glaube es aber auch nicht, wenn du es hörst oder liest. Die Ideale wandeln und wechseln, erhellen und verdunkeln sich wie die Ideen, das Ideale währt und webt ewig wie die Idee. Du kennst nunmehr den Mann, den diese Zuversicht bis in seine Todesstunde beseligt hat. Und wenn es dir nicht gegeben sein sollte, die unlöschbare Flamme in Ausnahmsgeistern leuchten zu sehen und glimmen selber da, wo ihr geflissentlich Hohn gesprochen zu werden scheint, so wirst du ihren warmen Strom doch spüren in jedem guten Menschenherzen. Die Güte, deren Namen selbst unsere Sprache von Gott entnommen hat, ist das reinste Ideal.

Es sind Feiglinge, mein Sohn, und sie waren es seit Jahrtausenden, die da sagten und sagen: Nichts lieben und nichts glauben, nichts erstreben noch ersehnen als die Ruhe des Nichts heiße weise sein und einzig Erdenglück. Schwächlinge und Ärmlinge! Die Ärmsten unter uns! Sie kennen unseren Reichtum nicht einmal, unseren Reichtum selbst in der Traurigkeit, die kein Menschenglück und keine Menschenweisheit löst, weil sie das ewige Erbteil ist, das den Menschen erst zum Menschen macht.

Kämpfe darum mutig, mein Sohn, und scheue der Wunden nicht, um das, was du in dir trägst, zu behaupten im Gestritt der Welt. Denn nur dieses Eigenste ist dein Glück. Das holde Gestirn, an dem wir die Sonnenkraft

ermeſſen, es hat auch über deiner Wiege geſtanden und wird dich leiten durch das Leben, bis es als Abendſtern dir leuchten wird dort hinüber, wo wir mit reiferen Sinnen das Wandelbare zu erfaſſen und mit tieferem Sinn das Unwandelbare zu ergründen hoffen.

Nachwort

Der dritte und umfangreichſte Roman der Louiſe v. François, dem ſie ſchon im Titel („Stufenjahre eines Glücklichen") ein programmatiſches Leitwort mit auf den Weg gab, entſtammt den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als ſie ſelbſt ſchon am Ende des ſechſten Jahrzehnts ihres Lebens, des letzten ihres dichteriſchen Schaffens, ſtand. Nur die Novelle „Der Katzenjunker", ihr „letztes Fabulieren", folgte noch dieſer großen Romanſchöpfung nach, die als der Schwanengeſang ihrer dem thüringiſchen Vorland an der unteren Saale entſprungenen Heimatdichtung angeſprochen werden muß. Denn die Heimat, nicht nur ihre feſt in einem Familienſinn von ganz beſonderer Kraft wurzelnde perſönliche Eigenart, gibt ihren Romanen das Gepräge. Das ſtarke Eingewachſenſein ihrer Erzählergabe in den landſchaftlichen und völkiſchen Grund, dem ſie ſelbſt entſtammt war, verleiht dieſen Dichtungen, die ſie freilich in ihrer übergroßen Beſcheidenheit gegenüber den Kunſtſchöpfungen ihres Altersfreundes Conrad Ferdinand Meyer nur als kunſtloſe Fabuliereien bewertet, das Kernige, Geſunde, Bodengewachſene einer echten Heimatdichtung und geſtaltet ſie zu lebendigen Zeugniſſen der leiſen Bewegung des Volksempfindens innerhalb einer ziemlich ſcharf umgrenzten deutſchen Landſchaft und eines ganz beſtimmten, ereignisreichen geſchichtlichen Zeitraums. Es iſt deshalb für die Entſtehungsgeſchichte und die Art dieſer Romane nicht ohne Bedeutung, daß die Dichterin während des Jahrzehnts, in dem ſie entſtanden ſind, auch eine rein hiſtoriſche Darſtellung dieſes Zeitraums, nämlich der Periode der napoleoniſchen Kriege, verfaßte. Sie gewinnen dadurch einen inneren geſchichtlichen Zuſammenhang, in den nicht nur ihre äußeren Handlungen, ſondern auch die feineren Züge

einer ganz bestimmt gearteten Menschlichkeit, an denen sie so reich sind, sich von selbst einfügen; und zwar in historischer Folge sich einfügen, denn die einzelnen Zeiträume, in die die Handlungen der drei Romane verlegt sind, ergänzen sich, wenn auch mit einigen Überschneidungen, zu einem fest in sich geschlossenen dichterischen Gesamtbilde, das dem eben erwähnten historischen, welches aus der gleichen Feder stammt, in schöner Bildhaftigkeit zur Seite tritt. Man darf deshalb den dritten Roman keinesfalls wegen des angeblich geringeren künstlerischen Wertes, der ihm gegenüber der „Letzten Reckenburgerin" und „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" innewohnen soll, aus diesem Zusammenhange herauszulösen und in den Hintergrund zu stellen suchen, wenn man nicht das Gesamtbild, das die Dichterin von ihrem Heimatboden und Heimatleben entrollt und sicherlich entrollen wollte, schmählich zerstören will. Man soll im Gegenteil auch schon unter dem Gesichtspunkte der historischen Kontinuität die feinen Fäden zu entdecken suchen, die diesen dritten Roman innerlich an seine beiden Vorgänger knüpfen.

Zunächst mag schon ein kurzer Überblick über den Gesamtzeitraum, den die Handlungen der drei Romane ausfüllen, auf diese Fäden hinweisen. Er umfaßt im großen und ganzen betrachtet das Jahrhundert, das zwischen dem siebenjährigen Krieg und dem Jahre 1848 liegt, also die vier Generationen, deren inneres Denken und Empfinden der Dichterin aus der Erinnerung ihres Elternhauses wie aus eigenem Miterleben ebenso genau bekannt und vertraut waren wie die äußeren geschichtlichen Ereignisse, die an ihnen vorübergezogen waren. In „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" werden wir in diesem Raume am weitesten zurückgeführt: in die Werde- und Lebenszeit der Angehörigen

der beiden ersten unter den vier Generationen bis zum Schlußpunkt der Handlung in der Schlacht bei Dennewitz. In der „Letzten Reckenburgerin" hebt die eigentliche Handlung erst unmittelbar vor der Schlacht bei Jena an, um sich fortzuspinnen durch die zwanzigjährige Restaurationszeit nach den Freiheitskriegen hindurch bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Und in den „Stufenjahren eines Glücklichen" führt der Gang aus der Restaurationszeit hinaus noch einen bedeutsamen Schritt weiter bis tief in das Revolutionsjahr 1848 hinein.

Gerade dieser letzte Schritt muß uns aber wichtig erscheinen für die innere Entwicklung der Dichterin, denn er führt sie aus der fast behaglich zu nennenden Versenkung in das Familiengeschichtliche und Persönlichkeitsgeschichtliche am kräftigsten hinein in die Beschäftigung mit dem Volksgeschichtlichen. Aus der bloßen Erzählerin wird, während sie diesen Schritt tut, eine tief in das Innere der Volksseele hinabsteigende Erzieherin, in dem Sinne, in dem jeder wurzelständige Heimatschriftsteller durch die zu einem inneren Zwang gewordene Teilnahme an den Geschicken seines Volkes und seines Stammes auf die Ausgestaltung, Kräftigung und Vertiefung des sittlichen Empfindens der Heimatgenossen hinzuwirken sich bemüht und dieses Bemühen in ethischer Richtung schließlich über jedes ästhetische Wirken stellt. Noch in ihrem zuerst erschienenen Romane „Die letzte Reckenburgerin" wollte sie zunächst, anknüpfend an ein romanhaftes Vorkommnis in ihrem Heimatstädtchen Weißenfels, „an zwei Frauengestalten zeigen, wie die beleidigte Natur sich rächt, die versäumte sich hilft", aber schon damals wuchs ihr die Handlung über diesen Grundgedanken rein individualistischen Gepräges hinaus in das nicht nur menschlich, sondern auch

landschaftlich und völkisch Allgemeine, also in das Historische in höherem Sinne hinein; als sie sodann die Hand anlegt an die Niederschrift der Erzählung von Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen, geschieht es zunächst in dem Bedürfnis, „die alten Erinnerungen ihres Geschlechtes wieder aufzufrischen", also mit einem schon ausgesprochen historischen Grundgedanken, der ihr aber sich ebenfalls während der Arbeit zur Vertiefung eines ethnologisch sehr bedeutsamen und in den großen Völkerkampf der napoleonischen Zeit vielfach stark eingreifenden Gegensatzes ausweitet. Und in den „Stufenjahren eines Glücklichen", die sich an die Vertiefung und Ausweitung der beiden früheren Vorwürfe mit einer gewissen Folgerichtigkeit anschließen, wird dann das ursprünglich nur historisch, d. h. stammesgeschichtlich Bedingte ihr unter der Hand zu der in volkserzieherischem Sinne gefaßten Forderung eines idealen Lebensinhalts und einer unzerstörbaren Lebensfreudigkeit erhöht, damit aber auch der Kreis geschlossen, in dem sich während der ein Jahrzehnt in Anspruch nehmenden Arbeit an ihren Heimatdichtungen ihr kräftig bejahendes Heimats- und Vaterlandsgefühl dichterisch klären und zur innerlichen Reife gelangen mußte. In diesem Sinne ist der letzte Roman der Françoise als eine Erfüllung zu betrachten, als ein Fortschritt ihrer zunächst nur in einem festen Familiengefühl wurzelnder persönlicher Eigenart über die Grenzen des Stammesempfindens hinaus zu allgemein menschlichen Lebenszielen.

Solch ein Fortschreiten mußte sich gerade in dieser Dichterin mit Notwendigkeit vollziehen, denn sie war, wie sie einmal bei der Rückschau auf ihr Lebenswerk in einem Brief an C. F. Meyer hervorhebt, von klein auf so eng verwachsen mit jener verschollenen, bewegten Zeit, die sie

in ihren Romanen schildert („da alle mir Nächststehenden der vorangehenden Generation an ihr teilgenommen hatten, die Männer tätigen, die Frauen leidenden"), daß ihr eigenes Fort- und Weiterleben in dem Gedanken- und Empfindungskreis dieser Generation und der dann sie ablösenden zu einer inneren Selbstverständlichkeit wurde, besonders da sie viel in großer geistiger Einsamkeit gerade in den entscheidenden Arbeitsjahren zubrachte. Aus solchem Weiterspinnen der alten Erinnerungen und durch ihre Verschmelzung mit den eigengewonnenen Eindrücken aus neuen Ereignissen mußte sich aber folgerichtig der Übergang der erzählenden Dichtung zu der im volkstümlichen Sinne erzieherischen entwickeln, wie er sich in dem dritten ihrer Heimatromane ersichtlich darstellt.

Zudem gehört Louise v. François zu den Ausnahmemenschen, die in einem ununterbrochenen inneren Zusammenhang mit dem besonderen Volksempfinden in einer zeitlich unmittelbar vorangegangenen und örtlich sie noch immer eng umschließenden landschaftlichen Umgebung leben, ohne dabei jedoch den Ausblick in die Weite des individuellen Menschenlebens wie des großen geschichtlichen Völkerlebens zu verlieren. Sie gewann aus dem Festhalten jenes Zusammenhangs das Urwüchsige des dichterischen Empfindens, aus diesem Ausblick in die Weite aber das scharfe und sichere Urteil über die sie unmittelbar umgebenden geschichtlichen Vorgänge und menschlichen Erscheinungen. Ihre fein beobachtende Dichterfreundin Marie v. Ebner-Eschenbach hat dies wohl erkannt, wenn sie unsere Dichterin zu denen rechnet, „deren Schaffen mit der Natur mehr Verwandtes hat als mit dem des bewußt nach künstlerischen Zielen Ringenden". In der Tat brauchte die François nicht bewußt nach einer besonderen, vielleicht

ſogar außerhalb ihres Zuſammenhangs mit ihrer natürlichen Umgebung liegenden Ausgeſtaltung ihres „Fabulierens“ zu ringen; ſie wäre wohl dazu überhaupt nicht fähig geweſen, denn auch die Form ihres Erzählens ergab ſich mit Naturnotwendigkeit eben aus ihrem innigen Zuſammengewachſenſein mit ihren Stoffen, und keine andere Form als die, in der die Stoffe ſich in ihr ſelbſt darſtellten, war ihnen gemäß. Man ſollte deshalb am wenigſten bei der kritiſchen Betrachtung ihrer Heimatromane von dem eigentümlichen Reiz ihrer Erzähler*kunſt* ſprechen, denn es iſt nicht „Kunſt“, was wir hier bewundern oder auch gelegentlich tadeln können, ſondern es iſt eine unmittelbar aus der Natur der Stoffe hervorſpringende Erzähler*gabe*, die ſich nicht anders geben konnte, als ſie ſich gab, und wenn tauſendmal eine äſthetiſch kritiſche Beeinfluſſung von außen her die Dichterin dazu verlockt hätte.

Nun iſt freilich nicht zu leugnen, daß das bewußte Ringen nach künſtleriſchen Zielen dem dichteriſchen Schaffen der François zuweilen in ſo hohem Grade fehlt, daß dieſer Mangel den Reiz ihrer natürlichen Erzählergabe zu überdunkeln beginnt und daß deshalb die kritiſche Beurteilung ihrer Schöpfungen in Verſuchung geriet, jenen Reiz ganz außer acht zu laſſen. Am meiſten war dies wohl der Fall bei der Aufnahme ihres dritten Romans ſelbſt im Kreiſe ihrer treueſten Verehrer, während doch gerade dieſer Schwanengeſang ihrer Heimatkunſt mehr noch als die beiden anderen Romane auf ihre innere Verwandtſchaft und ihr inniges Verwachſenſein mit der ſie umgebenden Volksnatur hätte hinweiſen und die als künſtleriſche Schwächen empfundenen Abſonderlichkeiten in ihrem Naturgewachſenſein hätte deutlich machen ſollen. Aber das erſtmalige Erſcheinen der „Stufenjahre eines Glücklichen“ fiel in eine Zeit, in

der die ästhetische Wertschätzung der künstlerischen Form in eine Überschätzung ausgeartet war und bei weitem das Gefühl für den geheimnisvollen Zusammenhang der echten Dichtung mit volkstümlichem Empfinden überwog. Und dieses Mißverhältnis hat in den drei Jahrzehnten, die seit jener Zeit verflossen sind, trotz der inzwischen wiedererwachten Freude an echter Heimatkunst und trotz der sodann unsere heimatlichen Gefühle aufrüttelnden Kriegsstürme an Bedeutung für die literarische Kritik noch nicht genug eingebüßt, um den „Stufenjahren" eine frühere Rückkehr an das Licht der Öffentlichkeit, als sie jetzt geschieht und als sie auf jeden Fall verdient hätten, zu ermöglichen. Sie blieben über der „Letzten Reckenburgerin" vergessen im Hintergrunde stehen, und ihrer Verfasserin klang das öffentliche Vorurteil ins Grab nach, daß sie außer diesem ebengenannten Werke und höchstenfalls den „Zwillingssöhnen der Frau Erdmuthe" keinen bedeutenden Roman mehr hervorgebracht, auf keinen Fall die Innerlichkeit ihres Schaffens, die sie in der Dichtung von Fräulein Hardinens Schicksal an den Tag gelegt, jemals wieder erreicht habe. In der Tat konnte die Formlosigkeit im Aufbau der breit sich hindehnenden Handlung des neuen Romans der nun schon beliebt und berühmt gewordenen Verfasserin, ihr zuweilen ins Barocke ausartender Altersstil, ihr in seiner Tiefgründigkeit nicht immer und nicht überall verstandener sorgloser Humor den an die zusammengefaßte Kraft der Reckenburgerin gewöhnten und durch sie verwöhnten Leser vielfach enttäuschen. Als künstlerische Schwäche und dichterische Alterserscheinung erschien das, was im Grunde nur die Frucht einer goldenen herbstlichen Reife ist, gegenüber der blühenden Frühlings- und üppigen Sommerkraft, die in den beiden ersten Romanen sich kund taten.

So wurde denn auch die Passivität des eigentlichen Helden dieses Romans, des im Mittelpunkte der reich bewegten Handlung stehenden Hirtensohns Dezimus Frey, als künstlerischer Mangel, der unverwüstliche, auf rein menschlicher Güte sich aufbauende Idealismus seines Pflegevaters, des trefflichen Pfarrers Konstantin Blümel, als allzusentimentale Lebensweichheit empfunden, während die Gegenspieler gegen dieses ideale Paar, mögen sie nun dem Hartensteinschen aristokratischen Familienkreise oder dem in dem hoffärtigen und geizigen Pächter Mehlborn allzustark karikierten Bauernstande entstammen, in romanhafter Weise teils überhöht, teils ins Lächerliche und Niedrige verzerrt erschienen. Man übersah, daß in diesem Schlußgesang, der die Dichterin in ihrer künstlerischen Eigenart in besonders starker Licht- und Schattenwirkung zeigt, auch ihre menschliche Persönlichkeit schärfer zum Ausdruck kommt als in den beiden anderen Romanen und in dem größten Teil ihrer Novellen; daß sie hier noch einmal ihre tiefste Lebenserfahrung in einem Brennpunkt sammelte und dabei in sozialem Sinne ihr Bestes ausgab, ihr Reifstes verkündete. Man legte einen rein ästhetischen Maßstab, auf den sie bei ihrem gesamten Schaffen niemals Rücksicht genommen, ja niemals auch nur mit einem Seitenblicke hingeschielt hatte, gerade an ihr letztes Werk, das doch im Grunde ihr ethisches Testament sein sollte. So konnte denn auch die als Schlußbetrachtung in naiver technischer Hilflosigkeit angeheftete Ansprache des fingierten Verfassers an seinen Sohn, die den Inhalt des Ganzen noch einmal in kurzen Zügen rekapituliert, nur als ein Verlegenheitsprodukt erscheinen, das dem Unkünstlerischen des Ganzen den Stempel aufdrückte. Und doch liegt in diesen wenigen Schlußseiten nicht nur das soziale Glaubens-

bekenntnis der Dichterin, sondern in rührender Vertrauensseligkeit auch ihr Bekenntnis zu dem Höhenwert der ethischen Lebensauffassung gegenüber der nur ästhetischen vor uns ausgebreitet, und wie schon vom Titelblatte aus eine freudige Lebensbejahung dem Leser entgegenleuchtet, so weist von den Schlußblättern die Überzeugung von dem einzigen und wahren Grund des menschlichen Lebensglücks auf ihr fest ausgebildetes volkserzieherisches Empfinden hin.

Daß Louise v. François, die mit besonders starken Banden durch das immer in ihr lebendig gebliebene Bewußtsein von ihrer Herkunft an eine bevorzugte Volksschicht gefesselt blieb, den aus der untersten und am meisten mit Füßen getretenen Volksschicht herausgewachsenen Dezimus zum Träger ihrer Romanhandlung, also zum eigentlichen Helden erwählte, geschah in dem sicheren Gefühl für die geheimnisvollen Kräfte, die in der Tiefe des Volkslebens und der Volksseele schlummern und die nur der Erweckung und Erwärmung durch den Sonnenstrahl echter menschlicher Güte bedürfen, um sich zu voller Blüte zu entfalten. Das ist der soziale Glaube der Dichterin, und das ist ihr einfaches ethisches Bekenntnis. In der holden Tumbheit eines Parsival schreitet der durch die unbefangene Güte eines edlen Menschenpaares aus der Verwahrlosung gerettete Sohn des ärmsten deutschen Volkes durch sein glückliches Jugendleben, gestützt und getragen durch die in bunter Fülle ihn umgebenden Verhältnisse und Personen, bis er in die Verwirrung, in die diese durch menschliche Härte, Selbstsucht und Vorurteile geraten, selbst helfend und befreiend einzugreifen die Kraft gewonnen hat. Wer ahnte nicht in der Erzählung von diesem Lebenslauf des Hirtensohns den ihr zugrunde liegenden Gedanken, daß auch unser deutsches Volk durch eine ethische Vertiefung

und Durchdringung seiner äußeren Geschicke aus der Verwirrung aller Art befreit werden müsse, und wer sähe nicht in der idealisierten Gestalt der Edelmannstochter, die am Schluß des Romanes dem Hirtensohne die Hand reicht zum edelsten Lebensbunde, den sozialen Traum der Dichterin von einer Verbindung aller Schichten unseres Volkes zur wahren Erhöhung des Daseins zum phantasievollen Ausdruck gebracht! Vielleicht kann in der Tat, wenn wir ihn unter diesen Gesichtspunkten in erster Linie betrachten, der Schlußgesang der dreiteiligen großen Heimatdichtung der Louise v. François, in dem Sinne, in dem sie es wohl ersehnte, erhebend und befreiend auf weite Kreise unseres Volkes wirken.

Oskar Bulle.

Druck der Pierer'schen Hof-
buchdruckerei in Altenburg

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03471 1823

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03471 1823